UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1913

urn:nbn:de:hbz:466:1-81158

Visual Library

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang
№ 1

Erscheint monatlich und ostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Unser kleiner Held (Aloys Fox in Kevelaer)
hat die Siebenmeilenstiefel angezogen und tritt nun eine Weltreise an.

Köln a. Rh.
Januar 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neujahrslied.

Glockenklang und Freudengrüße
Künden laut von Land zu Land,
Daß ein altes Jahr verronnen,
Daß ein neues Jahr entstand.

Glück- und Segenswünsche schallen
Ueberall aus Herz und Mund,
Frische Hoffnung lebt in allen,
Neu erscheint der Erdenrund.

Weißt du, ob uns Freud' ob Leiden
Dieses neue Jahr beschert,
Ob zum Sieg sich unser Streiten
Und zum Frieden bald verklärt?

Einer ist, der hat's ermessen,
Und die Seiner nicht vergessen,
Denen lenkt Er stets zum Heil,
Was nur immer wird ihr Teil.

Drum zu Seiner Fahne stehen
Wollen treu wir fort und fort,
Erd' und Himmel wird vergehen,
Aber nicht sein ewig Wort.

Laßt uns alle mutig streiten,
Heiß die Schlacht, doch groß der Lohn,
Welchen Engel uns bereiten
Dort an Gottes hehrem Thron.

Glück zum neuen Jahr euch allen,
Und wenn Gott es mög' gefallen,
Unser Kampf für Recht und Pflicht
Führt durch Kreuz und Nacht zum Licht. S.

Ein gutes neues Jahr!

so rufen wir beim bevorstehenden Jahreswechsel allen Freunden, Gönnern und Wohltätern der Mariannhiller Mission, sowie sämtlichen Lesern und Leserinnen unseres Missionsblättchens zu. Ein recht gutes, wahrhaft gottgesegnetes neues Jahr wünschen den Genannten auch unsere schwarzen Neuchristen, Schulkinder und Katechumenen; und wir alle benützen mit Freuden den schönen Anlaß, um allen unsern hochverehrten Freunden und Wohltätern von ganzem Herzen zu danken für all' das viele Gute, das sie uns auch im Laufe des letztverflossenen Jahres erwiesen haben. Möge es der Herr jedem einzelnen von ihnen mit dem reichsten Gottessegen vergelten! —



Im allgemeinen können wir auf das Jahr 1912 mit dankbarer Genugtuung zurückblicken, denn Gottes Segen ist uns treu geblieben. Im Missionshause „St. Paul" in Holland, der neuen Pflanzschule der Mariannhiller Missionare, wurde fleißig gebaut, und schon eine recht erfreuliche Anzahl von Postulanten, Novizen, Studenten und Lehrern gewonnen. Unsere Missionsstation Czenstochau in Südafrika bekam eine neue, geräumige Kirche, desgleichen Triashill in Rhodesia, während in „St. Michael" eine neue Mädchenschule gebaut wurde, anderer Bauten, sowie der Errichtung verschiedener Außenstationen und Katechesenstellen in Natal sowohl wie in Rhodesia und der Kapkolonie gar nicht zu gedenken. Doch Zahlen reden klarer als Worte, d'rum folge in Nachstehendem die vom 1. Juli 1912 datierte

Statistik der Mariannhiller Mission.

Ordenspriester	62
Weltpriester	5
Priesteramtskandidaten	17
Laienbrüder	234
Missionsschwestern	333

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsstationen (selbständige)	30
Kirchen und Kapellen	87
Katechesenstellen	343
Schulen	87
Waisenhäuser	48
Werkstätten	86
Apotheken	21
*	
Weiße Lehrer und Lehrerinnen	54
Schwarze „ „	91
Weiße Katecheten	18
Schwarze „	52
Pfleglinge im Kindergarten	174
Knaben und Mädchen in den Kostschulen	2 288
„ „ „ „ „ Tagesschulen	2 675
Kinder in den Werkstätten	685
Kinder in der Landwirtschaft	1 622
*	
Taufen im letzten Jahre	3 342
Letzte Taufnummer	27 516
Katechumenen	5 659
Beichten im letzten Jahre	119 320
Kommunionen im letzten Jahre	286 961

Das sind für afrikanische Verhältnisse gewiß sehr günstig lautende Zahlen, doch mit dem Psalmisten wollen wir in Demut sprechen: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!" Ps. 113, 9. Auch sind diese Erfolge zum großen Teil der hochherzigen Opferwilligkeit unserer Freunde und Wohltäter zuzuschreiben; ohne materielle Unterstützung von außen her würde das schönste Missionswerk bald stille stehen. Möge uns der liebe Gott im kommenden Jahre die alten Wohltäter erhalten und denselben viele neue zuführen. Das walte Gott!

Die Missionsfrage auf dem eucharistischen Kongreß in Wien.

Bei dem herrlichen Eucharistischen Kongresse, der vom 11. bis 15. September 1912 in Wien stattfand, und der trotz der Ungunst der Witterung in seinem prachtvollen Verlaufe nicht seinesgleichen hatte und wohl kaum mehr haben wird, wurde auch eine eigene Missionsversammlung abgehalten. Die „Wiener Reichspost" berichtete darüber folgendes:

Heftig gießt der Regen vom Himmel. Wer auf die Straße gehen muß, beflügelt seine Schritte, um nicht gänzlich durchnäßt zu werden. Je näher wir aber der Kirche Am Hof kommen, desto dichter werden die Scharen, die dem Gotteshause zueilen. Es sind die Verhandlungen über die Glaubensverbreitung, die eine so mächtige Anziehungskraft ausüben.

Die Kirche ist gedrängt voll; vor allem sind es Priester und Kleriker, die sich um die Kanzel drängen. Aber auch viele Laien stehen in den weiten Hallen der Kirche in gespannter Erwartung.

Den Präsidentenstuhl nimmt Kanonikus Graf Esterhazy ein. Ihm zur Seite fungieren als Vizepräsidenten P. Hubert Hansen, Rektor des Missionshauses St. Gabriel, und Abt Danner. Die Versammlung zeichneten durch ihre Gegenwart aus: Kaiserl. Hoheit Erzherzog Josef samt Familie und Ihre Königl. Hoheit Herzogin von Parma usw.

Als erster Referent bestieg die Kanzel der apostolische Missionar Fr. A. Murphy (China). Der hochwürdige Missionar war in chinesischer Kleidung und trug die Mütze, die die katholischen Priester in China zu tragen pflegen. Bevor er seine Ausführungen über das Thema „Die Eucharistie, der Anfang und das Zentrum der Bekehrung zum Glauben" begann, sprach er ein Gebet in chinesischer Sprache. Dann führte er unter anderem folgendes aus:

„In der Herrlichkeit der alten Kaiserstadt Wien versammelte sich die katholische Welt zur Feier des eucharistischen Heilandes. Die Eucharistie ist für die Söhne und Töchter der katholischen Kirche und noch mehr, auch für die in Finsternis lebenden Heiden, das was die Sonne ist für alle lebenden Wesen. Betrachten wir nur einmal die weiten Reiche des Heidentums, über die kein verklärender Schimmer des Lichtes Gottes schwebt. In uraltem Aberglauben schmachten Millionen Menschen und sehnen sich nach dem eucharistischen Gott. Die heilige Eucharistie ist der Anfang und der Mittelpunkt aller Missionstätigkeit. Der Anfang ist sie, denn durch sie allein kommt alle Inspiration und Kraft, die nötig ist um die Heimat, Vater und Mutter und alle lieben Freunde zu verlassen und in fremder Gegend allen Gefahren und Entbehrungen, ja dem Tode selbst freudig entgegenzugehen. In solcher Verbannung ist die heilige Eucharistie die einzige Trostquelle in namenloser Trübsal, ohne diesen Mittelpunkt, ohne die erwärmenden Strahlen der eucharistischen Sonne könnten Menschenkräfte nicht ausreichen.

Der Wiener Eucharistische Kongreß wird in der Geschichte der Missionen einen hervorragenden Platz einnehmen, da er der erste ist, an dem den Missionen Gelegenheit gegeben wurde, die Sehnsucht nach dem eucharistischen Gotte so vieler Heidenvölker auszusprechen."

An zweiter Stelle referierte Prof. Dr. Schmidlin (Münster), über das Thema:

Ein Weckruf des eucharistischen Heilandes.

Wir skizzieren aus seinen hochinteressanten Ausführungen die folgenden wesentlichen Gedanken:

Mein verehrter Vorredner hat die hohe Stellung und Bedeutung der hl. Eucharistie auf dem Missionsfelde unter den Heidenvölkern und Neubekehrten in lebendiger Weise geschildert. Wir dürfen diese Schilderung aber nicht nur mit Freude zur Kenntnis nehmen, es tritt an uns die Forderung heran, auch Missionstaten zu leisten. Gerade das allerheiligste Altarssakrament muß als Weckruf an die heimatliche Christenheit gelten, der Ausbreitung des eucharistischen Reiches alle Kräfte zu widmen. Für die ganze Welt ist das Kreuzesopfer dargebracht worden und für die ganze Welt hat Christus das Gedächtnis an dieses eingesetzt. Schon im alten Bunde lesen wir vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange . . . . . wird ein neues Speiseopfer dargebracht werden. Aehnliche Stellen ließen sich aus den Propheten viele anführen. Was dieselben verkündet haben, hat Christus verwirklicht. „Trinket alle daraus", spricht der Heiland beim Einsetzungsritus und „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt". Auch aus dem Neuen Testament ließen sich ähnliche Aussprüche in Fülle anführen.

Aus allem geht hervor, daß die heilige Kommunion zur Vereinigung Christi mit allen Menschen eingesetzt ist. Wie unser Heiliger Vater, um auf unsere Gegenwart zu kommen, des öfteren und besonders in den bekannten Dekreten den Wunsch nach dem öfteren Emp-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fang, ja dem täglichen Empfang der hl. Kommunion äußert, so ist extensiv die Verbreitung der hl. Kommunion auf der ganzen Welt zu wünschen und mit allen Kräften und Mitteln anzustreben. Die hl. Eucharistie ist als Opfer wie als Sakrament ihrer Natur nach so universell wie die Erlösung und die Kirche. Mit dem neuen Bund ist der enge Rahmen des jüdischen Nationalkults und des alttestamentarischen Partikularismus durchbrochen, mit dem Evangelium, das Christus allen Völkern der Erde zu predigen gebot, hat er auch allen Völkern der Erde sich selbst als Opferlamm geschenkt. Aus dem Wesen der Eucharistie fließt also auch der Missionsgedanke.

Betrachten wir die Geschichte der Missionen, so sehen wir allerdings auch verkehrte Bestrebungen, die speziell die hl. Eucharistie betreffen. Selbst innerhalb der katholischen Mission glaubte man im 16. Jahrhundert den armen Eingeborenen ferner Länder die hl. Eucharistie vorenthalten zu müssen, weil sie nicht das genügende Verständnis für dieselbe hätten. Dieser unglaublichen Verirrung gegenüber war es der Jesuit Acosta, der dafür kämpfte, daß gerade die hl. Eucharistie auch den Wilden nach genügender Vorbereitung nicht vorzuenthalten sei. Gerade diese brauchten sie besonders, um nicht in ihren Sünden zu verkommen. Erfahrungsgemäß trägt gerade die Stärkung durch die hl. Eucharistie auch unter die wildesten Völker die staunenswertesten Früchte. Wer immer durch Christi Bad gereinigt ist, darf nicht mehr als unrein angesehen werden. Und welche für die Ehre Gottes eifernde Seele wäre nicht durchglüht vom Eifer, die hl. Eucharistie überall anerkannt und angebetet zu finden? Wer ihre Wirkungen an sich verspürt, wird durch das Gebot der Liebe zu dem Verlangen gezwungen sein, daß auch denjenigen, die noch in der Finsternis und im Todesschatten sitzen, endlich einmal die strahlende Sonne aufgehe.

Eucharistie bedeutet eigentlich den Dankgottesdienst für die Erlösung, Dankgottesdienst für die Wohltaten und Großtaten des Christentums. Dieser Dankgottesdienst ist um so willkommener, je mehr die Menschheit, die erlöst worden ist, daran teilnimmt: und zwar trägt der Zusammenhang der eucharistischen und der Missionsbewegung gerade für die Gegenwart dringlichen und aktuellen Charakter. Wir stehen an einem welthistorischen Wendepunkt der Missionsgeschichte. Die verschiedensten und fernstliegenden Rassen und Nationen sind sich durch die ganze moderne Entwicklung so nahegerückt, daß eigentlich schon in der ganzen Welt ein einziger Kampf für und gegen Christus lodert. Es handelt sich darum, ob Millionen und Millionen gewonnen oder verloren werden, und die Arbeit muß um so schneller einsetzen, als viele Völker sich mehr und mehr von ihren europäischen Lehrmeistern zu emanzipieren drohen, noch bevor bei denselben das Christentum genügend breiten Boden gefaßt. Dieser Gedanke schon zwingt dazu, in letzter Stunde alle Kräfte aufzubieten, um den Kampf für Christus zu entscheiden. Für die Länder deutscher Zunge wird die Missionsarbeit umso dringender, als die Missionstätigkeit Frankreichs, das bisher an der Spitze marschierte, infolge seiner inneren Krisen mehr und mehr zurückgeht, und weil der deutsche Protestantismus seinerseits immer größere Opfer für die Missionen bringt, die dem Katholizismus den Boden abgraben. Die allgemeinen wie die speziellen Missionsvereine finden überall Eingang. Soll da das katholische Deutschland und das katholische Oesterreich, das apostolische Ungarn zurückbleiben und gefühllos dem heißen Ringen zusehen, das in den Heidenländern entbrannt ist? Soll besonders Oesterreich vergessen, daß es sich immer als Vormacht des Christentums gegen das von Osten hereinbrechende Heidentum bewährte?

Wie aber, um zur praktischen Nutzanwendung überzugehen, sollen wir unseren Missionseifer betätigen? Wir sollen erstens den Missionen unser Gebet schenken, dann aber sollen wir durch Almosen nach Kräften die Missionsbewegung unterstützen. Und damit Organisation in die ganze Bewegung komme, ist es ratsam, sich an Missionsorganisationen zu beteiligen, zum Beispiel an den Missionsvereinen, denen jeder gute Katholik angehören soll. Besonders gilt dies natürlich für den Priesterstand. Ihm steht ja auch noch für die Missionsbewegung die Kanzel, der Unterricht, die Einzelseelsorge, die Vereinstätigkeit, Missionsfeste und Missionsandachten zu Gebote. Und die Kraft, unsern Missionseifer in jeder Beziehung zu bewahren, können wir gerade aus der heiligen Eucharistie schöpfen, deren Lehre, deren Wirkung und Segnung auf der ganzen Welt verbreitet werden soll. Darum hat auch der Missionsgedanke auf unserem Eucharistischen Kongreß seine gebührende Stellung gefunden. Eine symbolische Verkörperung der Missionsweihe ist es, daß die Anbetungskirchen im Zusammenhang mit dem Kongreß als dauerndes Wahrzeichen den Franziskanerinnen als Missionärinnen übergeben werden. Schließen wir mit dem eucharistischen Missionsgebot: „Wie dieses gebrochene Brot, von den Bergen her gepflückt und zusammengetragen, ein Ganzes wird, so möge seine Kirche gesammelt werden von dem Ende der Erde in sein Reich.““ (Schluß folgt.)

Bilder aus unserer Mission im Maschonaland.

Vom Hochw. Father Franz Mayr.

Die Monate Mai bis September sind die günstigste Jahreszeit, um im Maschonaland (der offizielle Name lautet Rhodesia) größere Reisen zu unternehmen. Man hat eben während dieser Zeit keine andauernden Regen zu befürchten, und infolge dessen sind auch die Flüsse leicht passierbar. Die Nächte sind kühl und gewähren dem müden Reisenden nach der heißen Tageshitze erquickenden Schlaf.

Als ich im März 1912 wenige Wochen vor meiner Abreise nach Europa — ich schreibe diese Zeilen im Marianhiller Missionshause „St. Paul“, Arcen b. Venlo in Holland — noch einmal unsere sämtlichen Außenstationen, auch die entferntesten, besuchte, war ich mit einem photographischen Apparate versehen, und somit bin ich in der glücklichen Lage, den geehrten Lesern und Leserinnen des „Vergißmeinnicht“ unser dortiges Missionsfeld an der Hand der erworbenen Bilder besser beschreiben zu können. Das erste Bild zeigt uns

Das Missionspersonal in Rhodesia.

Dasselbe findet sich allerdings schon in der November-Nummer 1912, allein weil dort der nähere erläuternde Text fehlt, wollen wir es heute unsern Lesern ein zweitesmal vorführen. Der in der Mitte sitzende Missionar ist der Hochw. P. Bonaventura Jäckel. Er war zur Zeit der Aufnahme des Bildes gerade als Gast in Triashill anwesend, sonst aber weilt er als Superior und Missionar in Monte-Cassino bei Maschcke, einer zweiten Missionsstation in Rhodesia. Er ist dort der Superior, und stehen ihm noch zwei Brüder und vier

Missionsschwestern zur Seite. Monte-Cassino ist ungefähr 80 Kilometer von Triashill entfernt und liegt leider in einer Fiebergegend. Infolgedessen hat die Gesundheit des guten Paters schon ziemlich gelitten.

Rechts von P. Bonaventura (d. h. vom Beschauer aus gesehen, links) sitzt der Superior von Triashill, der Hochw. P. Adalbero Fleischer, der über seine herrlich aufblühende Mission schon viele hochinteressante Berichte veröffentlichte und daher den Lesern des „Vergißmeinnicht" schon längst bekannt ist. Der dritte Priester auf dem Bilde ist der Hochw. P. Ignatius Krauspenhaar; er weilt zwar erst kurze Zeit in Triashill, ist aber der Sprache der Eingeborenen schon ziemlich mächtig und unterstützt kräftig seinen Hochw. P. Superior.



Missionspersonal in Rhodesia. (Text: Siehe „Missionsbilder aus dem Maschonaland".)

Hinter den Patres stehen in einer Front die Brüder. Zunächst (hinter P. Adalbero) Br. Paphnutius, der Zimmermann und Schmied von Triashill, der übrigens zeitweilig auch in Monte-Cassino Aushilfe leisten muß. Dann folgt Br. Aegidius Pfister, der unermüdliche Schullehrer und Katechet. Er hat die Ehre, der Senior unserer dortigen Mission zu sein, denn er ist unter allen jetzt in Triashill anwesenden Missionaren zuerst dorthin gekommen. Sein Verdienst um die Schule und die Gründung neuer Katechesenstellen und Außenstationen ist groß. Endlich sind noch zu sehen Br. Maximus, der kundige Landwirt und Wagenlenker, und Br. Kassian Zengel, der Maurer. Er hat den Hut in der Hand, als wollte er schön bescheiden fragen: „Wer hilft mir die neue Kirche bauen?"

Doch auch ein schwarzes Bürschchen hat sich unbemerkt herangeschlichen. Es ist unser wackerer Anton. Er hat seinerzeit schon als neunjähriger Knabe das wichtige Amt eines Klosterkoches in Triashill bekleidet und hat es inzwischen gar zum Hilfslehrer gebracht. Somit glaubte er wohl, sich mit Fug und Recht ebenfalls unters Missionspersonal stellen zu dürfen. — Den schönen Hintergrund der interessanten Gruppe bildet ein stattlicher wilder Feigenbaum, der in Südafrika in geradezu prächtigen Exemplaren vorhanden ist und oft der ganzen Gegend ein eigenartiges Gepräge aufdrückt.

Nähschule im Freien.

Im Winter, der im Maschonaland gerade beginnt, wenn in Europa der Frühling und Sommer kommt, d. h. Mitte Mai, kann es an hochgelegenen Orten, und dazu zählt auch unser Triashill, rechte kalte Nächte geben, die Reif und Frost im Gefolge haben. Wenn dann aber am Morgen die liebe Sonne leuchtend und wärmend immer höher und höher steigt, dann kriecht der Kaffer aus seiner ärmlichen Hütte heraus, setzt sich an die Sonne und bietet so dem Beschauer ein Bild stiller Freude und süßen Wohlbehagens.

Da duldet es auch unsere beiden Lehrschwestern, Dulcissima und Julia, sowie die Nähmeisterin Olympia, nicht länger in der engen, dumpfen Schulstube. Mit Sack und Pack, mit Tisch und Nähmaschine eilen sie vielmehr samt ihren zahlreichen Schülerinnen hinaus und schlagen da in Gottes freier Natur, in einem Meere von Licht und Luft und Sonne ihre Schule auf. Es ist übrigens keine kleine Aufgabe für die drei Schwestern, einer solchen Anzahl von Leuten bei ihrer gemeinsamen Näharbeit auf die Finger zu sehen. Das an der Nähmaschine sitzende Mädchen ist nach Aussage der Schwestern eine sehr geschickte Näherin. Sie arbeitet mit der Hand und mit der Maschine, und dabei geht ihr die Arbeit so flink vonstatten, wie der geübtesten Schwester.

Leider fehlt auf der Photographie das Bild der tüchtigen Stationsoberin, der ehrw. Schwester Agatha. Sie hat schon mehr als 25 Dienstjahre in der Mariannhiller Mission hinter sich, benimmt sich aber heute noch ihren Schwestern gegenüber, die ihr alle in Liebe und

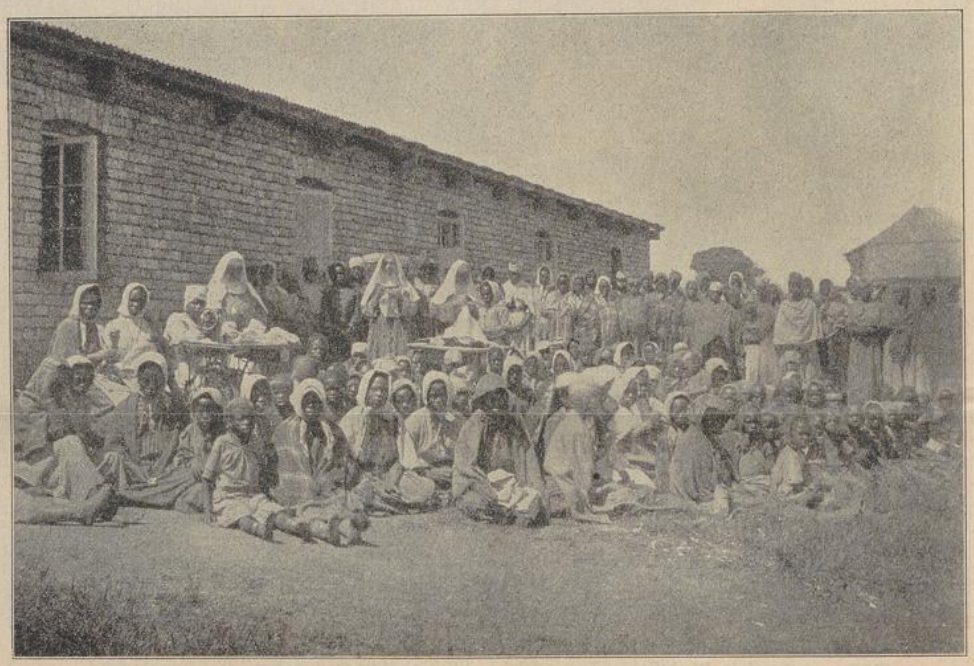
Verehrung ergeben sind, wie die Dienerin aller. Auch die Küchenschwester und die mit der Besorgung des Gemüsegartens betraute Schwester läßt unser Bild vermissen.

Das Gebäude, vor dem die muntere Schar im hellen Sonnenscheine sitzt und näht, ist das Schulhaus der Mädchen. Seine ganze Einrichtung besteht in einer Wandtafel und einem kleinen Tische. Von Sitzbänken oder gar von Schreibpulten ist leider nichts zu sehen. Das Holz ist eben in hiesiger Gegend rar; Bauholz oder Schreinerei- und Wagnerholz ist überhaupt nicht vorhanden, und das importierte kommt des weiten Transportes wegen sehr hoch zu stehen. Immerhin müssen wir trachten, in Bälde unsere größeren Schulen wenigstens mit ganz einfachen Bänken zu versehen.

(Fortsetzung folgt.)

warten, bis P. Superior heimkomme, damit auch er seine Zustimmung zur Aufnahme des Knaben gebe. Die Frau aber wartete dessen Rückkehr nicht ab, sondern machte sich heimlich davon, um ja ihr Kind nicht wieder mitnehmen zu müssen. So blieb also Laibone bei uns und war wenigstens einem grausamen Tode glücklich entronnen.

Es dauerte aber nicht lange, da kamen die Eltern und Verwandten unserer Schulkinder und sagten, sie hätten gehört, es befinde sich ein aussätziger Knabe bei uns; wenn wir dieses Kind behielten und zu den ihrigen ließen, würden sie alle ihre Kinder mit nach Hause nehmen. All' unsere Versuche, den guten Leuten begreiflich zu machen, daß dies kein Aussatz sei, waren umsonst, wir mußten den Knaben von den Schulkindern trennen. Doch wohin mit ihm? Citeaux ist



Nähschule in Triashill (Rhodesia). (Text: Siehe „Missionsbilder aus dem Maschonaland".)

Gott verläßt die Seinen nicht.

Von Schw. Amata, C. P. S.)

Citeaux. — Laibone, ein Heidenknabe von etwa sechs Jahren, hatte eine schlimme Kopfwunde, die sich allmählich über die ganze linke Seite des Gesichtes ausbreitete. Seine Eltern, welche glaubten, ihrem Kinde sei der Aussatz eingeimpft worden, versuchten zwar, ihn zu heilen, doch umsonst. Zuletzt bekam die Stiefmutter — denn die leibliche Mutter war schon lange tot — eine solche Abneigung gegen das Kind, daß sie sich entschloß, es auf jede Weise aus dem Hause zu schaffen. Zunächst wollte sie bei den Ama-Romas (auf unserer Missionsstation) einen Versuch machen, den Knaben unterzubringen, sollte aber das mißlingen, so wollte sie ihn, wie uns berichtet wurde, von einem hohen Felsen herab jählings in einen Teich werfen, um seiner endlich los zu sein.

So kam also eines Tages Laibone mit seiner Stiefmutter zu uns. Schwester Oberin untersuchte die Wunde und sprach die Hoffnung aus, den Knaben noch heilen zu können, doch bat sie die Mutter, noch eine Weile zu eine arme Station und hat keine überflüssigen Räumlichkeiten. Es blieb zuletzt nichts anderes übrig, als den armen Laibone auf dem Heuboden einzulogieren.

Anfangs war der Kleine recht scheu gegen jedermann und verkroch sich die meiste Zeit in seinen dunkeln Schlupfwinkel. Nur zur Schwester Oberin faßte er bald ein kindliches Vertrauen, sowie zu einer zweiten Missionsschwester, die ihm täglich dreimal sein Essen brachte, seine Wunde reinigte und verband und seine Kleider wusch und flickte. So verging geraume Zeit; die Wunde fing allmählich an zu heilen, und da auch der Arzt erklärte, es sei absolut kein Aussatz vorhanden, schwand allmählich die Furcht vor Ansteckung. Laibone fühlte sich immer heimischer bei uns, kroch zeitweilig aus seinem Winkelchen heraus und warf verstohlene Blicke zu den anderen Schulkindern hinüber. Diese fühlten sich ebenfalls zu ihm hingezogen und schlichen sich heimlich zu ihm hinüber, um ihn zu ihrem Spielkameraden zu machen. Bald durfte Laibone sein Schlupfwinkelchen verlassen, um vorerst in einer kleinen Hütte, bei den Arbeitern zu wohnen; später, als seine Wunde

vollständig geheilt war, kam er zu den übrigen Kindern in die Schule.

Der Knabe war sehr talentiert und lernbegierig. Schon bevor er in die eigentliche Schule aufgenommen wurde, hatte er von den Schwestern allerlei schöne Gebetchen gelernt und wußte schon vieles vom lieben Gott. Unter Tags beschäftigte er sich mit Viehhüten und Unkrautjäten, auch wusch und flickte er seine Kleider bald selbst. Am Abend nahm er dann sein Buch und die Schiefertafel zur Hand und übte sich im Lesen und Schreiben.

So nahte der Tag seiner hl. Taufe; Laibone erhielt dabei den Namen „Gerard". Wie freute sich da der gute Knabe! Wohl mußte er vieles entbehren; er sah sich von Vater und Mutter verstoßen, und auch seine Geschwister kümmerten sich nicht um ihn; doch er klagte nie, war stets überaus geduldig und betete fleißig sein Rosenkränzlein und später auch den hl. Kreuzweg. Als sich bald darauf eine kleine Schar zur ersten hl. Kommunion vorbereitete, wurde auch er den Ueberglücklichen beigezählt. All' seine freie Zeit benützte er nun zum Gebete und zur Erlernung des Katechismus. Leider wurde er inzwischen krank, doch sein Gehorsam, seine Geduld und seine Ergebung in Gottes hl. Willen erbauten alle. Er erholte sich zwar wieder etwas, doch läßt seine Gesundheit noch immer zu wünschen übrig.

Endlich war der große Tag da! Freudestrahlend und in tiefster Sammlung trat Gerard zum erstenmale hin zum Tische des Herrn. Seine Augen waren mit Tränen gefüllt, und lange verweilte er zur Danksagung in der Kapelle, denn er hatte dem lieben Heiland so vieles zu sagen. Die übrigen Erstkommunikanten teilten ihre Freude mit den anwesenden Eltern und Geschwistern, zu ihm war niemand, weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester gekommen, dennoch aber liebte er sie und betete für sie. Auch seiner lieben Wohltäter in weiter Ferne gedachte er in frommem Gebete, denn er wußte recht wohl, daß die kleinen Geschenke, die wir ihm machen konnten, von jenen herkamen.

In der Folge hat der Herr seine Eltern schwer heimgesucht. Der Vater starb plötzlich ohne die hl. Taufe, die Mutter aber mußte erleben, daß ihre leibliche Tochter, ganz von Wunden und Geschwüren bedeckt, als eine Aussätzige allgemein gemieden wurde. Notgedrungen kam sie dann zu uns mit der Bitte, auch ihr Mädchen in Pflege zu nehmen. Viele sahen darin eine augenscheinliche Strafe Gottes für ihre frühere Härte gegen den armen Laibone. —

Zum Schlusse sage ich mit unsern Schulkindern allen lieben Wohltätern vielen Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott" für die schönen Stoffreste, die uns im letztverflossenen Jahre geschickt wurden. Täglich heben unsere Kinder ihre schwarzbraunen Händchen zum Himmelsvater empor und bitten gar innig um Glück und Segen für ihre edelgesinnten Wohltäter.



Kaffernmädchen tragen 12 Stunden weit Holz zum Baue einer Missionskapelle.

Opferwillige Kaffern.

(Siehe obenstehendes Bild.)

St. Bernard. — In der Mai-Nummer vorigen Jahres (30. Jahrgang des „Vergißmeinnicht", Seite 108) rühmte ich den Eifer und die seltene Opferwilligkeit, die ich bei den Schwarzen der hiesigen Neugründung fand; kamen doch Leute aus einer Entfernung von etwa 35 englischen Meilen (12 Wegstunden) und ersuchten mich, bei ihnen zu predigen und Gottesdienst zu halten. Auf meiner Forderung, zuvor eine einfache Kapelle mit Lehmwänden und Strohdach zu bauen,

gingen sie mit Freuden ein. Das nötige Bauholz bot ich ihnen aus unserm eigenen Wattelwäldchen an.

Unser Bild stellt nun vier kräftige Kaffernmädchen dar, welche ihre schwere Last in der afrikanischen Sonnenhitze volle zwölf Stunden weit auf steilen, höchst unwegsamen Pfaden auf dem Kopfe tragen. Sie machen eben an einem Flüßchen Halt, wo sie mit zwei anderen Mädchen zusammentreffen, die ihnen in freundlicher Weise Trinkwasser reichen.

Die neue Katechesenstelle soll bekanntlich „Engelberg" heißen. Bis diese Zeilen im „Vergißmeinnicht" veröffentlicht werden, wird sicherlich die Kapelle nebst einer kleinen Wohnung für den Missionar schon fertig sein. Ich bat nämlich für mich selbst auch um ein bescheidenes Heim, denn es fällt mir in meinen Jahren allmählich schwer, in einem rauchigen Kaffernkraal mitten unter schlechtgekleidetem Volk und zwischen Ziegen und Kälbern zu schlafen. (Das Jungvieh wird näml[ich] von den Schwarzen zur Nachtszeit mit in den Kraal hereingenommen, namentlich zur Winterszeit.) Die beiden Hütten wurden aus Wattelstangen und Holzflechtwerk hergestellt, mit Lehm beworfen und mit Sumpfgras gedeckt. Bei diesem Anlasse sage ich all denen, die mir durch ihre milden Spenden geholfen haben, das kleine „Engelberg" aus der Taufe zu heben, meinen innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!".

Der Anfang ist gemacht; die Zukunft überlasse ich getrost der göttlichen Vorsehung. Auch der hl. Joseph und der selige Canisius werden uns sicher weiter helfen.

Verpflichtung zur Gartenanlage und Obstbaumkultur.

Vom Hochw. P. Solanus Peterek.

St. Bernard. — Wenn ich als Missionar die hiesige Gegend durchstreife und im glühendheißen afrikanischen Hochsommer zu einem Kaffernkraale komme und da nirgends einen schattigen Baum finde, unter dem man rasten, oder einen Apfel, an dem man sich laben könnte, denke ich vielfach an meine Jugendzeit zurück, die ich in Oberschlesien im trauten, rings von einem herrlichen Obstgarten umgebenen Vaterhause verlebte. Ich war von jeher ein großer Obstfreund. Oft schon beim ersten Hahnenschrei schlüpfte ich aus meinem Bettchen heraus und schlich, leise auf den Zehen gehend, um ja keinen von meinen sechs Brüdern zu wecken, in den Obstgarten hinunter, um daselbst die während der Nacht herabgefallenen Aepfel, Birnen, Pflaumen usw. aufzulesen.

Woher der große Garten und die herrlichen Obstbäume kamen, kümmerte mich wenig; mir kam das alles so selbstverständlich vor, daß ich glaubte, es sei das überall so. Ein Haus ohne Garten konnte ich mir kaum denken. Erst später in der Volksschule las ich vom alten König Fritz, er habe ein strenges Gesetz erlassen, kein Junge in seinem weiten Reich dürfe heiraten, wenn er nicht zuvor sechs Obstbäume und ebensoviele Eichen gepflanzt habe.

Inzwischen ist mir hier in Afrika dieses Gesetz schon oft in den Sinn gekommen. Bei den verschiedensten Anlässen habe ich mit den Kaffern über Garten- und Waldanlagen gesprochen, hab' ihnen gesagt, wie nützlich und vorteilhaft dies sei, und zugleich wie schön, und habe sie aufgefordert, doch auch einmal Hand ans Werk zu legen und fleißig Bäume zu pflanzen. Einige wenige machten auch einen schwachen Versuch, doch die überwiegende Mehrzahl blieb beim alten Schlendrian. Der Schwarze hat überhaupt gegen jede Neuerung eine große Antipathie und kämpft mit Tausend „Wenn und Aber" dagegen an. Obstbäume kümmern ihn wenig, denn er kennt ihre Früchte nicht. Bauholz aber holt er sich aus dem nächsten Urwald oder Busch, und das nötige Brennmaterial stiehlt er beim Engländer in dessen Waldplantagen. Fürs Heimtragen sorgen die kräftigen Mädchen und Kaffernweiber, die Lasten von anderthalb Zentner und darüber stundenweit über Berg und Tal tragen. (Siehe Bild Seite 7.) So ist er's von Urgroßvaters Zeiten her gewohnt, und so meint er, müsse es bleiben in alle Ewigkeit.

Nun kam ich vor etwa zwei Jahren im Auftrage meiner Obern in die hiesige Neugründung. Das Land ist wasserreich und auch sonst für Garten- und Waldanlagen sehr geeignet. Da hieß es nun vor allem mit gutem Beispiele vorangehen. Tatsächlich gelang es mir, mit Hilfe der wenigen Stationsinsassen und einiger schwarzer Arbeiter in verhältnismäßig kurzer Zeit recht schöne Erfolge zu erzielen. Jetzt wollte ich auch die Schwarzen meines Missionsbezirkes zu gleichem Eifer anspornen und spielte daher den alten Fritz:

Ich entbot alle Familienväter und Kraalbesitzer zur Missionsstation, führte sie dann persönlich in unsere Gärten und zeigte ihnen alles, was wir da innerhalb zweier Jahre gemacht und geschafft hatten. Wir kamen in den Gemüsegarten mit seinen zahlreichen Beeten und Anlagen, von da in den Udumbebumbe-Garten*), in die Bananenfelder und endlich hinauf, in die Obstbaum-Terrassen. Die Kaffern kannten diese Gegend vor früher her sehr gut und kamen daher aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Denn da, wo uns jetzt der Gemüsegarten mit seinem schmucken Grün entgegenlachte — gepflegt und gehegt von zwei fleißigen Kaffernmädchen, die hier unter Aufsicht und Mithilfe unserer Schwester Oberin jahraus, jahrein tätig sind — war früher Sumpf und Schilf; und wo jetzt die Obst-Terrassen zu sehen sind mit den jungen Orangen-, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Pfirsichbäumen, war noch vor kurzem wildes, undurchdringliches Gestrüpp, Felsengeröll und die Brutstätte giftiger Nattern und Schlangen. Nun ging ein lautes Staunen, Fragen und Lobpreisen los! Alles rühmte die fleißigen Missionare und ihre Gehilfen, die so wundersame Werke zustande brächten. Daran reihte sich der Wunsch, daheim, in der Nähe des eigenen Kraales, doch auch so 'was zu haben . . .

Jetzt hatte ich gewonnenes Spiel! Denn gerade das hatte ich mit dem Zeigen unserer Garten- und Obstanlagen bezweckt. „Gut," rief ich aus, „auch ihr könnt das haben, ja, ihr sollt und müßt es haben, denn ich verpflichte euch fortan zu folgendem Gesetz:

Jeder heiratsfähige Bursche und jedes erwachsene Mädchen, das dem Acker- und Gartenbau obliegt, muß:

1. Sechs Bananenstauden pflanzen, desgleichen
2. drei Guavas- und Pfirsichbäumchen und
3. einen Udumbebumbe-Garten anlegen.

Bananenpflanzen bekommt ihr bei mir umsonst, denn es sind zahlreiche junge Schößlinge in der Anlage, die weggeschafft werden müssen. Guavas- und Pfirsichbäumchen will ich euch um billiges Geld kaufen, und

*) Udumbebumbe ist eine einheimische Knollenfrucht, die namentlich in feuchtem Grunde ganz vorzüglich gedeiht. Das Blattwerk wird oft mannshoch und ist gekocht ein gutes Schweinefutter. Die Knollenfrucht, größer, zahlreicher und nahrhafter als die Kartoffeln, ist sehr leicht zu kochen und repräsentiert ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihr werdet den Betrag bei unserm Bruder Schaffner abarbeiten. Udumbedumbe-Samen bekommt ihr auch von mir gegen entsprechenden Arbeitslohn."

Mit all' diesen Punkten waren die Leute einverstanden, denn sie sahen ein, daß ich nur ihr Bestes im Auge habe; nur wegen der Udumbedumbe-Frucht äußerten sie einige Bedenken. Sie sagten, sie sei ihnen unbekannt gewesen und man habe sie davor gewarnt.

„Gut," entgegnete ich, „sobald die Frucht in unserm Garten reif geworden ist, werde ich euch alle zu einem großen Festschmause einladen. Ich werde vor euren Augen einen großen Kessel voll dieser herrlichen Frucht kochen lassen, und den wollen wir dann zusammen in Frieden verzehren!"

„Ein feiner, vorzüglicher Vorschlag," meinten die Helden, und alle freuen sich schon heute des vollen Kessels. —

Tische des Herrn sich nahten, um da ihren Gott und Schöpfer in Brotsgestalt zu empfangen, da kannte das Staunen und Verwundern dieser Halbnackten einfach keine Grenzen mehr. Sie drängten unwillkürlich alle vor, sodaß man genötigt war, sie zurückzuhalten, damit sie nicht den Kommunikanten den Weg versperrten. Ich denke, daß mancher dieser Heiden anläßlich der großen Gnadenstunde den Vorsatz faßte, sich ebenfalls dem Christentume anzuschließen, das seinen Gläubigen solche Himmelsgüter anbietet.

Nach der Danksagung wurden die Glücklichen wieder von allen Anwesenden in Prozession zur Schule zurückgeleitet, wo ihrer ein bescheidenes, unsern armen Verhältnissen entsprechendes Mahl wartete. Ach, wie kam uns da allen die Armut unserer Schule zum Bewußtsein! Die alte, baufällige Hütte entspricht in keiner Weise ihrem Zweck und wirkt auch auf die Gesundheit



Missionsstation St. Bernard am Inhlazukaberg.
(Das bescheidene mit Wellblech gedeckte Haus dient zur Zeit als Missionskapelle.)

Erstkommunion und Taufe in Maris-Stella.

Am weißen Sonntag v. J. hatten 15 unserer Neuchristen das Glück, zum erstenmale dem Tisch des Herrn sich nahen zu dürfen. Es waren 7 Schulmädchen, 5 Knaben, 2 Männer und ein altes Mütterchen. Zu diesen 15 Glücklichen gesellten sich die Erstkommunikanten des vorhergegangenen Jahres.

Sie wurden alle prozessionsweise mit Kreuz und Fahnen unter Gesang von der Schule abgeholt, und in der Nähe der Kirche stimmten auch die Glocken mit in den Festjubel ein. Nach dem Evangelium hielt der Hochw. P. Missionar, Leonard Siller, eine ergreifende Anrede an die Erstkommunikanten und nahm sodann die Erneuerung der Taufgelübde vor. Alle traten dabei mit brennender Kerze in der Hand bis zum Presbyterium vor. Bei diesem Akte erhoben sich alle anwesenden Heiden und lauschten in größter Spannung auf jedes Wort, das da gesprochen wurde; und als endlich der hehre Augenblick kam, wo diese glücklichen Seelen dem

der Lehrerin sowohl wie der schwarzen Kinder nachteilig ein. Gewiß würden auch bedeutend mehr Kinder zu uns kommen, wenn wir ein ordentliches Schullokal hätten. So aber bleiben sie fern und verkommen geistiger Weise in ihren heidnischen Kraals. Wir selbst können uns da nicht helfen; es bleibt uns daher nichts übrig, als auf Gott zu vertrauen und auf die Freigebigkeit unserer geehrten Freunde und Wohltäter. —

Pfingstsonntag, den 25. Mai 1912, war abermals für die ganze hiesige Mission ein großer Gnadentag, denn es wurden an demselben 31 Erwachsene und drei Kinder getauft. Die Täuflinge waren schon Tags zuvor hier angekommen und hatten bei uns übernachtet. — Um 5 Uhr früh ging ein ungewöhnlich starker Regen nieder, doch klärte sich der Himmel bald wieder auf. Die heilige Handlung begann kurz nach 8 Uhr und dauerte bis gegen ½12 Uhr, worauf ein feierliches Hochamt folgte. Zwei kleine Püpchen, im Alter von eineinhalb bis zwei Jahren schrieen bei den Taufzeremonien um die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

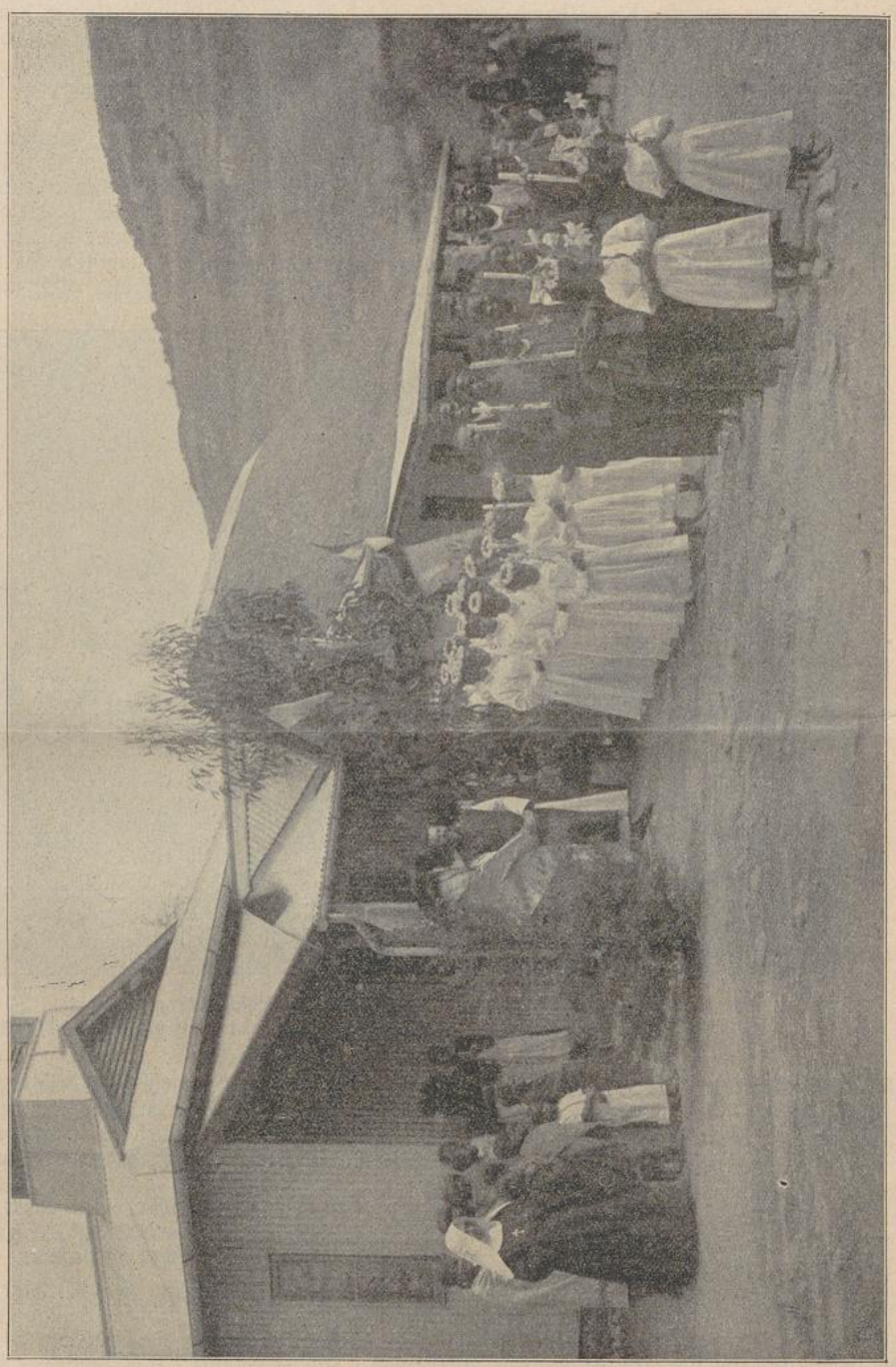
Wette. Mich dauerten nur die armen Mütter; eine von ihnen mußte mit ihrem kleinen Schreihals fast jedesmal die Kirche verlassen, sooft eine Zeremonie vorüber war, und kam sie dann zur nächsten zurück, dann ging der Spektakel aufs neue los.

Im Laufe des Nachmittags kamen noch mehrmals starke Regengüsse. Wir waren alle recht froh darum, denn es hatte lange Zeit große Trockenheit geherrscht; jetzt aber wurden alle unsere Wasserbehälter bis zum Ueberlaufen voll. Am meisten freute sich unsere ehrw. Schwester Oberin. Sie hatte mit Hilfe einiger Mädchen viele Wochen lang im Garten nicht nur das Gemüse, sondern auch die Kartoffeln begießen müssen; nun aber hatte ihr der Himmel die mühsame Arbeit abgenommen.

Nach dem Regen versammelten sich nochmals alle zu den Füßen des lieben Heilandes in der Kirche, beteten gemeinsam den heiligen Rosenkranz, sangen verschiedene religiöse Lieder und kehrten dann, das Herz voll Freude und Dank, wieder in ihre Kraale zurück.

Am hl. Pfingsttag kam eilends ein Frauchen auf mich zu und knöpfte behende ihr Tuch auf. Ich glaubte, sie wolle irgend etwas bezahlen, denn die Schwarzen pflegen ihr Geld in Tücher einzuknüpfen. Sie aber zog ein Zettelchen hervor und hielt es mir mit der Frage entgegen: „Schwester, was steht darauf?" — „Mamerta," gab ich ihr zur Antwort. — Schnell lief sie hierauf zu den andern Frauen hin mit dem Rufe: „Mamerta, Mamerta ist mein jetziger Name!" — Ein anderes Mütterchen wußte zwar ihren eigenen Namen, hatte aber den ihres Kindes vergessen; auch da mußte ich den Nothelfer machen.

Möchten doch alle unsere Täuflinge und Erstkommunikanten ihren guten Vorsätzen treu bleiben! — Daß bei solchen Anlässen auch unserer lieben Wohltäter im Gebete gedacht wird, bedarf wohl keiner speziellen Erwähnung; steigt doch tagtäglich das Gebet unserer schwarzen Kinder und Neubekehrten für sie zum Himmel auf, wie viel mehr also an solch' allgemeinen großen Gnadentagen.



Die Erstkommunikanten in Kevelaer verlassen die Kirche. P. Gereon Stach, Superior, und Sr. Huberta.

„Freund, ich bin zufrieden!"

Vom Hochw. P. Chrysostomus Ruthig.

Hardenberg, Juli 1912. — Seit einiger Zeit kommt Gerard, einer unserer schwarzen Neuchristen, nicht mehr zur Kirche; Nivard, sein Erstgeborener, ist vollends total verschwunden. Der säumige Gerard wird zur Missionsstation zitiert.

Er kommt, nach Basutomode in eine etwas alte Decke eingehüllt, die er mit ihrem fast attischen Faltenwurf mit Eleganz zu tragen weiß. Unten schauen zwei Hosenbeine hervor, von denen aber niemand versichern kann, ob und wie weit sie auch eine Fortsetzung nach oben haben. Trotzdem ist der originellen Figur mit den lieben, schelmischen, zeitweilig blitzartig aufleuchtenden Augen eine unbestreitbare Würde eigen.

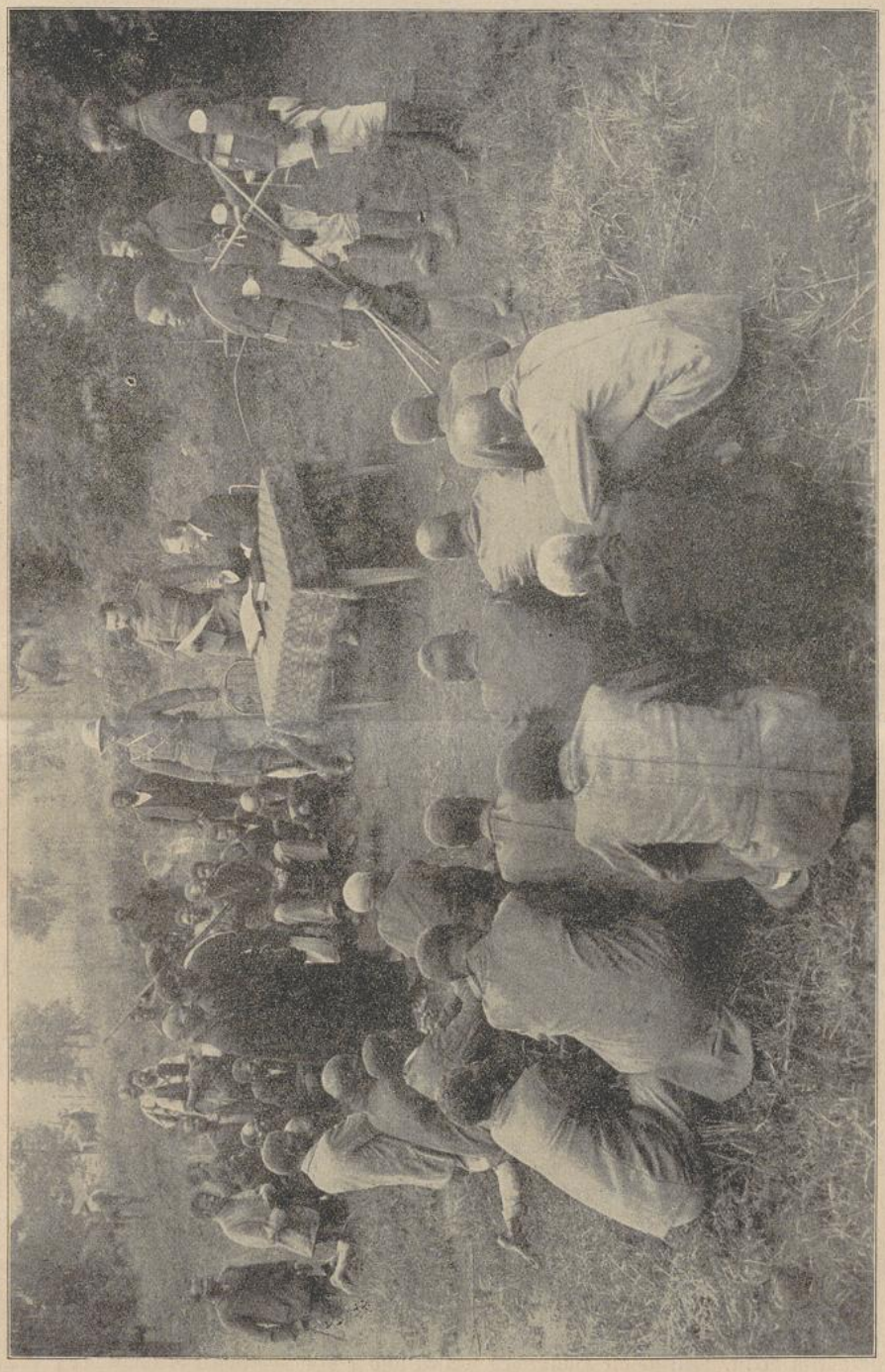
„Wo ist Nivard?" frage ich ohne viele Umschweife.

„Mopriste, moruti, ntate," hebt er an, „Priester, Lehrer und Vater, siehe, der Nivard ist zu den Weißen gegangen, dort unten beim Nilpferdflusse, da wo der Zickzackfluß mündet nahe bei der Stadt der Zedern."

„So, schon wieder?" entgegne ich, doch bevor ich ihm noch eine gehörige Standrede halten kann, kommt schon Schwester Febronia, unsere Lehrerin, des Weges. Gerard wendet sich sofort an sie mit den Worten:

„Schwester, sei mir gegrüßt! Richtig, du bist es, Mutter mit den blauen Augen! Hat mir doch mein Nivard — Molapi, den Hungrigen hatten wir ihn genannt bei seiner Geburt, da großer Hunger herrschte im Kraale meines Vaters, damals wie heute — so viel erzählt, wie du ihm in der Schule mit so großer Geduld gar so viele und weise Dinge lehrest! — Sieh mich doch nicht so böse an, Mutter! Siehe, Nivard ist jetzt auf Arbeit gegangen, um sich ein Hemd zu kaufen und eine Hose. Er, der „Hungrige", war ja ganz von allem entblößt, und schon kicherten in der Schule die losen Buben und Mädchen und flüsterten einander zu: „Sein Vater ist aber auch ein Faullenzer". — Dabei spielte ein verschmitztes Lächeln um seine Mundwinkel und blitzten seine Aeuglein listig auf, denn unserm Helden sitzt beständig der Schalk im Nacken.

„Wie, du lachst noch?" ruft nun die Schwester aus,



Branch-court oder Zweig-Gericht in Centocow. (Mit Text Seite 12.)

„glaubte ich doch, der Vater des Nivard sei ein Mann von Ehrgefühl! Tut mir leid um den guten Jungen, daß er einen solch' arbeitscheuen Vater hat!"

„Ja, siehst du, Mutter mit den blauen Augen," fährt er nicht ohne Stolz fort, „das verstehst du eben nicht gut. O mein Nivard ist ein guter Junge, der läßt kein böses Wort auf seinem Vater sitzen. Sein Vater arbeitet nicht, denn er ist schon lange krank. Ja, ich war krank, über die Maßen krank; schon hatte mich die Krankheit auf den Boden geworfen und ich war dreimal gestorben in der Tat. Dazu hatten meine sechs Würmlein Hunger und gingen alle fast nackt. Stephan hütet die Ziegen, und Nivard ist am Nilpferdfluß bei den Weißen." — So redet der alte Schlauberger und zeigt hochbefriedigt über seine Rechtfertigung zwei Reihen blendendweißer Zähne. Sein Erstgeborener war offenbar sein Stolz und seine Freude.

„Mag sein, daß du einmal krank gewesen," warf ich nun selbst dazwischen, „allein jetzt bist du gesund, du Vater des Hungrigen, und man sieht dich fast nie in der Kirche. Am Samstag, als ich an deinem Gehöft vorbeiritt, versprachst du mir, du wolltest am Sonntag kommen; doch du hast nicht Wort gehalten."

Jetzt schlug der schwarze Eingeborene eine herzliche Lache an. „Richtig, das hast du gesagt, und so habe ich geantwortet, als du dort an der Türe standest! Hast du nicht auch meinen Bruder dort sitzen sehen, Ratswene, den Sohn meiner Mutter? Gut, der hat mir ein Hemd geschenkt, ein schönes, warmes Hemd. Das habe ich in der Ecke schön verborgen, und wie du weggegangen warest, suchte ich es, um mich für den sonntäglichen Kirchgang zu richten. Ich suchte und suchte überall, und Ratswene, der Sohn meiner Mutter, suchte auch, desgleichen mein Weib, die Mutter des Nivard, auch sie begann zu suchen. Und nun, schau her, da fanden wir das Hemd wie es gestohlen war. Hat man's gestohlen bei Tag, hat man's gestohlen bei Nacht? Das weiß ich nicht; aber wir haben es gefunden als ein gestohlenes, in Wirklichkeit konnten wir es nicht finden."

Und noch herzlicher als zuvor schüttelte sich Gerard vor Lachen. „Aber du hast doch eine Decke! Was brauchst du da noch ein Hemd, um in die Kirche zu gehen?"

„Hauuu!! — Mutter mit den blauen Augen! Gewiß hab' ich eine Decke und auch zwei Hosenbeine dazu. Aber ich brauche doch auch ein Hemd. O wie würde das aussehen, wenn ich in der Kirche das hl. Kreuzzeichen zu machen hätte, ohne ein Hemd auf dem Leibe zu haben? Sieh mal her!" — Dabei versuchte er mit urkomischer Gebärde das hl. Kreuzzeichen zu formieren, ohne auch nur an den schlecht verhüllten Armen sein waschechtes Kastanienbraun zu zeigen.

Nun lachten wir alle drei herzlich zusammen.

O du glücklicher „Ohnehemd" dachte ich mir; bald aber tauchten wieder ernstere Gedanken in meiner Seele auf. Denn auf dem hiesigen weiten Missionsgebiete gibt es noch gar viele, die ohne Hemd umherlaufen. Und erst die Kinder! Wie viele sind so arm und schlecht gekleidet, daß sie weder zur Kirche noch Schule kommen können. Ich bemühe mich zwar, die geistigen Werke der Barmherzigkeit zu üben, gehöre aber nicht zu jenen, die der Herr selig preist, weil sie die Hungrigen speisen und die Nackten bekleiden. — Bei uns in Hardenberg ist es hart am Berg, aber weit vom Besitz, wir sind reich an Steinen, aber arm an Brot. —

Branch-court oder Zweig-Gericht.

(Siehe Bild Seite 11.)

Centocow. — Das Bild auf Seite 11 stellt uns eine Episode aus Centocow vor, die sich dort alle Monate wiederholt: Branch-court, d. h. Zweiggerichtssitzung. Am Tische sitzend sehen wir den Magistrat von Bulwer, Mr. Clark, als Richter. Neben ihm steht Polizeisergeant Mr. Collis und Polizist Labranche. Rechts stehen einige schwarze Polizisten in ihrer kleidsamen Uniform. Der Schwarze, der als einziger das Vorrecht genießt, bei der Gerichtsverhandlung auf einem Stuhle sitzen zu dürfen, ist der Chief der Centocower Christen. Alle anderen Schwarzen müssen auf dem Boden sitzen. Es ist polizeiliche Vorschrift, daß ein jeder männliche Eingeborene, wenn auch nicht in einer Hose, so doch wenigstens in einer Jacke oder im Mantel vor Gericht erscheine.

Mr. Clark ist soeben daran, einen Urteilsspruch über zwei arme Sünder zu fällen. Bei einem Hochzeitsschmause hatten sie dem Nationalgetränke zu viel zugesprochen und hatten einem Stammesgenossen einige Löcher in den Kopf geschlagen. Mr. Clark machte ihnen begreiflich, daß solche Handlungsweise wohl früher, unter der Regierung der schwarzen Häuptlinge, erlaubt sein mochte, daß aber die Weißen ganz anderer Meinung sind. Eine sechsmonatliche Gefängnisstrafe mit Zwangsarbeit soll ihnen Zeit und Gelegenheit geben, über ihr Vergehen nachzudenken und bessere Vorsätze für die Zukunft zu fassen. P. Emmanuel Hauisch.

Taufeier.

Vom Hochw. P. Eligius Müller.

Kevelaer. — Ludwig, der Heilige, König von Frankreich, hielt sich bekanntlich nirgends lieber auf, als zu Poissy, dem Orte, wo er die hl. Taufe erlangt hatte. „In keiner Stadt meines Reiches," pflegte er zu sagen, „wurde mir solche Ehre erwiesen, wie in Poissy, denn dort wurde ich zur Würde der Gotteskindschaft erhoben."

Eine recht große Hochachtung vor dem hl. Sakramente der Taufe fand ich auch bei den hiesigen Katechumenen, die, 68 an der Zahl, am 8. September 1912, dem Feste Maria-Geburt, zu Kindern Gottes umgewandelt wurden. Mit seltener Ausdauer hatten sie Monate lang und bei jedem Wetter oft stundenweite Wege gemacht, um in Kevelaer dem Taufunterrichte beizuwohnen. Und mit welch' glühendheißem Verlangen sehnten sie den Tag der hl. Taufe herbei, der endlich vom Hochw. P. Superior, Gereon Stach, auf das soeben genannte schöne Muttergottesfest festgesetzt worden war.

Maria-Geburt fällt hier in die Uebergangszeit vom Winter zum Frühling, und da gibt es in dem hochgelegenen Kevelaer oft starke Nebel und kalte Regenschauer. Diesmal aber leuchtete der Himmel zur nicht geringen Freude unserer Täuflinge, die sich schon zwei Tage zuvor vollzählig auf der Missionsstation eingefunden hatten, im hellsten Sonnenglanze und trug nicht wenig zur Erhöhung der schönen Feier bei. Um 8 Uhr früh begannen die erhebenden Taufzeremonien mit all den vielen Exorcismen und Segnungen, wie sie nach dem römischen Rituale bei der Taufe Erwachsener vorgenommen werden müssen; dazu kamen dann noch einige Protestanten, die ebenfalls in unsere Kirche aufgenommen werden wollten und daher zuvor ihre Irrtümer abschwören mußten; das alles nahm viel Zeit in Anspruch, und so wurde es Nachmittag 2 Uhr, bis alles einschließlich der hl. Messe fertig war. Und dennoch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leuchtete aus den Augen aller, vom einfachen Schulkinde bis zum alten Mütterlein, eine unsagbare Freude über das ihnen gewordene Glück! Jetzt standen ihnen die Gnadenschätze der Kirche offen! Bisher war ihnen die Türe zu diesem Königspalaste verschlossen gewesen; jetzt aber konnten sie als Kinder des Hauses ungehindert eintreten und sich von seinen Schätzen aneignen so viel sie nur wollten.

Unser besonderes Interesse erweckte eine gewisse Ludowika, ein junges, stockblindes Mädchen, das früher Protestantin gewesen war. „Signo tibi oculos, ut videas claritatem Dei, ich bezeichne dir die Augen, damit du die Herrlichkeit Gottes schauest," hatte der Priester unter anderm bei den Taufzeremonien gebetet. Ja, sie hatte trotz ihrer leiblichen Blindheit die Wahrheit des katholischen Glaubens erkannt, und war mit voller Ueberzeugung zu ihm übergetreten. Möge der liebe Gott dem armen, blinden Kinde die Gnade schenken, daß sie einst im Himmel oben Gott von Angesicht zu Angesicht schauen darf in all seiner Herrlichkeit!

Die Freude unserer Neugetauften war groß. Unser aller Wunsch ist nur, daß sie ihren guten Vorsätzen und heiligen Gelöbnissen auch treu bleiben. Der Gefahren gibt es mancherlei. Wie leicht könnte ihr anfänglicher Eifer beim Zusammenleben mit den vielen ringsherum wohnenden Heiden, und bei der weiten Entfernung von der Missionsstation, die es vielen unmöglich macht, regelmäßig dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen, wieder erkalten! Es muß daher der Missionar fleißig zum Volke gehen und muß da und dort eine Stätte errichten, um darin die hl. Messe lesen zu können. Kevelaer hat jetzt fünf solcher Außenstationen. Die fünfte besitzt eine Kapelle aus Wellblech,, von der inneren Einrichtung aber fehlt noch alles. Nur für das erst zu errichtende Altärchen hat ein edler Wohltäter eine Herz-Jesustatue gespendet, die wir täglich erwarten. Die übrigen Kapellen sind aus Rasen gebaut und bedürfen oftmaliger Ausbesserung, weil durch das ärmliche Strohdach vielfach der Regen eindringt. Keine einzige



Kaffernkraale bei Loteni oder St. Anna in den Drakensbergen.

dieser Kapellen hat eine Glocke, was stets als ein großer Mangel empfunden wird. Die Eingeborenen selbst sind sehr arm und können wenig tun. Unser Opferkästlein weist daher selten etwas auf, höchstens einige Kupfermünzen. Möchten doch diese Zeilen da und dort ein mitleidiges Herz rühren! Was wir für die Mission und Kirche geben, schenken wir dem lieben Gott, und der zahlt für Zeit und Ewigkeit gute, überreiche Zinsen.

Die Macht des Aberglaubens.

Vom Hochw. P. Odo Ripp.

Himmelberg. — Die Schlange spielt in der Geschichte der Menschheit eine unheimliche Rolle. Wir alle kranken noch an der tiefen Wunde, welche Satan durch sie unserer ganzen Natur geschlagen und seufzen tagtaglich unter der Unsumme von Leiden aller Art, welche die erste Sünde im Gefolge hatte. Daher erklärt sich wohl auch die eigentümliche Stellung, welche die Schlange in der Anschauungsweise, in den Sagen und Dichtungen aller Völker einnimmt.

Fast überall tritt sie in der Rolle der Verführerin und Betrügerin auf; sie ist das giftige, schleichende Reptil. das jeder Mensch instinktmäßig fürchtet und verabscheut. Merkwürdigerweise bringen viele afrikanischen Völker der Schlange abgöttische Huldigungen dar. Vielleicht geschah es anfangs aus Furcht und in der Absicht, sich dadurch ihre Gunst zu erwerben; jetzt tun sie es im krassesten Aberglauben. Die Kaffern z. B. glauben, die Seele gehe beim Tode eines Menschen in eine gewisse Sorte von Schlangen über, ja nehme ganz deren Gestalt an und komme so zum heimatlichen Kraale zurück. Natürlich muß sie dann mit aller Ehrfurcht und Liebe empfangen werden; geschieht das, so übernimmt der Verstorbene die Rolle eines wohltätigen Schutzgeistes der ganzen Familie, verweigert man ihr das, oder fügt ihr gar ein Unbill zu, so kommt unsagbares Unheil über sämtliche Kraalinsassen.

Wie sehr dieser Aberglaube bei den hiesigen Heiden eingewurzelt ist, möge folgender Fall illustrieren, der mir selbst vor kurzem begegnete: Ich erteilte auf meinen katechetischen Exkursionen in einem großen heidnischen Kraal, dessen Besitzer unlängst gestorben war, an eine zahlreich versammelte Volksmenge religiösen Unterricht. Neuchristen, Katechumenen und Heiden, alles kam da zusammen und hörte mir aufmerksam zu. Ungefähr vier Wochen lang ging alles gut und ich schöpfte schon Hoffnung, eine dauernde Katechesenstelle dort zu errichten. Da machte mir plötzlich der Feind alles Guten einen Strich durch die Rechnung. Das kam so:

Wie ich da eines Tages eben mitten im Unterricht bin, geht durch die Reihen der zahlreich neben mir sitzenden Kinder ein geheimnisvolles Flüstern. Auf meine Frage, was los sei, deuten sie nach der Decke, wo eine junge grüne Schlange gar arglistig aus dem Flechtwerk schielte. — Schnell springe ich auf und ergreife einen Stecken, um dem Störefried den Garaus zu machen. Bei meinem Vorhaben ergreift die alte Kraalbesitzerin und ihre Töchter namenloser Schrecken. Ein Verwandter eilt rasch herzu, blickt das Tierchen eine Weile fragend an und erklärt dann der staunenden Menge: „Wahrhaftig, es ist unser Schutzgeist, die Seele Sikis, der unlängst gestorben ist!"

Nun war es mit meinem Unterrichte aus; denn allen anwesenden Heiden war es jetzt sonnenklar, der Schutzgeist sei nur deshalb erschienen, um seinen lieben Verwandten ernstlich ins Herz zu reden, doch ja nicht vom alten Vaterglauben abzufallen, um zu den Ama-Romas (römischen Christen) zu gehen; denn das würde ihnen sein höchstes Mißfallen zuziehen und brächte Krankheit, Tod und jegliches Unheil über die ganze Verwandtschaft. All' meine Versuche, die Leute eines besseren zu belehren, waren umsonst. Ich durfte ihnen zehnmal sagen, daß das eine ganz gewöhnliche Schlange sei, die man ebenso töten solle, wie jede andere, es half alles nichts. Die Kraalinsassen blieben bei ihrem Aberglauben und baten mich dringend, anderswo mein Zelt aufzuschlagen, damit nicht so schweres Unheil über ihre Hütte komme. Das alte Weib hielt mir sogar ein Kind entgegen, das etwas kränkelte, und das nun nach ihrer Ansicht ganz bestimmt sterben mußte, falls man den Schutzgeist durch diese christlichen Unterrichte noch länger belästige. — —

Ich gestehe, der Vorfall kam mir sehr ungelegen, denn die betreffende Hütte war sehr geräumig und faßte wohl an sechzig Personen. Ich muß nun daran denken, eine Kapelle mit Schule dort zu errichten. Letztere wäre der vielen Kinder wegen, die alle Unterricht begehren, sehr erwünscht. Wer will ein Scherflein dazu spenden? Der göttliche Kinderfreund möge jede Gabe, auch die kleinste, reichlich lohnen! Auch eine kleine Glocke wäre uns hochwillkommen. O mit welcher Freude wollte ich sie läuten, daß sie mit ihrem Silbermunde über Berg und Tal die Botschaft trüge, Satan, die alte Schlange, sei überwunden und an seiner Statt herrsche fortan unser lieber Heiland Jesus Christus. —

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

St. Michael, 30. Juli 1912. — Vor etwa einem Jahre, anfangs Juli 1911, nahte spät am Abend eine ganz eigenartige kleine Prozession unserer Missionsstation „St. Michael". Ein hochbetagtes Weibchen, das sicher schon seine 80 Sommer zählte, kam keuchend und schweißtriefend mit einer Last auf dem Rücken heran; ihr zur Seite ging eine zweite Matrone, und hintendrein trippelte ein schwarzes Kind. Das erstgenannte Weibchen war nach christlicher Art gekleidet, denn sie zählte zu den Katechumenen, die beiden andern trugen noch heidnisches Kostüm.

Auf der Station angekommen, legte Manquakatshwana — so hieß das Weibchen — ganz erschöpft ihre Last nieder und rang nach Atem. Unsere Kinder aber eilten mit einigen Schwestern neugierig herbei, zu sehen, was es denn da gebe? Was hatte den Mangakatshwana auf ihrem Rücken dahergebracht? — Ein blindes Heidenmütterlein, das wohl auch schon seine 70 Jährchen zählen mochte. Es war in einige Lumpen eingehüllt und lag nun krank, elend und dem Tode nahe am Boden. —

Natürlich ging nun da von allen Seiten ein Fragen und Ausforschen los. Vor allem wurde Anna Maria*), die Schwiegertochter Mangakatshwanas, herbeigeholt. Bald klärte sich die Sache folgendermaßen auf:

*) Anna Maria, eine ehemalige Schülerin unserer Missionsstation, war am Pambanyoniflüßchen mit einem gewissen Jakob Siguaßa, dem Sohne Mangakatshwanas, verheiratet. Nach kaum zweijährigem glücklichem Eheleben starb der brave, junge Mann, bald darauf auch das einzige Kind, worauf die junge Witwe nach der Missionsstation zurückkehrte.

Somasi, das alte blinde Mütterchen, das ebenfalls am Pambanyoniflüßchen, nicht allzu weit vom Kraale Mangakatshwanas entfernt wohnte, wurde krank und fühlte sich dem Tode nahe. „Der Tod hat sich gemeldet," erklärte sie bestimmt, „ich möchte, bevor ich sterbe, getauft werden, um zum „Inkosi epezulu, dem großen Herrn da droben" zu gelangen. Rufet doch den Umfundisi (Missionar), daß er mich taufe!"

Auf diese und ähnliche Art äußerte sich Somasi wiederholt, doch ihre Angehörigen schienen nur wenig Gewicht darauf zu legen, und so verzögerte sich die Sache von Tag zu Tag. Nun hörte auch die 80jährige Mangakatshwana von der Krankheit Somasis und ihrem Verlangen nach der hl. Taufe. Die resolute Greisin machte kurzen Prozeß: Sie ging einfach zum betreffenden Kraal, nahm die Kranke auf ihren Rücken und rief einer zweiten Frau und einem Kinde zu, ihr zu folgen. Da gab's kein Widerstreben! Am frühen Morgen ging die eigenartige Prozession vom Hause weg; abwechselnd schleppten die beiden Greisinnen ihre Last auf schmalen, rauhen Fußpfaden über Berg und Tal und kamen endlich, wie wir oben gehört, am späten Abend todmüde in „St. Michael" an. —

Was sollten wir dazu sagen? Wir staunten bloß, sagten soviel wie gar nichts, beeilten uns aber zu handeln. Die Schwestern richteten für das blinde Mütterchen, das vor Krankheit und Elend ebenfalls ganz erschöpft war — denn auch für sie war der Rücken der beiden Greisinnen eine gar unbequeme Sänfte gewesen — schnell ein Bett her, legten sie sorglich darauf,



Die Anbetung der Weisen. Von C. G. Pfannschmidt. Haage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgartenstraße 14.

wuschen und kleideten sie und boten ihr eine Erfrischung an. Natürlich wurden dabei auch die beiden Samariterinnen nicht vergessen. Auch sie bekamen etwas zu Essen und zu Trinken, und Mangakathwana, die Hauptheldin des Tages, war überglücklich und ließ ihrem Redeschwall freien Lauf. Immer wieder und wieder erzählte sie ihrer Schwiegertochter die mannigfachen Erlebnisse auf dem langen, harten Marsche, und wie zuletzt doch alles so herrlich geglückt sei! Endlich legten sich alle nieder und überließen sich der wohlverdienten Ruhe.

Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß bei dem blinden, kranken Mütterchen gerade keine unmittelbare Gefahr vorliege. Wir wollten daher mit der Spendung der hl. Taufe noch etwas warten, bis sie im christlichen Glauben besser unterrichtet wäre. Die mehrerwähnte Anna Maria, eine unserer Schwestern und ich selber teilten uns in diese Arbeit. Man kann hier schon von Arbeit reden. Wer's nicht erfahren hat, glaubt gar nicht, wie schwer es hält, solch' hochbetagten, gedächtnisschwachen Eingeborenen auch nur die einfachsten Glaubenswahrheiten beizubringen; und was sie heute mühsam gelernt, haben sie morgen schon wieder vergessen. Wie schwer fällt es den meisten, bis sie nur das Vater unser und das apostolische Glaubensbekenntnis beten oder die zehn Gebote Gottes korrekt hersagen können! Mancher Theologieprofessor würde wohl da den Kopf schütteln; mir selbst kamen zuweilen Bedenken, doch die arme Blinde schlug zuletzt jeden Zweifel durch die einfache Erklärung nieder: „Ich liebe Gott von ganzem Herzen und will alles tun, was er von mir haben will. Taufet mich und zögert nicht länger, denn der Tod kommt!"

So taufte ich sie denn, etwa zwei Wochen nach ihrer Ankunft. Patenstelle vertrat Anna Maria, doch das blinde, fast wieder zum Kinde gewordene Mütterchen, beantwortete alle Fragen des Priesters selbst. Manche Antwort klang etwas komisch, doch erbaute ich mich an dem lebhaften Glauben meines Täuflinges sehr. Die Gnade Gottes wirkt doch wunderbar in den Menschenherzen; jedem Alter und jedem Stande schmiegt sie sich an und weiß alle für den Himmel zu gewinnen. Wie viel könnten wir Menschen oft davon lernen!

Somasi bekam bei der hl. Taufe den Namen „Maria Petra". Wer war nun glücklicher als diese, arme, körperlich kranke und blinde, geistig aber gesunde und hellsehende Neuchristin! Am 28. Juli 1911 wurde sie getauft, und am 8. August desselben Jahres entschlief sie ruhig und selig im Herrn. R. I. P. Auch hier rufe ich voll Dank gegen Gott aus: „Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen in Ewigkeit!" Ps. 88, 1.

Nachtrag: Am 25. Mai 1912 wurde auch die wackere, 80jährige Mangakathwana getauft. Sie heißt jetzt Solana. O wie freute sich da das alte Mütterchen! Niemand war glücklicher als sie. Sie kam aus dem Weinen und Danken gar nicht heraus. Und ihre Freude dauert an, denn sie fühlt sich in Wahrheit als Kind Gottes und darf in Bälde, am Feste Maria-Empfängnis, zur ersten hl. Kommunion gehen, um denjenigen wahrhaft zu empfangen, den sie als Heidin, zu ihrer Bekehrung, wie sie sagt, zweimal als Kindlein in der hl. Hostie gesehen. Gönnen wir der greisen Erstkommunikantin ihre Freude und beten wir für sie, daß ihr die hl. Kommunion zum Unterpfande der ewigen Himmelsfreude werde! —

Zum Schlusse noch ein Wort: — Eine Zeitlang schien die Katechesenstelle am Pambanyori schwer gefährdet. Jakob, in dessen Hütte wir die hl. Messe lasen und christlichen Unterricht zu erteilen pflegten, starb, und die Witwe kehrte, wie gesagt, nach „St. Michael" zurück. Es kamen Tage harten, schweren Ringens; doch zuletzt ging alles gut. Man kann auch hier sagen: Der Mensch denkt, und Gott lenkt; seine Wege sind nicht unsere Wege. So Gott will, werden wir in Bälde am Pambanoyni eine eigene Filiale haben, die wir zu Ehren des hl. Apostels Jakobus „Kompostella" nennen wollen. Einige Spenden hierfür sind schon eingelaufen. Tausend Dank! Wer hilft Kompostella aufbauen? Wer betet zur Bekehrung der dortigen Heiden ein Vater unser, Wer schenkt dem armen Schreiber ein andächtiges „Ave Maria"?

Neue Missionsschulen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Es war Sonntags, den 1. September 1912, am Tage, an dem in vielen Gegenden das hl. Schutzengelfest gefeiert wird, daß wir unsere neue Tagesschule einweihten. Sie liegt eine gute Wegstunde von St. Michael entfernt auf stolzer Höhe und heißt „Engelosini" (zu den Engeln), somit war unser Tag zur Schuleinweihung wie geschaffen.

Um 6 Uhr früh war die erste hl. Messe mit hl. Kommunion hier, in „St. Michael" selbst; gegen 8 Uhr sah man von allen Himmelsgegenden eine Menge schwarzen Volkes hinaufsteigen zu der in herrlicher Lage thronenden neuen Schule, doch wurde es fast 10 Uhr, bis alles: Christen, Heiden und Katechumenen, schön beisammen war. Auch eine Anzahl Schwestern war mitgegangen; sogar die brave Schwester Hedwig mit über 60 Sommern hatte die steile Bergtour mitgemacht und kam zur großen Freude unserer Kinder glückstrahlend oben an.

Nachdem die Schwestern den Altar hergerichtet und alles schön dekoriert hatten, legten wir die hl. Gewänder an, knieten nieder und beteten das „Veni Creator". Dann folgte nach dem römischen Rituale die Einweihung der Schule. Wie staunten da die anwesenden Heiden! Denn ihnen war alles neu: Die kirchlichen Paramente, die Besprengung mit Weihwasser, die Incensation, kurz alles. Ihre Verwunderung erregten namentlich auch die schwarzen Ministranten, und am meisten von allem der schwarze Priester P. Julius, der mir assistierte; denn das sagte ihnen, daß auch die Schwarzen Zutritt hätten zum Heiligtum des Altares.

Nach Einweihung der Schule benedicierte ich auch das große, vor der Schule aufgerichtete Kreuz. Es sollte ein ständiger Fingerzeig nach oben sein, und ich wünsche nur, daß derjenige, der für uns alle am Kreuze geblutet, Tag für Tag Segen und Gnade herabrufen möge auf alle Bewohner der ganzen weiten Umgegend, auf die Heiden sowohl, wie die Christen und Katechumenen, damit alle unter dem Kreuzesbanner sich vereinen und gemeinsam dem Himmel zupilgern.

Nun folgte die hl. Messe, die ich selbst zelebrierte. Meine Intention war die: Mögen die hl. Engel, denen die neue Schule geweiht ist, als getreue, mächtige Schutzpatrone dafür Sorge tragen, daß die Schule rasch mit guten, braven Kindern sich fülle! Mögen dann diese Kinder durch Lehre und Beispiel zu Aposteln werden für die andern, ihre Eltern, Geschwister und all jene, mit denen sie zusammenkommen, damit in Bälde ringsum das Licht des wahren Glaubens aufleuchte, und alle Bewohner des Landes gute, fromme Christen werden!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach der hl. Messe hielt P. Julius eine Predigt. Sein Thema war: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Die ganze Ausführung war recht gelungen. Er setzte seinen schwarzen Landsleuten gründlich auseinander, was eine Schule sei und welch unschätzbare Vorteile sie fürs ganze Volk in sich schließe; wie gerade der Mangel an Schulen die schwarzen Völker zu dem gemacht hätten, was sie seien, die Letzten und Verachtetsten unter allen, die von andern, intelligenteren Völkern zurückgedrängt, ausgesaugt und aufgerieben würden . . . Das schlug ein! Man sah gar nachdenkliche Gesichter, und ich hoffe, die Frucht werde eine dauernde sein.

Ueber ein Stündchen mochte die ganze Feier gedauert haben, dann zog man wieder ab nach allen Windrichtungen hin. Ich selbst besuchte noch einige Christen nebenan und wanderte dann ebenfalls wieder bergab meiner lieben Missionsstation zu. Wenn ich aber an die vielen Kinder dort oben in „Engelosini" denke, überkommt mich stille Wehmut. Finden sich doch im Umkreise von einer Stunde sicherlich mehr als 150 Kinder im Alter von 6—12 Jahren, von denen die meisten gerne zur Schule kämen, wenn die noch stockheidnischen Eltern es erlaubten, und wenn sie die nötigen Kleider hätten. Wer betet manchmal für diese Kinder und deren Eltern ein Ave Maria? Wer läßt zu Ehren der hl. Schutzengel eine heilige Messe lesen, damit diese kräftige Fürbitte einlegen am Throne Gottes für die armen Schwarzen und auch für uns Missionare, damit unsere Arbeit vom Segen Gottes begleitet sei? Auch ein schönes Schutzengelbild für die neue Schule würde uns große Freude machen. Vielleicht spendet der eine oder andere hochherzige Leser auch etwas für die innere Ausstattung zur Anschaffung von Büchern, Bänken oder sonstigen Schulutensilien. Alles, auch das Geringste, wird mit Dank angenommen.

Zum Schlusse will ich noch etwas verraten: Vis-à-vis von „Engelosini", etwa drei Kilometer von „St. Michael" entfernt, ist auf einer andern Höhe das Fundament für eine zweite Tagesschule gelegt worden. Da sie von der Hauptstation aus gegen Osten gelegen ist, soll sie „Stella Matutina" (Morgenstern) heißen, — wenn sie fertig ist. Doch bis dahin ist noch ein großer Schritt. Wir sind infolge der gänzlichen Mißernte arm, und die Kasse in Mariannhill ist längst erschöpft. Man zeihe mich daher nicht der Unbescheidenheit, wenn ich auch für „Stella Matutina" um einen Baustein bitte. Ich bettle ja nicht für mich, sondern für die dortigen armen Kinder, und deren gibt es ringsum die schwere Menge. Almosengeben macht nicht arm. Vergessen wir nicht, was der liebe Heiland gesagt hat: „Gib dem, der dich bittet, und wende dein Angesicht nicht ab von dem, der etwas von dir borgen will, und selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Matth. 5, 7, 42.



Bischof Felix v. Hartmann, der neue Erzbischof von Köln.

Glockenweihe und Firmung in Maria-Ratschitz.

Mittwoch, der 28. August 1912, ist wieder ein denkwürdiger Tag in den Annalen unserer Station geworden. Schon am 18. genannten Monats war das Kreuz an der Turmspitze unserer neuen Kirche angebracht worden. Am 28. morgens traf der H. H. Bischof Dr. Delalle auf unserer Station ein. Nach der Feier der hl. Messe am schön geschmückten Altar weihte der hochwürdigste Herr die Glocken und taufte sie auf die Namen: Mater Dolorosa — St. Leonard — St. Anna. Hierauf nahm er die Benediktion des Gotteshauses vor. Nach dieser feierlichen Einsegnung spendete er das hl. Sakrament der Firmung an 57 Gläubige. Endlich hielt der Oberhirte den hl. Segen und schloß mit diesem feierlichen Akt die Reihe der kirchlichen Zeremonien. Zu Assistenten hatte er den Hochw. P. Superior und P. Le Texier O. M. I., der zu diesem Anlasse von Dundee eingetroffen war. Zu unser aller Leidwesen trat der Hochwürdigste Herr Bischof noch am selben Tage seine Rückreise an.

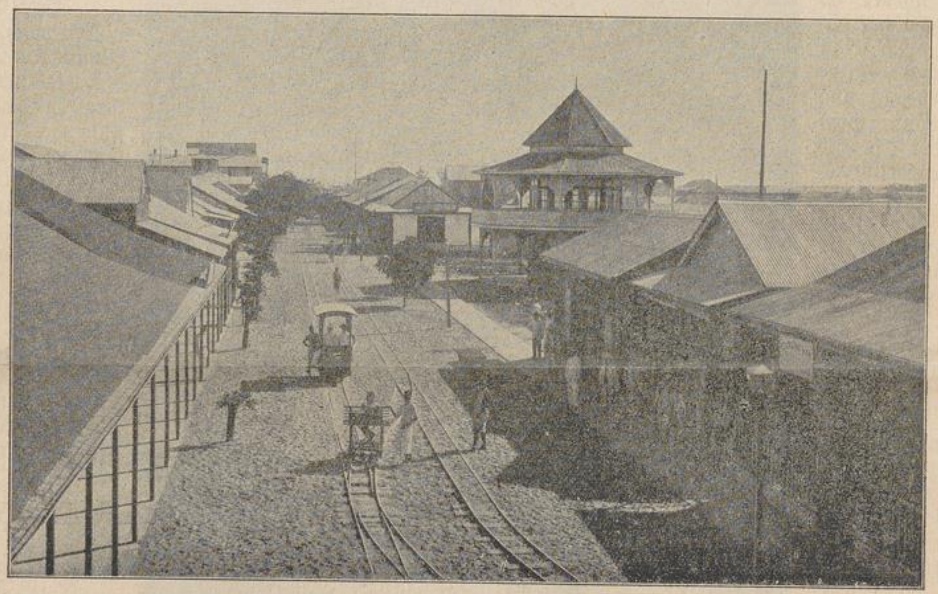
P. Odilo Kißlinger.

Bittprozessionen.

M.-Ratschitz. — Wegen der großen Hitze und der langandauernden Trockenheit, die bei uns in Südafrika herrschte, entschlossen wir uns, Bittprozessionen zu halten. Wir zogen dabei von unserer Missionskirche in Maria-Ratschitz nach „St. Maria" in Telapi, und

bauten dabei namentlich auf das Gebet unserer Kleinen, die in Massen mitzogen. Bei der letzten Prozession wurde von den Kindern eine Fahne mit dem Herz-Jesu-Bilde getragen, auch versprachen wir im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Der Erfolg war überaus günstig; der Herr segnete unsere Felder und schenkte uns eine gute Ernte. Auch die umwohnenden Protestanten, von denen mehrere bei der letzten Prozession mitgegangen waren, bestätigten die auffallende Gebetserhörung.

Wir hielten in der Folge eine Dankprozession; am Feste des hl. Joseph zogen wir abermals prozessionsweise aus und baten um Verschonung von Frost und Hagel. Auch diese Bitte wurde uns gewährt. Wir beeilen uns daher, unser Versprechen zu erfüllen, und sagen dem Herrn und seinen Heiligen für die uns gewordene Hilfe öffentlich unsern herzinnigen, pflichtschuldigen Dank! — P. Apollinaris Schwammberger.



Straße in Beira.

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit zwei Bildern Seite 18 und 19.)

Ueber zwei Jahrzehnte hindurch war ich in der südafrikanischen Mission gewesen, und Mariannhill war mir längst zur zweiten trauten Heimat geworden, als mich plötzlich der Gehorsam nach unserm neuen Mutterhause Heiligblut in Holland abberief. Auf dem Wege, den ich der Ostküste entlang übers rote Meer wählte, sollte ich zugleich im Auftrage unserer Schwester Generaloberin die Visitation bei unseren Schwestern am Kilimandscharo usw. vornehmen. Da stand mir also eine lange, weite Reise bevor.

Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, ist alles schon längst vorbei — ich machte die Reise im Jahre 1908 — nur die Erinnerung daran ist mir geblieben. Von den mannigfachen Bildern, die da in bunter Mannigfaltigkeit vor meinem Geistesauge aufsteigen, will ich nur das eine und andere herausgreifen. Vielleicht erwecken sie auch das Interesse unserer geehrten Leser und Leserinnen, und somit wage ich es, sie in einfacher, schlichter Form, doch treu der Wahrheit entsprechend, hier vorzulegen.

Vom Abschied in Mariannhill will ich lieber schweigen. Scheiden tut weh, am wehesten aber tat mir das Scheiden von den lieben schwarzen Kindern, die alle im Klosterhofe aufgestellt waren, und die mir nun zum letzten Male die schwarzbraunen Händchen zum Abschiede boten. — — Die ehrw. Mutter Paula und Mutter Adelheid, unsere damalige Vikarin, begleiteten mich nach Durban aufs Schiff. Auch da gab es Tränen im Ueberfluß, doch blieb mir hier immerhin noch der Trost, in Heiligblut neue treue Mitschwestern zu finden.

Am 11. Januar kamen wir nach Delagoa-Bay oder Laurenzo-Marquez, wo wir bis zum 15. blieben. Ich ging mit meiner Begleiterin, Schwester Alexandra, ans Land, doch die Hitze war so abnorm, und ich fühlte mich so elend und krank, daß ich schon nach einer kurzen Strecke wieder zum Schiff zurückkehren mußte. Schwester Alexandra aber kam nach einer Stunde mit der Kunde zurück, sie habe die katholische Kirche „St. Antonio" und hart nebenan französische Josephsschwestern gefunden. Eine derselben verstehe etwas Deutsch und die ehrw. Mutter habe Englisch mit ihr gesprochen. Da ich am nächsten Morgen, einem Sonntag, um jeden Preis eine hl. Messe hören wollte, machte ich abermals den Versuch ans Land zu gehen. Diesmal war ich glücklicher. Wir wurden von den Schwestern aufs freundlichste empfangen und wohnten nicht nur der hl. Messe, sondern nachmittags auch dem hl. Segen bei. Dann besahen wir das Sanatorium, wo in den meisten Sälen kranke portugiesische Soldaten untergebracht waren; nebenan war auch eine Abteilung für Schwarze.

Am Dienstag machten uns die Schwestern einen Gegenbesuch auf dem Schiff und brachten uns als hochwillkommene Gabe etwas Obst und Weintrauben, die wir bei ihnen bestellt hatten.

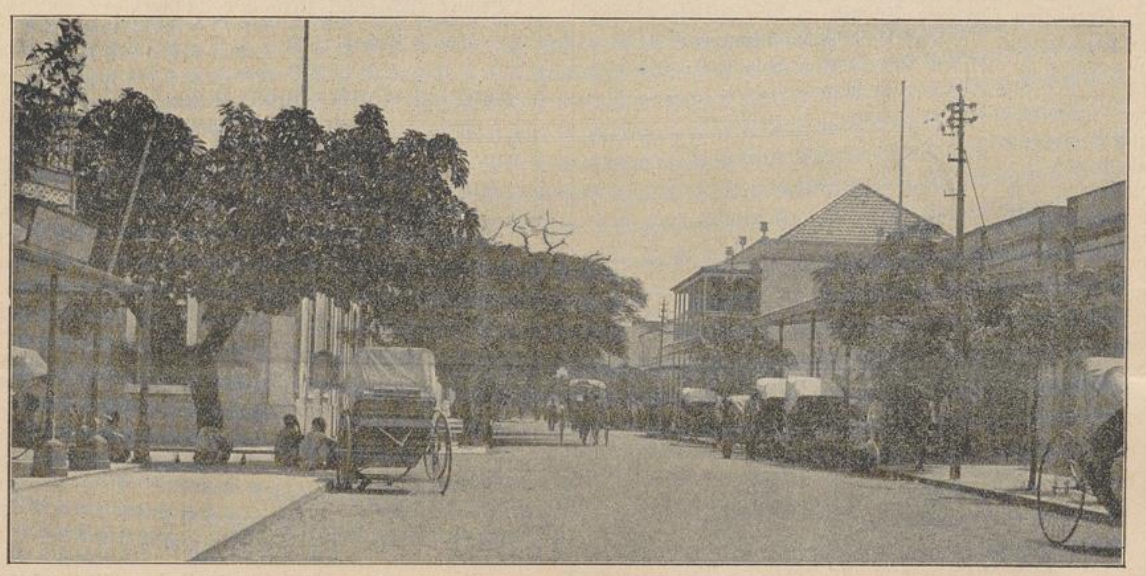
Am 15. wurden die Anker gelichtet und fuhren wir zunächst nach Beira, wo wir nur einen Tag Aufenthalt hatten. Wegen Fieber und der großen Hitze, die dort herrschte, gingen wir nicht ans Land, obschon es

auch dort viel Schönes zu sehen gegeben hätte: schöne Anlagen, Rollwagen auf allen Straßen, eine große, im Bau begriffene katholische Kirche und in der Nähe ein zweites Heim der französischen Josephsschwestern mit einem schönen Kirchlein und einer gutbesuchten Schule. Seitdem, d. h. seit Portugal in eine glaubensfeindliche Republik verwandelt wurde, hat sich in den dortigen katholischen Verhältnissen leider viel geändert. Der Kirchenbau wurde sistiert und von den Josephsschwestern durften vorläufig nur drei in der Stadt bleiben; für die dortigen Bedürfnisse eine viel zu kleine Zahl.

Am 18. Januar kamen wir nach Mozambique, einer alten portugiesischen Festung, die allerdings den modernen Geschützen gegenüber keine Bedeutung mehr hat. Immerhin machen die gewaltigen Mauern den alten Portugiesen, ihren Erbauern, alle Ehre. Die uralten Kanonen auf den Wällen weisen die Jahreszahl 1664 auf; nebenan liegen ganze Pyramiden ebenso alter Kugeln aufgeschichtet, während eine Unzahl friedlicher Tauben dem alten militärischen Gepräge als merkwürdigen Kontrast einen auffallend friedlichen Anstrich verleiht. Die ziemlich große Stadt, die zum Teil recht ansehnliche Kirchen und Paläste aufweist, zerfällt wie manch' andere dieser ostafrikanischen Städte in zwei Teile. Südlich ist das Europäerviertel, nördlich das der Eingeborenen. Hier ist gleichsam Europa, dort Afrika, hier mehr oder minder moderne Kultur, dort das schwarze Element mit all seinem Schmutz und Schlendrian. Uebrigens hat es etwas recht Malerisches, wenn man den langen, hohen Dammweg entlang wandert, der vom europäischen Viertel nach dem afrikanischen führt und letzteres in gerader Linie durchschneidet. In mäßiger Ferne gesehen, sieht das buntfarbige Bild gar nicht so übel aus, anders in der Nähe. Da denkt man unwillkürlich an des Dichters Wort: „Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen."

Am 20. Januar Ankunft in Sansibar. Welch' ein Gemisch von Völkern und Farben! Die halbe Welt strömt hier zusammen: Europäer, Afrikaner und Asiaten; Weiße, Schwarze und Braune; Heiden, Christen und Mohammedaner. Fast alles stieg ans Land, und die Passagiere wußten nachher so viel zu erzählen von all den tausend seltenen Dingen, die sie dort gesehen. Ich aber mußte mich damit begnügen, vom Deck des Schiffes aus zeitweilig einen neugierigen Blick hinüberzuwerfen auf die merkwürdige Insel und die gleichnamige Stadt, denn ich fühlte mich so elend und schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, und die Hitze war ungleich größer und lästiger, als ich es von Südafrika her gewohnt war. Der Schweiß rann mir beständig in schweren Tropfen vom Gesichte.

In der Nacht fuhren wir in den von tausend Lichtern erhellten Hafen von Daressalam ein. Es war ein wundervoller Anblick! Der vom Meere in den Hafen einführende Kanal ist nicht viel größer als der Rheinstrom bei Köln und war mit Hunderten kleiner Boote besetzt. Die Stadt hat sich unter der deutschen Herrschaft



Straße in Lourenço Marquez.

prächtig entwickelt und zählt gegenwärtig zirka 25 000 Einwohner, allerdings zum überwiegend großen Teile Schwarze, Araber und Goanesen; aber auch die Weißen sind würdig vertreten und haben prächtige, von den schönsten Gärten und Parkanlagen umgebene Villen und Paläste. Weit über alle Gebäude empor erhebt sich die katholische Kathedrale, und nebenan wohnen in einem großen, gesund und luftig erbauten Heim die seeleneifrigen Missionare der Benediktus-Gesellschaft von St. Ottilien.

Nach einem Aufenthalt von knapp zwei Tagen ging es weiter nach Tanga, wo wir beim Hochw. Pater Lux, dem dortigen Superior und Prokurator der Väter vom hl. Geist, recht gastlich empfangen wurden. Da am folgenden Tag gerade des Kaisers Geburtstag war, an dem alle Beamten, auch die an der Bahn angestellten, hohen Feiertag hatten, fuhren wir erst am Dienstag mit der Bahn ins Innere hinein bis zur Station Mombo. Hier sollten uns der Verabredung gemäß vier schwarze Träger erwarten, doch als wir ankamen, war davon keine Spur zu sehen. Notgedrungen gingen wir ins Hotel und schickten von dort ein Telegramm nach der

Missionsstation „St. Peter". Doch es kam weder Antwort noch ein Träger. Ein zweites Telegramm blieb ebenfalls erfolglos. Das Schlimmste war, daß wir uns beide, Schwester Alexandra und ich, in Mombo, das noch in der fieberreichen Steppe liegt, den Keim zum Malariafieber holten.

Endlich schickten wir einen Extraboten nach „St. Peter" und dieser kam mit den heißersehnten Trägern zurück. Er brachte auch einen Brief vom dortigen P. Superior, in dem es hieß, unser Bote und die beiden Telegramme seien zu gleicher Zeit angekommen. So armselig ist es daselbst mit der Post bestellt! —

Gegen Abend kamen wir endlich in „St. Peter" an. Der Hochwürdigste Herr Bischof Vogt, Pater Rohmer, der vorhin genannte Superior, und unsere dortigen Missionsschwestern kamen uns eine Strecke weit entgegen und begrüßten uns aufs herzlichste. Bald fühlten wir uns daheim. Sonntag, den 2. Februar, begannen die hl. Exerzitien für jene Schwestern, welche die ewigen Gelübde ablegen sollten. Auch vom benachbarten Neuköln waren zu gleichem Zweck einige Schwestern herübergekommen. Am 7. Februar war die schöne Profeßfeier; der Hochwürdigste Herr Bischof las selbst die hl. Messe und steckte den Schwestern den Profeßring an, ich aber litt wieder so an Fieber, daß ich nur mit Mühe anwesend bleiben und meines Amtes walten konnte.

Am 8. reiste ich mit Schwester Alexandra nach Neuköln, und zwar zu Pferd und Esel, während der Hochw. Herr Bischof in Ermangelung aller Fahr- und Reitmittel zu unserer Beschämung nebenan zu Fuß ging. Hier erkrankte Schwester Alexandra an Malaria, und zwar so schwer, daß sie nicht mehr weiter konnte. Ich war also genötigt, in Begleitung einer anderen Schwester nach „St. Peter" zurückzukehren und die Reise nach dem fernen Kilimandscharo anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Klein-Liesys Befürchtung.

Die kleinen Wilden und Heiden
Schloß Liesy tief in ihr Herz,
Daß sie so viel müssen leiden,
Bereitet ihr großen Schmerz.

Erfreuen möchte sie gerne
Das kleine schwarze Heer.
Wären sie nur nicht so ferne,
Getrennt durch Land und Meer.

Da sie mit eignen Händen
Sie nicht beschenken kann
Will sie doch ihnen senden
Ballspiel und Hampelmann.

Und außer diesen Sachen
Schickt Geld sie nach Afrika.
Wie mußt' ich heute lachen,
Zu drollig frug sie da:

Ob wohl die schwarzen Recken
Mein schönes, gutes Geld
Nicht gar am End verschlecken?
Wie ist's damit bestellt?

Zu Liesys Beruhigung.

Hab' Dank, du freundliche Kleine,
Für alles, was du uns geschickt
Mit der lieben Mama im Vereine!
Ihr habt uns erfreut und erquickt.

Der Hunger ist Kindern ein Schrecken,
Dein Geld verscheuchte die Not;
Doch haben wir keines zum Schlecken,
Wir sind zufrieden mit Brot.

Ballspiel und Hampelmann freuen
Die schwarzen Kinder wohl auch;
Nach der Schule kommt auch das Spielen,
So ist's auch in Afrika Brauch.

„Vergelt's Gott!" rufen die Schwarzen
Den freundlichen Weißen voll Dank.
Behüte euch Gott stets vor Mangel
An Kleidung, Speise und Trank!

Unser hl. Vater Papst Pius X. und die Missionsschriften.

Wie sehr unser Hl. Vater vom Anbeginn seiner glorreichen Regierung an darauf bedacht war, das große Werk der katholischen Missionen zu fördern, zeigt uns nachstehender Brief, den er im Dezember 1903 an den Zentralvorstand zur Verbreitung des Glaubens in Lyon richtete. Er lautet:

„Mit größter Freude haben Wir vernommen, daß Ihre französische Missionsschrift: „Die katholischen Missionen" gleichzeitig auch in italienischer, deutscher, englischer, spanischer, polnischer und ungarischer Sprache erscheint. Es freut Uns, zu sehen, wie die Katholiken des ganzen Erdkreises auf diese Art von den Unternehmungen, Arbeiten, Kämpfen, sowie Erfolgen der Missionare in Kenntnis gesetzt werden, damit alle katholischen Völker mit noch größerem Eifer durch ihr Gebet und ihr Almosen die Missionen in fernen Landen unterstützen.

Wir ermuntern, soviel es in Unserer Macht steht, durch gegenwärtiges Schreiben die Priester sowie alle Gläubigen, sich auf Ihre Zeitschrift zu abonnieren. Die Missionare hingegen ersuchen Wir, zur Verschönerung Ihres Blattes dadurch beizutragen, daß sie Ihnen bei günstiger Gelegenheit Berichte und Photographien schicken. Wir hegen die Hoffnung, daß mit der Hilfe Gottes und durch Unsere apostolische Vermittlung die Missionsschrift, die schon so viel Gutes für die Verbreitung des Glaubens gewirkt hat, noch größere Verbreitung erhalte.

Endlich flehen Wir zu Gott, dem Spender alles Guten, Ihr Unternehmen segnen und Ihr Werk gedeihen lassen zu wollen, und als Beweis Unseres väterlichen Wohlwollens und als Unterpfand des himmlischen Segens, erteilen wir Ihnen, allen Ihren Mitarbeitern und Lesern, sowie auch den Beförderern Ihrer Zeitschrift, die so fruchtbar ist an guten Werken, den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter und versehen mit dem Fischerring, den 12. Dezember 1903, im ersten Jahre Unseres Pontifikates.

Pius X., Papst."

Wir erlauben uns hier die Bemerkung, daß der Hl. Vater am 6. Oktober 1906 gelegentlich einer Privat-

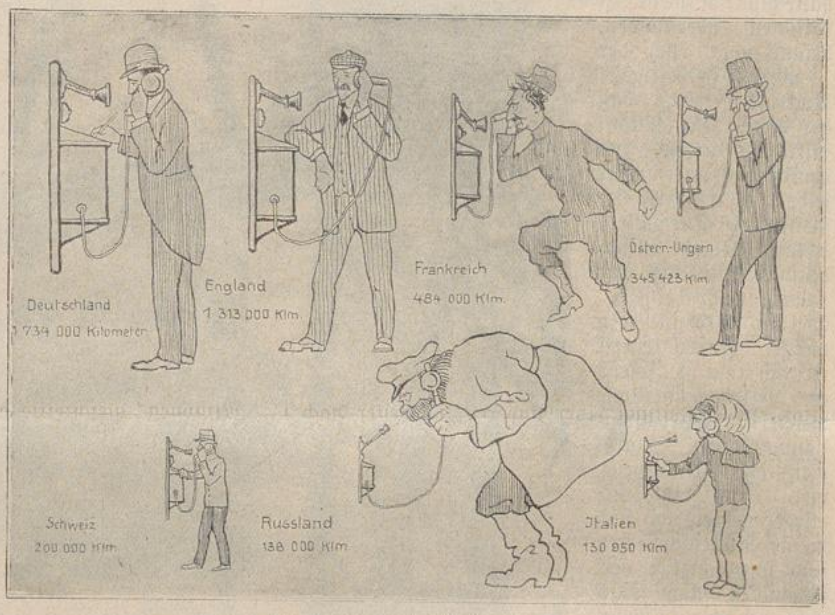
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

audienz unseres Obern auch einen Band des „Vergißmeinnicht" huldvollst entgegennahm. Bei diesem Anlaß empfahl Se. Heiligkeit dieses unser Missionsblättchen und segnete dessen Leser, wie auch alle Beförderer und Wohltäter der Mariannhiller Mission.

Löbliche Vereine zur Wirkung und Förderung des Missionsgedankens.

Auf dem letztjährigen Katholikentag zu Aachen erwähnte Fürst Löwenstein u. a. auch die akademischen Missionsvereine. „Sie sollen," sagte er, „das Verständnis der Gebildeten für die Heidenmission wecken. In Breslau wurde die Anregung gegeben und schon 1910 bildete sich der erste akademische Missionsverein in Münster i. W. Seither sind solche Vereine in Tübingen, Freising und Regensburg gegründet worden; in Breslau, Straßburg und München stehen sie in naher Aussicht. Hauptaufgabe des Vereins ist nicht Sammlung von Mitteln, sondern Gewinnung von Geist und Herz der Studenten.

Und einer Neublüte der zunehmenden Missionsbegeisterung in Deutschland lassen Sie mich gedenken: Der katholische Lehrerverband hat auf seiner diesjährigen Hauptversammlung in Erfurt beschlossen, seinen Vereinen und Mitgliedern dienstlich und außerdienstlich die Pflege des Wohltätigkeitssinnes für die katholischen Missionen zu empfehlen und hat zur einheitlichen Förderung dieses Bestrebens eine eigene Kommission eingesetzt. (Lebhafter Beifall.) Es handelt sich also nicht um einen neuen Verein. Damit haben die katholischen Lehrer sich einen Anspruch auf die Dankbarkeit aller Missionsfreunde erworben. Das Werk der hl. Kindheit hätte nicht so Großes leisten können, ohne die Unterstützung der Lehrer und Lehrerinnen.



Die Telephonanschlüsse der Welt. Clichotek, Berlin 68.
Statistische Uebersicht über die Anzahl der Telephonanschlüsse der einzelnen Länder. Der Apparat gibt das Größenverhältnis der verschiedenen Telephongespräche an, während der Telephonierende die Einwohnerzahl des Landes bezeichnet.

Leset und verbreitet das Vergißmeinnicht!

Eine Frau aus Luxemburg schreibt: „Vor zwei Jahren bekam ich durch Gottes Fügung das „Vergißmeinnicht" in die Hände. Es gefiel mir ungemein gut, sodaß ich es sofort abonnierte. Seitdem warte ich mit Schmerzen von einer Nummer des interessanten Blättchens auf die andere.

Ich habe auch eine Art Sparkasse angelegt. Der Inhalt ist als Neujahrsgeschenk für die armen Heidenkinder bestimmt, die ich durch Ihre Zeitschrift so lieb gewonnen habe." —

Wer hilft zur weiteren Verbreitung des „Vergißmeinnicht"? Man bedenke, es handelt sich um die Rettung unsterblicher Seelen. Wer gute Missionsschriften verbreitet, trägt wesentlich bei zur Ausbreitung der katholischen Missionen.

Gehet zu Joseph!

Von den mannigfachen Gebetserhörungen, die uns aus unserm Leserkreis zugingen, können wir für dieses Mal nur folgende veröffentlichen:

Eine Abonnentin schreibt: „Ich litt lange Zeit ganz ohne meine Schuld unter einem schlimmen Verdacht und hatte infolgedessen viel zu leiden. Da entschloß ich mich, eine Novene zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und des hl. Joseph zu halten und es im „Vergißmeinnicht" zu veröffentlichen, falls ich erhört würde. Und siehe, am neunten Tage ward mir geholfen. Die Tat, deren man mich im geheimen beschuldigte, hatte sich in meiner Abwesenheit wiederholt, und jedermann erkannte nun meine Unschuld. Ich erfülle daher mein Versprechen und sage dem göttlichen Herzen Jesu und dem hl. Joseph meinen innigen, pflichtschuldigen Dank."

Von einer dankbaren Mutter gingen uns folgende Zeilen zu: „Wir waren mit unserer großen Familie (sechs Kindern) wegen Mangel an lohnender Arbeit in große Not geraten. Dazu hatte mein Mann sowohl, wie ich selbst, infolge von Kummer und Sorge gesundheitlich sehr gelitten. Das Schlimmste aber stand uns noch bevor: es sollte uns alles verkauft werden. Von einer Hilfe nirgends eine Spur. Da wandte ich mich vertrauensvoll an den Hausvater aller, den hl. Joseph, und an die allerseligste Jungfrau Maria, und siehe, bald darauf besserte sich unsere Lage wieder, sodaß wir nun aus dem Schlimmsten glücklich heraus sind. Ich weiß, Gott wird weiter helfen. Herzlichen Dank der lieben Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und dem heiligen Joseph, die ich schon in verschiedenen Nöten angerufen, und die mir jedesmal geholfen haben!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

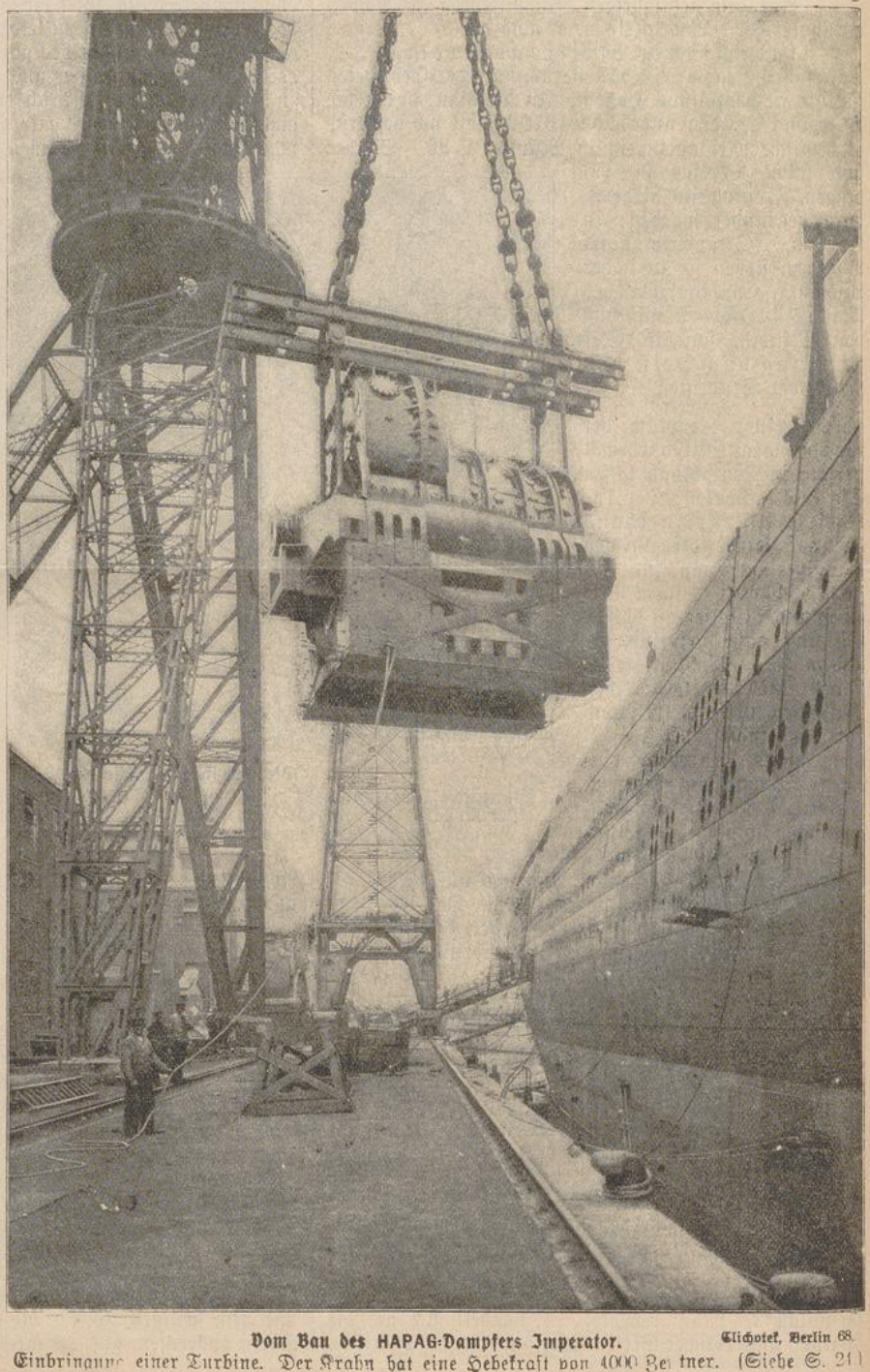
(Unsere Kinder hatten das Vergißmeinnicht aus der Schule gebracht, und durch dessen Lektüre habe ich großes Vertrauen zum hl. Joseph bekommen.)

Crefeld. — Vor einiger Zeit hatte ich viele Not, eine neue Arbeit zu bekommen; ich wußte mir rein nicht mehr zu helfen. Da wandte ich mich an die liebe Muttergottes und an den heiligen Joseph, hielt eine neuntägige Andacht und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, durch die Fürbitte der beiden großen Heiligen ward mir plötzlich ganz auffallend geholfen. Gott und seinen Heiligen sei tausendmal gedankt!"

Offenburg. — „Ich hatte glücklich zwei Operationen überstanden, bekam aber nach der zweiten so heftige Rückenschmerzen, daß der Arzt, den ich konsultierte, große Bedenken äußerte. Zur selben Zeit erkrankte mein Kind. Der Doktor erklärte, es habe Blinddarm-Entzündung und müsse wahrscheinlich operiert werden. — In meiner großen Angst rief ich zum hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, mein Kind fühlt sich wieder wohler, und auch meine Rückenschmerzen sind fast gänzlich verschwunden. Voll Dank rufe auch ich aus: Gehet alle zu Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!"

Aus der Schweiz schreibt eine langjährige Abonnentin folgendes: „Einer meiner Verwandten, der schon seit acht Jahren die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen und überhaupt keine Kirche mehr besucht hatte, wurde schwer krank. Ich ging in die hl. Messe und betete für den Kranken zu Maria und Joseph, daß ihn der liebe Gott doch nicht ohne die heil. Sterbesakramente von hinnen abrufen wolle. Die Hilfe kam schneller, als ich gedacht hatte. Schon am Nachmittag konnte der Priester am Krankenbett seine Pflicht erfüllen und den Kranken mit dem lieben Gott versöhnen. Noch mehr: Der Kranke wurde bald wieder gesund und geht trotz seiner 80 Jahre rüstig einher. Herzlichen Dank der lieben Muttergottes und dem heiligen Joseph für ihre schnelle Fürbitte bei Gott!"

Ein anderer Bericht lautete folgendermaßen: „Anfangs vorigen Jahres kamen wir durch die unerwartete Stellenlosigkeit meiner Schwester in große Verlegenheit.



Vom Bau des HAPAG-Dampfers Imperator. Clichotek, Berlin 68.
Einbringung einer Turbine. Der Krahn hat eine Hebekraft von 4000 Zentner. (Siehe S. 21)

Wie die Verhältnisse lagen, war es schwer, eine gute, passende Stelle zu finden. Nun muß ich leider gestehen, daß ich auf die Verehrung des heiligen Joseph so ziemlich vergessen hatte, erst durch die vielen Berichte im Vergißmeinnicht wurde mein Glaube wieder gestärkt und neues Vertrauen in mir geweckt. Ich hielt daher zu seiner Ehre die neun Mittwoche und versprach Veröffentlichung in irgendeiner Zeitung. Und der Erfolg? — Bald darauf war eine Stelle gefunden. Unter 20 Bewerberinnen erhielt meine Schwester allein die Zusage. Ihr Eintritt wurde auf den 1. März festgesetzt, was mich noch mehr in dem Glauben bestärkte, daß uns der heilige Joseph geholfen. Heute aber will ich endlich mein Versprechen einlösen und sage öffentlich dem heiligen Joseph tausend Dank. Möge jeder, der in leiblicher oder geistiger Not ist, vertrauensvoll zu ihm seine Zuflucht nehmen; er wird sicher helfen, denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist groß.

Des Lebens Rätsel.

Nach Msgr. John Vaughan, S. J.

(Fortsetzung.)

Warum hat uns Gott geschaffen? Was hat ihn bewogen, uns aus dem Abgrunde des Nichts ins Dasein zu rufen? Bedenke, zwischen Nichts und Etwas gähnt eine so ungeheure, unendliche Tiefe, daß sie nur durch Gottes Allmacht überbrückt werden kann. Keine erschaffene Kraft, und überstiege sie auch die aller Menschen und Engel zusammengenommen, kann aus nichts etwas hervorbringen. Daß also unsere Seele in's Dasein trat, dazu war, menschlich gesprochen, die volle göttliche Allmacht notwendig.

Er, der Unendliche, erschuf mich und dich. Weshalb denn? Was war hiebei sein eigentlicher Beweggrund? Bedurfte er etwa unser? Welch' ein Gedanke! Der Herr ist der Unendliche, absolut vollkommen und höchst glückselig in sich selbst. Er bedarf zur Ergänzung seines Glückes keines anderen Wesens. Von Ewigkeit her ist er da, er hat den Grund seiner Existenz in sich selbst. Da erschuf er aus freiem Willen die Welt, Himmel und Erde mit all den Millionen von Geschöpfen traten ins Dasein. Die Welt stand schon seit Tausenden von Jahren, ich aber, war noch nicht da; der Herr bedurfte meiner auch nicht. Weshalb rief er mich aber zuletzt aus dem Abgrund des Nichts? Antwort: Er tat's aus reiner, freier Liebe.

Das ganze Universum ist vor Gott, dem Unendlichen, nicht mehr als ein Sandkorn; wie ein Wassertropfen am Eimer, sagt die heilige Schrift. Der einzige Grund, warum er alles schuf, ist seine unendliche Güte und Liebe. Die Liebe sucht sich auszubreiten, sie will von ihren Schätzen, ihrem eigenen Glück andern mitteilen. Gott will, daß seine eigene Glorie und Glückseligkeit gleichsam weit über ihn hinausstrahle. Wie die Sonne nicht nur in sich selbst eine herrliche Lichtquelle ist, sondern auch ihre goldenen Strahlen weithin aussendet und zehntausend Welten erfreut, so ist Gott nicht nur die unendliche Güte in sich selbst, sondern er liebt es auch, seine Gaben und Gunstbezeugungen in verschwenderischer Fülle andern mitzuteilen. Und deshalb erschuf er die Engel und die Menschen; dieser Beweggrund allein steht im Einklang mit der unendlichen Güte und Vollkommenheit Gottes. „Mit ewiger Liebe liebte ich dich."

Und die Folgen hievon? Er, der Unendliche, liebt mich, ein armes, sündhaftes Geschöpf! Was kann, was soll ich anders tun, als ihm meine Gegenliebe bekunden, soweit ich deren nur fähig bin? Das ist der letzte Zweck unseres Daseins, Gott zu erkennen, ihn zu lieben, und ihm zu dienen; denn, wer seine Gebote hält, der ist's, der ihn liebet. D'rum bete recht oft aus innerstem Herzensgrunde: „Ich will den Herrn, meinen Gott, lieben aus meinem ganzen Herzen, aus meiner ganzen Seele, aus meinem ganzen Gemüte und aus allen meinen Kräften! Herr, entzünde in mir das Feuer deiner göttlichen Liebe!" Amen.

Oratio

pro conversione Africae ad ecclesiam catholicam.

Oremus pro miserrimis Africae populis, ut Deus omnipotens tandem aliquando auferat maledictionem Chami a cordibus eorum, detque illis benedictionem, unice in Jesu Christo Deo et Domino nostro consequendam.

Domine Jesu Christe, unice Salvator universi generis humani, qui jam dominaris a mare usque ad mare et a flumine usque ad terminos orbis terrarum, aperi propitius sacratissimum cor tuum etiam miserrimis Africae animabus, quae adhuc in tenebris et umbra mortis sedent, ut intercedente piissima Virgine Maria Matre tua immaculata ejusque Sponso gloriosissimo beate Joseph, relictis idolis coram te procidant Africani et ecclesiae tuae aggregentur. Qui vivis etc.

Pater noster. Ave Maria. Gloria patri.

(Indulgentia 300 dierum toties quoties. Leo XIII.)

Gebet

um die Bekehrung Afrikas zur katholischen Kirche.

Lasset uns beten für die so unglücklichen Völker Afrikas, daß doch endlich der allmächtige Gott von ihrem Herzen hinwegnehme den Fluch Chams und ihnen den Segen gebe, der allein zu haben ist in Jesus Christus, unserm Gott und Herrn.

Herr Jesus Christus, einziger Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes, der du schon herrschest von Meer zu Meer und vom Flusse bis zu den Grenzen des Erdkreises, öffne gnädigst dein heiligstes Herz auch den so unglücklichen Seelen Afrikas, die noch in der Finsternis und in Todesschatten sitzen, damit sie durch Vermittlung der gütigsten Jungfrau Maria, deiner unbefleckten Mutter und ihres glorreichen Bräutigams, des hl. Joseph, ihre Götzenbilder verlassen, vor dir niederfallen und deiner heiligen Kirche einverleibt werden, der du lebest und regierest usw.

Vater unser. Gegrüßest seist du Maria. Ehre sei dem Vater.

(Jedesmal 300 Tage Ablaß. Papst Leo XIII.)

Vom Bau des Hapag-Dampfers „Imperator".

(Siehe Bild Seite 22.)

Unser Bild zeigt das Einsetzen einer Turbine. Der Riesenkran, der dieselbe einhebt, hat die Hebekraft von 200 Tonnen oder 4000 Zentnern, und könnte demnach 20 vollbeladene Eisenbahnwagen auf einmal heben.

Das Schiff selbst wird für die Hamburg-Amerika-Linie auf der Vulkanwerft in Hamburg gebaut. Der stählerne Koloß, der den stolzen Namen „Imperator" trägt, hat eine Länge von 268 Meter, ist 30 Meter breit und faßt 50 000 Registertonnen. 4500 Passagiere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kann der neue Ozeanriese aufnehmen, dazu etwa 300 Stück Vieh (Ochsen, Kälber, Schafe und Schweine) 80 Zentner Fische, 50 000 Eier, 1000 Zentner Kartoffel, 250 Zentner Gemüse usw. usw. Die Räume für die Kajütengäste sind äußerst modern und mit allem Komfort ausgestattet. Die Baukosten werden sich auf etwa 40 Millionen Mark belaufen. Das Schiff soll noch in diesem Jahre fertiggestellt werden. Es ist ein Vierschrauben-Schnelldampfer und zählt 13 Stockwerke. Möge ihm dereinst eine glückliche Fahrt beschieden sein!

Briefkasten.

Von mehreren unserer Missionsstationen kommen dringende Bitten um ein Harmonium. Bekanntlich sind die Schwarzen große Freunde von Musik; wenn sie wissen, daß sie in unsern Kirchen und Missionskapellen schöne Gesänge mit Harmoniumbegleitung zu hören bekommen, eilen sie oft stundenweit zum Gottesdienste herbei.

Wer von unsern geehrten Lesern ist nun bereit, unserer Mission zu einem Harmonium zu verhelfen? Es bräuchte kein neues zu sein, auch ein älteres, doch noch gut erhaltenes, würde seinen Zweck erfüllen. Für jeden, auch den geringsten Beitrag hiefür sagen wir zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!"

A. H., Freising: Mariannh. Ordens-Missionäre.

Zur Josephsstatue von einem Taglöhner 1 Mk. dkd. erhalten.

Wir möchten recht höflich bitten, die Briefe und Meßbundlisten mit dem Ortsnamen zu versehen, da wir oft nicht wissen, von wem das Schreiben kommt, und deshalb mit dem besten Willen nicht in der Lage sind, zu antworten, und anderseits glauben die Abonnenten, wir hätten ihre Briefe nicht erhalten.

Nördlingen: Betrag für 2 Heidenkinder „Andreas und Veronika" erhalten, ebenso das Paket Stoffe.

Ochsenfurt: Betrag für Heidenkind „Barbara" und zu hl. Messen erhalten.

Ungenannt: Betrag für Heidenkinder „Maria und Elisabeth" und Antoniusbrot erhalten.

Regensburg: 3 Mk. für St. Michael erhalten.

E. E. in E.: Erhalten.

Brief mit 5 Mk. dankend erhalten.

Frau A. Pr. in R.: „Bausteinchen" dankend erhalten. Vergelt's Gott!

M. H. in H.: Ich rate Ihnen, das Büchlein zu kaufen: „Seelenfriede", Anleitung zur Lösung von Gewissenszweifeln nebst Meß-, Beicht- und Kommunion-Andachten, von P. Franz Jos. Grüner, O. M. Cap. — Es wird Ihnen in vielen Stücken Trost und willkommenen Aufschluß bringen. In vielen Auflagen erschienen, über 200 Seiten stark; schön in Leinwand gebunden 75 Pfg. Verlag von J. Pfeiffer (D. Hafner) in München, Herzogspitalstraße 6.

Wer in die Mariannhiller Mission eintreten will, wende sich an den Hochw. P. Superior des Missionshauses „St. Paul", Post Walbeck, Rheinland.

Junge, unbescholtene Mädchen, welche in die Genossenschaft der Schwestern vom kostbaren Blut, von denen über 300 in unserer südafrikanischen Mission tätig sind, eintreten wollen, wenden sich an die: Ehrw. Mutter Paula, Generaloberin, Missionshaus Heiligblut, Post: Beek en Donk bei Helmond (Holland).

Gams: 20 Fr. erhalten.

West-Point, Nebr.: Betrag Doll. 25 erhalten.

Luxemburg: 21 Mk. für 1 Heidenkind dankend erhalten.

Bonn: 100 Mk. für Missionskirchen dankend erhalten.

Barmen: W. K., 21 Mk. für 1 Heidenkind „Thaddäus" erhalten.

Rheydt: Für Josefsstatue dankend erhalten.

Sch.-Bedburg: Betrag erhalten und alles nach Wunsch verwendet. Herzl. Vergelt's Gott.

Cleve: Danksagung zu Ehren des hl. Antonius 100 Mk.

Cleve: Danksagung zu Ehren des hl. Joseph 16 Mk.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Gersau, St. Fiden, Weesen, Vilters, Herzenwil, Steinen, Turgi, Mellingen, Sursee, Schwyz, Entlebuch, St. Gallen, Gretzenbach, Neuheim, Eischoll, Aesch, Flumenthal, Morschach, Bronschhofen, Meien, Balgach, Kradolf, Bulingen, Schaffhausen, Luzern, Zürich, Buttwil, Wohlen, Fiesch, Montlingen, Regensburg, Esseldorf, Arlen, Weißenhorn, Bonnlanden, Weiler, Landau a. Isar, Langenbruck, F., Stuttgart, Hausach, Nürnberg, Römershag, Hildesheim, Saarunion, München, Karlsruhe (2mal), Markelsheim, Zürich Rielasingen, Kaiserslautern, Grombach, Höchberg, Herrieden, Kaufbeuren, Markt-Rettenbach, Weipert-Neugeschrei, St. Pölten, Hartheim, Großmehring, Siegburg, Bischofsheim, Dresden, Frittlingen, Aschaffenburg, Gosseldorf, Sulzbach, Röttingen, Grainet, Zusenhofen, Ehingen, A. F., Rottweil, Frankfurt a. M., Leubnitz, Hain, Ebringen, Rennerod, München, Weiler, Forchheim, Freudenberg, Steinburg, Ottobeuren, Schattenmühle, Reichstett, Röttingen, Oberebersbach, St. Ludwig, Mantlach, Bobenheim, Bamberg, Rüdenthal, Obermühl, Breslau, Diepoltskirchen, Frankfurt a. M., Busendorf, J. H., Witterda, Fremont, Ohio, Buffalo, N.-Y., Fort Smith, Ark., Brooklyn, N.-Y., Steinheim, Vierwinden, Charlottenburg, Düsseldorf, Niederzissen, Würselen, Renefort, Lette, Köln, Essen, Bonn, Weisweiler, Ebbelinghoff, Kärlich, Oberdollendorf, Elbergen, Münster, Ederen, Quantwick, Mayen, Wadersloh, Gelsenkirchen, Düren, Aachen, Upsprunge, Klickerterhof, Sögel, Bettelhoven, Bottrop, Großentaft, Niederstedem, Günterode, Griesborn, Bochum, Neheim, Aßmannshausen, Mülheim-Ruhr, Haltern, Niederdielfen, Münsterland, Duisburg, Velen, Lüschede, Diedorf, Bocholt, Oberweis, Calle, Madfeld, P. in L., Derendorf, Obercassel, Neuß, Hoisten, Eupen, Bielefeld, Uder, Altengeseke, Mehlem, Berncastel.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Wilhelm Schütz, Kupferdreh. Johann Anton Bach, Baselscheid. Johann Klören, Kaarst. Maria Wieseke, Paderborn. Maria Nolden, Euskirchen. Kath. Sommer, Büenfeld. Paul Jakobs, Mützenich. Baronin von Wendt, Diestedde. Frau Sax, Koblenz. Frau E. Schmitz, Gelsdorf. Joh. Georg Kraus. Wimmelbach. Kunig, Brunner, Oesdorf. Maria Susanna Rombach, Freiburg. Anna Maria Claus und Magdal. Büri, Lochweiler. Franz Schöffmann und Nikolaus Unterhuber, Altötting. Franziska Lauter, Schönhalde. Ludwina Weitenauer, Oberstdorf. Anton Wohnsiedel, Mahlberg. Anna Gohl, Hof Rosenegg. Rosamunda Hack, Jos. Martin Grein und Martin Fecher, Mondfeld. Frz. Sal. Vorderreisinger, Benef., Eichendorf. Anton Wöppel, Ettlingen, Baden. Johann Heiderer, Waldmünchen, Obpflz. Maria Goldbach, Würzburg. Christina Derr, Vilchband. Isidor Proßwitz, Altmohrau. Maria Winkler, Krotzel. Therese Just, Kronau. Frau Ohrband, Bruchsal. Jakob Hartz, Sässolsheim. Anna Giller, Gleiwitz. Wilhelm Peter, Spaichingen. Klara Straßner, Würzburg. Thomas Graf, Lanzenhofen. Aloys Genzler, Rasdorf. Kath. Richard, Sternenberg. Math. Riedl, Lichtenau. Heinrich Nüßlein, Röttenbach. Emma Buchegger, Konstanz. Pfarrer Joh. Nep. Heringer, Palling. Maria Eberer, Erding. Karolina Huber, Göffingen. Pfarrer Jos. Ant. Ihle, Eggmansried. Josefa Prokopp, Wertheim. Therese Scheyder, Ergersheim. Josef Wild, Riem. Pfarrer Jos. Sutter, Brauweiler. Antoinette Demontant, Landau. Joh. Michael Michel, Vilchband. Herr Edtmüller, Aschau. Maria Schmidbauer und Maria Seidl, Regensburg. Lina Zemp, Knutwil. Frau Graf, Luzern. Peter Tingnely, Giffers. Anastasia Müller, Engelwis. Gottl. Würsch, Killwangen. Joseph Meili, Cham. Peter M. Berni, Vals Platz. Joseph Wyrsch, Cham. Anna Bader, Holderbank. Kapl. Andermatten, Saas-Almagel. Theres Kolarsch, Krumau. Barbara Niglbauer, St. Marien. M. Poststarpa Freunschlag, Linz. Heinrich Edlen v. Zehmen, Linz. Rosina Steindlberger, Eberstallzell. Anna Sarl, Innsbruck. Juliana Grasbäck, Leonfelden. Agnes Schrott, Birkenfeld. Barb. Betz, Würzburg. Fabian Martin, Pfr., Oberwittstadt. Seb. Großmeier, Rosenheim. Magd. Stark, Altbessingen. Witwe Bartholoma, Gurtweil. Stadtpfarrer Gustav Merkle, Wurzach. Veronika Brehler, Josef und Christina Köhl, Maria Klitsch, Karolina und Theresia Bornträger, Salzschlirf. Gertraud Fah, Josef Schäfer und Maria Handler, Eichenau. Magdalena Walz, Gabsheim. Lehrer Staub, München. Elisab. Schäfer, Gechenbach. Leonh. Six, Augsburg. Maria Zöllner, Hausen. Hochw. Josef Hefner, Würzburg.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang
№ 2.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

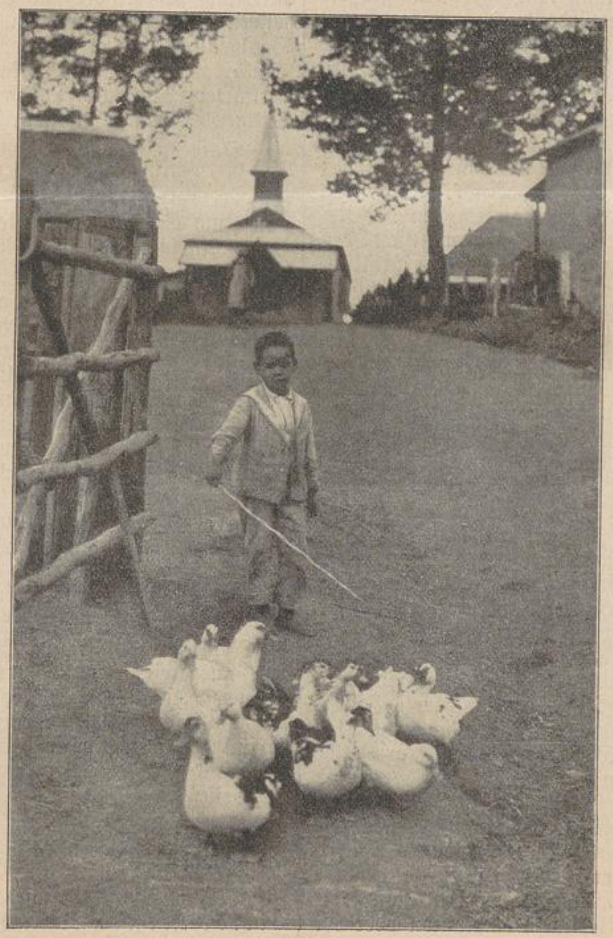
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Auszug am Morgen (Kevelaer).

Köln a. Rh.
Februar 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Meßglöcklein.

Es tönet so traulich ein Glöcklein,
Es tönet so lieblich und rein,
Es ladet mit bittender Stimme
Zum heiligen Tempel uns ein.

Es rufet zum heiligen Opfer
Der Christen begnadigte Schar:
Kommt, eilet, Gerechte und Sünder.
Der Priester tritt hin zum Altar.

O Wonne, wo du noch ertöneſt,
Meßglöcklein, in trauriger Zeit!
Wer sollte voll Freude nicht sprechen:
Lieb Glöcklein, wie bin ich bereit!

Nicht sollst du vergebens mich rufen,
Ich folge dir willig und gern,
Es zieht mich mit Banden der Liebe
Das sühnende Opfer des Herrn.

Die Missionsfrage auf dem eucharistischen Kongreß in Wien.

(Schluß.)

Missionsbischof Geyer aus Chartum, der schon auf dem Katholikentage zu Aachen eine so herrliche Missionsrede gehalten hatte, schilderte in poetisch schönen Worten die Erfolge, die in Zentralafrika, in Uganda, durch die häufige und frühe Kommunion erreicht wurden. Die Neger betrachten sich selbst als von Gott zurückgesetzte Menschen und viele treten zum Islam über nur deshalb, weil sie dadurch gleichgestellt werden den Völkern weißer Rasse. Was kann ihnen aber eine größere Bürgschaft ihrer Menschenwürde bieten als die katholische Eucharistie, wenn am Tische des Herrn der Farbige neben dem Weißen, der Herr neben dem Diener kniet? Ist die heilige Eucharistie so eine unschätzbare Hilfe gegen die Ausbreitung des Islams, so ist sie ferner unentbehrlich zur Vertiefung und Stärkung des christlichen Lebens des Neugetauften. Denn diese leben zum größten Teil in heidnischer Umgebung, in der Mitte der größten Laster. Nicht selten müssen sie wie Christen der Urkirche ihre Bekehrung verheimlichen, um nicht den größten Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Die christliche Lehre fordert so schwere und den Negern so völlig fremde Tugenden, wo sollen sie die Kraft dafür gewinnen, wenn nicht in der Eucharistie?

Dieses heiligste Sakrament kommt auch ihren Anschauungen entgegen, denn das religiöse Opfer ist ihnen nichts Fremdes. Nicht am Glauben gebricht es ihnen, sondern an sittlicher Kraft. Da war das Kommuniondekret unseres Papstes geradezu von providentieller Wichtigkeit. Ueberall in Afrika und in den anderen Missionen stieg die Zahl der Kommunionen in ungeahnter Weise und mit ihr wuchs und erblühte das katholische Leben. Auf dem Hochplateau zwischen den beiden Nyanzaseen, im Herzen Afrikas, erneuern sich die Wunder der Urkirche. Flimmernd zieht der Morgenstern aus dem Schoße der Aequatornacht herauf. Um 5 Uhr ertönt die große Trommel, welche einst die Männer in Kriegsputz und mit blitzenden Speeren beim Häuptling versammelte und ruft die Neubekehrten jetzt zu Füßen des Friedensfürsten. Aus den Bananenhainen wallen schattenhafte Gestalten durch das Halbdunkel zur Kirche aus Röhricht. So mögen einst durch Maulbeer- und Zypressenalleen die ersten Christen zu den Katakomben geschlichen sein! Da knieen sie auf Stroh und Heu versammelt: der Katechet betet vor und die Gläubigen beten ihm die Morgengebete nach. Es erschallt wieder die Trommel: sie beten den „Engel des Herrn". Es folgt die Vorbereitung auf die heilige Kommunion oder der Rosenkranz. Gottesvoll lacht der Sonntagsmorgen. Drei- bis Vierhundert kommunizieren in der ersten heiligen Messe. Selten ist eine Kirche ganz verlassen. Die Christen müssen oft zwei bis drei Stunden zur Kirche gehen . . . . .

An der Hand von Zahlen gibt der Redner sodann ein Bild, welchen riesigen Umfang die Verehrung der heiligen Eucharistie bei den wilden Stämmen angenommen hat. Das Eldorado der eucharistischen Missionstätigkeit sind und bleiben die heilige Messe und die erste heilige Kommunion. Eine bedeutende Schwierigkeit in den Missionen ist eine Glaubenskälte und sittliche Minderwertigkeit europäischer Einwanderer. Laienapostel des guten Beispieles würden für die Neubekehrten noch mehr bedeuten als Ermahnungen und Predigten. Die Vorbereitung der Kinder zur Erstkommunion ist eine der wichtigsten Missionsarbeiten. Als ich am 28. Juli dem Heiligen Vater über meine Mission und den Nutzen der Kinderkommunion in Afrika berichtete, da rief er mit verklärtem Blick aus: O, die Kinder! Wer soll der heiligen Kommunion würdig sein, wenn nicht die Kinder?" Also, unangebrachte Bedenken beiseite, und auf zur Verkündung und Verwertung der eucharistischen Wunder für die Missionen!

Zum Schluß beantragte Universitätsprofessor Dr. Schmidlin folgende Resolution, die mit großem Beifall aufgenommen wurde:

Der Herzenswunsch des göttlichen Heilandes, sich in der heiligen Eucharistie allen Menschen und allen Völkern als Opfer und als Speise zu schenken, macht es jedem Verehrer des allerheiligsten Altarsakramentes zur dringenden Liebespflicht, zur Ausbreitung des eucharistischen Reiches und zur Mitteilung des eucharistischen Gnadenschatzes der Welt, zur eifrigen Beteiligung am Missionswerke nach Möglichkeit beizutragen, namentlich in der so entscheidenden Gegenwart. Für den Seelsorger, der täglich das weitumspannende Erlösungsopfer dem Herrn darbringt, ist es besondere Pflicht, in die Gesinnung des Heilandes einzugehen und seine Gemeinde zu eifriger Mitwirkung am Missionswerke der Kirche zu erziehen.

Nachdem der Präsident den hohen Referenten für ihre ausgezeichneten, hochinteressanten, tief zu Herzen gehenden Ausführungen, sowie den höchsten Herrschaften für ihr Erscheinen den ehrfurchtsvollsten Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, wurden die Beratungen, die durch volle zwei Stunden die Zuhörerschaft gefesselt, geschlossen.

Mariannhiller Meß- und Gebetsbund.

Wir erlauben uns wieder auf den „Mariannhiller Meßbund" aufmerksam zu machen, denn viele unserer Leser scheinen denselben noch nicht zu kennen oder mögen vielleicht im Laufe der Jahre darauf vergessen haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufnahmefähig in diesen Bund ist jeder katholische Lebende und Verstorbene. Die einzige Bedingung hiefür ist die Eintragung des betreffenden Namens in unser Verzeichnis und die einmalige Entrichtung eines bescheidenen Missions-Almosens im Betrage von wenigstens einer Mark (bzw. 1 Krone).

Vorteile:

1. Täglich werden in Mariannhill für die Mitglieder zwei, wiederholt auch drei heilige Messen gelesen. Desgleichen wird jeden ersten Sonntag im Monat ein feierliches Hochamt für dieselben abgehalten.

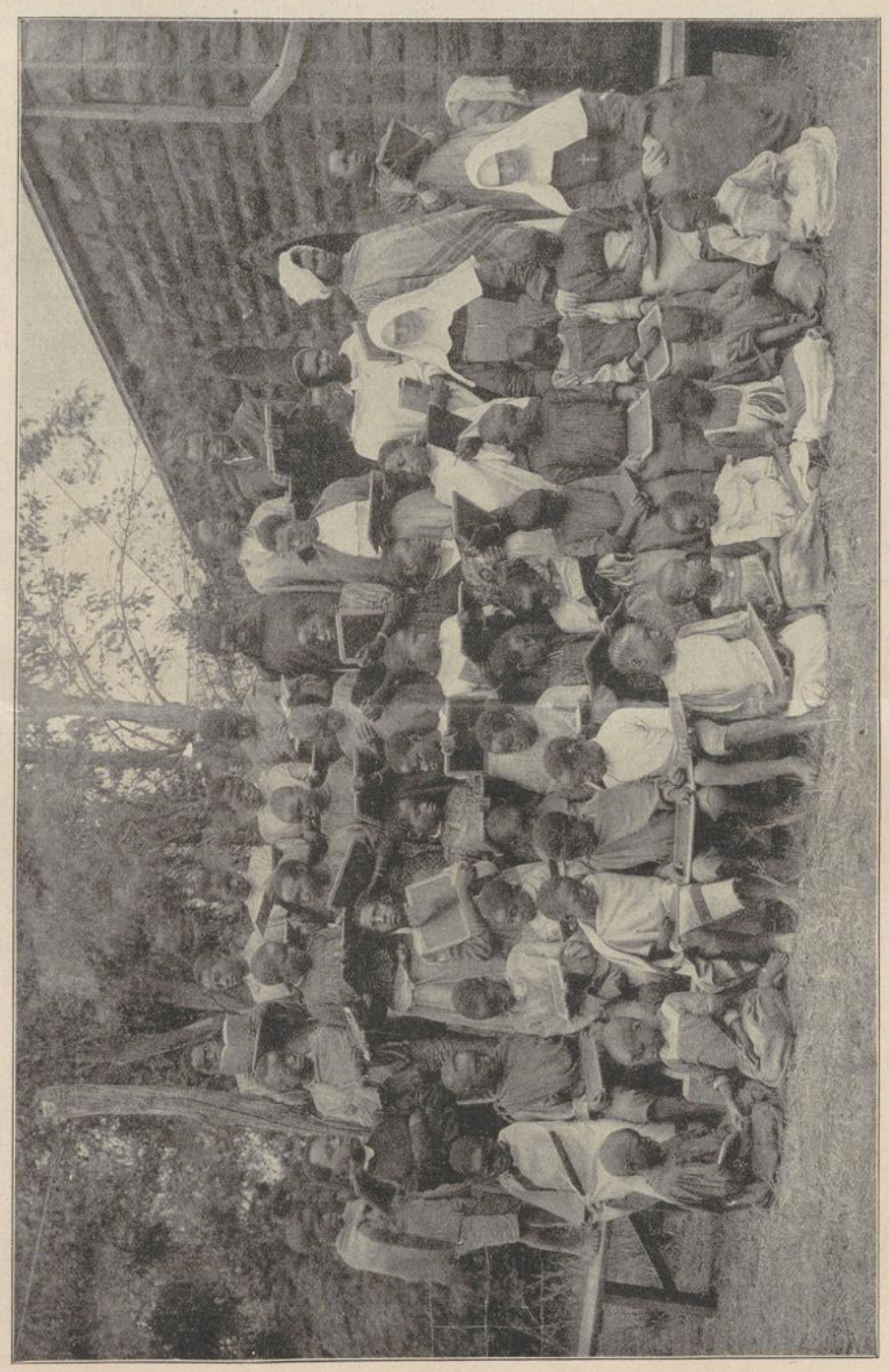
2. Mehr als 320 Missionäre und Ordensbrüder opfern jeden Monat wenigstens einmal eine hl. Kommunion und täglich bestimmte Gebete in der gleichen Meinung auf.

3. Täglich wohnen viele Hunderte schwarzer Kinder der hl. Messe bei und beten dabei nach der Meinung unserer Wohltäter.

4. Alle Wohltäter — und dazu rechnen wir auch die Mitglieder unseres Meßbundes — haben Anteil an den Gebeten, Arbeiten und guten Werken der Mitglieder unserer Mission.

Der genannte Meßbund erhielt nicht nur die Genehmigung des Hochw. Herrn Bischofes Dr. Heinrich Delalle, O. M. J., des apostolischen Vikars von Natal, sondern auch die unseres hl. Vaters Papst Pius X. Se. Heiligkeit geruhte, gelegentlich einer Audienz des Abtes von Mariannhill am 6. Oktober 1906 unter das betreffende Dokument eigenhändig folgende Worte zu setzen: „Wir segnen von Herzen dieses heilige Werk und wünschen allen Wohltätern vom Himmel her die besten Gnadengaben!"

Kann es für ein katholisches Werk eine bessere Empfehlung geben, als den eigenhändigen Segen des Hl. Vaters in Rom? Und soll mit diesem Segen des Vaters der Christenheit nicht auch der Segen des Himmels in reichstem Maße verbunden sein?



Schulkinder der Tagesschule in Mariatinden. (Links Andreas Ngidi, ein schwarzer Priester.)

Noch mehr, wer dem „Mariannhiller Meßbunde" beitritt, sichert sich nicht nur eine Fülle himmlischen Segens, sondern spendet auch ein Almosen an unsere, unter Gottes Segen so herrlich aufblühende Mission. Was gibt es aber schöneres und dankbareres als die Unterstützung der katholischen Missionen?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da schickt z. B. jemand ein neues Kleidchen nach Afrika. Die Missionsschwester beschenkt damit zum heiligen Christfest ein armes Heidenkind. O, wie freut sich das Kleine über das neue seltene Röckchen! Und siehe, nun faltet es auf den Rat der Schwester hin die schwarzbraunen Händchen und betet für den edlen Wohltäter oder die mildherzige Spenderin, die ihm übers weite Weltmeer so ein hübsches Kleidchen schickten. O so ein Gebet ist der Erhörung sicher, und gewiß wird am großen Gerichtstag der Herr zu einer solchen Seele sprechen: „Ich war nackt, und du hast mich bekleidet!" (Matth. 25, 36.)

Andere schicken Geld. Der Missionär kauft damit für seine schwarzen, stets hungrigen Wollköpfe Brot und deckt ihnen den Tisch. Alle entwickeln einen recht gesunden Appetit und lassen sich die vorgesetzten Speisen trefflich munden. Zum Schlusse aber erheben sie sich auf das Zeichen des Missionärs, stellen sich in Reih' und Glied und beten in einem längeren Tischgebet auch für die fernen Wohltäter, die ihrem „Baba" das Geld für die treffliche Mahlzeit geschickt. Und auch zu diesen wird der Herr am Gerichtstage sagen: „Kommet ihr Gesegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt." (Matth. 25, 35.)

Vor einigen Jahren wurde nach Mariahilf, einer unserer Missionsstationen, ein alter, doch frisch gefaßter und ziemlich reich vergoldeter Tabernakel geschickt. Als nun am nächsten Sonntag die Neubekehrten desselben ansichtig wurden, waren sie einfach sprachlos vor Erstaunen. Lange, lange starrten sie den ungewohnten Schmuck ihres armen Missionskirchleins an. Dann aber begannen sie mit ihrem P. Missionär, der mitten unter ihnen kniete und ihnen schon gesagt hatte, woher das neue Geschenk wäre, den heiligen Rosenkranz für den hochherzigen Wohltäter zu beten und zwar so frisch und kräftig, so aus dem innersten Herzen heraus, daß dem guten Pater unwillkürlich die Tränen in die Augen traten. Gewiß hat auch dieses Gebet seine Wirkung gehabt, denn das Gebet der Demütigen durchdringt die Wolken. (Sirach 35, 21.)

Doch in unserer Mission wird, wie oben angedeutet, nicht nur von einzelnen oder nur ausnahmsweise für die Wohltäter gebetet, sondern von allen und zwar Tag für Tag, zumal von den vielen Hunderten unserer schwarzen Schulkinder. Und zu diesen Gebeten unserer Bekehrten kommen noch die ungezählten pflichtmäßigen und freigewählten Arbeiten, Leiden, Opfer und Gebete einer Ordensgemeinde von mehr als 300 Mitgliedern, von den vielen heiligen Messen und gemeinsamen Kommunionen gar nicht zu reden.

Sollte nun die Aussicht auf so viele und große geistige Vorteile nicht jeden unserer geehrten Leser ermuntern, persönlich dem Mariannhiller Meß- und Gebetsbund mit Freuden beizutreten und auch in Freundeskreisen neue Mitglieder hiefür zu werben? Oder was könnte man einem verstorbenen Angehörigen, der uns bei Lebzeiten so lieb und teuer gewesen, besseres tun, als ihn in einen Bund einschreiben zu lassen, in dem so viel für die armen Seelen gebetet und geopfert wird?

Eine Missionsreise in alter Zeit.

Die moderne Technik mit ihren staunenswerten Fortschritten kommt auch dem Missionswerke zugute. In kurzer Zeit durcheilen die riesigen Dampfer die Weltmeere und nur verhältnismäßig selten hört man von bedeutenden Unglücksfällen zur See. Die Patres, Brüder und Schwestern, die nach Mariannhill oder von dort nach Europa fuhren, wissen von keinem einzigen nennenswerten Unfall zu berichten, oder wenn zeitweilig eine Gefahr drohte, so wurde sie doch schnellstens wieder abgewendet.

Anders vor wenigen Jahrhunderten. Da war so ein Segler nach Südafrika nicht wie die jetzigen Dampfer bloß 3—4 Wochen, sondern viele Monate auf dem Weg, lag bei Windstille oft wochenlang auf hoher See oder wurde, eine wehrlose Beute orkanartiger Stürme, an ferne, unwirtliche Küstengestade verschlagen. Wehe den armen Passagieren! Was hatten die Bedauernswerten alles zu leiden, und wieviele von ihnen mußten auf die traurigste Weise das Leben lassen! —

Einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse bietet uns der Reisebericht des spanischen Jesuiten Petro Martinez, der im Jahre 1585 mit mehreren seiner Ordensgenossen eine Seefahrt nach Südafrika machte. Er schreibt:

„Im April 1585 schiffte ich mich mit sieben andern Missionären der Gesellschaft Jesu und zwei Dominikanern in Lissabon ein. Wir benützten ein großes Kauffahrteischiff, und unser Reiseziel war Sofala an der Ostküste Südafrikas. Leider war uns das Glück nicht günstig. Schon in den ersten Tagen erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß das Schiff Mast und Segel verlor und nur mit Mühe auf der Insel St. Jago am grünen Vorgebirge landen konnte, um da notdürftig den Schaden auszubessern. Unter fortwährend ungünstigem Wetter und unter unsäglichen Mühen erreichten wir später das Kap der guten Hoffnung.

Erst auf der Höhe der Insel Madagaskar zeigte sich uns das Wetter günstig. Ein frischer kräftiger Wind schwellte die Segel und wir hofften mit dessen Hilfe in Bälde einen sicheren Hafen zu erreichen. Wir befanden uns schon vier Monate auf der Fahrt, und alles sehnte sich darnach, bald ans Land zu kommen. So nahte der Abend des 20. August, an welchem Tage die Kirche das Fest des heiligen Bernardus feiert. Wir hatten uns kaum zur Ruhe begeben, als plötzlich unser Schiff mit vollen Segeln auf ein verstecktes Felsenriff auflief. Der Anprall war so gewaltig, daß sich sofort der halbe Schiffsboden spaltete, und das Wasser allenthalben mit großem Getöse eindrang. —

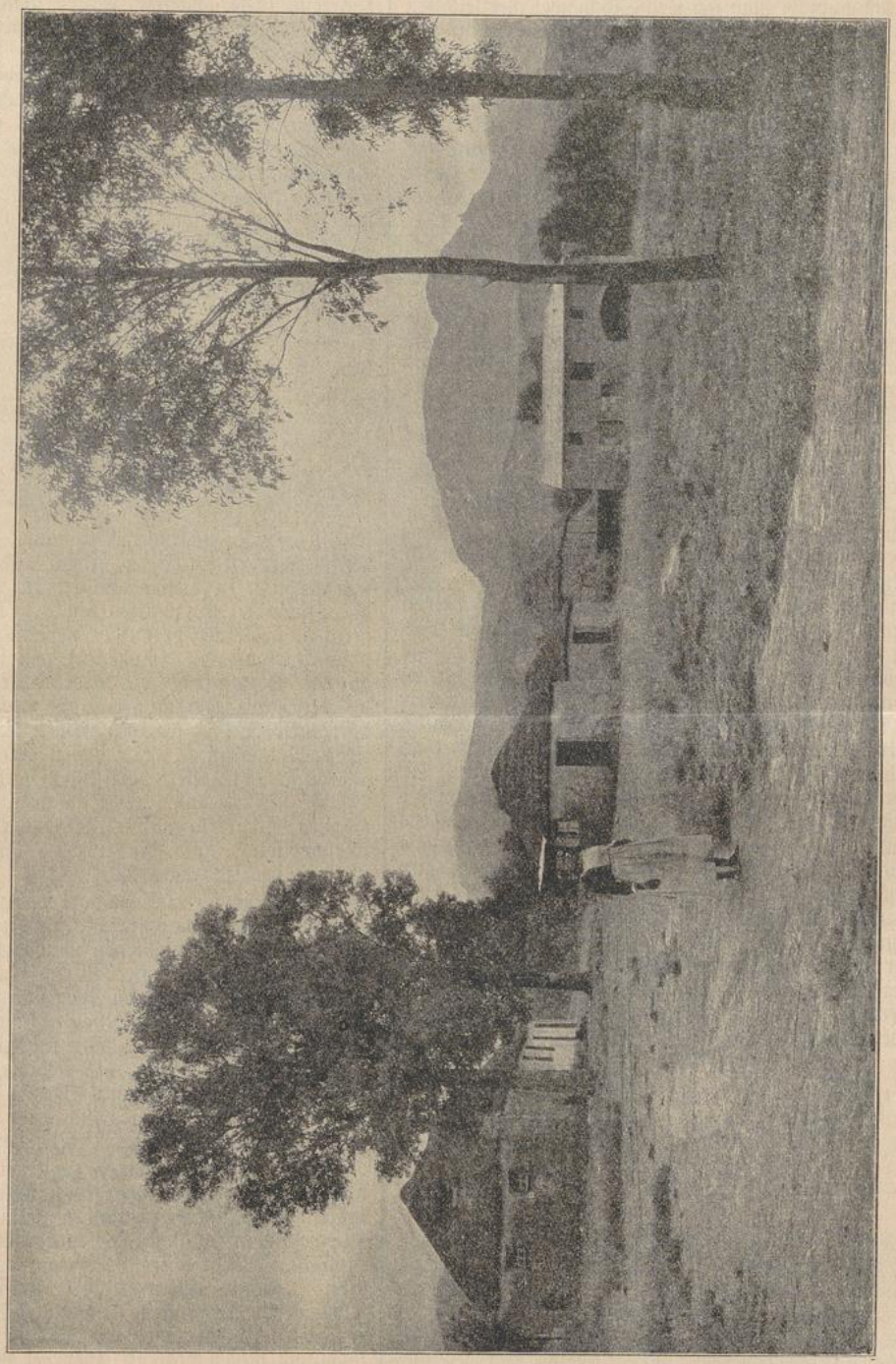
Man denke sich unsern Schrecken! Es war Nacht, ein dichter Nebel bedeckte die ganze Gegend und ließ uns nur soviel erkennen, daß wir mitten im Meere auf einem nackten Felsenriff saßen. Die Flut peitschte unser leck gewordenes Fahrzeug und warf es wiederholt mit solcher Gewalt an das harte Gestein, daß es allmählich in Trümmer ging. Die meisten Passagiere krochen, da sich in der Dunkelheit kein Ausweg zeigte, jammernd und weinend im Schiffsraum umher und suchten in Todesängsten irgend einen Gegenstand zu erhaschen, an dem sie sich anhalten konnten. Wir Priester riefen ihnen zu, sich der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, ihre Sünden zu bereuen und Trost und Hilfe im Gebete zu suchen. Da wir nicht jedem einzelnen beikommen konnten, um seine Beichte zu hören, offenbarten viele laut ihre geheimsten Sünden und baten um die Absolution. Andere machten Gelübde und versprachen dies und das, falls sie mit dem Leben davonkämen.

In diesem Jammer fand uns der anbrechende Tag. Leider diente er nur dazu, uns den Umfang unseres Elendes im vollen Maße erkennen zu lassen. Soweit

das Auge nur reichte, sahen wir nichts als Himmel und Wasser und die zwischen den Schiffstrümmern umherschwimmende kostbare Ladung. Doch niemand achtete jetzt darauf. Da erkannte ich so recht, wie leer und nichtig doch alle irdischen Reichtümer sind. Was nützen sie dem Menschen in solcher Not? Und doch hängt er in gesunden Tagen sein ganzes Herz daran.

Wir waren anfangs, da inzwischen die Ebbe eingetreten war, auf die höchste Felsenspitze emporgeklettert, allein das nützte uns wenig, denn wir wußten, bei der Flut würde sie wieder unter Wasser gesetzt. Was tun? Der natürliche Drang, sein Leben zu retten, rührte sich in allen ganz gewaltig. Einige setzten sich daher auf die zerbrochenen Masten und schwammen auf gut Glück dahin; andere fügten Planken des gescheiterten Schiffes zusammen und nahmen ihre Richtung nach der Gegend, wo sie Land vermuteten. Wieder andere banden sich an größere Schiffstrümmer und überließen ihre Rettung dem Zufall. Wir haben aber von diesen Verwegenen nie mehr eine Silbe gehört. Wahrscheinlich sind sie elendiglich ertrunken, oder kamen von Hunger und Durst um, oder wurden die Beute der großen, gefräßigen Fische, die jene Gegend unsicher machen. Andere benahmen sich klüger und weniger übereilt und entrannen so wenigstens teilweise dem Verderben.

Der Kapitän wollte vor allem die Beschaffenheit der Klippe untersuchen, an der das Schiff hing. Er bestieg daher mit 18 seiner Matrosen das einzige noch vorhandene, aber ebenfalls stark beschädigte Boot und fuhr rings um die Klippe herum. Das Resultat war kein günstiges, und so beschloß er mit Zustimmung der übrigen Passagiere, nach der etwa 60 Meilen entfernten portugiesischen Niederlassung Sofala zu steuern, um von dort Hilfe zu requirieren. Das Unternehmen war mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn es fehlten für eine solche Fahrt die nötigen Gerätschaften und Lebensmittel. Doch in der Not klammert sich der Mensch an einen Strohhalm an. Ein Ruder wurde als Mast auf-



Missionsstation Marianjek in der Kapkolonie.
(Links Marienhaus, rechts Stallungen, in der Mitte Bahutowohnungen. Eukalyptusbäume und Blackwattel, im Hintergrund die Drakensberge.)

gerichtet und an zwei Degen, die man daran befestigte, ein Bettuch, in das sich einer der Matrosen eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt. Als Taue mußten die im Boote befindlichen Fischgeräte dienen. Nach solcher Vorbereitung empfahl man sich dem Schutze der allerseligsten Jungfrau und fuhr getrost auf die hohe See hinaus. Am folgenden Tag war das Meer so bewegt, sodaß die hochgehenden Wogen das kleine Fahrzeug bös hin- und herwarfen; ein paarmal kam es auch durch ungeheure Walfische in Gefahr, und in der Folge setzte den Passagieren der Hunger zu, denn die tägliche Nahrung war auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischten Wein festgesetzt worden.

Am vierten Tage kam man ans Festland. Da man aber diesen Teil der Küste nicht kannte, segelte man weitere vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden. Zuletzt lief man, um einen nahenden Sturm auszuweichen, an einer günstig scheinenden Stelle an. Sie lag, wie man später erfuhr, zwischen Trilinda und Quilimane. Während nun die Mannschaft sich weiter vom Strande entfernte, um Trinkwasser aufzusuchen — denn alle wurden von glühendem Durste gequält—, erblickten die zur Bewachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kaffer, der fortwährend freudig in die Hände klatschte, was diese als Zeichen friedlicher Gesinnung deuteten. Tatsächlich warf er ihnen auch einige Fische zu, als sie ihm durch Zeichen bedeuteten, daß sie hungrig seien.

Kurz darauf erschienen gegen 200 Wilde desselben Stammes. Inzwischen waren auch die übrigen Matrosen mit frischen Quellwasser zurückgekommen; als aber die Schwarzen merkten, daß sie den Weißen an Zahl weit überlegen seien, fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und bemächtigten sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräte, die sie von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen. So vollständig ausgeraubt und ausgeplündert, wanderten die Aermsten in der glühenden afrikanischen Sonnenhitze drei Meilen weit, bis sie endlich am Flusse Quilimane auf die portugiesische Niederlassung Sena stießen. Hier gab man den halb Verschmachteten Speise und Trank, und ein den Portugiesen befreundeter muhammedanischer Kaufmann versah sie mit der nötigsten Kleidung. Später ließ er sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort Luabo bringen. Hier wollen wir sie verlassen, um zu unseren Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 3 Bildern Seite 31 und 32.)

(Fortsetzung.)

Wir brachen schon um vier Uhr morgens von „St. Peter" auf und beeilten uns so gut wir konnten, dennoch versäumten wir in Mombo den Zug und mußten nun ein zweites Mal in diesem Fieberneste volle 24 Stunden warten. Am folgenden Tag ging es dann mit der Bahn nach Mlingana, unweit Tanga, wo ebenfalls einige unserer Schwestern ewige Gelübde ablegten.

Möchte hier noch bemerken, daß man sich schon damals mit dem Gedanken trug, unsere Schwestern von „St. Peter" nach Mhonda zu versetzen. Die dortige Mission wurde sehr gerühmt; sie ist 600 Meter überm Meeresspiegel gelegen, stark bevölkert und zählte in wenigen Jahren nach Eröffnung der Missionstätigkeit schon viele Christen. Allerdings ist dort auch die protestantische Mission stark vertreten und macht der katholischen scharfe Konkurrenz; auch sind in weitem Umkreise viele schwarze Lehrer angestellt, die ihrem Missionar alle acht bis vierzehn Tage Bericht erstatten. Unsere Schwestern sollten nun in Mhonda die Erziehung der schwarzen Mädchen übernehmen, sollten vormittags Schule halten und nachmittags die auswärtigen Kranken in ihren oft weit entfernten Hütten besuchen. Selbstverständlich haben sie den Mädchen auch die nötige Anleitung in allen Garten-, Feld- und Hausarbeiten zu geben. Maschinen gibt es in jener abgelegenen Gegend noch wenige, fast alles muß mit der Hand getan werden. Leider läßt das Klima zu wünschen übrig; es gibt dort genug Fieberkranke, und auch unsere Schwestern sind von der Malaria nicht verschont geblieben.

Als ich am 16. Februar wieder nach Tanga zurückkam, hoffte ich dort Schwester Alexandra zu treffen, allein sie lag noch immer krank in Neukölln. Warten konnte ich nicht länger, denn das Schiff fuhr schon am 18. nach Mombassa ab; so nahm ich denn Schwester Clementine als Reisebegleiterin nach dem Kilimandscharo mit.

Mombassa, wo wir am 19. Februar landeten, steht jetzt unter englischer Regierung, wurde aber seinerzeit von den Portugiesen erbaut und befestigt und erinnerte mich in vielen Stücken an Mozambique, das heute noch den Portugiesen gehört. Die Stadt ist schön gelegen, hat einen prachtigen neuen Hafen und wundervolle Parkanlagen. Wohl auf dem schönsten Platz der ganzen Stadt steht die Prokuratur der Väter vom hl. Geist, wo jedermann gastliche Aufnahme findet, der dort anklopft. Gar sehr bewunderte ich daselbst die prächtigen Mangobäume. Wir haben deren in Mariannhill allerdings auch; allein dort sind es verhältnismäßig kleine Bäume mit Früchten etwa so groß wie ein Entenei. Hier in Mombassa aber sah ich eine Menge riesengroßer Mangobäume, und die einzelne Frucht erreichte die Größe eines Straußeneies.

Wir mußten vier Tage dort warten, denn einerseits galt es, verschiedene Einkäufe für die weite Reise durch die öde, wasserarme Steppe zu machen, und anderseits war der Hochwürdigste Herr Bischof Emil Allgeyer ersucht worden, Leute zur letzten Bahnstation zu senden, um von dort uns und unser Gepäck abzuholen. Am 21. war endlich alles bereit, und wir fuhren zunächst auf der großen englischen Bahn, die mehrere hundert Stunden von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den großen Binnenseen führt, nach Voi. Hier hieß es aussteigen und mit einem primitiven Vehikel vorlieb nehmen.

Wir fanden ein kleines, mit einem einzigen Esel bespanntes Wägelchen vor, luden unser Gepäck auf und fuhren dann in Gottes Namen in die weite, wasserlose Steppe hinein. Unserm Reiseprogramm gemäß sollte die katholische Missionsstation Bura noch am selben Tag erreicht werden, allein es wurde stockfinstere Nacht, und wir waren noch immer eine gute Strecke weit davon entfernt. Zuletzt zogen wir es unserer gänzlichen Erschöpfung wegen vor, in einer der Mission gehörenden Lehmhütte zu übernachten, mußten aber dabei das harte Lager auf dem nackten Boden mit in den Kauf nehmen. Unsere drei schwarzen Fuhrleute dagegen blieben wach und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um gefährliches Raubzeug, namentlich die dort so häufigen Löwen, in respektabler Ferne zu halten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machten wir uns in aller Frühe auf den Weg und begannen den hohen, steilen Berg zu ersteigen, der uns noch von Bura trennte, denn wir wollten um jeden Preis noch der hl. Messe beiwohnen. Das gelang uns auch. Im übrigen hatten wir während der sechs Tage, die wir notgedrungen da zubrachten, die schönste Gelegenheit, uns mit den dortigen englischen Dominikanerschwestern in der hl. Armut zu üben. O wie viel haben diese armen Missionsschwestern zu entbehren! Pater Superior, der uns für die Weiterreise behilflich sein sollte, war krank, sein junger Hilfspriester aber war der Sprache der Eingeborenen noch nicht mächtig, und somit gab es manches



Sultans-Palast in Sansibar.

Opfer zu bringen. Der Gesunde kommt spielend über vieles hinweg; anders der Kranke; ich wurde wieder fieberkrank und mußte vier Tage im Bett zubringen. Samstag vormittags hatte ich mich gerade unter einem Baume in einen Lehnstuhl gesetzt, um wenigstens etwas frische Luft zu schöpfen — denn von einer sonstigen Hilfe oder Erquickung konnte unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein, — da kam plötzlich die Nachricht, wir sollten Schlag elf Uhr beim Hause eines Italieners sein, der um diese Zeit mit seinem Wagen nach dem Kilimandscharo abfahre.

Da war keine Minute zu verlieren! Wir nahmen schnell Abschied, Schwester Clementina ging den fast zwei Stunden langen Weg zu Fuß, ich aber wurde auf dem kleinen Eselswägelchen gefahren. An Ort und Stelle fanden wir 14 Wagen zur Abfahrt bereit. Man forderte uns auf, schnell einzusteigen, es sei schon alles hergerichtet. So krochen wir denn auf einem schweren Lastwagen unter die darüber ausgebreitete Wagendecke. Wir fanden rein nichts vor, nicht einmal einen Sitz, auf dem man sich hätte niederlassen können; dagegen waren alle Bretter mit Petroleum getränkt und rochen auch darnach. Was tun? Wir wandten uns an den Wagenbesitzer, doch der verstand nur Italienisch und etwas Kiswaheli, nicht aber Englisch oder Deutsch. In der Not kam uns ein Grieche, der sich in der Nähe angesiedelt hatte und der die Reise ebenfalls mitmachte, zu Hilfe. Er diente uns, da er etwas Englisch konnte, als Dolmetsch und lieh uns für die lange, beschwerliche Fahrt zwei Bettdecken und ein Tuch, ein Liebesdienst, für den wir ihm heute noch zum größten Dank verpflichtet sind.

Dieser Wagen nun mit seiner mehr als primitiven Ausstattung war vier Tage und vier Nächte hindurch unser Heim. Auf den übrigen 13 Wagen befanden sich allerlei Güter und Waren für die am Kilimandscharo wohnenden Farmer. Sie wurden übrigens alle an einem bestimmten Platze abgeladen, und jeder Adressat war genötigt, die ihm gehörende Fracht selber abzuholen.

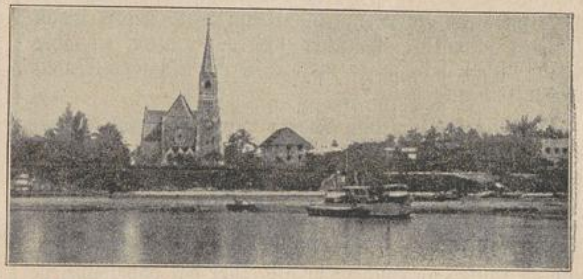
Die ersten zwei Tage fuhren wir bis in die späte Nacht hinein. Um die Mitternacht brach man schon wieder auf und setzte die Fahrt fort bis gegen acht oder neun Uhr vormittags, je nachdem man gerade einen passenden Lagerplatz fand. Unter Tags ruhten die Zugtiere samt allen Fuhrleuten, denn die Hitze in der wasserlosen Steppe — für zwei Tage hatten wir sogar das Koch- und Trinkwasser mitnehmen müssen — war unerträglich. Ohne Tropenhut darf sich kein Weißer im Freien blicken lassen, und wir zwei Schwestern hatten sogar trotz der schützenden Wagendecke Hüte über dem Schleier. Gras sahen wir auch weit und breit keines; erst mit der Regenzeit beginnt es aufzusprossen; und die wenigen Dornbäume, die wir sahen, waren kahl und blätterlos.

Zuweilen kamen wir an ein ausgetrocknetes Flußbett mit ein paar schattigen Bäumen. Da wurde dann, wenn es irgendwie ging, Halt gemacht und gekocht und zwar für Mittag- und Abendtisch zugleich. Abends wurde das Mittagessen einfach etwas aufgewärmt; dazu gab es dann noch frischen Tee.

Am vierten Tag unserer Steppenfahrt erblickten wir in aller Frühe weit drüben im Westen den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo. Ich konnte gar nicht satt werden, den himmelhohen Berg anzuschauen und zu bewundern. Bei Sonnenaufgang stand er mit seiner großen, blendendweißen Kuppe hell und klar vor uns, unter Tags aber war er vielfach in eine graue Nebelkappe eingehüllt.

Uebrigens sollte die originelle Fahrt nicht ohne ein kleines Abenteuer enden. Es war am späten Nachmittag des vierten Tages, als unser Wagen, offenbar infolge der Nachlässigkeit unseres schwarzen Fuhrmannes, eines jungen, leichtsinnigen Burschen, umkippte, sodaß wir Passagiere in einen tiefen Graben hinunterrollten. Hals und Bein brachen wir dabei allerdings nicht, allein ich fühlte mich durch die häufigen Fieberanfälle so elend und schwach, daß ich im ersten Augenblick nicht wußte, wie ich aus dem Loch wieder herauskommen sollte.

Und der schwarze Kutscher? Stand er etwa recht verblüfft und erschrocken da und bemühte er sich, uns rasch herauszuhelfen? Keine Spur; im Gegenteil, er schrie uns in frecher Weise zu: „Haya, haya! Marsch, schnell, schnell heraus!" — Das war mir nun doch zu stark. Ich begann ihm ordentlich den Kopf zu waschen,



Dar-es-Salaam. (Kathol. Kirche und Missionshaus.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

allerdings bloß auf Kaffrisch, von dem er natürlich kein Wort verstand. Uebrigens begriff er doch, was ich eigentlich wollte und benahm sich in Zukunft etwas anständiger und aufmerksamer.

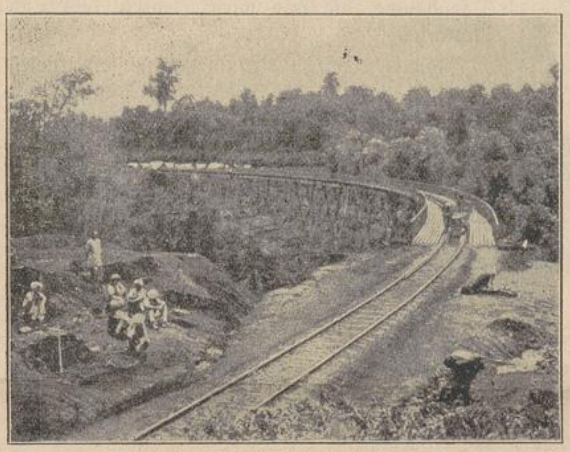
Als ich ein paar Minuten darauf wieder unter meiner Wagendecke saß, mußte ich über den komischen Zwischenfall selber herzlich lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

Vor etwa 50 Jahren gab es in Südafrika, speziell hier in Keilands und den umliegenden Distrikten, noch viele Buschmänner. Zu welchem Volksstamm die wilden, zwerghaften Leute eigentlich zählen, woher sie kamen und wohin sie gingen, ist eine noch offene Frage,



Deutschostafrikanische Eisenbahn. (Im Usambara-Gebirge.)

deren endgiltige Lösung ich der Gelehrtenwelt überlasse. Ich begnüge mich mit dem, was ich aus dem Munde hiesiger Eingeborner gehört, welche die Buschmänner und deren Lebensweise noch aus persönlicher Anschauung recht gut kannten.

Ihre äußere Erscheinung kennzeichnete mir die etwa 80jährige Frau des Häuptlings Saliwa folgendermaßen: „Die Buschmänner, von den Zulus abatwa genannt, waren sehr klein, kaum vier Fuß hoch, dagegen unförmlich dick. Der Kopf war nach oben breiter als unten und wies auffallend dicke Backenknochen auf. Ihre Hautfarbe war etwas verschieden und wechselte zwischen schmutzig-gelb, gelb-weiß, rot oder rötlich-schwarz. Häßlicher als irgendein Volksstamm, den ich je gesehen habe, hatten sie hellfunkelnde Augen mit bewunderungswürdiger Sehkraft. Zur Zeit des Hungers hing ihre runzelige Haut locker und schlaff am Leibe herab, sodaß sie ganz schrecklich anzusehen waren. Hatten sie aber Ueberfluß an Fleisch, so machte sie ein einziger Monat wieder fett und glatt."

Daß sie so klein von Statur waren, verdroß sie gewaltig. Sie konnten es nicht leiden, wenn man ihnen sagte, man habe sie beim Nahen nicht bemerkt, mußte ihnen vielmehr versichern, man habe sie schon von weiter Ferne gesehen. Machte man ihnen aber gar ihren kleinen Wuchs zum Vorwurf, so fingen sie zu streiten und zu raufen an, und mehr als einer hat dabei unliebe Bekanntschaft mit ihren vergifteten Pfeilen gemacht.

Mitunter trugen sie auch Hörner, indem sie sich die Schädel wilder Tiere, die sie erlegt hatten, aufsetzten, was ihnen ein noch schrecklicheres Aussehen verlieh. Jeder von ihnen war ein geborener Jäger und Wilddieb. Ihr scharfes Auge erkannte blitzschnell jede, auch die leiseste Spur, ihr Pfeil verfehlte selten sein Ziel, und trotz ihrer zwerghaften Figur legten sie zu Fuß ohne Ruhe und Rast ganz unglaubliche Strecken zurück. Auf ihre Fähigkeit, das Geschaute in getreuem Abbild wiederzugeben, werden wir später, bei den „Buschmanns-Malereien" zurückkommen.

Ihre Wohnung ist wohl das Primitivste, was man sich denken kann; da ist eine Kulihütte oder ein Kaffernkraal noch ein Palast dagegen. Der Buschmann nimmt mit allem vorlieb. Findet er eine Höhle, so zieht er diese allem andern vor. Er legt bloß einige Reiser und Zweige als Schutz vor den Eingang, und die „Wohnung" ist fertig. Ist keine Höhle in der Nähe, so verkriecht er sich in ein wildes Dornengebüsch und breitet darüber als Dach die Häute erlegter Tiere aus. Im Notfalle machte er wohl auch ein Loch in den Boden, legt große Steine und Felsblöcke ringsum oder befestigt statt deren einige Stöcke und Pflöcke und legt darüber sein Dach. Wenn er's besonders nobel gibt, spannt er gegen die Windseite auch noch eine rot angestrichene, selbst verfertigte Binsenmatte aus. Ein wenig Gras auf dem Boden bildet die Lagerstätte. Ist das Ganze auch nicht größer als ein Straußennest, so hat doch die ganze Familie darin Platz; und wehe dem Unverschämten, der es wagen sollte, dieses sein „Haus" zu bemängeln!

Ein geradezu ideales Heim fanden die Buschmänner in den vielen Bergen, Schluchten und Höhlen am Großen Keifluss. Dieser Bezirk war für sie wie geschaffen. Hier waren sie abseits von den übrigen Völkern und Stämmen — denn der Buschmann ist am liebsten allein; ist auch nirgends gerne gesehen, — hatten bei ungünstiger Witterung hinreichenden Schutz und überdies ein sicheres Versteck bei etwaiger Gefahr. Viele dieser Höhlen waren nur ihnen allein zugänglich; einem gewöhnlichen Menschenkinde war es gar nicht möglich, solche Felsenwände und Löcher zu erklimmen. Manch' andere dagegen, und zwar sehr große, überaus romantisch gelegene, waren für jeden erreichbar.

Ich selbst habe schon eine ziemliche Anzahl derselben in Augenschein genommen und von den an den Wänden befindlichen Malereien Abdrücke und Zeichnungen gemacht. Eine besonders schön ausgeschmückte erschien mir fast wie ein großer, herrlicher Dom. Die senkrecht aufsteigende Felsenwand ist ungefähr 800 Fuß lang und 220 Fuß hoch. Die Höhle selbst mißt zirka 200 Fuß in der Länge, 180 in der Höhe und 30 bis 40 in der Breite. Eine andere, am Banzifluß gelegene, ist wie aus einem einzigen Stück sehr schönem Sandstein ausgebrochen, 180 Fuß lang, 26 breit, aber nur 6—8 Fuß hoch. Die Höhle in Erancini, ganz in der Nähe unserer Missionsstation gelegen, ist zwar verhältnismäßig klein, liegt aber überaus schön mitten im Urwald. Ein schmaler Eingang führt in das Innere des Berges, doch ist die Oeffung so mit Steingeröll überschüttet, daß sich ein Mann flach auf den Boden legen müßte, wenn er da durchkommen wollte. In früherer Zeit soll mancher Kaffer es gewagt haben, da hineinzukriechen, — die Höhle soll, wie sie versicherten, sehr groß sein —, gegenwärtig aber geht kein Mensch mehr hinein, man dürfte ihm dafür anbieten, was man wollte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Hoyitafluß in unmittelbarer Nähe jenes Platzes, wo der in der Kafferngeschichte so berühmte Gcaleka-Häuptling Sarili oder Kreli seinen großen Kraal hatte, fanden wir auf einem ziemlich hohen, steilen Berg ebenfalls eine Höhle mit einigen hübschen Wandmalereien. Die Höhle selbst aber ist klein und unbedeutend. Vier Bäume, von Sarili gepflanzt, kennzeichnen die Stätte des ehemaligen Königskraals.

(Fortsetzung folgt.)

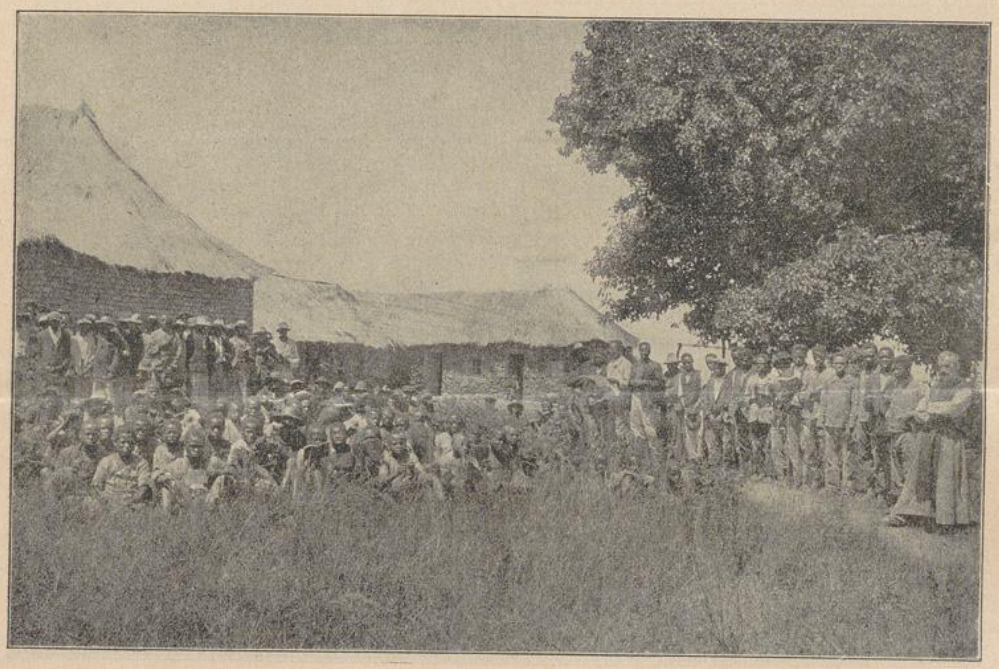
Missionsbilder aus dem Maschonaland.

Vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Mit 4 Bildern Seite 33, 34, 35 und 36.)

(Fortsetzung.)

Oberhalb der in der Januar-Nummer des „Vergißmeinnicht" erwähnten Mädchenschule liegt, ein paar hundert Schritte davon entfernt, das Schulhaus der Knaben. Der ganze Häuserkomplex, den wir da sehen, bildet ein unvollendetes Quadrat, in dem eine der vier Seiten fehlt.



Knabenschule in Triashill, Rhodesia.

Die vordere Seite enthält zwei große Schulzimmer, die zweite ist Schlafsaal der Knaben, die dritte bildet die bescheidene Wohnung der Missionäre. Der genaue Beobachter kann unter der Zimmertüre des Hochwürd. P. Superior den Br. Paphnutius knien sehen, wie er gerade mit einer Bodenreparatur beschäftigt ist. Der fleißige Bruder hatte keine Ahnung, daß hinter ihm, allerdings in beträchtlicher Ferne, der Photograph mit seinem Apparate Aufstellung genommen hatte. Rechts im Vordergrunde steht mit einem Teile seiner Schüler Br. Aegidius Pfister, Lehrer und Katechet, im Schatten eines großen Baumes.

Kleine Schüler haben wir nicht allzu viele; sie zeigen auch keine solche Lust zum Lernen, wie die großen Jungen, die sich aus eigenem Antriebe von allen Seiten melden. Den Kleinen ist die Arbeit lieber als das Studium, auch müssen sie trachten, sich selbst durch ihrer Hände Fleiß die notwendigen Kleidungsstücke zu verdienen. Denn bei den Maschonas gleichen die Eltern den Vögeln, die für die flüggen Jungen auch nicht mehr weiter sorgen. Unsere Mission in Triashill wäre auch ganz außer Stande, sich all dieser schulpflichtigen Knaben und Mädchen anzunehmen; nur etwa ein Fünftel derselben wird von uns verpflegt, meist solche, die von weit her kommen, oder recht talentierte, fromme Knaben, die Hoffnung geben, daß man sie später werde als Katechisten und Hilfslehrer ausbilden können.

Missionskirchlein ꝛc. von Triashill.

Dieses Bild veranlaßt mich, eine kleine Bemerkung über das dortige Baumaterial vorauszuschicken. Die Gegend von Triashill ist reich an Granit. Damit baut jetzt Bruder Kassian Zengler die neue, geräumige Kirche, wovon auf unserer Abbildung allerdings noch nichts zu sehen ist. Die jetzige primitive Notkapelle wurde vor etwa vier Jahren von Bruder Zacharias Riedl aus Rasenstücken gebaut. Drei Fuß dicke und neun Fuß hohe Mauern tragen ein Grasdach, über welchem zwei Kreuzchen angebracht sind, um anzudeuten, daß hier unter den unscheinbaren Brotsgestalten der Gekreuzigte seine Wohnung aufgeschlagen hat.

Zur äußersten Linken sieht der Beschauer die Ecken zweier hintereinander stehender Bauten. Das kleinere, weiß getünchte, enthält zwei Fremdenzimmer, das größere dahinter liegende ist das Schwesternhaus; war aber vorher auch schon einmal unsere „Kirche".

Endlich sind im Vordergrunde noch drei Lehmhütten zu sehen, die uns an die ersten Anfänge der Missionsstation erinnern. Es sind die ersten Bauten der Gründer von Triashill und dienten ihnen lange Zeit als Wohnung. Der von zwei Hütten halbverdeckte Ziegelbau ist die in der Januar-Nummer erwähnte Mädchenschule, und das Gebäude, das rechts von der

Missionskapelle noch ein wenig zum Vorschein kommt, ist das Brüderhaus.

Nun machen wir uns auf den Weg zum Besuche der Außenstationen von Triashill. Als älteste und größte Filiale finden wir hier das unsern Lesern schon längst bekannte

„St. Barbara."

An Gebäuden weist die Station auf: eine massive Stein-Kirche, ein Wohnhaus, ebenfalls aus Stein, das zum Teil noch auf unserer Abbildung zu sehen ist, ferner eine Knabenschule und eine Mädchenschule mit weit über zweihundert Schülern und Schülerinnen; endlich Küche und Stall.

Bruder Flavian Magiera hat daselbst vom Beginn der Station an mit Einsatz aller seiner Kräfte wenigstens die Arbeit von drei Personen getan. Kein Wunder, daß der seeleneifrige Bruder oft ganz erschöpft am Freitag Abend jeder Woche in die Mitte seiner Brüder nach Triashill zurückkehrt, um sich am Samstag körperlich und geistig zu stärken. Was doch ein einfacher Bruder in der Mission leisten kann, wenn er einen recht großen Missionseifer hat, und sein Werk vom Segen Gottes gekrönt wird, wie das hier so augenscheinlich der Fall ist!

Als Gehilfen hat Br. Flavian nur schwarze Burschen, die er sich selbst zur Mitarbeit in Schule und Katechese heranbildet. Wenigstens einmal jede Woche kommt der Hochw. P. Superior dorthin, um die heilige Messe zu lesen und nach seinen teuren Schäflein zu sehen. Jeden zweiten Sonntag ist auch Sonntagsmesse in „St. Barbara", an den andern Sonntagen hält Br. Flavian für das Volk Laien-Gottesdienst.

Die Filiale ist in südlicher Richtung etwa 18 Kilometer von Triashill entfernt. Ein Priester mit drei Brüdern und ebenso viel Schwestern hätten hier in der Kirche und in den Schulen, sowie im Haus und Garten vollauf zu tun. So aber ist wegen Mangel an Missionskräften Bruder Flavian daselbst mutterseelenallein und versieht mit Hilfe von selbsterzogenen Schwarzen so gut es eben geht, außer dem großen „St. Barbara" auch noch drei dazu gehörende Katechesenstellen.

„St. Michael", eine zweite Außenstation von Triashill in Rhodesia.

„Wie zerzaust und armselig doch diese Schulkapelle aussieht!" wird wohl mancher Leser des „Vergißmeinnicht" denken. „Wahrlich, die macht dem Herrn der Heerscharen wenig Ehre! Zudem scheint es auch an Leuten zu fehlen, und dennoch hören die Mariannhiller nicht auf, an allen Enden des Landes neue Katechesenstellen zu eröffnen!"

Sachte, gestrenger Herr, sachte! Das Kapellchen, das zugleich als Schule dienen muß, sieht recht arm aus, das ist wahr. Wir selber bedauern es gar sehr, daß uns die Mittel und Kräfte fehlen, gleich vom Anfange an feste, solide Bauten aufzuführen; wir tun eben, was wir können. An Leuten fehlt's übrigens hier in Triashill und seiner Umgebung nicht; und dieses Volk zeigt einen Eifer und eine Hinneigung zum Christentume, wie wenige afrikanische Stämme und Völker. Leider ist die Konkurrenz in dessen Christianisierung eine ungeahnt starke, denn auch die verschiedenen protestantischen Sekten sind gewaltig an der Arbeit. Darum heißt es rasch handeln, um das Arbeitsfeld zu beherrschen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.



Missionsstation Triashill in Rhodesia im Mai 1912.

Unsere Außenstation „St. Michael" weist vorläufig an Gebäuden nichts auf als die in unserm Bilde vorgeführte Lehmhütte, daneben steht noch ein kleines, aus demselben Material hergestelltes, mit Gras gedecktes Wohnhaus. Ein schwarzer Lehrer hält hier vor etwa 50 Kindern an fünf Tagen der Woche Schule. Einmal jede Woche kommt einer der zwei Priester von Triashill dorthin und erteilt religiösen Unterricht an jung und alt; auch wird zuweilen eine hl. Messe dort gelesen, doch am Sonntag wandern die Leutchen zum Gottesdienst und Unterricht nach Triashill. Es sind bloß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

13 Kilometer dorthin, und eine solche Entfernung bringen diese braven Neuchristen und Katechumenen gar nicht in Anschlag.

Als ich mit dem photographischen Apparate an „St. Michael" vorbeikam, war gerade ein schulfreier Tag, deshalb sind so wenig Kinder auf dem Bilde zu sehen. Im Hintergrunde erblickt man eigentümlich geformte Granitblöcke, die übrigens in hiesiger Gegend gar häufig anzutreffen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Missionskirchlein.

Von Br. Siegfried.

Mariannhill. — Etwa 35 englische Meilen von der Hafenstadt Durban entfernt, steht auf stolzer Bergeshöh, 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, ein neues Missionskirchlein und blickt gar freundlich ins Land hinein. Hart nebenan ist die große Umgeni-Lokation, d. h. ein den Kaffern reserviertes Stück Land; seine Insassen gehören zum Empepeteni-Stamm, und der über sie gesetzte Häuptling heißt Hamangua. Was mögen wohl die Heiden denken, wenn ihnen von der schlanken Turmspitze herab Tag für Tag das Kreuz entgegenwinkt? Und wie werden die dortigen Christen sich freuen, daß sie nun in nächster Nähe ein eigenes Kirchlein haben und nicht mehr einen Weg von sechs bis sieben Stunden zu machen brauchen, um dem Gottesdienste beizuwohnen!



„St. Barbara", die älteste und größte Außenstation von Triashill in Rhodesia. (Lehrer und Katechet Br. Flavian Magiera.)

Die Zimmermannsarbeiten für das Kirchlein wurden in Mariannhill fertiggestellt; dann wurden die numerierten Teile schön verpackt und auf der Bahn bis in die Nähe ihres Bestimmungsortes befördert. Zur Aufstellung des Ganzen sollten in Bälde zwei Brüder, darunter der Schreiber dieser Zeilen, folgen.

Montag früh um 2 Uhr verließen wir das Kloster. Es ging zunächst zu der eine Stunde entfernten Bahnstation Pinetown. Hier warteten wir auf den Zug, der uns landeinwärts bringen sollte. Endlich kam er keuchend und pustend daher. In keinem einzigen Wagen brannte ein Licht. Der Engländer will Nachts Ruhe haben und schlafen, drum dreht er alle Lichter aus. Er sucht sich auch eine Schlafstelle auf und hat bald in jedem Coupee deren vier zurechtgemacht. Die gepolsterte Rückwand jeder Sitzreihe kann nämlich aufgezogen werden, und so gibt es auf jeder Seite unten und oben eine Lagerstätte. Hier macht sich's jeder bequem, so gut es eben geht, und auf den Nachbar wird nicht sonderlich viel Rücksicht genommen.

Der Zugführer, der keinen der Schläfer stören wollte, suchte mit seiner Laterne lange die einzelnen Coupees ab, bis er endlich eines ausfindig machte, in dem es noch Platz für zwei Passagiere gab. Wir stiegen ein, drehten, um die englischen Schläfer nicht zu behelligen, ebenfalls die Lichter aus und begannen unsere Tagzeiten zu beten. Zu sehen gab's auf der anderthalbstündigen Fahrt nicht viel, denn es war noch immer sehr dunkel; nur an den vielen Schwankungen merkten wir, daß der Zug viele scharfe Kurven beschrieb. Das Terrain ist nämlich von zahllosen Höhenzügen durchschnitten, und die Engländer graben hierzulande selten einen Tunnel, sondern führen ihre Bahnlinien in langen Serpentinen um diese steilen Berge und Felskuppen herum. Die Steigungen, die sie dabei überwinden, sind oft ganz unglaubliche.

Kurz vor Tagesanbruch erreichten wir unsere Endstation Inchanga (sprich Intschanga). „Wohin jetzt?" fragte ich meinen älteren Mitbruder, der schon einmal hier gewesen war und somit über eine gewisse Lokalkunde verfügte. „Da hinauf," erwiderte er und zeigte nach rechts zu wie in die Wolken hinein. — Gut, wir stiegen auf schmalem, rauhem Pfade aufwärts und aufwärts, bis uns endlich der Schweiß aus allen Poren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

drang. Die Aussicht auf der Höhe war prächtig, zumal als kurz darauf die Sonne aufging und ein Meer von Licht und Farben über die ganze Landschaft ausgoß.

Minder schön und glänzend war unser Quartier, ein gewöhnlicher, rauchgeschwärzter Kaffernkraal, den wir nach kurzer Wanderung erreichten. Die Insassen lagen alle noch in tiefem Schlaf. Auf unser Pochen bequemte sich auch nur der schwarze Hausherr aufzustehen, die übrigen schliefen ruhig weiter, so neugierig auch sonst die Schwarzen sind, wenn sie hören, es sei ein Weißer in der Nähe. Bevor nicht die Sonne eine Stunde und darüber am Himmel steht, ist bei ihnen nichts zu wollen, dafür legen sie sich aber auch am Abend sehr spät zur Ruhe.

Unser braver Umnumzana (Hausherr) machte eine rühmliche Ausnahme. Er kroch sofort aus seiner Decke heraus, bot uns die Hand zum Gruß und beeilte sich, ein Feuerchen anzumachen, um seinen verehrten Gästen einen stärkenden Tee als Frühstück zu bereiten. Dazu gab es noch Käse und Brot, was wir uns alles trefflich munden ließen.

Nach dem Frühstück ging's zum Bauplatz. Welch' ein erhebender Gedanke, hier im Heidenlande, ein Kirchlein bauen zu dürfen, dazu in solch' prächtiger Lage, die nach allen Himmelsgegenden einen Fernblick auf viele Stunden eröffnete; konnten wir doch von hier aus die der Hauptstadt Maritzburg vorgelagerten Hügel sehen. Ich gestehe, nie in meinem Leben habe ich mich mit solcher Freude an eine Arbeit gemacht, wie an diese; und aufs neue dankte ich dem Herrn, daß er mir den Beruf zum Missionsleben gegeben.

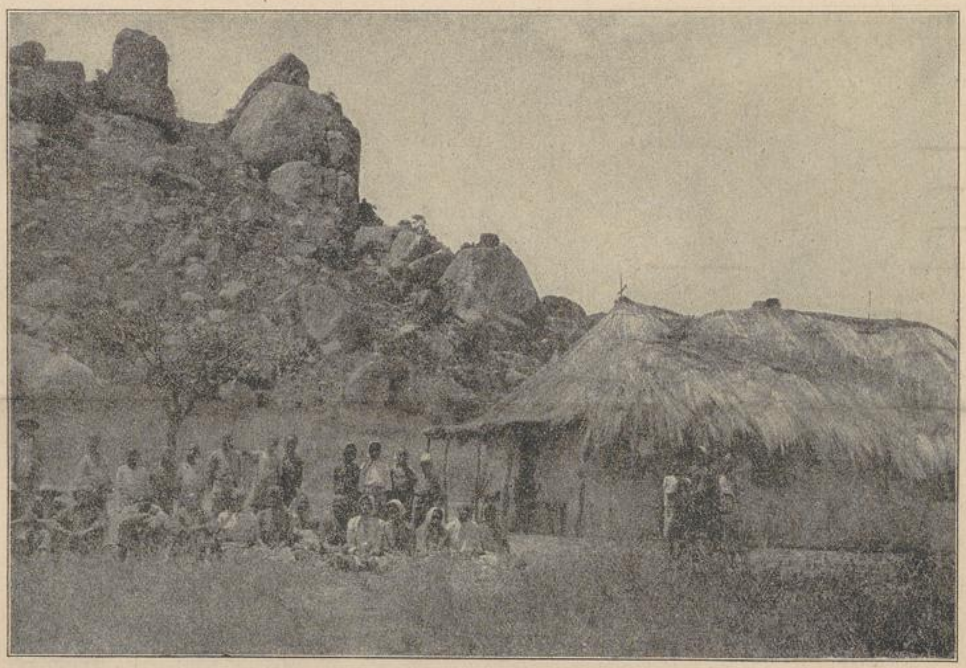
Die Fundamente waren schon von schwarzen Maurern hergestellt worden, und nebenan lag verschiedenes, von Mariannhill angekommenes Material, das wir nun ordnen und aufstellen sollten. Wir arbeiteten Stunde um Stunde, bis unsere schwarze Wirtin kam mit der Kunde: „ukudhla kupelile, das Essen ist fertig!" Wir hatten ihr zwar die Zeit angegeben, wann wir das Essen wünschten, allein Pünktlichkeit ist die Haupttugend der Kaffern nicht; und so kam es, daß wir oft eine halbe Stunde oder auch eine ganze länger warten mußten. Unsere Köchin pflegte dann ermunternd beizufügen: „isikati sesidhlulile, die Zeit ist schon vorüber", eine Behauptung, die unser knurrender Magen nur bestätigen konnte.

Als wir nach einigen Tagen die Fachwände am Boden zusammengefügt hatten, ersuchten wir unsern Quartiergeber, er möge Leute besorgen, die uns beim Aufstellen derselben behilflich wären: „Yebo, konamanje, jawohl, sofort!" erwiderte er kurz, und wandte sich dem Tale zu. Wir schauten ihm erstaunt nach. Wo wollte er denn hin? Wir sollten es gleich erfahren.

Etwa 50 Schritte vom Bauplatz entfernt ist ein tiefen Abgrund; wohl 300—400 Fuß geht es fast senkrecht hinab, und unten im Tale ist eine Menge von Kaffernhütten. Hart vor diesem Bergabhange nun stellte sich unser schwarzer Hausherr auf, hielt beide Hände vor den Mund und posaunte mit Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft ins Tal hinab, daß die Vögel erschreckt auseinander stoben und die am Abhange grasenden Ziegen verwundert ihre Köpfe reckten. Er aber ließ sich nicht beirren, wiederholte noch ein paarmal sein Signal und kehrte dann zu uns mit der Erklärung zurück: „Abantu bazofika konamanje, die Leute werden gleich kommen."

Wirklich kamen sie nach einer Weile in Gruppen von drei bis vier Mann schön langsam angerückt. Besondere Eile hat's beim Kaffer nicht, es sei denn, es gehe zum Essen oder zu einem Biergelage; zur Arbeit hingegen läßt er sich Zeit. Nach und nach kam eine Menge Volkes zusammen, auch Weiber und Kinder; die einen wollten helfen, die andern zusehen.

Doch mit diesen Leuten ist schwer arbeiten. Da wird gelärmt und geschrien, jeder packt an, wo ihm beliebt



„St. Michael", eine Außenstation von Triashill in Rhodesia.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und jeder gibt dem andern gute Ratschläge, wo er sich hinstellen und anfassen soll. Am meisten Spektakel machten die Weiber. Wer soll da hören, wer ein Kommando verstehen? Da heißt es, energisch auftreten. Endlich gelang es uns, die Leute zum Schweigen zu bringen und sie zu bewegen, da anzufassen, wo wir es ihnen sagten. Zuletzt ging alles gut; die Arbeit war getan, und wir entließen das Volk mit den Worten: „Siyanibonga kakulu, anibuyisele u Nkulunkulu! Hambani kahle, vielen Dank! Vergelt's Gott! Geht in Frieden!"

So verging die erste Woche. Samstag mittags verließen wir unsern Arbeitsplatz und kehrten mit der Bahn nach Mariannhill zurück, wo wir gegen Abend ankamen. Nachdem wir bei unserm Obern den Reisesegen geholt, suchten wir vor allem die Badezellen auf. In unserm Kaffernquartier war nämlich jetzt, zur Winterszeit, Wasser etwas sehr Rares und Kostbares. Man mußte es weither mühsam holen, denn alle Quellen und Bäche waren ausgetrocknet. Als wir das erstemal Waschwasser verlangten, brachte uns ein Mädchen in einem Becherchen gerade soviel, daß wir die Hände etwas anfeuchten und den Schlaf aus den Augen treiben konnten. Staub und Schweiß wischten wir uns dann mit einem weißen Handtuch ab, das wir vom Mutterhause mitgenommen hatten. Wie es aber am Schlusse der Woche aussah, möge unser Bruder Waschmeister sagen, dem wir es in Mariannhill einhändigten.

Nach der körperlichen Reinigung nahmen wir im hl. Bußsakramente eine geistige vor und gingen dann der Kirche zu. Wir hatten die ganze Woche hindurch keine hl. Messe und keine hl. Kommunion gehabt und fühlten es nun als große Wohltat, daß wir wieder in der Gemeinde weilen und gemeinsam mit unsern Brüdern den Sonntag halten konnten. Das stärkte und erquickte uns wieder für die Arbeit der kommenden Woche.

(Fortsetzung folgt.)

Ein salomonisches Urteil.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus. — Florian, einer unserer schwarzen Arbeiter, zählt zu den verlässigsten Neuchristen, die wir haben. Er ist von männlichem, gesetztem Charakter und geht regelmäßig alle Monat zu den hl. Sakramenten.

Warum er noch kein Weib bekommen konnte, hat seine eigenen Gründe. Die Hauptbedingung, zehn Stück Ochsen für den Vater der Braut, war längst erfüllt, denn er war früher in den Diamantenfeldern in Kimberley und in den Goldgruben von Johannesburg gewesen und hatte sich da schweres Geld verdient. Doch da kam eine der bösen afrikanischen Viehseuchen und raffte ihm seine ganze Herde bis aufs letzte Stück hinweg. —

Inzwischen lernte Florian eine gewisse Christina kennen, die sich gegenwärtig auf unserer Missionsstation



Neiba-Schule oder „St. Albert", eine Außenstation von Keilands. (P. Albert Schweiger.)

befindet, um das Nähen zu lernen. Um sie zu gewinnen, entschloß er sich, ein zweitesmal nach Johannesburg zu gehen, doch das ungünstige Klima setzte ihm diesmal so zu, daß er rasch zurückkehren mußte. Er suchte und fand Arbeit bei uns, so daß nun beide hier in Emaus beisammen sind; er als Feldarbeiter, sie als Nähmädchen.

Da gab es eines schönen Tages einen argen Krach! — Die Ursache war an sich eine Kleinigkeit. Florian hatte seiner Christina einen Bleistift geliehen. Er achtete nicht weiter darauf, bis er plötzlich dieses sein Schreibzeug in der Hand eines andern Arbeiters erblickte: „Wie kommst du zu diesem Bleistift?" — „Christina hat ihn mir gegeben." — „Wie konnte sie das tun? Der Bleistift gehört mir!" — Schwarzer Verdacht steigt in seinem Herzen auf.

Was tun? Soll er den Bleistift so mir nichts, dir nichts von Christina zurückfordern? Das wäre kleinlich gewesen und hätte ihn in den Verdacht gebracht, ein großer Geizhals zu sein, was bei den Kaffern immer

als arge Schande gilt. Er wollte deshalb die Sache fein einfädeln, suchte seine Braut auf und begann mit folgender wohlgesetzter Rede: „Christina, du weißt, ich arbeite hier schon geraume Zeit, um das nötige Geld zu unserer Heirat zu gewinnen. Nun möchte ich gerne wissen, wieviel ich mir schon verdient habe. Das ist eine lange und schwierige Rechnung, und dazu benötige ich den Bleistift, den ich dir vor einiger Zeit geliehen. Gib mir ihn wieder zurück!" —

Christina erklärte barsch, sie wisse nicht, wohin der dumme Bleistift gekommen, und spielte überhaupt die Verdrossene und Uebelgelaunte. Es gab Rede und Gegenrede, Florian kommt in die Hitze und läßt, ehe man sich's versieht, seiner Christina eine schallende Ohrfeige abblitzen. —

Diese ist wie aus den Wolken gefallen, zieht sich weinend in den Schmollwinkel zurück und schreibt dem Florian einen Brief des Inhalts, sie wolle nichts mehr von ihm wissen. Wenn er sich jetzt schon herausnehme, sie mit Schlägen zu traktieren, da sie ihm noch gar nicht angetraut sei, was würde er dann erst tun, wenn sie sein Weib wäre? . . .

Florian sah ein, daß ihm der Jähzorn einen schlimmen Streich gespielt; er wollte wieder einlenken und schickte seinen Bruder zu der erzürnten Christina, den Frieden anzubahnen; doch auch dieser ward von der entrüsteten Braut entschieden abgewiesen. — Florian glaubte, es sei da nichts mehr zu machen, und ging nun ruhig seine Wege, ohne Christina auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das aber hatte Christina nicht erwartet, sie hatte vielmehr gehofft, er würde, wenn auch zehn- und zwanzigmal abgewiesen, immer wieder bei ihr anklopfen. Nun ließ er sie sitzen! Wo in der Welt würde sie wieder einen solchen Mann bekommen? Gewiß, er hatte sie geschlagen, aber lag nicht schließlich die ganze Schuld nur bei ihr? Warum hatte sie den Bleistift einem landfremden Menschen geschenkt, und warum hatte sie ihrem Bräutigam, als er so ruhig und vernünftig darnach fragte, solch schnippische Reden gegeben? Das muß einen rechtschaffenen Mann erzürnen. Und ihr Florian war ein Mann, ein ganzer Mann! Sie hatte die handgreiflichsten Beweise davon, war sie doch bei der unerwarteten Ohrfeige bis in die andere Ecke geflogen. Unter zehn Männern hätte sich nicht einer zu einer solchen Kraftleistung erschwungen! Und einen solchen Helden sollte sie nun kurzerhand laufen lassen? — Sie beschloß, ihre Mutter zu fragen. Eine Mutter weiß immer Rat und versteht sich auf die Herzensangelegenheiten eines Mädchens.

Christinas Mutter war eine kluge, vielerfahrene Frau und gab ihrer Tochten folgenden salomonischen Rat: „Mein Kind, warum fragst du mich in einer Sache um Rat, die schließlich dich allein angeht? Du mußt mit Florian zusammenleben, wenn du ihn zum Manne nimmst, nicht ich. Ihr habt jetzt eines elenden Bleistiftes wegen einen solchen Streit miteinander angefangen. Kind, in der Ehe wird es noch viele Streitfälle geben, die bedeutender sind als dieser. Ich weiß zum voraus, dann wird meine Christina jedesmal zu mir laufen und mir vorjammern: „Mutter, siehe, der Florian, den ich einzig und allein auf deinen Rat hin zum Manne genommen, hat mir wieder dies und das getan! O ich hatte ihn schon vor der Hochzeit kennen gelernt und hätte ihn nie genommen. Mutter, du bist Schuld an meinem Unglück!" — Gewiß, so wirst du dann sprechen.

Doch damit will ich jetzt keineswegs gesagt haben, daß du die Hand des Florian für immer ausschlagen sollst. Denn, soviel ich merke, steckt noch immer ein



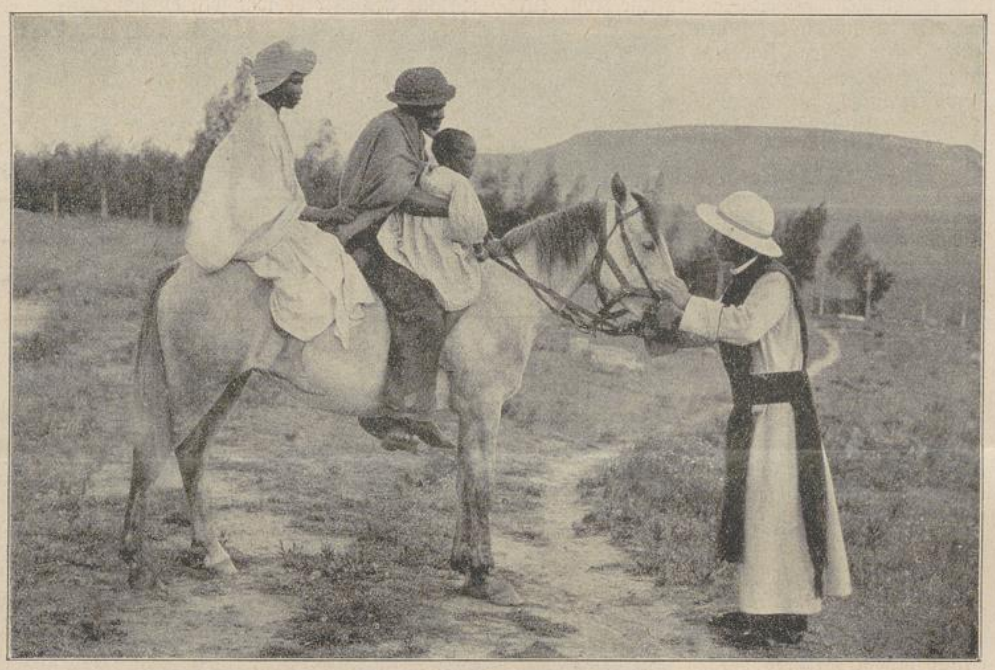
Br. Eduard, Doktor und Totengräber in Centocow,
hat vor kurzem das tausendste Kind in Centocow eigenhändig beerdigt. Er hat beständig eine zahlreiche Kundschaft, sowohl unter den Kindern der Missionsstation, wie bei den auswärts wohnenden Kaffern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

starker Funke von Liebe zu ihm in deiner Brust. Wächst der Funke zur hellen Flamme an und bist du wieder ganz in deinen Florian verliebt, doch ohne die Möglichkeit, ihn zum Manne zu bekommen, dann wirst du gleichfalls mir die Schuld geben und sagen:

„Mutter, auf deinen Rat hin habe ich das Verhältnis mit Florian abgebrochen. Es tut mir jetzt leid! Er hatte mich nur in der ersten Aufwallung geschlagen und ist sonst ein prächtiger, herzensguter Mann. Die meisten Männer sind etwas hitzig, das liegt so in ihrer Natur. O, wir hätten uns bald wieder versöhnt und wären das glücklichste Paar geworden, doch du, Mutter, du bist Schuld, daß ich einen so trefflichen Mann verloren und nun verschmäht und verachtet dasitze." — Gewiß, Kind, so würdest du sagen. Drum überlege die Sache wohl und tue dann, was du willst. Mir aber sollst du später keine Schuld zuschreiben, wenn es dir nicht nach Wunsch und Willen geht." —

So die treffliche Mutter. Was wird nun unsere Christina tun? Denn der famose Streitfall ist zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht aus. Nun, soweit ich meine Pappenheimer kenne, wird es schließlich zwischen Florian und Christina doch zu einer glücklichen fröhlichen Hochzeit kommen.



Missionsbild aus Hardenberg. (P Chrysostomus Ruthig.)
Drei Generationen auf einem Pferde? Ja, bei Regenwetter und geschwollenen Flüssen könnt ihr das bei den Basutos alle Tage sehen.

Wie gelebt, so gestorben.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nozintaba besuchte längere Zeit unsere Missionsschule in Czenstochau oder Centocow (sprich Centokau), wie man hier zu sagen pflegt. Sie hatte den elterlichen Kraal heimlich verlassen, zeigte sich in der Schule willig, lenksam und still und wurde daher nach vollendeter Probezeit zur hl. Taufe zugelassen, wobei sie den Namen Gaudentia erhielt. Ihrer beständigen Kränklichkeit wegen — sie redete stets mit leiser, gedämpfter Stimme — wurden ihr nur leichtere Hausarbeiten aufgetragen. So wuchs sie zur Jungfrau heran. Ihre Eltern aber hatten inzwischen die alte Heimat verlassen und sich in der Nähe unserer Missionsstation Citeaux (sprich Cito) niedergelassen. Eines Tages äußerte Gaudentia den Wunsch, ihre lieben Eltern besuchen zu dürfen, was man ihr ohne Bedenken gestattete. Doch siehe, daselbst machte sie Bekanntschaft mit einem heidnischen Jüngling, und von der Stunde an war es um ihre Treue im christlichen Glauben geschehen. Zum Erstaunen aller warf sie bald darauf ihre christlichen Kleider weg, legte dafür den heidnischen Brautschmuck an und begab sich mit einigen andern heidnischen Mädchen zum Kraale des Bräutigams, um sich mit ihm auf heidnische Art zu vermählen. —

Unser Hochw. P. Missionar bot zwar alles auf, den unseligen Schritt zu verhindern; umsonst, das betörte Mädchen schlug jede Ermahnung in den Wind und lebte fortan als Heidin. Ein paarmal kam sie zwar noch zur Kirche, blieb dann aber wieder ein paar Jahre aus. Stellte man sie zur Rede, so pflegte sie zu sagen: „Ich wollte gerne kommen, aber ich kann nicht, ich bin krank." So vergingen fünf bis sechs Jahre. Ihr Mann nahm sich inzwischen ein zweites Weib, Gaudentia aber blieb dennoch bei ihm.

Eines Tages erhielten wir die Nachricht, Gaudentia sei wirklich krank, ja schon dem Tode nahe, pansi kwokufa, wie die Schwarzen sagen. Da machten wir uns auf den Weg und nachdem wir mehr als zwei Stunden bergauf und bergab gewandert waren, fanden wir sie krank und elend, auf einer Binsenmatte liegend, notdürftig in eine alte Wolldecke eingehüllt. Unsere Krankenschwester gab ihr zwar eine Medizin, erklärte

ihr aber offen, daß ihr Zustand recht bedenklich sei, denn sie sei lungenkrank; sie möge daher zur Missionsstation kommen, teils der besseren Pflege wegen, namentlich aber, um ihr Aergernis gut zu machen und sich wieder mit Gott auszusöhnen.

„Ich möchte schon, aber ich kann nicht, ich bin krank," lautete auch diesmal ihre Antwort. Einige Wochen später kommt in früher Morgenstunde ihr Mann daher und spricht: „Holet Gaudentia! Sie ist so schwer krank, daß wir nichts mehr mit ihr anfangen können, daher mag sie jetzt bei euch bleiben." Das war nun allerdings sehr unschön gesprochen, doch wir als Christen wollten uns nobel zeigen und gestatteten, daß die Kranke hierher gebracht wurde. Das war im Juli 1910.

Gaudentia wurde von der Krankenschwester in liebevolle Pflege genommen, erhielt eine kräftige Kost, kurz alles, was wir in unsern ärmlichen Verhältnissen ihr bieten konnten. Die Kranke zeigte sich ganz zerknirscht, erklärte offen, daß ihr Leiden eine Strafe Gottes für ihren Abfall vom Glauben sei und versprach, alles gutzumachen. Allmählich besserte sich ihr Zustand ganz auffällig. Ihr Mann, der in der Nähe das Amt eines Polizisten versah, fing an, sie zu besuchen und blieb zuletzt manches Stündchen bei ihr. Das wollte uns nicht gefallen, wir rieten daher Gaudentia, nach Reichenau, das nur eine kleine Tagreise von hier entfernt ist, zu gehen, weil sie dort gegen die Gefahr eines Rückfalls viel sicherer sei.

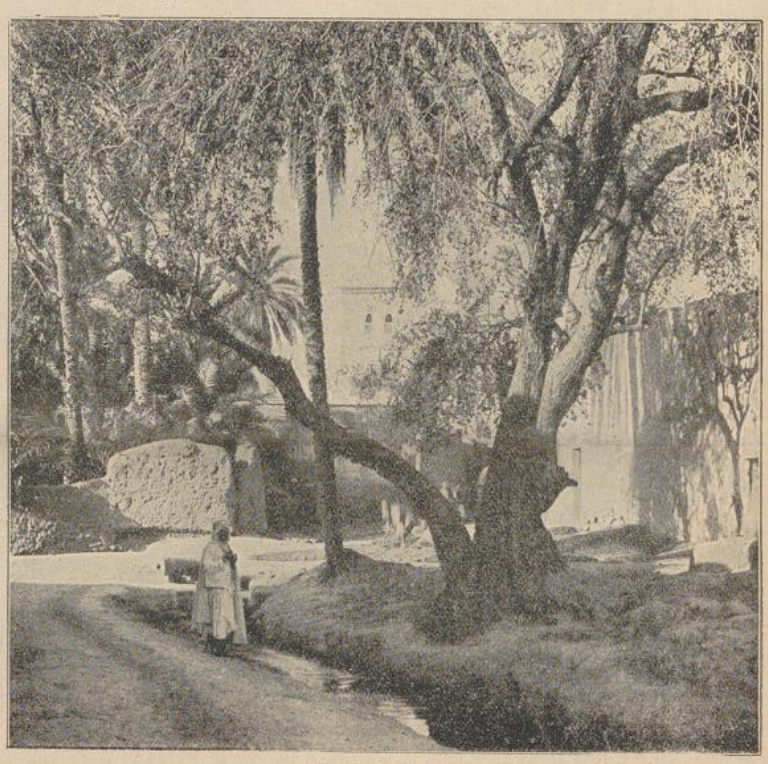
Sie gab sofort ihre Zustimmung und machte sich in Begleitung eines Asylweibes auf den Weg. Kaum hatte aber das wankelmütige Weib unsere Mission verlassen, als sie schon einen geheimen Boten zu ihrem Manne schickte mit der Meldung, sie gehe jetzt nach Reichenau. Dieser eilte ihr auf einem kürzeren Wege nach und führte sie in seinen Kraal zurück, was sie ohne Widerrede geschehen ließ. —

Nun war, wie es scheint, ihr Sündenmaß voll und die Gnade Gottes für immer verscherzt. Nur zweimal sah man sie noch bei uns in der Kirche: am Feste Allerheiligen und an Weihnachten 1910. Ihr Lungenleiden trat mit neuer Heftigkeit auf, und sie wankte offenbar dem Grabe zu. Gelegentlich eines Biergelages, das sie in ihrer Hütte veranstaltete, äußerte sie zwar einer Verwandten gegenüber den Wunsch, es möchte doch der P. Missionar zu ihr kommen, um ihre Beichte zu hören, allein der seeleneifrige Priester war inzwischen auf eine andere Station versetzt worden.

Da kommt eines Tages die Kunde hierher, Gaudentia sei geisteskrank geworden, sie habe die Kleider, die sie bei uns erhalten, zerschnitten und verbrannt und sich wieder in eine alte, zerrissene Decke eingehüllt. — P. Superior, der erst kürzlich hier angekommen war, ging zwar zu ihr, konnte aber kein verständiges Wort mehr aus ihr hervorbringen. Sie kam auch bis zu ihrem Ende nicht mehr zu sich. In der Nacht vor dem Allerseelentage forderte der Herr sie ab vor sein allgerechtes Gericht; kein Priester segnete ihre Seele aus. Ihr Leib wurde in der Nähe des Kraales wie der einer Heidin verscharrt, wo aber mag wohl ihre Seele sein? — —

Vielseitig in Anspruch genommen.

Maria-Ratschitz. — Bin ein Schuster von Beruf, muß nebenbei auch den Sattler machen, weil dies teilweise in mein Amt einschlagt, und weil weit und breit kein eigentlicher Sattler zu haben ist. An Arbeit fehlt mir's nicht; unsere eigene Missionsstation macht mir oft genug zu schaffen, bis ich alle die Patres, Brüder und Schwestern, Schulkinder und schwarze Arbeiter befriedigt habe. Dazu melden sich auch noch viele Auswärtige, namentlich englische und holländische Farmer, die alle von mir bedient sein wollen.



Die Oase Biskra. Clichotek, Berlin 68.

Eine Zeitlang fungierte ich auch als Uhrenmacher. Das Geschäft blühte, allein da mir meine Augen lieber sind, als die paar Mark, die dabei herausspringen, hängte ich die Geschichte wieder an den Nagel.

Großes Vertrauen und gewaltigen Zulauf genieße ich auch als Zahnarzt. Stundenweit und von allen Himmelsgegenden her kommen die Leute mit dickgeschwollenen Backen zu mir, zeigen mir offenen Mundes den Schaden und heischen schleunige Hilfe. Letzten Februar habe ich innerhalb drei Wochen 25 Zähne gezogen. Ich könnte ein schönes Geld dabei verdienen, tue es aber umsonst, was von den Patienten gar hoch angeschlagen wird. Weil's nichts kostet, will mancher Kaffer gleich zwei bis drei Zähne auf einmal gezogen haben. Sie halten dabei in stoischer Ruhe aus, ohne zu mucksen; doch nicht alle. Mancher sagt, wenn er kommt, er wolle sich zwei Zähne ziehen lassen. Habe ich aber den ersten gezogen, so erklärt er, er habe für heute genug

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und werde vielleicht ein anderesmal wieder bei mir vorsprechen.

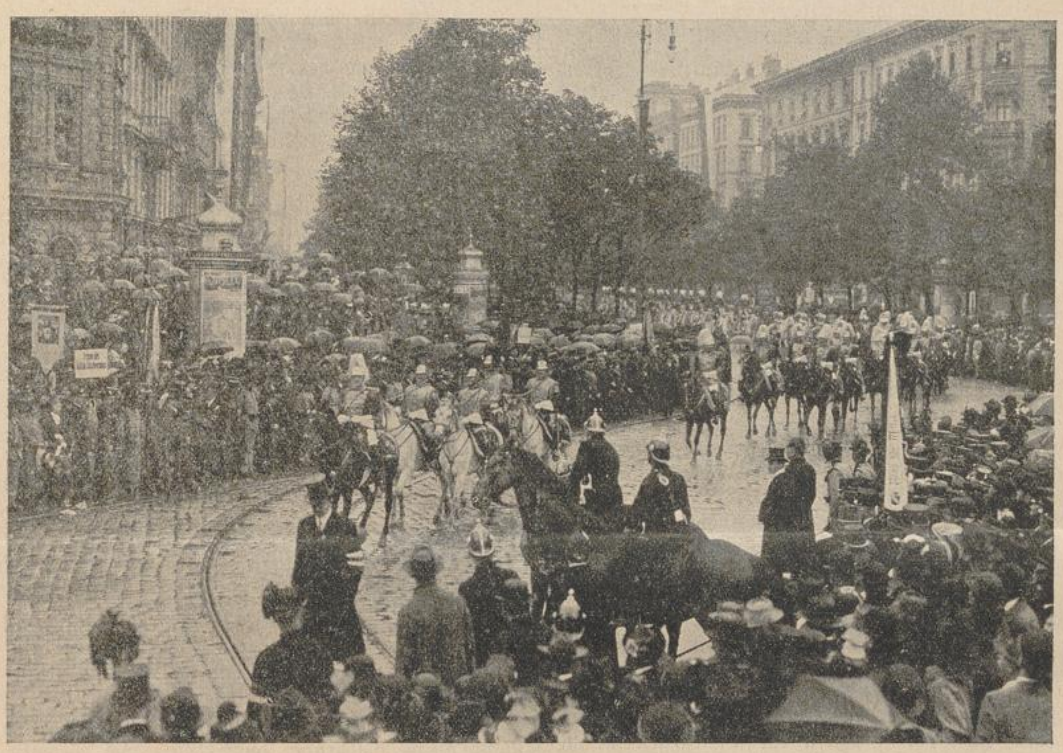
Auch Feiglinge habe ich schon gefunden. Ein Kaffer wollte einen hohlen Zahn gezogen haben, hielt aber beharrlich den Mund geschlossen, wenn ich mit der Zange nahte. Legte ich sie weg, so sperrte er seine Mühle weit auf. Zuletzt wurde mir die Geschichte zu dumm, ich setzte mich ruhig auf meinen Schusterbock und begann zu arbeiten. Ganz zerknirscht, bat der Arme nun, ich möchte doch wieder die Zange zur Hand nehmen, er wolle nun gern den Mund aufmachen, er habe ihn vorher überhaupt nur aus unbezwinglicher Furcht so geschlossen. Ich ließ mich rühren, stand auf, ergriff mein Zänglein, doch es war die alte Geschichte; der Mann wollte den Mund nicht öffnen. Schließlich kam ich aber doch hinein, setzte rasch an und zog aus Leibeskräften; aber, o weh, der morsche Zahn brach ab! —

Nicht viel mutiger zeigte sich ein Kaffernweib. Um ½12 Uhr mittags klagte sie mir ihre Not, doch erst um 4 Uhr nachmittags konnte sie sich dazu entschließen, sich den Zahn ziehen zu lassen, und auch da mußte ihr ein Mann den Kopf halten und ein zweiter beide Hände, damit sie mir nicht beständig in die Zange griff. Schließlich ging der Zahn so leicht heraus, so daß sie über ihre grundlose Furcht selber herzlich lachen mußte.

Die meiste Arbeit mit Zahnziehen habe ich jedes Jahr, wenn der Mais zu reifen beginnt. Die Kolben werden da am Feuer geröstet, und um sie zu kauen, muß man gute Zähne haben. Das Jahr hindurch hat ein schadhafter Zahn weniger zu sagen, denn da essen die Kaffern vielfach Maisbrei, und der rutscht schon so hinunter.

Unser Missionswerk schreitet langsam aber sicher voran. Am Ostermontag 1912 erhielten 48 Schwarze die hl. Taufe und am weißen Sonntag gingen 60 das erstemal zur hl. Kommunion. Von allen Seiten kommen Bitten um Schulen. Wenn wir nur mehr Mittel und mehr Arbeitskräfte hätten! So aber müssen wir auf vieles verzichten. Hat keiner meiner Handwerkskollegen draußen in der weiten Welt Lust, sich unserer Mission anzuschließen? Ich dächte, mancher von ihnen könnte sich hier recht nützlich machen und für den Himmel eine recht schöne Krone verdienen. Ich selbst bin in meinem Leben weit umhergekommen, habe viele Länder Europas durchreist und Südamerika vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durchquert, bis ich endlich hier, in Südafrika, in der Mariannhiller Mission das fand, was ich überall vergebens gesucht hatte: wahren, dauernden Seelenfrieden.

Br. Quirinus.



Eucharistischer Kongreß in Wien. Kaiserliche Leibgarde. Photogr. v. Lechner (W. Müller), Wien.

„St. Anna" (Loteni).

Es war wirklich ein Tag, den der Herr gemacht, der 25. August 1912; nahten doch an diesem, dem reinsten Herzen Maria geweihten Tag, zum erstenmale 28 schwarze Neubekehrte dem Tische des Herrn.

„St. Anna" ist eine der jüngsten unserer Missionsstationen, hat aber trotzdem schon recht erfreuliche Missionserfolge zu verzeichnen. Mit dem Kommunion-Unterricht hatte der Hochw. P. H. Lyssy schon kurz nach Weihnachten begonnen; zur Feier selbst wurde zuerst das Fest der hl. Mutter Anna ausersehen, dann aber, weil um jene Zeit gerade unsere Priesterexerzitien stattfanden, auf das genannte schöne Muttergottesfest verlegt.

Am Dienstag, den 20. August, (Fest des hl. Bernard) gegen 5 Uhr Abends begann die nähere Vorbe-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reitung auf den großen, hochwichtigen Akt. Die guten Leute kamen mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel hier an und schlugen ein kleines Lager auf. Da kam reges Leben in die sonst so stille Station! Die Tagesordnung war folgende:

6	Uhr	Aufstehen — Morgengebet — Angelus,
6½	Uhr	heilige Messe,
7 — 8		Unterricht — Frühstück,
8 — 10¾		Handarbeit (mit Sichel, Hacke usw.),
11 — 12		Unterricht — Mittagessen,
1 — 2½		Unterricht — Kreuzweg,
2½—4¼		Häusliche Arbeiten,
5 — 6		Unterricht — Abendessen,
7		Rosenkranz — Litanei (mit Lied).

Auf diese Weise haben die Leute praktisch erfahren, wie ein Christ seinen Tag zubringen soll. Ein solches Ereignis war hier noch nicht dagewesen, und es verdient lobend erwähnt zu werden, daß die Leute sich redlich Mühe gegeben. Samstag Morgens noch eine gute Stunde lang ein letzter vorbereitender Unterricht, hierauf gründliche Reinigung von Leib und Seele, um am folgenden Morgen würdig und geziemend das Brot des Lebens zu genießen.

Am Sonntag Morgen wurden die Erstkommunikanten mit Kreuz und Fahne von ihrem Lager abgeholt. Auch einige weiße Christen waren zur Feier erschienen. Die Zeremonie ging in würdiger Weise vor sich, und ich bin fest überzeugt, daß die Glücklichen diesen Tag nie vergessen werden.

Br. Malachias hat sich bei dieser Gelegenheit recht verdient gemacht, indem er an alles dachte, für alles sorgte. In Kapelle und Küche hatte der gute Bruder die Hände voll Arbeit. Es war ihm auch gelungen, mit etlichen 20 Bäumchen der ganzen Station ein festliches Aussehen zu geben. Für den Missionär ist ein solcher Tag ein Tag der Arbeit, aber auch ein Tag der Freude, der reinsten Freude für sein Priesterherz! Ja, die hl. Anna wird das auf ihren mächtigen Schutz gesetzte Vertrauen, von dem schon vor Jahresfrist der damalige Superior P. Bonifaz zu erzählen wußte, nicht zu Schanden werden lassen, wird noch mehr solcher Freudentage dem kleinen Loteni, das ihrem Namen geweiht ist, von ihrem göttlichen Enkelkinde erflehen!

Es ist eine reizende Gegend hier im Winkel zwischen den Drakensbergen und dem Malungwana. Der letztere ist ein herrlicher Berg; steile, burgartige Felsen umkleiden ihn. Der Bergrücken, auf dem „St. Anna" liegt, gehört mit Mariatrost, Mariahilf und Kevelaer offenbar zu den gesündesten Stationen unserer Mission. Zur Zeit ist es wohl auch das ruhigste Plätzchen. Ein Priester und ein Bruder bilden seine ganze Besatzung. Es ist eine kleine Tagesschule dahier. Jeden Morgen, etwa um 9 Uhr kommen Lehrer und Schüler und verlassen die Station wieder um 3 Uhr. Also Morgens und Abends das Stationspersonal: zwei Mann hoch! Wir schlafen beide in der Kapelle, d. h. Br. Malachias in der Sakristei, und ich selbst im angrenzenden Zimmerchen, welch letzteres auch als Refektorium und Fremdenzimmer dient. Aber höret, liebe Leser und Freunde, ein neues Haus soll jetzt gebaut werden; ja, es ist schon da, schläft in Bündeln eingewickelt auf der warmen Mutter Erde und harrt seiner baldigen Auferstehung!

P. Beda.

Ein Stück heidnischen Aberglaubens.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Keiland. — Eines Tages hatte hier in der Nähe der Blitz in eine Kaffernhütte eingeschlagen. Da P. Superior niemand fand, der sich herbeigelassen hätte, das halbverbrannte Strohdach herunterzunehmen und in Büscheln zusammenzubinden, ersuchte er mich, diese Arbeit mit Hilfe einiger unserer schwarzen Arbeiterinnen zu tun. Die Sache kam mir ganz nach Wunsch, denn ich hoffte dabei die Schwarzen in recht eklatanter Weise von der Torheit ihres Aberglaubens überzeugen zu können.

Ich rief ein paar christliche Frauen, die sonst bei jeder Arbeit willig und tapfer zugreifen, ließ sie eine Leiter holen und befahl ihnen, mir zu folgen, ohne ihnen jedoch zu verraten, um was es sich handle. Sie gingen willig mit, doch in der Nähe des verhängnisvollen Kraals angekommen, blieben sie verdutzt stehen; sie erkannten, was ich von ihnen wollte. Mit Mühe brachte ich sie dazu, sich überhaupt dem Kraale zu nähern, zu einer Arbeit jedoch vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Schwester", sagten sie, „diesen Kraal hat Gott geschlagen, und wenn wir es wagen, ihn zu berühren, müssen wir sterben."

Ich wollte nach dem Grundsatze handeln „Worte bewegen, Beispiele aber ziehen" und machte mich daher selbst an die Arbeit. Ich legte die Leiter an und stieg hinauf. Einmal rutschte die Leiter ein wenig, da schrieen die Weiber entsetzt auf, denn sie meinten, Gottes sichtbare Strafe habe mich, die Frevlerin, schon ereilt. Ich lachte und befahl ihnen, Bänder zu machen und das Deckgras, das ich hinunterwerfen würde, zusammenzubinden. — Nein, nein, auch das durften sie nicht tun, denn auch dies hatte den plötzlichen Tod für sie im Gefolge. Meine Gegenbemerkung, ich selbst stürbe ja auch nicht, obschon ich jetzt den Kraal berührte und das Stroh entfernte, fruchtete nichts; sie erwiderten einfach: „Ja, Schwester, du kannst das ruhig tun, denn du zählst zu den Weißen; uns Schwarzen aber bringt die Berührung eines Gegenstandes, den der Himmel geschlagen, den sicheren Tod!"

Nun kam gerade P. Superior vorbei. Auch er suchte durch Belehrung, durch Güte und Strenge die abergläubischen Weiber zur Arbeit zu bewegen, umsonst; sie wiederholten immer die gleiche Antwort: „Vater, wir können nicht, wir dürfen nicht, es brächte uns den Tod!" — Zuletzt baten sie mich, ihnen eine andere Arbeit zu geben; doch ich entgegnete, ich würde ihnen nicht nur heute keine andere Arbeit geben, sondern sie überhaupt zu keiner Arbeit mehr annehmen; ich wolle willige, gehorsame Arbeiterinnen haben und keine so eigensinnigen . . . Da schlichen sie traurig eine nach der andern fort und wandten sich mit ihrer Bitte um eine Arbeit an unsere ehrw. Schwester Oberin. Doch da kamen sie bös an. „Tut die Arbeit, die euch P. Superior und Schwester Arcadia aufgetragen hat, eine andere bekommt ihr nicht", lautete der gemessene Bescheid. —

Nun ging ein Jammern los: „Ach, was sollen wir doch anfangen? Die Schwestern wollen uns keine Arbeit mehr geben, und wir haben für uns und unsere Kinder nichts zu essen und nichts, um uns zu kleiden; rühren wir aber das Gras an, in das der Blitz eingeschlagen hat, so müssen wir sterben! Was tun, was beginnen? Unheil und Verderben von allen Seiten!" —

Am nächsten Morgen kamen sie wieder. Ich erwiderte ihren Gruß mit der Frage: „Seid ihr Christen

oder Heiden, und wollt ihr heute wieder handeln, wie gestern?" — Da baten sie beschämt um Verzeihung und versprachen, jede, jede Arbeit zu tun, die ich ihnen anweisen würde. Damit war ich auch wieder versöhnt; es sind eben arme, beschränkte Schwarze, Neubekehrte, und der alte heidnische Aberglaube steckt so tief in ihnen, daß man große Geduld und Nachsicht mit ihnen haben muß. Weit klüger und besser geartet sind die Kinder, zumal jene, die frühzeitig die Missionsschule besuchten; hier konnte das Heidentum nicht so tiefe Wurzel fassen.

Wert der hl. Messe.

Das hl. Meßopfer ist der Mittelpunkt des ganzen katholischen Gottesdienstes.

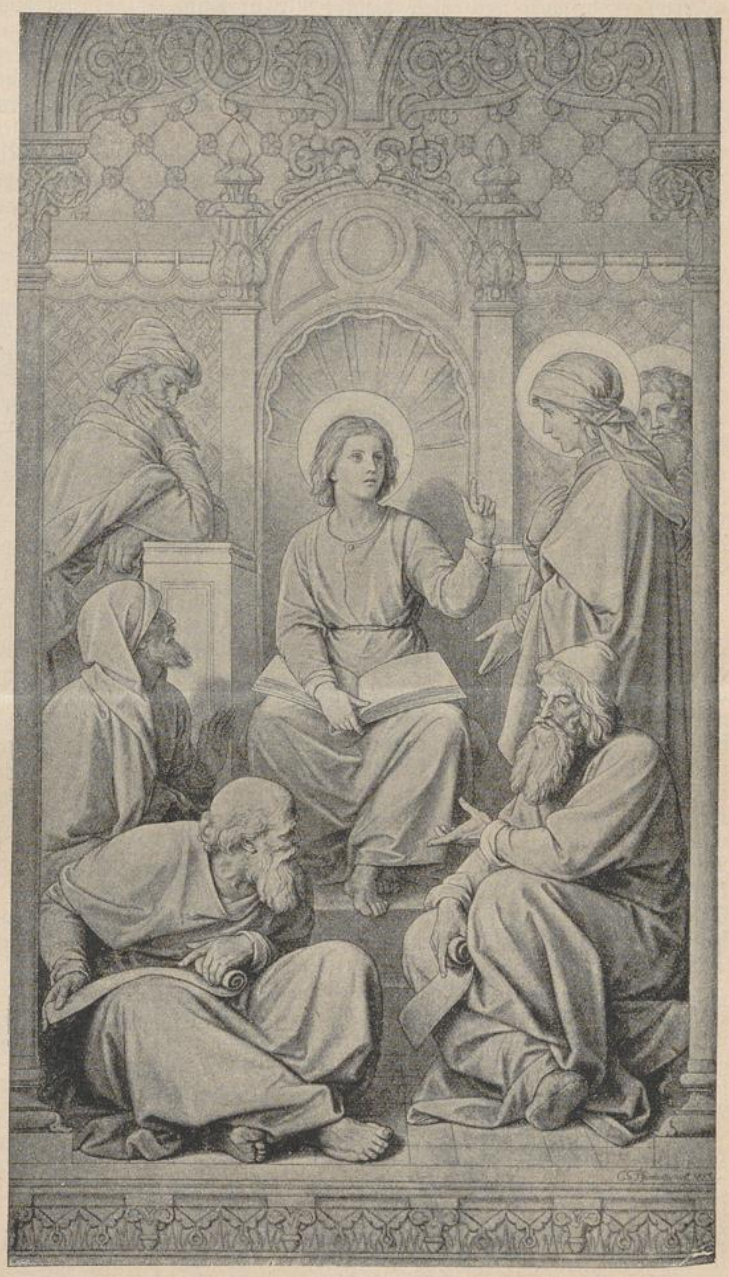
Viele Sakramente und Sakramentalien werden nur in Verbindung mit der Messe gespendet. Die Messe verhält sich zu dem übrigen Gottesdienste wie ein Edelstein zu seiner Fassung. (Hurter.) Sie ist ein See, worin sich die Gnadenströme des Kreuzopfers sammeln, von wo aus sie dann durch die hl. Sakramente wie durch Kanäle auf die Menschen überströmen. Die hl. Messe ist die täglich aufgehende Gnadensonne, deren weiße Lichtstrahlen sich in den Sakramenten siebenfach brechen und so den goldenen Friedensbogen bilden, der den Reichtum des Himmels mit der Armut der Erde verbindet. (Gihr.) — Die hl. Messe übersteigt an Würde um viele Stufen die hl. Sakramente; denn diese sind nur Gefäße der Barmherzigkeit für die Lebenden, die Messe ist aber ein unerschöpfliches Meer der göttlichen Freigebigkeit für Lebende und Verstorbene. (P. Cochem.) Durch das hl. Meßopfer haben die Menschen gleichsam schon im voraus den Himmel auf Erden, weil sie durch dieses Opfer den Schöpfer des Himmels und der Erde vor sich haben und auch mit Händen berühren können. (Urban XIII.) Soviel Tropfen das Meer, soviel Strahlen die Sonne, soviel Sterne der Himmel, soviel Blumen die Erde hat, soviel Geheimnisse faßt das hl. Meßopfer in sich. (Hl. Bonav.)

(Spirago.)

Gehet zu Joseph.

Triashill. — Möchte heute eine alte Dankesschuld dem hl. Joseph gegenüber abtragen. Die Sache verhält sich so: Ende April 1912 begleitete ich, auf einem eben gekauften Esel reitend, unsern Hochw. P. Abt nach „St. Barbara". Der ehrw. Vater selbst fuhr mit P. Cellerarius und mit dem Hochw. P. Mayr in einem mit zwei weiteren Eseln bespannten Wägelchen. Es war ein schöner Tag, das schwarze Volk war überaus zahlreich herbeigeströmt und alles war lustig und frohgestimmt; doch am Abend sollte es noch ernste Gesichter geben.

Auf dem Heimweg wurde der neue Esel an den Wagen gespannt, um zu sehen, ob er sich auch als Zugtier bewähren würde. Es ging alles gut, doch kurz nach unserer Rückkehr meldete uns der Bruder, das Tier liege im Stall auf dem Boden und scheine krank zu sein. Auf Anraten unseres in solchen Sachen wohlerfahrenen P. Cellerarius wurde es aus dem Stalle geführt, und der Bruder sollte es besteigen und reiten, um es in Schweiß zu bringen; denn es schien, es habe sich durch Erkältung eine starke Kolik zugezogen. Der Bruder tat seine



Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Von C. G. Pfannschmidt.
Haage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgartenstraße 14.

Schuldigkeit und brachte es hierauf wieder in den Stall. Doch die Sache gestaltete sich immer schlimmer. Das Tier wälzte sich vor Schmerz am Boden und zerschlug sich an den harten Wänden fürchterlich. Wir gaben ihm, so gut wir konnten, Medizin ein, und breiteten heißgetränkte Säcke über ihn aus. Ich ließ mir Stola und Weihwasser bringen und betete die im Rituale vorgesehene Benediktion für kranke Tiere. Im Kirchlein aber beteten die Schwestern vor dem St. Josephsbilde. Es schien alles vergeblich zu sein; am späten Abend zog ich mich zurück, in der sicheren Erwartung, morgen den Esel tot zu finden.

Das Tier hatte uns 700 Mark gekostet und war uns unentbehrlich. Woher sollten wir bei unserer Armut die Mittel finden, ein neues zu kaufen? Dazu hatten wir im Laufe der letzten anderthalb Jahre schon so viel Unglück im Stalle gehabt, daß uns dieser abermalige Verlust eines guten Zug- und Reittieres doppelt schwer gefallen wäre. Da wandte ich mich in meiner Not ebenfalls an den hl. Joseph. Ich versprach im Falle der Erhörung, jeden Mittwoch beim Abendgebet der Kinder, statt wie bisher am Hochaltar, am Seitenaltärchen vor seinem Bild die Kerzen anzuzünden; desgleichen gelobte ich die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, kaum hatte ich das Versprechen gemacht, da zeigten sich auch schon Anzeichen der Besserung. Der Esel konnte langsam herumgeführt werden, erholte sich am folgenden Tage noch mehr, und heute reitet mit ihm Br. Flavian wieder nach „St. Barbara". Gott und dem hl. Joseph sei für alles Dank gesagt!

(P. Adalbero Fleischer.)

Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Wie viele andere, so wandte auch ich mich in einer großen Bedrängnis an den hl. Joseph, diesen wunderbaren Helfer in jeglicher Not. Ich versprach auch, eine milde Gabe für die armen hungernden Kinder in Triashill zu geben, deren Not der ehrwürd. Bruder Cassian im Vergißmeinnicht so rührend geschildert hatte. Und in höchst auffallender Weise, über alles herrlich hat mir mein heiliger Namenspatron, der hl. Joseph, geholfen, und zwar durch drei Priester, welche mir die göttliche Vorsehung zuschickte und die mir zu einer klaren Erkenntnis des Willens Gottes in einer großen wichtigen Sache verhalfen. Dem lieben Gott und dem treuen, heiligen Joseph sei dafür öffentlich mein tausendfacher Dank gesagt!" —

Münsterland. — Eine Leserin dankt dem lieben hl. Joseph recht herzlich, da sie, nachdem sie fleißig gebetet und Veröffentlichung gelobt, durch seine Fürsprache die gewünschte Anstellung im öffentlichen Schuldienste erhielt. Dem heiligen Joseph sei dafür öffentlich Lob und Dank gesagt! —

„Ich hatte ein krankes Kind", schreibt eine andere Leserin, „und gelobte in meiner Not, zu Ehren des hl. Joseph eine hl. Messe lesen zu lassen, sowie Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Meine Bitte wurde erhört, und ich kann nur in größter Dankbarkeit allen, die in Not sind, zurufen: „Gehet zu Joseph!" Er wird eure Bitte sicher erhören, falls es Gottes Wille und eurem ewigen Heile dienlich ist."

Ein Priester aus Böhmen schreibt: „Im Namen eines meiner Pfarrkinder schließe auch ich mich der großen Zahl jener an, die öffentlich dem hl. Joseph ihren Dank aussprechen. Die betreffende Person war mehrere Jahre in Wien im Dienste und wurde daselbst zweimal operiert. Sie konnte gar nichts mehr arbeiten und ihr Zustand verschlimmerte sich derart, daß sie in ihre Heimat zurückkehren mußte, wo sie vier Monate lang bettlägerig war. Sie war an der rechten Brustseite ganz offen, und die Wunden ergossen fast beständig Blut. Zweimal wurde sie mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Da las ich von den vielen Gebetserhörungen im „Vergißmeinnicht" und gab ihr den Rat, eine oder zwei Novenen zu Ehren des heiligen Joseph zu halten. Und siehe, kaum war die erste Novene zu Ende, da trat schon eine wesentliche Erleichterung ein, und heute verrichtet die Person, wenn auch noch nicht vollständig gesund, in einem Bauernhause die Arbeiten einer Dienstmagd. Tausend Dank dem heiligen Joseph, dem großen Helfer in jeglicher Not!"

Aus Mähren ging uns folgender Bericht zu: „Der hl. Joseph hat mir schon oft geholfen; ich will hier nur einen Fall erwähnen. Im Jahre 1904 haben wir ein Haus gebaut, allein infolge einer fehlerhaften Konstruktion neigte sich bald die Frontseite derart, daß jedermann, der es sah, erklärte, der Fehler lasse sich nur dadurch gut machen, daß man die ganze Frontseite abtrage und neu aufbaue. Da wandte ich mich in meiner Not an den heiligen Joseph und versprach ihm zeitlebens eine gewisse Andachtsübung, falls er mir helfe. Siehe, da kam ein Mann zu mir und sagte: „Befehlen Sie den bei Ihrem Bau beschäftigten Leuten, die schiefe Mauer so und so zu sichern und zu stützen". (Nun gab er mir genau an, was zu tun sei.) Man tat seiner Anweisung gemäß, und — nach zwei Stunden war der ganze Schaden repariert! — Wendet euch doch mit vollem, festem Vertrauen in euren Bedrängnissen an die liebe Muttergottes und an den hl. Joseph! Ihr werdet sicher Hilfe finden!

Den Schluß bilde für diesmal folgender interessanter Bericht: „Im Juli 1912 war ich mit meiner Schwester auf dem Felde mit Futterholen beschäftigt. Auf dem Heimweg setzte sich unser Gespann in Galopp und nahm, da es bergab ging, bald eine rasende Geschwindigkeit an. Aus Angst vor einem Unglück wollte meine Schwester den Wagen verlassen, fiel aber dabei so unglücklich herab, daß ich sie bewußtlos am Boden fand. Ich wandte alles auf, sie wieder zu sich zu bringen, aber selbst zu Hause angelangt, wollte das Bewußtsein nicht wiederkehren. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und an die liebe Mutter-Gottes, flehte um Hilfe und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht."

Da, nach einer Stunde kehrte das Bewußtsein wieder, ja, meine gute Schwester erholte sich von ihrem Unfalle in kurzer Zeit vollständig wieder. Leider aber versäumte ich mein Versprechen zu erfüllen. In letzter Zeit nun stellten sich bei meiner Schwester wieder Kopfschmerzen ein, und eine geheime Stimme rief mir zu: „Du hast dein Versprechen nicht erfüllt!" Ich beeile mich daher, heute meiner Pflicht nachzukommen, sage der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph öffentlich meinen Dank und füge bei: Wende dich in jeder Not vertrauensvoll an diese beiden großen Fürsprecher bei Gott, hast du aber etwas versprochen, so säume nicht, es zu halten!"

Des Lebens Rätsel.

Nach Msgr. John Vaughan, S. J.

(Fortsetzung.)

Gott hat uns nicht nur erschaffen, sondern auch mit seinen Geschenken und Gnadengaben geradezu überhäuft. Wir können seine Gaben einteilen in natürliche

und übernatürliche, in besondere und allgemeine, aber alles und jedes, was wir haben, kommt von ihm.

Er gab uns die fünf Sinne, die uns in Berührung setzen mit der ganzen äußeren Natur; er gab uns ferner die Vernunft, die uns befähigt, über all das nachzudenken, was die fünf Sinne unserm Geistesauge vorführen und aus dem Geschaffenen, wie auf einer Leiter, zum unsichtbaren Herrn und Schöpfer aufzusteigen. Er schenkte uns die Erde als Wohnplatz und damit eine Menge von Dingen, um unsere mannigfachen leiblichen und animalischen Bedürfnisse zu befriedigen. Er gab uns die Sonne, die uns mit ihrem Lichte und ihrer Wärme erfreut, er gibt uns jeden Augenblick die Luft, die wir einatmen. Verdienen solche Dinge auch zu den Wohltaten gerechnet zu werden? Denk' dir einen, der daran ist, den Erstickungstod zu erleiden. Was gäbe er um ein paar Atemzüge Luft? Ein Vater hatte ein einziges, heißgeliebtes Kind. Nun liegt es, an Diphtheritis erkrankt, in seinem Bettchen und ringt und ringt nach Luft. Der Vater steht hart nebenan am Fenster. Da draußen sind ungezählte Millionen Kubikmeter Luft, und seinem armen Kinde, das ihn so schmerzlich bittend ansieht und Hilfe suchend die Aermchen nach ihm ausstreckt, kann er nicht einen einzigen davon geben! Schreckliche Situation, doch solche Szenen sagen uns, daß wir täglich und stündlich vonseite Gottes Wohltaten genießen, die wir gar nicht beachten, sondern als etwas ganz Selbstverständliches ohne jeglichen Dank hinnehmen.

O wie oft hätten wir Ursache, auf unserm Lebenslaufe einen Moment innezuhalten und einen dankbaren Blick zu dem hinaufzuwerfen, der uns Tag für Tag Wohltaten ohne Maß und Zahl zuwendet!

Welch' herrliche Gottesgabe besitzen wir z. B. auch am Auge? Wer beschreibt die wunderbare Einrichtung dieses überaus zarten und edlen Organs? Wird es durch irgend einen traurigen Zufall zerstört, wer kann's ersetzen? Wer ein zweites bilden, ein Auge, mit dem man nur einen einzigen Sonnenstrahl sieht? Das Auge ist ein physisches Ding, aus bloßer Materie geformt, der Naturforscher kann dir genau sagen, woraus es besteht, und der Chemiker zerlegt es in all seine Teile und Stoffe; keiner von beiden aber vermag ein sehendes Auge zu formen, und wenn du ihm alle Elemente zu Verfügung stellst. Die Wissenschaft hat große Fortschritte gemacht und die moderne Technik bringt Werke zustande, die jedermann in Erstaunen setzen, aber sie ist machtlos, wenn es gilt, einem Blinden das Augenlicht zu geben.

Was seine Größe anbelangt, so ist das Auge ein gefügiges Organ, doch welche Unzahl von Wundern schließt es zu unserm Entzücken in sich! Es entfaltet vor uns den Himmel mit all seiner Pracht und den Myriaden funkelnder Sterne; es zeigt uns die schmucke Erde mit der ganzen großartigen Tier- und Pflanzenwelt mit all' den bezaubernden Farben und Formen. Mit Hilfe der Augen finden wir uns zurecht in dem Labyrinthe einer Großstadt, schreiten sicheren Fußes über Berg und Tal, lesen jetzt ein interessantes Buch, bewundern eine Stunde später ein Meisterwerk der Malerei oder Skulptur und schauen hundertmal im Tag ins freundliche Antlitz unserer teuren Angehörigen, um immer wieder darin ihre treue Liebe und reine Zuneigung zu lesen.



In bitterer Not.

Leipziger Klischee-Zentrale, Breitkopfstraße 18.

O wie sehr sollten wir Gott für das Auge und alle seine übrigen Gaben und Gnaden danken! Und wie heilig und groß ist unsere Pflicht, von solchen Gnadengeschenken einen möglichst guten Gebrauch zu machen!

(Schluß folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ave Maria.

Ein Sternlein am Himmel,
Das glänzet so rein,
Nun kann auch die Sonne
Nicht ferne mehr sein!
Ich denk an die Maid,
Die das Licht uns gebar;
Das Glöcklein ertönet
Gar lieblich und klar:
Ave, Maria!

Es schwingt sich die Sonne
Zu Mittag empor,
Und kleidet die Erde
Mit Licht und mit Flor.
Ich denk an das Weib
Mit dem Sonnengewand
Das Glöcklein ertönet,
Ich falte die Hand:
Ave, Maria!

Die Sonne ging unter;
Ein Sternlein erglänzt
Am Abend, von Tausenden
Herrlich umkränzt.
Ich denk an die Herrin
Im himmlischen Saal;
Das Glöcklein ertönet
Zum letzten Mal:
Ave, Maria!

Kaffrische Toilette.

Die Toilette macht dem heidnischen Kaffern, der weder in den englischen Städten gearbeitet, noch eine Schule besucht hat, wenig Kopfzerbrechens. Unter Umständen kann er sich zwar ganz nett kleiden; sein ganzer Aufputz hat sogar einen gewissen malerischen Anstrich. Weniger gut kommt er mit der europäischen Kleidung zurecht. Nicht selten kommt es da vor, daß er einen Rock oder eine Weste verkehrt, d. h. die Futterseite nach außen gewendet, anzieht. In solchem Aufzug geht er dann zur Arbeit, macht seine Einkäufe oder besucht auch wohl ein paar Nachbarn, ohne sich im geringsten zu genieren. Fragt man ihn, warum er denn so verkehrt gekleidet eingergehe, so bekommt man regelmäßig die Antwort: „Ich will mein Kleid schonen; trage ich die rechte Seite nach außen, so wird sie zu leicht schmutzig."

Schwester Rosa.

Das Amt für schuldbeladene Gewissen.

So lautet, wörtlich übersetzt, der Name einer Abteilung des Schatzamtes in Washington. Das Amt mit dem merkwürdigen Titel ist den meisten Amerikanern wohlbekannt, denn in den Zeitungen wird häufig über die „Gewissensgelder" berichtet, die im Schatzamt eingelaufen sind.

Das Amt für Leute mit schuldbeladenem Gewissen, die einen Diebstahl oder eine Unterschlagung wieder gut machen möchten, besteht schon seit dem Jahre 1811. Seine Einnahmen werden von Jahr zu Jahr größer, und während der beiden letzten Jahre konnte das Amt über zweieinhalb Millionen Frank an die Staatskasse abliefern. Jeder einlaufende Betrag wird besonders gebucht, mag es sich um einige Briefmarken handeln, die ein Knabe einschickt, der in der Schule Kreide gestohlen, oder um die Banknoten eines reichen Kaufmannes, der sein Einkommen den Steuerbehörden zu niedrig angegeben hat. Die größte Summe, die bis jetzt eingegangen ist, beläuft sich auf 70 000 Frank und wurde dem Amt im Jahre 1896 ohne irgendwelche weitere Angabe aus London übersandt. Groß ist die Zahl der nur wenige Cent enthaltenden Briefe. So fand man z. B. vor einiger Zeit unter den eingelaufenen Briefen einen, der 15 Cent enthielt. In dem beiliegenden Schreiben erklärt ein Mann, er schicke das Geld für zwei Griffel, die er als Sechzehnjähriger dem Warenlager einer Indianeragentur in Kalifornien entwendet habe. Wenige Tage nach dem Empfang dieser unbedeutenden Summe wurde dem Amt ein Bündel Banknoten im Werte von 60 000 Frank übersandt. „Vor vielen Jahren", so schrieb ein Einsender, „unterschlug ich Regierungsgelder, aber ich habe schon längst alles wieder zurückgegeben. Um es zu machen, wie der Zöllner Zachäus, zahle ich jetzt das Vierfache. Der Weg der Sünde ist dornenvoll, und nur Gott weiß, was ich gelitten habe. — Ein Sünder." „Ein Sünder", „Eine verlorene Seele", „Ein Büßer", das ist gewöhnlich die Unterschrift, die man unter den anonymen Briefen findet.

Werden in irgend einer Gegend des Landes Evangelisationsversammlungen abgehalten, oder finden religiöse „Erweckungen" statt, dann ist die Zahl der Einsendungen, welche das Amt für schuldbeladene Gewissen aus jener Gegend erhält, regelmäßig größer als sonst. Frauen sind unter den Einsendern sehr zahlreich vertreten. In ihren meist sehr langen Briefen beschreiben sie oft sehr ausführlich, wie sie in Portland, New York, Charleston, und anderen amerikanischen Häfen Kleider, Spitzen, Diamanten, Geschenke für Freunde und andere Artikel, ohne Zoll zu bezahlen, eingeschmuggelt hätten.

Ja, der Weg der Sünde ist dornenvoll. Wer mit unvergebenen Sünden durch die Welt gehen muß, ist zu bedauern; schlimmer noch, wenn man mit unvergebenen Sünden sterben soll. Wie gut ist's doch, daß Gott auch ein „Amt für schuldbeladene Gewissen" eröffnet hat. Zu diesem Amt steht Tag und Nacht die Türe offen. Dort werden nicht nur alle eingehenden Bekenntnisse der Sünden gebucht, sondern da sind auch alle verborgenen und unbekannten Sünden aufgeschrieben. „So wir ihm unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns reinigt von aller Untugend." Da werden die Gewissen gut gemacht, weil die Schulden bezahlt sind durch Jesum Christum. Sind deine Sünden vergeben?

Die letzte Wegzehrung im Aeroplan.

Zum erstenmale ist die letzte Wegzehrung im Aeroplan zu einem Sterbenden gebracht worden, und zwar in Marokko, wo sich die französischen Truppen gegen die aufständischen Eingeborenen verteidigen müssen. In einem Treffen wurde der Major Largeat von einer Kugel mitten durch die Brust getroffen. Als der Verwundete seinen Zustond erkannte und wußte, daß ihm nur noch wenige Stunden zum Leben blieben, ergab er sich in den Willen Gottes, nur daß er ohne die letzten Tröstungen der Religion scheiden sollte, schmerzte ihn.

Ein hervorragender Fliegeroffizier, Leutnant Brégard, beschloß, mit seinem Flugzeug nach dem nächsten Hauptort Laghonat zu fliegen und einen Priester zur Mitfahrt zu bestimmen. In zwei Stunden durchflog der kühne Offizier 200 Kilometer, begab sich sofort in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Spital Laghonat, wo er den P. Andral traf. Kaum hatte der Pater gehört, worum es sich handle, holte er das Krankenöl und das Allerheiligste und begab sich mit dem Offizier in dessen Flugzeug zu dem Sterbenden, der sich mit übernatürlicher Kraft aufrecht erhalten hatte, um noch die Beichte abzulegen, die letzte Oelung, die Kommunion zu empfangen und dann in den Armen des mutigen Geistlichen seinen letzten Seufzer auszuhauchen.

Lüge und Wahrheit.

Die Lüge ist das Kind vornehmer Eltern; denn der Vater der Lüge ist der Fürst der Finsternis. Darum wird die Lüge, sobald sie geboren, aufgenommen und gehätschelt und großgezogen und macht großes Glück in der Welt. — Die Wahrheit ist dagegen ein Findelkind. Wenn sie einer findet, der muß sich absonderlich hüten, zu sagen, daß er sie gefunden und aufgenommen habe. — Die Lüge geht fein säuberlich einher, trägt eitel Samt und Seide und golden Geschmeid auf der Brust. — Die Wahrheit aber geht frank und frei einher. — Die Lüge trägt den Reifrock und das Pflaster der Schminke. — Die Wahrheit, wenn sie recht ist, ist stets ohne Hülle und Mäntelchen und ungeschminkt; kein falsches Haar ist an ihr; sie beißt mit ihrem eigenen Zahne und leidet keinen Schmuck. — Die Lüge wird oft von den Großen zu Gaste geladen; der Wahrheit setzt man aber den Stuhl vor die Tür. — Die Lüge ist wie der Staub; sie dringt durch die Schlüssellöcher und Fensterritzen, und gegen sie hilft kein Riegel noch Schloß; die Wahrheit aber dringt selten durch. — Die Lüge ist wie eine Schlange; doppelzüngig kriecht sie am Boden und häutet sich. — Die Wahrheit aber hat eine zweischneidige Zunge und trägt ihre eigene Haut zu Markte. — Die Lüge will herrschen, aber die Wahrheit ist spröde. Will dir die Lüge wohltun, so kitzelt sie dich, soll dir aber die Wahrheit wohltun, so tut sie dir weh."

Abrahm a St. Clara.

Was ist ein Tag?

Ein Tag ist ein Gut von unberechenbarer Kostbarkeit, das Gottes Güte in unsere Hände legt. Verstehen wir, mit diesem Gut richtig umzugehen, so haben wir die Weisheit aller Weisheiten erfaßt. Denn ein Tag ist entweder ein Schritt näher zur Seligkeit oder zur Verdammnis. Es ist aber auch ein Raum, innerhalb dessen wir viel für unsere geistige und körperliche Ausbildung tun können, in dem wir Glück oder Unglück, Liebe oder Haß zu säen imstande sind, Morgen ist auch wieder ein Tag", sagen wir gern. Aber wissen wir denn wirklich so genau, daß morgen noch ein Tag ist, daß es für uns nicht bloß ein „Heute" gibt?

Das menschliche Leben gleicht in manchem einer weiten Reise. Die Jahre gleichen den Haltestationen, das Umsteigen gleicht dem Heraustreten aus alten Verhältnissen, und das Ziel, daß manchem unerwartet schnell vor die Augen kommt, und nach dem ein anderer vielleicht sehnsüchtigst verlangt, gleicht dem Tode. Alles übrige eilt im Fluge an uns vorüber. Man muß das heute so recht auszunutzen verstehen; wir müssen an jedem Tag mit allem abgeschlossen haben und fertig sein, als wäre er der letzte. Und erwachen wir am Morgen zu einem neuen Tage, so sollen wir uns dankbar der Güte Gottes freuen und uns mit den heiligsten Vorsätzen ans Tageswerk begeben. Das ist die rechte Art, zu leben. Ein Leben, das sich aus lauter solchen Tagen zusammensetzt, wird nie ein verfehltes werden, sondern es wird ein Leben im Sinne Gottes sein.

Ueber das Thema „In der Schule" hat ein talentvoller Schüler einer Dorfschule folgende bedeutsame Aphorismen zu Papier gebracht: „Das Schulzimmer besteht aus der Wandtafel, den Wänden, den Tintenfässern, dem Stock und dem Lehrer. Die meisten Sachen in unserer Schule sind sehr alt, nur der Stock ist neu. Wer noch später wie der Lehrer in die Schule kommt, ist der größte Faulenzer und wird durch diesen bestraft. Auf der Landkarte sind Flüsse und Städte gemalt, damit wir sie auswendig lernen müssen. Der Lehrer hat mit dem Stock ein Loch ins gelobte Land gestoßen. Mit dem Globus macht er die Sonnenfinsternis; in der Gesangsstunde streicht der Lehrer den Bogen, auch schlägt er uns so lange den Takt, bis es klappt. Wir singen do bis la; einige können noch höher; der Lehrer kann es am tiefsten, aber der kommt nicht in die Höhe. In der Schule hängt auch ein Thermometer; mit diesem macht man es im Sommer heiß, bis frei ist; der Lehrer sieht so lange darauf, bis es 20 Grad sind. In der Freiviertelstunde essen wir eine halbe Stunde lang unser Butterbrot. Der Schulinspektor lobt uns immer, aber der Lehrer ist doch froh, wenn er wieder fort ist. In der Turnstunde springen wir über den Bock; der Lehrer springt zuerst, daß es kracht, dann springen wir auch und stärken unsere Glieder. Der Lehrer macht uns zu ordentlichen Menschen, denn Fleiß bricht Eis. Wer Apfel stiehlt, kommt einen runter, wer sie aber dem Lehrer stiehlt, kommt zwei herunter. Wenn der Lehrer die Orgel spielt, treten wir ihm den Balg und singen zweistimmig dazu;



Elektrisches Melken auf den Berliner Rieselgütern. Bong, Berlin.

Um ein schnelleres und sauberes Melken zu ermöglichen, verwendet man neuerdings eine elektrisch angetriebe, kleine, leicht transportable Saugpumpe, die mittels Gummischläuchen an den Euterzitzen angeschlossen wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wenn man ihm den Balg zu arg tritt, quietscht die Orgel. Jetzt ist der Lehrer krank und hält keine Schule; wir wissen nicht, ob er wieder gut wird, aber hoffen wir das Beste.

Briefkasten.

Ayl: pro 1911 46 Mk. erhalten.
Rotthausen: 10 Mk. dankend erhalten.
Düsseldorf-Wersten: Den Betrag für 2 Hdkd. erhalten.
J. B. H.: Bestätige mit Dank den Empfang von 20 Mk. zum Ankauf einer Joseph-Statue. Gott und der hl. Joseph möge es Ihnen vergelten!
G. S. aus G.: 10 Mk. für unser Missionhaus „St. Paul" dankend erhalten. Vergelt's Gott!
Steinach: 46 Mk. dkd. erhalten durch Hochw. H. Pfr.
Durch B. C. in B.: 50 Frk. dkd. erhalten.
Riedenburg: Betrag erhalten.
Aying: Erhalten.
N. Pathin.
Regensburg: Ant. Rupert.
R. F. in K.: Betrag für 1 Hdkd. „Regina" erhalten.
M. Sch., Neuensee: 3 Mk. Antoniusbrot dkd. erhalten.
Saarunion: 5 Mk. zu Ehren des hl. Joseph.
Sachen des Frl. aus Hettingen erhalten.
Aus L. 50 Mk. dkd. erhalten.
Das Vergißmeinnicht wird allen in der gleichen Zahl wie bisher zugesandt, wenn nicht Aenderungen gemeldet wurden.
A. B. in Rochester, N.-Y.: 5 Doll. mit Dank erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

St. Joseph (Mo.), Cincinnati (Ohio), Milwaukee (Wis.), Heitersheim, Lachen, Schwyz, Todtenmoos, Säffolsheim, Ausnang, Kriebaum, Lustenau, Rabersdorf, Baranya, Berncastel, Hinterkotten, Bonn, Appelhülsen, Essen a. d. Ruhr, Sidtweiler, Bocholt, Calle, Madfeld, Rölsdorf, Rheydt, Untereschbach, Münzbach, Dettar, Gleinstatten, Graz, Biskupitz (O.-S.), Zabrze, Breslau, Sandau, Wernberg, Wernberg, N., B. M., Rauenberg, G., Wattenheim, Allersheim, Witterda, Wenigumstadt, Oberwittstadt, Frankendorf, Unterwildenau, Augsburg (4mal), Würzburg (2mal), Scheidegg, Dörlesberg, Freiburg, Esenhausen, München, Eggolsheim, W., M. G., N. N. in der Rhön, Kneisting, Rinnental, Leugas, Witterda, Dossenheim, Pawonkau, Steinsfurt, Frankendorf, Wittelbach, Wieblingen, Possek, Binswangen, Langenbruck, Neubrunn, Röttingen, Spaichingen, Nassenhausen, Kappel, Spielberg, Theilheim (3mal), Breslau, Krensheim, Waldbrunn, Erolzheim, Langheim, Neuses Laibstadt, Waldsee, Rannungen, Tännesberg, Busenbach, Nürnberg, Königsdorf, Neukirch-Höhe, Obergrombach, Bobenheim, Wiesengiech, Teilheim, Konstanz, Wattenheim, Geismar, Titting, Weingarten, Ahrweiler, Albaxen, Gelsenkirchen, Fretter, Dahlhausen, Grevenbroich, Offenburg, Duisburg, Werth, Weisweiler, Aachen, Stolberg, Neuwerk, Strommörs, Cöln, Rotthausen, Kempen, Vorst, Niedersfeld, Kevelaer, Hundsangen, Schmithof, Belecke, Heilsberg, Scharrendorf, Eicherscheid, Eilendorf, Düsseldorf, St. Wendel, Telgte, Polch, Bieberich, Holthausen, Glochau, Birkesdorf, Essen, Neheim, Oedingen, Düren, Emmerich, Cleve, Donsbrüggen, Lewin, Seedorf Gersau, Stalden, Haslen, Flüelen, Zürich, Ermensee, Vilters, Unterschächen, St. Fiden, Bischofszell, Sommeri, Brugg, Oberwellenberg, Luchsingen, Muri, Erstfeld, Engelberg, Ibach, Wohlen, Ganten, Oberendingen, Willisau, Escholzmatt, Tägerig, Kummern, Jonen, Schmitten, Kradolf, Martonvasar (Ungarn), St. Ruprecht a. d. Raab, Stadl a. d. Mur, St. Kathrein a. Hauftein (Steiermark), Feldkirchen (O.-O.), Zeltweg, Steyregg.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Erzpriester Heinrich Tschepa, Quilitz. Maria Dresely, Kreszenz Neubeißer und Anna Greger, Landau a. Isar. Franziska und Anna Bengl, Pfahldorf. Joh. Adolf Unrath, Fuchsstadt. Regina Hiebel, Schleithal. Kath. Blumenschein, Zeiskam. Alois Waninger, Obergoßzell. Maria Barb. Endres, Höttingen. Joh. Hermann Korves, Altenlingen. Anna Maria Dietz. Georg Bauer, Schwarzenfeld. Marg. Lindner, Hintergereuth. Pauline Otto, Flinsberg. Franz Schöffmann, Nikol. Unterhuber, Altötting. Friedrich Schmitt, Poppendorf. Jakob Schwendy, Barb. Wenz, Joh. Seubert, Altheim. Ernestine Ulrich, Freudenberg. Rosalia Fladung, Spahl. Theresia Schmidt, Morsbach. Josepha Lutz, Mantlach. Frau Litzler, Hausgauen. Maria Holdschner, Hochberg. Prälat Reinhold Schirmeisen, Beuthen. Katharina Felkel, Pleß. Anna Humelt, Hiltrup. Wilh. Kemmerling, M.-Gladbach. Herm. Jos. Schick, Orken. Josef Schott, Lorchhausen. Max Eyckeler, Düsseldorf. Christine Duhme, Bokel. Hch. Vennewald, Sendenhorst. Peter Schlaf, Kray. Kath. van Husen, Alpen. Frau Simon, Stommeln. Maria Schumacher, Bittig. Maria Elis. Eckert, geb. Dahlen, Köln. Heinrich Geist, Maria Krapp und Anna Maria Wolke, Harpendorf. Agnes Niemann, Coesfeld. Peter Adeneuer, Deverich. Johann Klören, Kaarst. Adam Schade, Rheinbach. Klara Palm, Crefeld. Kath. Schmitz, Benrath. Chrw. M. Priorin Schw. Johannes Bapt. Pancratz, Varensell. Wilh. Scheur, Ober-Dürenbach. Magd. Hörner und Frau Heide, Oldenburg. Auguste Wieker und Anna Wienker, geb. Keller. Gerh. Bußmann, Scharrendorf. Karl Achürmann, Altenessen. Johanna Dornbach, Emmerich. Klemens Hünermund, Uder. Christine Wirtz, Fischeln. Josef Freudenhammer, Kevelaer. Philipp Pörsch, Oppenhausen. Maria Seus, Baunhellermühle. Anna Mahler, Maria Langohr und Frau Degen, Aachen. Johanna Maghs, Geldern. Zacharias Hahn, Setzelbach. Christiane Fiebig, Langenau. Johanna Schinke, Leuber. Franziska Renner, Schöneburg. Johann Steinkirchner, Miterharthausen. Katharina Stumbeck, Gotzing. Kreszenz Prestel, Durach. Anna Knott, Laberweinting. Anna Müller, Würzburg. Ursula Weidner, Selbach. Kath. Wagner, Holzhausen. Cäzilia Kasper, Steinach. Wilhelm Schaub und Therese Rombach, Freiburg. Karolina und Jakob Barthelmes, Würzburg. Gg. Baur und Marie Pauli, Königsdorf. Kath. Kußmann, Büchenau. Florian Singer, Horgauergreuth. Maria Reinhart, Maria Amberg, Kälberau. Bernarda Brückner, Gaurettersheim. Jean Bapt. Pierre, Nellingen. Marg. Kuhn, Ilmspan. Josefa Wittemann, Sandhausen. Frau Ledl, München. Elisab. Lindenfelser, Josefine Willy, Bernhard Fechtig, Obergrombach. Franziska Betz, Aschaffenburg. Maria Bauer, Günzburg. Kath. Letner, Tutzing. Maria Seitz und Magdalena Polzmacher, Untergeismering. Georg Dressel und Gg. Eismann, Kersbach. Herr Peter, Hosen. Josef und Katharina Mayer, St. Christoph. Anna Stadtmüller, Rappach. Fr. Vogl, Schliersee. Adam Baunach, Helmstadt. Karl Kruger, Breslau. Marg. Hopf, Allfeld. Rosalia Huber, Reithofen. Valentin Fleck, Grombach. Kath. Ullrich, Weingarten. Pfr. Kraemer, Großrozenburg. Christina Rößner, Alitzheim. Kaspar Dörr, Jakob und Heinrich Eppl, Ketsch. Karl Krüger, Breslau. Viktorin Knauer und Anna Pelzl, Rudigsdorf. Georg Maurer, Salzburg. Emilie Gschwandtner, Ischl. Michael Fink, Straden. Josef Schmid, Brixen. Amalia Schober. Graz. Theresia Rinner, Alberndorf. Josefa Augustin, Gunja Slaven. Maria Ferlan, Bischoflak. Rosa Sickel, Ottnang Puchheim. Dr. Steiner-Benziger, Einsiedeln. Meinrad Gabl, Zürich. Josef Anton Deragisch, Disentis. Prof. J. B. Keller, Schwyz. Maria Häfliger, Großwangen. Ww. Schnelli, Batzenheid. Jos. Buri, Luzern. Anton H. Bausch, Caßville, Wis. Bernard und Heinrich Budde, Jersey-City, N.-Y. Johann Grunlich, Bellingham, Wash. Barbara Gilch, New-Haven, Conn. Christina Reinders, Cleveland, Ohio. Katharina Hecht, Milwaukee, Wis. Marian Anna Schraut, Columbus, Ohio. Rev. Father Maurus, O. S. B., Beatty, Pa. Mrs. Pfann, Buffalo, N.-Y. Maria Stöhmer, Enns. Gertrd Bodden, Nothberg. Joseph Lange, Calle. Franziska Weyer, Neutz. Heinrich Hibing, Rhede. Gertrud Wages, Rotthausen. Peter Josef Ley, Much. Franz Fleige, Lippstadt. Philipp Schlichter,-Spies, Ensdorf. Witwe Aug. Schneidawind, Lügde. Maria Anna Hummelt, Hiltrup. Frau Stelpflug, Natzungen. Frau Cramer, Niedersfeld. Emma Horake, Lösinghausen. Kath. Feldkamp, Buer. Luise Aretz, Wickrath. H. Nikolaus Neyens, Frisingen. Walburga Sand, Neska-City, Nebr. Anton Otter, Clayton, Kans. J. P. Schumacher, Staunton, Ill. Konrad, Konrad und Elizabeth Grundmayer, Petersburg, Joseph Uhlenkamp, Templeton, Iowa. Mrs. Schaefer und Anna Schaefer, Breda, Iowa. Anna Meier. Chicago, Ill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 3.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Taufe eines Heidenkindes.

Köln a. Rh.
März 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unter dem Kreuze.

Meine Lust und Liebe
Traget nicht zu Grabe,
Meiner Seele schönste,
Wundervollste Gabe!

Hast für mich geblutet,
Bist für mich gestorben,
Hast des Himmels Wonne
Mir im Tod erworben.

Sprachst zu meiner Seele
Zarte Liebesworte,
Bis man dir dein mildes,
Großes Herz durchbohrte.

Heiland, meine Seele
Blutet voller Wunden,
Denn sie ist mit Ketten
An dein Kreuz gebunden.

Deiner Seit entströmen
Bächlein roten Blutes,
Quillend aus dem Meere
Reinsten Edelmutes.

Und die Tropfen stillen
Meine bittern Wunden;
Selig, Meister, bin ich
An dein Kreuz gebunden. —

A. vom Tümmelhof.

Gott will es!

Auf dem vorjährigen Katholikentage zu Aachen hielt unter anderem auch Herr Volksschullehrer Heinrich Jansen aus Ohligs eine herrliche Rede zu Gunsten der katholischen Missionen. Wir können nicht umhin, sie in nachstehendem unsern geehrten Lesern mitzuteilen.

„Der Missionsgedanke bricht sich siegreich Bahn. Hellauf lodert das Feuer der Begeisterung für die Heidenbekehrung! Hoffentlich wird dem guten Willen überall die fruchtbare Tat folgen, denn die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind wenige. Wer daheim jahrelang als Mitarbeiter an der Mission in die Herzen und Häuser geschaut hat, weiß sehr wohl, daß mangelnde Aufklärung, Unkenntnis und teilweise religiöse Lauheit die Hindernisse sind, welche der Heranziehung der Katholiken zur Mithilfe für das Missionswerk entgegenstehen. Soll die Mission Volkssache im vollen Umfange sein, dann muß auch die Jugend mehr als bisher für sie gewonnen werden. Das kann geschehen durch die Mitwirkung der Eltern und Lehrerschaft. Die Mission ist zuerst

Haus- und Familienangelegenheit.

Ich kann mir schlecht eine katholische Familie mit warmem, religiösem Pulsschlag, ohne lebendiges Interesse für die Mission vorstellen. Die Mutter, welche die religiöse Erziehung der Kinder leitet, fördert auch das Missionsinteresse bei ihren Kindern, die sie bald nach der Taufe schon beim Werke der hl. Kindheit als Mitglieder anmeldet. Durch Erzählungen von den armen Heidenkindern und der Tätigkeit der Missionäre wird sie das Interesse der Kinder anregen. Gegenüber dem Eigennutz der Welt senkt die Mutter Sinn für Barmherzigkeit und Wohltätigkeit in das junge Herz. Es lernt zu entsagen, es lernt Opfermut und damit erwächst Heldenmut für das Leben. Hierin liegt ein bedeutsames Erziehungsmoment. Das Kind lernt, kleinem Besitz zu entsagen und ihn für ein großes Werk zu opfern. Es ist eine Tatsache, daß katholische Familien, die ein warmes Herz und eine offene Hand für die Missionen haben, sich und ihren Kindern den katholischen Glauben lebendig erhalten. Mit der Belehrung verbindet sich das Gebet in der Familie. Jährlich sterben 30 Millionen Heiden, ohne den rettenden Einfluß des Christentums. Sollte da nicht jede Familie täglich ein Vaterunser beten für ihre Rettung? Es ist kein blinder Zufall, daß aus jenen Familien, in denen eifrig für die Missionen gebetet wurde, vielfach Missionäre hervorgegangen sind. Solche Familien stellen auch die Mitarbeiter, Sammler und Förderer des Missionswesens. Mit der Familie vereint wirkt die Lehrerschaft.

Der katholische Lehrerverband

Rheinland mit seinen 6000 Mitgliedern hat in diesem Jahre zu Bonn und der Gesamtverband Deutschlands mit seinen fast 25 000 Mitgliedern zu Pfingsten in Erfurt den Beschluß gefaßt, die Pflege des Missionsgedankens mit Eifer zu fördern. (Bravo). Beauftragt von Herrn Quadflieg in Aachen, möchte ich heute meine Berufsgenossen auf diese schöne Nummer des neuesten Programms aufmerksam machen und allen katholischen Lehrerinnen und Lehrern die Pflege und Förderung des Missionswerkes in und außer der Schule warm ans Herz zu legen.

Auf evangelischer Seite hat man schon seit Jahren der Mission in der Schule größere Aufmerksamkeit geschenkt. Bereits 1883 hat die königliche Regierung zu Merseburg den Lehrerkonferenzen ihres Bezirks das Thema zur Behandlung gestellt: Wie kann die Volksschule ihren Schülern von der Tätigkeit und den Erfolgen der Heidenmission — namentlich von der durch die evangelische Kirche geübten — Interesse erweckende Kenntnisse vermitteln? Auch eine den Schulzwecken dienende Literatur wurde geschaffen. Der katholischen Lehrerschaft möchte ich drei Bücher zur Anschaffung dringend empfehlen. Das erste heißt: Jesu letzter Wille von Pater Fischer, das zweite ist: Die katholische Heidenmission im Schulunterricht von Pater Schwager, dem Sohne eines Lehrers und verdienstvollen Verfassers bedeutender Missionswerke. Das Buch leistet für den Unterricht vorzügliche Dienste. Das dritte ist betitelt: Die Heidenmission unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien von Dr. Ditscheid. Es vermittelt uns die Kenntnis und die Lage der Missionen in allen Weltteilen. Die beiden ersten Bücher sind in der Missionsdruckerei in Steyl erschienen, das letzte bei J. P. Bachem in Cöln. Das Wort des Heilandes: „Lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe" — gilt auch von der Mission. Gerade im Religionsunterricht muß Inhalt, Bedeutung und strenge Verpflichtung dieses Befehles wirksam dargelegt werden.

Der Religionsunterricht

ist nun einmal für uns die hellstrahlende Sonne im Schulleben, und diese Schulsonne soll und wird niemals untergehen, solange es noch Katholiken in unserem Vaterlande gibt, weder für die Eltern, noch für die Lehrerschaft und erst recht nicht für die unschuldigen Kinderseelen. Ohne diese Schulsonne würden Schulräume und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kinderherzen in Bezug auf Willens- und Charakterbildung bald eine öde, unfruchtbare Wüste. Darum werden katholische Jugenderzieher auch niemals die herrlichste Seite ihres Berufes verabsäumen, die christliche Erziehungsarbeit an der Jugend und damit die Förderung des Missionsinteresses.

Und wie wirkt der

Missionsgedanke im Unterricht,

erzieherisch und belehrend, wie erhebend das Vorbild heldenmütiger Glaubensboten, die unerschütterliche Treue auch der Martyrer unserer Tage auf das empfängliche Kindergemüt! Wie lernt man die Kirche als sittliche und kulturelle Macht schätzen, wenn man tiefer in das Heidentum hineingeblickt hat! Wie wird man die einheitliche Gottes- und Weltanschauung des Christentums anders bewerten gegenüber dem Wirrwarr und der inneren Haltlosigkeit des Heidentums. Wie dankbar würdigt man die tröstlichen Wahrheiten von der Hoffnung auf ein seliges Jenseits nach den Mühen und Nöten dieses Lebens gegenüber der Trost- und Hoffnungslosigkeit des Heidenwahnes! Ja, der Missionsgedanke befreit von der Enge des Individuums, von den Schranken des Egoismus, weitet Auge und Herz für die Gesamtinteressen der Menschheit und ist somit ein Faktor von hoher erziehlicher und bildender Bedeutung. —

(Schluß folgt.)

Eine Missionsreise in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

In der Nähe der Klippe, wo unsere Reisenden gestrandet waren, zeigte sich ein zweiter, ziemlich hoher Felsen, an dem sich viele und große Stücke des gescheiterten Schiffes festgesetzt hatten. Manche hofften, dort sicherer zu sein und aus den Trümmern ein neues Fahrzeug bauen zu können, und so entschlossen sich etwa 40 beherzte Männer auf einigen rasch zusammengebundenen Planken dorthin zu schwimmen. Sie erreichten auch ihr Ziel, doch zu ihrer bitteren Enttäuschung wurde auch jener Felsen zur Zeit der Flut vollständig unter Wasser gesetzt.

Große Hoffnung dagegen setzten sie auf ein halbzertrümmertes Boot, das sie dort vorfanden, und auf dem sie nach einer etwa drei Meilen entfernten Felsenspitze zusteuerten, hinter der sie Land vermuteten. Neue Enttäuschung; es gab dort nichts als eine Menge sehr gefährlicher Korallenspitzen. Doch lagen darauf einige noch brauchbare Stücke des gescheiterten Schiffes, viele Kisten und Ballen mit kostbaren Stoffen, einige Fässer mit Lebensmitteln und, was ihnen als das wertvollste erschien, zwei Seekarten, mit deren Hilfe sie sich in diesen fremden Gewässern wieder zurecht zu finden hofften.

Sie meinten, sie könnten nun leicht der Küste entlang einen portugiesischen Hafen finden und machten sich daran, ein starkes Floß zu bauen, auf welchem man einen Teil der aufgefundenen Lebensmittel unterbrachte. Da aber das Floß nicht die ganze Gesellschaft aufnehmen konnte, ließ der Kommandant, nachdem er seine intimsten Freunde davon verständigt hatte, das Tau kappen und fuhr in treuloser Weise davon. Die Zurückgebliebenen, die nun den sicheren Tod vor Augen hatten, erhoben ein jämmerliches Angstgeschrei und warfen sich zum Teil ins Meer, um durch Schwimmen das Floß zu erreichen. Einigen gelang das kühne Wagnis, die übrigen aber wurden von den Wogen verschlungen.

Jetzt erst bemerkte der Kommandant, daß sich unter den Unglücklichen, die rettungslos auf der nackten Felsenspitze zurückgeblieben waren, auch sein eigener Sohn befand. Dort in der Ferne stand er und streckte weinend die Arme nach dem Floße aus. Nur allzu gerne wäre der Vater zurückgekehrt, ihn zu holen, doch seine Gefährten gaben die Landung um keinen Preis zu, und so mußte der Kommandant sein treuloses Vorgehen mit dem Verluste des eigenen Sohnes büßen.

Das Floß hatte zwar drei Masten und große Segel, die man aus den aufgefundenen Seidenstoffen hergestellt hatte. Dennoch aber kam es nur sehr langsam von der Stelle. Der geringe Vorrat an Lebensmitteln und Trinkwasser war bald aufgezehrt, und die Not wurde so riesengroß, daß sich einzelne freiwillig ins Meer stürzten, nur um schneller von ihren Qualen erlöst zu werden.

Am Abend des zwölften Tages erblickte man endlich die Küste; man landete noch während der Nacht aufs Geratewohl, ohne auf irgend eine Gefahr zu achten. Man suchte nach Trinkwasser, und als der Kommandant so glücklich war, in einer nahen Grube solches zu finden, krochen alle, die sich vor Entkräftung nicht mehr aufrecht halten konnten, auf Händen und Füßen zu der Pfütze, um sich an dem schmutzigen Wasser zu laben. Hierauf sanken sie vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf.

Als sie am nächsten Morgen erwachten, sahen sie sich von einer Menge Kaffern umgeben. Auf ihre Zeichen, daß sie Hunger und Durst hätten, warfen ihnen die Schwarzen einige saure Früchte zu und ließen ihnen durch ihre Frauen aus einem weiter entfernten Brunnen Trinkwasser herbeibringen. Sie verlangten dafür aber Ersatz. Einige Hüte, die man ihnen anbot, wiesen sie verächtlich zurück und fielen zuletzt über die wehrlose Mannschaft her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und nahmen ihnen alles, was sie hatten mit Gewalt. Die Aermsten mußten noch zufrieden sein, daß man ihnen überhaupt das nackte Leben ließ.

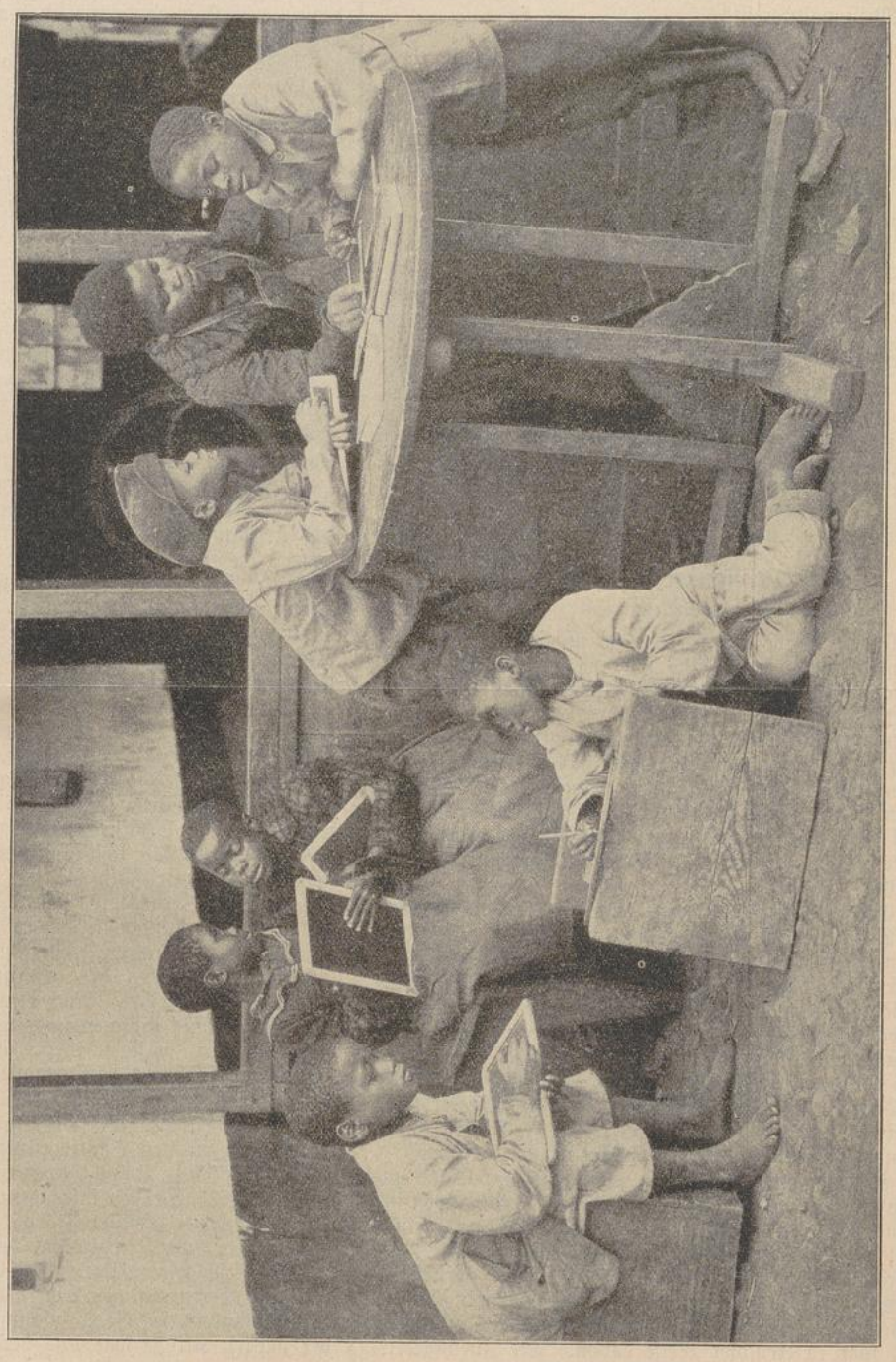
Nur ein mitleidiger Greis zeigte sich durch das Elend der Weißen gerührt. Er führte sie zu seiner Hütte und setzte ihnen ein Schüsselchen halbgesottener einheimischer Bohnen vor. Später schickte er einen seiner Angehörigen nach der portugiesischen Festung Luabo und ließ dem Befehlshaber Franzesko Brociado ihre Anwesenheit melden. Sie mußten inzwischen ihre dürftige Nahrung von Hütte zu Hütte erbetteln und sich von den rohen, herzlosen Schwarzen die empfindlichsten Verdemütigungen gefallen lassen. Nach einigen Wochen kam endlich die ersehnte Hilfe an; sie wurden nach dem Fort Luabo geführt, wo sie zu ihrem höchsten Erstaunen einen Teil ihrer früheren Reisegenossen vorfanden. Damit hatte ihre Not ein Ende erreicht.

Doch wie stand es mit dem großen Haufen, der auf der Klippe, wo das Schiff gestrandet war, hatte zurückbleiben müssen? Unser Gewährsmann, P. Pedro Martinez, schreibt darüber folgendes: Unser Retter in der Not wurde ein gewisser Odoardo Melo, ein in Indien geborener Kriegsmann, der von einem edlen spanischen Geschlechte abstammte. Er machte sich mit einigen anderen mutigen Leuten daran, aus den übrigen Schiffsplanken ein Boot zusammenzufügen. Hier auf der nackten Klippe war uns der Tod sicher, in einem Boote aber, und war es noch so gebrechlich und schwach, winkte uns noch immer einige Hoffnung.

Man begab sich also an die Arbeit. Es war ein höchst mühsames Werk, denn bei der Flut mußte man dabei bis zur Brust im Wasser stehen und hatte große Mühe, die Schiffstrümmer, die man zu benützen gedachte, festzuhalten, damit sie nicht von den hochgehenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wogen weggeschwemmt wurden. Man rastete jedoch nicht, weder bei Tag noch bei Nacht, und so wurde am dritten Tage das Fahrzeug fertig. Der größeren Sicherheit wegen band man es an sechs Stellen mit starken Tauen zusammen; den Boden belegte man mit Faßdauben und Schachtelbrettern, verstopfte die Lücken mit Hemden und Lappen, verschmierte die Fugen mit Käse, kurz, man tat alles, was unter den obwaltenden Umständen möglich war, dennoch aber zog das Boot soviel Wasser, daß man es beständig ausschöpfen mußte. Gleichzeitig arbeiteten andere Gruppen an kleinen Flößen, um auf denselben dem Boote zu folgen. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, stach das kleine Geschwader, das aus dem genannten Boote und vier Flößen bestand, im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand in See.



Heimarbeit der Schulkinder in M.-Telgte in der Kapkolonie.

Odoardo Melo hatte mich nebst drei meiner Ordensgenossen in das Boot aufgenommen; die zwei andern Jesuiten und die beiden Dominikaner befanden sich auf dem größten Floße. Diesem allein gelang es, sich in der Nähe des Floßes zu halten; die drei kleineren verschwanden schon am nächsten Tag aus unserem Gesichtskreis und wir haben nie mehr eine Kunde davon erhalten. Ebenso wurden sechs Waghälse, die uns einige Zeit auf einem Mastbaume sitzend nachruderten, vor unseren Augen von dem Meere verschlungen.

Uebrigens geriet unser überladenes Boot ebenfalls in große Not, sodaß wir uns genötigt sahen auf einer Klippe anzulegen. Hier mußte der Uebereinkunft gemäß der Befehlshaber diejenigen bezeichnen, die ausgesetzt werden sollten, damit nicht alle übrigen zu Grunde gingen. Ach, was war dies Schreckliches! Wie peinlich fiel dem Kommandanten seine Wahl, wie sehr bedauerten wir alle das Los jener, die sich für die andern opfern mußten, und wie herzzerreißend schrieen die Aermsten, die an der Klippe ausgesetzt wurden! Manche warfen sich nachher ins Wasser und ruderten uns nach, wurden aber bald von den Wogen verschlungen.

Mit höchster Bewunderung erfüllte uns das Be-

nehmen zweier Brüder. Der ältere sollte ausgesetzt werden, der jüngere aber bat kniefällig und unter Tränen, man solle doch ihn zurücklassen; der Bruder sei viel größer und geschickter als er und daher weit besser imstande, ihre zahlreiche Familie zu ernähren. Doch er fand kein Gehör; nun forderte er seinen Bruder auf, sich nicht zurückweisen zu lassen. Dieser, ein vorzüglicher Schwimmer, folgte in der Tat volle sechs Stunden lang dem Boote nach. Als er sich endlich ermüdet mit der einen Hand daran festhalten wollte, drohte man, sie ihm abzuhauen; er aber ergriff furchtlos das Schwert und ließ es, obschon ihm die Hand beinahe durchgeschnitten war, nicht eher los, bis man ihn endlich, durch seinen Mut und seine Beharrlichkeit gerührt, in das Boot aufnahm. (Schluß folgt.)

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

Für gewöhnlich bestehen die Delikatessen des Buschmanns aus folgenden Gerichten: Ochsenfrösche, Eidechsen, Beeren, Wurzeln und Kräuter. Natürlich, solange er Fleisch bekommen kann, rührt er dies alles nicht an. Fleisch geht ihm über alles; er vertilgt jedes Reptil und jedes Wild, ob klein oder groß, das er erjagen, und jedes Haustier, das er stehlen kann. Ist er schon satt, so nimmt er sich Zeit, das Fleisch zu kochen, hat er Hunger, so verspeist er es roh.

Er kann unglaubliche Mengen Fleisch hinunterwürgen, vermag dann aber auch lange Zeit ohne Nahrung zuzubringen und zu hungern, ähnlich wie ein Raubtier. Er zehrt alles auf, was er hat, unbekümmert um die nahe oder ferne Zukunft, genug, daß er gegenwärtig mit Speis und Trank versehen ist. Gelingt es ihm, ein großes Tier zu erlegen, so macht er sich wenig Sorge um die Aufbewahrung des Fleisches. Die Tagesordre lautet einfach: „Iß und schlafe, schlafe und iß, bis der kleinste Bissen Fleisch glücklich vertilgt ist."

Nur wenn es ihnen gelang, eine ganze Rinderherde zu stehlen, — und das kam in alter Zeit nicht gar so selten vor — bewahrten sie einen Teil des Raubes auf, d. h. sie ließen die Tiere, die sie nicht gleich verzehren konnten, am Leben, sofern Aussicht war, dieselben glücklich hinwegbringen zu können. Bestand aber Gefahr, eingeholt zu werden, so machten sie erbarmungslos die ganze Herde nieder. Begreiflich, daß so ein wildes Vorgehen den Buschmann bei allen, den Kaffern sowohl wie den Engländern und Buren, aufs äußerste verhaßt machte. Mancher Bur schoß jeden Buschmann, den er treffen konnte, nieder wie ein wildes Tier, denn in seinen Augen war er noch gefährlicher als das schlimmste Raubtier.

In Keilands und der Umgebung erstreckte sich ihre Jagd hauptsächlich auf eine Art Rehe, von den Schwarzen inyamakazi genannt, die sie in großer Menge erlegten. Die Jagdbeute wurde dann jubelnd in die Höhlen geschleppt, und alt und jung, Weib und Kind versammelte sich zum festlichen Schmause.— An den Mündungen der Flüsse fanden sich damals noch zahlreiche Seekühe (imvubu) vor. Auch auf diese wurde Jagd gemacht; weil aber die Tiere zu plump und schwer waren, um in die Höhlen geschafft werden zu können, zogen sie in ganzen Scharen hinab zum Fluß und verzehrten das Fleisch im Freien. Man blieb so lange sitzen, bis der Platz gründlich gereinigt war. Alles, bis auf das letzte Häutchen wurde aufgezehrt, bis man sich endlich entschließen konnte, wieder heimzugehen.

Hörten sie, daß irgendwo ein Rind gefallen sei, so kamen sie sofort zum Eigentümer und baten, es aufzehren zu dürfen, mochte es auch schon halb in Fäulnis übergegangen sein. Auch dies geschah mit großer Gründlichkeit an Ort und Stelle, wo eben der Kadaver lag.

Die Männer blieben fast nie zu Hause, sondern streiften fortwährend auf der Jagd und auf Raubzügen



Br. Isidor in der Baumschule in Centocow. (Vierjährige Bäumchen.)

umher. Nur hochbetagte Greise, die nicht mehr gehen konnten, sowie Frauen und Kinder hüteten das traute, versteckte Heim.

Neben der Jagd verlegte sich der Buschmann mit großem Eifer auf den Fischfang. Dabei ging er, wie mir ein Eingeborener, Namens Augustin Twazi, erzählte, folgendermaßen zu Werke: Er machte sich aus den Sehnen erlegter Tiere eine lange Schnur, befestigte am untern Ende derselben einen Wurm, hart neben einem zuvor geflochtenen Knoten. Der Fisch verschluckte den Wurm samt dem Knoten und konnte nun leicht aus dem Wasser gezogen werden. Im großen Keiflusse gibt es übrigens nur Aale; für Fische ist der Fluß zu reißend, auch hat er ein zu starkes Gefäll, als daß sie vom Meere stromaufwärts kommen könnten. Die Aale dagegen halten sich mit Vorliebe in den vielen Löchern und Höhlen des steinigen Flußbettes auf.

Sogar eine Art Bienenzucht sollen die Buschmänner betrieben haben, denn sie waren wie alle Schwarzen auf Honig ganz leidenschaftlich versessen. Nach Aussage vieler Kaffern unterhielten sie am Ngolosa in einer hohen, steilen Felsenwand, zu deren Ersteigung sie eine Art Leiter benützten, einen Bienenstand. Ich untersuchte den Platz, erstieg auch den steilen Berg und kam ganz um die Felsenwand herum. Hier und in der Nachbarschaft gab es allerdings verschiedene Löcher und größere und kleinere Höhlen, die füglich zur Bienenzucht mochten verwandt worden sein, allein in die Nähe des eigentlichen Felsens konnte ich nicht gelangen; kann mir auch gar nicht denken, wie an einer solchen steil abfallenden Wand irgendein Mensch, und wäre es auch der gewandteste Buschmann, sollte hinaufklettern können. Doch sie sollen ja eine Leiter gehabt haben; mag sein, mir bleibt die Sache doch ein Rätsel.



Gesangverein in Centocow unter Leitung des Hochw. P. Emanuel Hanisch.

Aus einer gewissen Pflanze bereiteten sie ferner eine Art Tee. Den Blättern wurde, wenn man sie auf dem Wege kaut, die Eigenschaft nachgerühmt, wundersame Kräfte beim Gehen zu verleihen und jede Müdigkeit zu vertreiben. Der Tee wurde auch als Medizin bei Brust-

schmerzen und als Gegenmittel bei Schlangenbiß gebraucht. Nur die Buschmänner hatten das Recht, diesen Tee (igqaka) zu bereiten. Hörten sie, daß irgend ein Kaffer es gewagt habe, ihn ebenfalls herzustellen, so verklagten sie ihn bei dessen Häuptling und verlangten als Sühnegeld einen fetten Ochsen. Man gab ihn gerne, denn jeder Häuptling trachtete mit diesen abatwa, die etwa unsern Zigeunern gleichkamen, auf gutem Fuße zu stehen.

Fiel es ihnen gerade ein, so pflanzten sie wohl auch Kürbisse (amatanga), doch scheinen sie keinen sonderlichen Wert darauf gelegt zu haben. Sie aßen sich nämlich, wenn sie reif waren, nur ein einzigesmal davon gehörig satt, dann aber zerstörten sie in mutwilliger Weise den Rest, und mochte er auch noch so groß und ansehnlich sein.

Vom Hunger getrieben, kamen die Buschmänner wohl auch in die umliegenden Kaffernkraals und bettelten oder auch Vögel und Mäuse. Auch im Aufspüren von Schildkröten war er Meister; das gab dann natürlich ein fürstliches Essen. Beeren und Früchte aß er nur in der Not; sie waren ihm zu fade und zu kraftlos. Sein Abgott blieb das Fleisch; ihm huldigte er jahraus, jahrein, und um Fleisch zu bekommen, setzte er oft sogar sein Leben aufs Spiel.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 1 Bilde Seite 56.)

(Fortsetzung.)

Mittwoch, den 28. Februar 1908, kamen wir endlich auf der Missionsstation Kilema an. Der Hochw. Pater Superior, Elsäßer von Geburt, kam uns mit einigen Kindern zum freundlichen Willkomm entgegen.



In der Schmiede in Centocow.

Tabak, Sauermilch (amasi), Kartoffeln und Mais. Oft geschah es auch, daß, während die einen die Leute durch ihre Bettelei hinhielten, die andern unterdessen Vieh stahlen und wegtrieben. Erhielten sie nichts, so kam es vor, daß sie mit ihren vergifteten Pfeilen, die oft rasch den Tod herbeiführten, auf die Kaffern schossen. Die Leichen ließen sie einfach liegen, denn Menschenfleisch aßen sie nicht. In der Regel gab man ihnen schnell, was sie wollten, um die gefürchteten Dränger nur möglichst bald los zu werden.

Als Hilfsmittel für die Jagd machten sie Gruben, um darin das Wild zu fangen. Auch vergifteten sie Teiche, Pfützen und kleine Seen, so daß alle Tiere, die daraus tranken, zu Grunde gingen. Zu demselben Zwecke bestrichen sie auch Pfähle mit einem scharfen, tödlichen Gift und steckten sie neben das Wasser.

Hatte der Buschmann gar nichts mehr zu nagen und zu beißen, so bequemte er sich dazu, Ochsenfrösche zu fangen — deren gab's immer eine ansehnliche Menge —

Kurz zuvor spielte uns der Esel, der unser Gefährt zog, einen Streich. Lange hatte er sich willig leiten lassen und tat getreulich seinen Dienst, auf einmal jedoch, als er über eine kleine Holzbrücke sollte, die über einen der vielen Gebirgsbäche führt, wurde er eigensinnig und ging keinen Schritt weiter, wir mochten tun, was wir wollten. Der Gescheitere gibt bekanntlich nach; wir stiegen also ab und gingen zu Fuß. Siehe, jetzt kam das störrische Eselein gemütlich hinten nachgetrabt.

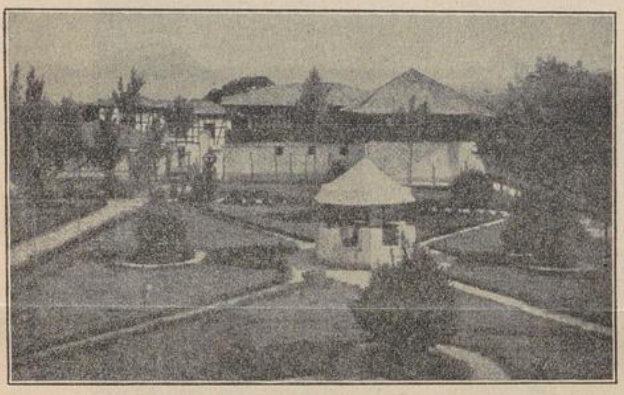
Unser erster Besuch in Kilema galt dem lieben Heiland in der stillen Missionskapelle der Schwestern. O, wie dankten wir dem Herrn, daß uns sein väterlicher Schutz so gut und wohlbehalten bis hierher geführt hatte! — Unsere Schwestern haben hier ein recht schönes Heim; ihr trautes Häuschen ist rings von einem Gemüse- und Obstgarten umgeben und hat eine prächtige Aussicht. Nur das eigentliche Missionskirchlein nebenan ist recht arm und baufällig. Wohl hatte man mit dem Bau einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

neuen Kirche schon lange begonnen, allein es ging damit langsam voran, und zeitweilig wurde das Bauen ganz eingestellt. Der Hauptgrund war, wie überall, die leidige Geldfrage; auch der Schwarze will eben für seine Arbeit bezahlt sein.

Es sind schon viele Neuchristen und Katechumenen hier, die im allgemeinen ihren religiösen Pflichten treu nachkommen. Besonders gut gefielen mir die Kinder, speziell die emsigen, fleißigen Mädchen. Schon lange vor der hl. Messe, die jeden Tag um sechs Uhr morgens stattfindet, trugen sie in großen Blechkannen aus dem nahen Flusse Wasser herbei und taten mancherlei Dienste in den Stallungen. Die Kinder waren überhaupt von einem guten Geiste beseelt, und ihr ganzes Verhalten machte dem dortigen Missionspersonal alle Ehre.

Sonntag, den 8. März, legten sämtliche vier Missionsschwestern mit Schwester Leonarda, der Oberin, an der Spitze, die ewigen Gelübde ab. Die alte Kirche war aufs Festlichste geschmückt, und es war eine Menge



Ansicht von Moschi, deutsche Militärstation am Kilimandscharo.
(Einem engl. Reisehandbuch entnommen.)

schwarzen Volkes zugegen. Wie staunten sie alle, als sie die neuen Profeßschwestern in ihren mit sieben blutroten Röschen geschmückten Kränzen sahen und als ihnen der Hochw. Pater Superior in einer ergreifenden Ansprache Zweck und Bedeutung der ganzen Feier klar legte!

Eines fiel mir beim Gottesdienste auf: die Mehrzahl der Anwesenden konnte natürlich nicht lesen, oder wenn sie es konnten, so fehlte ihnen das Gesangbuch. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen, sang der schwarze Lehrer und Organist zuerst jede neue Strophe des Liedes vor, die sodann vom ganzen Volk wiederholt wurde. Die vielen kräftigen Stimmen, die jedesmal mit aller Macht einsetzten, hatten etwas Imposantes, Hinreißendes an sich.

Die schöne Aussicht, die man hier oben hat, habe ich schon vorhin erwähnt. Im Osten sieht man die große, von der afrikanischen Sonne ausgebrannte, sandige Steppe, zur Rechten das Pare-Gebirge mit seinen hohen, meist nackten Felsen, zur Linken in blauer Ferne einen mit etwas Schnee bedeckten, stark zerklüfteten Berg, der ein ausgebrannter Vulkan sein soll; im Westen aber beherrschte das ganze wundervolle Panorama der gewaltige, zum Himmel aufragende Kilimandscharo, den ich nicht genug anschauen und bewundern konnte. Seine Spitze ist, wie gesagt, mit ewigem Schnee bedeckt, und ich möchte bezweifeln, ob sie schon jemals ein Menschenfuß erstiegen hat. Vor einigen Wochen, so hörte ich, waren ein paar Europäer, die den Aufstieg versuchten, erfroren. Die Luft soll dort so scharf und schneidend-kalt sein, daß das Blut in den Adern stockt, und man weder vorwärts noch rückwärts gehen kann. Welch' ein Gegensatz! In der Ebene die furchtbare, brütende Hitze, und oben auf der Höhe diese lähmende Kälte. —

Eine Woche blieben wir in Kilema, am 11. März machten wir einen Abstecher nach Kibosho. Schwester Oberin, die uns begleitete, ritt auf einem Esel, Schwester Clementina wurde in einem Tragsessel und ich selbst in einer Hängematte von mehreren Schwarzen getragen. Es war ein ziemlich weiter Weg. Morgens sieben Uhr reisten wir ab und kamen gegen fünf Uhr abends in Kibosho an. Man war dort von unserer Ankunft schon benachrichtigt, und somit kam uns der Hochw. Pater Missionar mit der dortigen Oberin, einigen Schwestern und vielen Kindern entgegen.

Auch hier fanden wir viel Schönes und Gutes. In Kibosho hatten sich seinerzeit unsere ersten Schwestern niedergelassen und haben seitdem mit Gottes Hilfe und Segen recht Ersprießliches in der Mission geleistet. Es sind ungemein viele Christen und Katechumenen dort, auch haben sie eine ziemlich große, solid gebaute Kirche nebst Schule und Schwesternhaus. Dazu das herrliche Panorama! Diese Schluchten und Berge! Hier der dunkle, schattige Urwald, und nebenan die üppigen Gärten und Felder. Ganz besonders bewunderte ich auch die riesigen Bananenstauden, welche die in Natal ums Doppelte überragen. Eine ungemein große Wohltat ist auch das frische, klare Wasser, das in zahlreichen Bächlein von dem mit Eis und Schnee bedeckten Kibo herabkommt und nicht nur gesundes Trinkwasser liefert, sondern auch die umliegenden Gärten und Felder erquickt und befruchtet. Hätte man drunten in der Ebene dieses Wasser, die sandige Steppe würde zum Paradies! —

Die Ablegung der Gelübde, die am 15. März stattfand und einen ähnlichen Verlauf nahm, wie in Kilema, will ich stillschweigend übergehen. Neu dagegen war ein Besuch bei dem großen Häuptling Mangi, zu dem wir am 17. genannten Monats uns aufmachten. Es waren unser fünf Schwestern. Wir fanden den Fürsten mit mehreren seiner Räte unter einem großen schattigen Baume sitzend. Sobald er unser ansichtig wurde, kam er uns mit seinen Leuten entgegen und führte uns in seine Wohnung; zuerst in die alte, primitive Lehmhütte, dann in sein neues nach europäischer Art erbautes Haus, das zwei Stockwerke aufweist und rings von einer Veranda umgeben ist. Er hat eine Menge Weiber und so viele Kinder, daß ich sie gar nicht zählen konnte. Sein ältester Sohn ist getauft und als Lehrer in unserer Katechetenschule angestellt. Er selbst ist dem katholischen Glauben nicht gerade abgeneigt, doch haben seine christlichen Untertanen auch keine große Hilfe von ihm zu erwarten. Durch unsern Besuch fühlte er sich offenbar sehr geschmeichelt und schenkte uns zum Beweise seiner Hochachtung eine fette Kuh. So ganz uneigennützig war aber die königliche Spende nicht, denn als Gegengabe wünschte er ein Feldbett, ein Paar rote Schuhe und sonst noch einige Sachen. Beim Abschied begleitete er uns mit seinen Leuten eine Strecke Weges und kehrte dann hochbefriedigt in seine Wohnung zurück. Ob er sich vor dem Tode noch taufen lassen wird? Gott gebe es!

Am 18. März ging es in Hängematte und Tragstuhl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wieder nach Kilema zurück. Der Weg über die hohen, steilen Bergabhänge läßt sehr zu wünschen übrig und ist stellenweise geradezu halsbrecherisch. Dabei waren wir ganz der Willkür der schwarzen Träger preisgegeben, mit denen wir kein Wort reden konnten. Mehr als einmal ging es hart an schwindelnden Abgründen vorbei, was in dem schwankenden Tragstuhl, den die vier Schwarzen bald auf den Schultern, bald auf dem Kopfe tragen, doppelt beängstigend wirkt. Meine Begleiterin fiel wirklich einmal herunter, ohne jedoch gottlob einen bedeutenden Schaden zu nehmen. Ja, es war nichts Angenehmes da droben auf unserm stolzen Thronsitz, namentlich, als die Träger allmählich müde wurden und keinen gleichmäßigen Schritt mehr hielten! Dazu diese Hitze! Wir hatten meistens trotz unserer großen Tropenhüte auch noch den Sonnenschirm aufgespannt und schwitzten dennoch am ganzen Leib, daß ein Tropfen den andern schlug.

„Deo gratias!" riefen wir beide aus, als wir am späten Abend wieder mit heiler Haut in Kilema eintrafen. Fürwahr, ich werde diese Tour zeitlebens nicht vergessen und danke heute noch der göttlichen Vorsehung, daß sie uns damals so gnädig beschützte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Missionskirchlein.

Von Br. Siegfried.

(Fortsetzung.)

Mariannhill. — Montag früh ging es wieder nach Inchanga zum Bau des neuen Kirchleins. Diesmal ging schon alles besser, denn wir hatten uns seitdem an mancherlei gewöhnt: an den Mangel an Waschwasser, an die kaffrische Zubereitung des Essens, an unsere Schlafstätte im Kaffernkraal usw.

Viel Abwechslung gab es nicht; auch unsere schwarze Hauswirtin hielt sich Tag für Tag an den gleichen Küchenzettel. Sie war konservativ nach jeder Richtung hin. — Nur einmal, am Dienstag, erfreute uns der Hochw. P. Prior von Mariannhill durch seinen Besuch. Er inspizierte unseren Bau, erkundigte sich teilnehmend nach unserm Befinden und begeisterte uns zu neuen Opfern für die heilige Sache.

Der Kaffer hält bekanntlich hohe Stücke auf sein utshwala, eine Art Bier, das er aus amabele (Kaffernhirse) zu bereiten weiß. Um uns eine Ehre anzutun, brauten die guten Leutchen eines Tages Bier und boten uns den „kostbaren" Trank unter vielen Zeremonien an. Solch' zarte Aufmerksamkeit durften wir natürlich nicht spröde zurückweisen. Wir nahmen die Gabe dankbar an, taten etwas Bescheid und überließen das meiste unserm Hauswirt, der übrigens schon darauf gewartet zu haben schien. Mit breitem Grinsen nahm er die schwarze Ukamba in beide Hände, setzte an und trank das ganze große Gefäß bis zur Nagelprobe aus. Eine Ukamba ist ein ausgehöhlter Kürbis und faßt mehrere Liter.

Für einen guten Schluck utshwala ist der Kaffer zu allem zu haben. Hört er — manchmal ist es auch, als ob er es rieche, — daß irgendwo in der Runde ein Biergelage stattfindet, so rennt er bei jedem Wind und Wetter oft stundenweit über Berg und Tal, um ja die kostbare Gelegenheit nicht zu versäumen. Leider haben diese Trinkgelage auch viel Schlimmes im Gefolge. Trunkenheit und Schlägereien sind da etwas ganz Gewöhnliches, denn der Schwarze kann sich bei solchem Anlaß noch viel weniger beherrschen, als der Weiße.

Am Samstag nachmittag kam unser Hochw. P. Marzellin hier an. Er wollte bis Montag früh in der hiesigen Gegend bleiben, und somit hatten wir willkommene Gelegenheit zur Beicht und hl. Kommunion und brauchten diese Woche nicht eigens ins Mutterhaus zurückzukehren. Der Sonntagsgottesdienst fand aber diesmal in Bothashill statt; in Inchanga selbst sollte am Montag eine hl. Messe sein. Bothashill liegt in einer sogen. Lokation, d. h. in einem ausschließlich für Kaffern reservierten Gebiet. Kein Weißer, auch kein Missionar, darf sich daselbst ansiedeln. Stimmt die Regierung und der betreffende Häuptling zu, so kann er dort zwar ein Kirchlein bauen, niemals aber eine Wohnung für sich selbst.

Da mein schwarzer Hauswirt, der in hiesiger Gegend zugleich das Amt eines Katecheten bekleidet, sich bereit machte, zu Fuß nach Bothashill zu gehen — es sind vier Wegstunden dorthin — machte auch ich schnell Toilette und schloß mich ihm an. Mein älterer Mitbruder aber, der sich einem solchen Marsche nicht mehr gewachsen fühlte, blieb daheim. P. Marzellin, der zu Pferd war, schlug seinen eigenen Weg ein. Wir zwei aber wanderten bergauf und bergab, über Stock und Stein und kletterten nicht selten an fast senkrecht abfallenden Steinwänden hinunter. „Gib acht, Bruder, gib acht!" rief mir mein Begleiter oft warnend zu. Mit Recht, denn es war ein schauderhafter Weg, und ein einziger Fehltritt hätte den Absturz in eine Tiefe von 200—300 Fuß im Gefolge haben können. Als wir endlich wohlbehalten im Tale angekommen waren, blickte ich nochmal um und ich gestehe, es überlief mich eine ordentliche Gänsehaut, als ich diese himmelhohen, kahlen, von Wind und Wetter ausgerissenen Felswände anstarrte, über die wir heruntergeklettert waren. Selbst ein Kaffernweib, das uns kurz darauf begegnete, fragte meinen Begleiter erstaunt: „Hau, wahamba ezindhleleni ezinje? Wie, auch er ging auf diesem Weg?"

Später kamen wir an vielen Kraals vorüber. Die Mehrzahl der Bewohner war noch stockheidnisch; nur einzelne trugen europäische Kleidung und waren bereits Christen, wie der Katechet versicherte. In einer der Hütten lag eine kranke Frau, die nach der hl. Taufe verlangte. Wir kehrten ein, d. h. wir krochen durch das einzige, kaum einen Meter hohe Schlupfloch und setzten uns, kaffrischer Sitte gemäß, ohne ein Wort zu sagen, am Boden nieder. (Bänke und Stühle sind natürlich in einem Kaffernkraal unbekannte Möbel.)

In der ziemlich geräumigen Hüte kauerten etwa fünf bis sechs Weiber um ein lustiges Feuerchen und verzehrten mit gutem Appetit ihr frugales, aus gekochten Kürbissen bestehendes Frühstück. Nur eine von ihnen, eine Frau mit recht leidendem Gesichtsausdruck, enthielt sich des Essens; es war die Kranke, die wir suchten. Nachdem wir eine Weile dagesessen, begannen die Weiber, und zwar eine nach der andern, uns zu grüßen mit den bekannten Worten: „Sanibona 'madoda, wir sahen euch, ihr Männer!" Darauf aßen sie ruhig weiter und ließen sich in ihrem wichtigen Geschäfte auch nicht stören, als sich mein Begleiter an die kranke Frau wandte, um sie zu trösten. Er erklärte ihr in Kürze einige Hauptwahrheiten unserer christlichen Religion und versprach ihr, im Laufe des Tages noch den P. Missionar zu schicken, damit er sie vielleicht taufe. Die Frau hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und freute sich gar sehr über den in Aussicht gestellten Besuch des Missionars und die hl. Taufe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich will hier unserer Geschichte etwas vorgreifen und bemerke: P. Marzellin taufte an jenem Tage die Kranke noch nicht; er sah keine unmittelbare Gefahr und wollte warten, bis sie im Glauben noch besser unterrichtet wäre. Vier Wochen später aber kam, als es schon stark dunkelte, ein Bote in Mariannhill an mit der Meldung, man möge schnell kommen, denn die Frau liege am Sterben. P. Marzellin machte sich ohne Zögern auf den Weg und kam nachts um ½2 Uhr beim betreffenden Kraale an. Er war, um schneller am Platze zu sein, mitten in der Nacht (!) dieselbe steile Felswand heruntergeklettert, von der ich vorhin gesprochen habe. Er fand die Kranke dem Ende nahe und spendete ihr die hl. Sterbsakramente. Zwei Tage darauf hatte sie vollendet. Möge sie nun am Throne Gottes Fürbitterin sein für uns alle! So eine Seele ist sicherlich dankbar und betet nicht nur für den Missionar, dem sie nach Gott ihre Rettung verdankt, sondern auch für alle Wohltäter der Mission, ohne deren milde Gaben ein gedeihliches Wirken unmöglich wäre. —

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserm Thema zurück. Wir sind auf dem Wege nach Bothashill. Gegen ½12 Uhr kamen wir schweißgebadet dort an, d. h. vor einem gewöhnlichen Kaffernkraal, in dem aber heute der sonntägliche Gottesdienst stattfinden sollte. Eine große Anzahl schwarzer Christen war bereits um die Hütte versammelt. In der Nähe weidete das Pferd des P. Marzellin, er selbst aber war als eifriger Missionär im Innern mit Beichthören beschäftigt. Ich setzte mich einstweilen im Schatten eines kleinen Buschwerkes nieder, denn die afrikanische Sonne brannte jetzt ganz unbarmherzig auf uns herab; dazu war ich nach dem langen, anstrengenden Marsche noch nüchtern, doch der Gedanke an die heilige Kommunion, die ich während der hl. Messe empfangen wollte, ließ mich das leicht verschmerzen.



Die Armensuppe.

Während ich nun allein so da saß, kamen bald einige alte Väterchen und Mütterchen heran, um den neuen „Baba" zu mustern. Etwas schüchtern traten sie näher und boten die schwarzbraune Hand zum Gruß, die ich natürlich nach deutscher, westfälinger Art kräftig schüttelte; und als ich sie gar mit „Großvater" und „Großmutter" anredete und sie nach diesem und jenem fragte, da hatte ich rasch ihr ganzes Herz gewonnen. Auch

der Schwarze sieht sofort, wer ein Herz für ihn hat, und wer nicht.

Endlich gegen ½1 Uhr kam P. Marzellin aus dem Kraal. Auch er bedurfte der frischen Luft, denn es ist keine Kleinigkeit, in einem rauchgeschwärzten Kaffernkraal einige Stunden lang die Schwarzen beichtzuhören. Doch lange währte die Ruhepause nicht. Es wurde das Zeichen zur heiligen Messe gegeben, und ich hatte das Glück, am Altare zu dienen. O welche Armut fand ich da! Im Hintergrunde stand ein alter, wackeliger Tisch, den man an die Wand lehnen mußte, damit er nicht umfiel. Das war der Altar! Von der Strohdecke hingen einige Reihen an Schnüre gefaßter Maiskolben herunter, der einzige Schmuck, den ich in dieser „Kirche" entdecken konnte. Doch nein, es fehlte hier nicht an einem Schmuck, und zwar am schönsten, den es in einer Kirche geben kann, nämlich an andächtigen Christen. Der ganze geräumige Kraal war gedrängt voll, und viele mußten noch draußen vor der Hütte stehen bleiben. Und bei der heiligen Wandlung stieg in diesem Kaffernkraal der Sohn Gottes ebenso vom Himmel herab, wie im prächtigsten Dome. O welch' eine Liebe, welch' eine Herablassung seitens des lieben Heilandes! — Gar sehr erbauten mich auch diese guten schwarzen Neuchristen, die mit größter Aufmerksamkeit der heiligen Handlung folgten und so schön und erbauend zusammen beteten und dazwischen religiöse Lieder sangen. Ich wurde zu Tränen gerührt und dankte Gott aufs neue, daß er mich hieher ins Kloster und in die heilige Mission geführt; und müßte ich ein zweitesmal Heimat und Vaterland verlassen, ich brächte das Opfer mit Freuden. Den Höhepunkt der schönen Feier bildete die heilige Kommunion. Die Mehrzahl der Anwesenden, die alle zuvor gebeichtet hatten, nahten mit größter Ehrfurcht dem Tisch des Herrn, sodaß mir dieses Bild unvergeßlich bleiben wird auf immer.

(Schluß folgt.)

Lepus Hardenbergensis,

Hunger-Hase von Hardenberg genannt.

Oktober 1912. — Voriges Jahr, am Herz-Jesu-Fest, hatte mein leiblicher Bruder, Fr. Antonin, der im Scholastikat zu Mariannhill weilt, die Erlaubnis erhalten, mir auf meiner Missionsstation einen dreitägigen Besuch abzustatten.

Während ich ihm nun nicht ohne einen kleinen Anflug von Stolz unsere mit so vieler Mühe angelegten Baumpflanzungen zeigte, fielen ihm eine Reihe Eukalyptusbäume auf, die bis hoch hinauf entrindet waren und deshalb abzusterben drohten.

„Ihr scheint aber sonderbare Hasen hier zu haben," meinte er, „daß sie gar so hoch oben noch die Rinde wegnagen."

„Ja, ja!" entgegnete ich mit gemischten Gefühlen, „Lepus Hardenbergensis!" —

Wir haben hier wegen Mangel an Nahrung nur Tagesschüler, gegenwärtig alles in allem über 170. Schon einige Jahre hatten wir ferner sehr schlechte Ernten, d. h. unsere Schwarzen, denn wir auf der Missionsstation haben überhaupt gar keine. Da kommen nun die Kinder oft viele Stunden weit hieher zur Schule, ohne das Geringste gegessen zu haben. Erst am Abend, wenn sie heimkommen, erhalten sie eine kärgliche Mahlzeit. Hunger tut weh, er macht aber auch erfinderisch. In der Mittagspause zogen sich öfters mehrere Kinder zurück in den kühlen Schatten, und dort harrte ihrer eine große Versuchung. Sie fanden die zarte Rinde der Eukalyptusbäume eßbar, und ehe wir sie darauf aufmerksam gemacht hatten, daß die Bäume geschont werden müßten, hatten sie schon bei einer ganzen Reihe die Rinde abgezogen und aufgegessen! — Gestraft habe ich sie nicht. — —

Voraussichtlich wird es meinen Kindern in diesem Jahre noch schlimmer ergehen. Die Ernte ist abermals mißraten, und ich habe nichts für die „Hungerhasen von Hardenberg".

P. Chrysostomus Ruthig.

Missionsbilder aus dem Maschonaland.

Vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Siehe Bild Seite 60.)

(Fortsetzung.)

In nordwestlicher Richtung von Triashill, etwa 21 Kilometer davon entfernt, finden wir eine zweite Missionsstation. Sie heißt „St. Anton" und würde sich gewiß zu einer großen Mission entwickeln, wenn es möglich wäre, daselbst ständig einen Priester zu stationieren. Einmal übernachtete ich in „St. Anton"; da ich einen weiten Weg vor mir hatte, wollte ich am nächsten Morgen schon vor Sonnenaufgang die hl. Messe lesen. Wie staunte ich, als da schon um 2 Uhr morgens, in dunkler Nacht, und dazu an einem ganz gewöhnlichen Werktage, der erste Trupp Leute herangezogen kam, um der hl. Messe beizuwohnen! An solchen Leuten könnte der Missionar gewiß seine helle Freude erleben.

Die Tagesschule in „St. Anton" zählt gegenwärtig etwa 70 Kinder oder etwas darüber und wird von zwei schwarzen Lehrern besorgt. An einem der Wochentage geben sie abwechselnd katechetischen Unterricht in Kumberland, das etwa 6 bis 7 Kilometer von „St. Anton" entfernt in einer fiebergefährlichen Gegend liegt. Ich habe nur zweimal dieses Tal durchschritten, und zwar an sehr heißen Tagen, aber jedesmal kam es mir vor, als ob die Luft mit Fiebergasen förmlich gesättigt sei. Tatsächlich waren fast in jedem Kraale, den ich berührte, ein oder mehrere fieberkranke Schwarze zu sehen. Ich bedauerte nur, daß ich keinen großen Vorrat Chinin bei mir hatte.

Auf unserem Bilde ist ein junger Bursche mit zwei Speeren in der Hand zu sehen. Das veranlaßt mich zur Bemerkung, daß im Maschonaland kein Jüngling oder Mann sein Haus verläßt, sei es nun, um irgendwo einen Besuch abzustatten oder in die Kirche zu gehen, ohne einen Speer mit sich zu nehmen. Dadurch fühlt er sich erst als Mann. Die Erlaubnis zum Speertragen ist hier ohne weiteres gegeben, während es in Natal für die gewöhnlichen Schwarzen strenge verboten ist. Uebrigens ist damit für die wenigen Europäer, die hier wohnen, nicht die geringste Gefahr verbunden, denn in der Regel machen die Maschonas trotz ihrer Bewaffnung einen weiten Umweg, wenn sie ahnen, daß ein Weißer in der Nähe ist. Der Speer ist ihnen ein beliebter, altgewohnter Schmuck, oder höchstens eine Waffe zur Verteidigung gegen Schlangen oder wilde Tiere.

Solange die Maschonas noch nicht unter englischem Schutze standen, wohnten sie zur Sicherung ihrer Person und ihres Eigentumes in Dörfern von ungefähr hundert Hütten beisammen. Diese Hütten lagen zwischen Granitblöcken versteckt und standen oft mit unterirdischen Höhlen, wohin sie sich bei einem feindlichen Ueberfall flüchten konnten, in Verbindung. Auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihr Vieh und ihre Nahrungsmittel pflegten sie dort zu verstecken. Noch heute finden sich in unmittelbarer Nähe vieler Kraale solche Höhlengruben als Rest vergangener Zeiten, in denen es häufig nötig war, sich und sein Eigentum vor Feindeshand zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenbesuch.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 10. Juli 1912. — Eine kranke, ziemlich weit von hier entfernt wohnende Kaffernfrau ließ mich um die hl. Kommunion bitten. Ich machte alles zurecht, und bestieg dann unser getreues Stationsrößlein, „Bläß" genannt, das mich zum betreffenden Kraale bringen sollte. Es war mitten im Winter; die weiten Grasflächen waren überall braun und abgestorben, in den Tälern und Schluchten lag Reif; manchem Wasserlaufe entlang traf ich sogar auf dünne Schichten Eis, und von den mit Schnee bedeckten Drakensbergen wehte ein schneidend-kalter Wind. Ein Bild des Todes und der Vergänglichkeit alles Irdischen.

So ging es quer über Berg und Tal. Am Ziele angelangt, fand ich in der Hütte allerlei Kaffernvolk um ein Feuerchen versammelt. Sie waren aus der Nachbarschaft zusammengekommen und hatten mich erwartet. Die Kranke saß hustend, seufzend und stöhnend mitten unter ihnen. Im allgemeinen hält sich der Kaffer aufrecht, solange er nur irgendwie kann. Seine Lagerstätte, eine einfache Binsenmatte auf dem nackten Boden ausgebreitet, bietet ihm allerdings auch wenig Bequemlichkeit, noch weniger der Stein oder das Holzklötzchen, das ihm als Kopfkissen dienen muß. Auch ein paar Hunde waren in der Hütte, sowie ein Kalb, das ohne Ende schrie und lärmte.

Sonst war das Innere sauber gekehrt, doch fand sich weder Stuhl noch Tisch, weshalb ich zur Spendung der hl. Sterbesakramente alles am Boden auf einer Binsenmatte zurecht machen mußte. Die Kranke, welche schon Tags zuvor gebeichtet hatte, empfing die hl. Kommunion mit sichtlicher Andacht. Da ihr Zustand sehr bedenklich war, und sie nach menschlichem Ermessen nur noch wenige Tage zu leben hatte, spendete ich ihr auch die letzte Oelung und die Generalabsolution. Sie dankte mir zum Schlusse aus ganzem Herzen, fühlte sich ruhig und gestärkt und sah nun getrost ihrer Auflösung entgegen. Ich selbst ritt zur Missionsstation zurück mit dem erhebenden Bewußtsein in der Brust, einer bedrängten Seele den denkbar besten Himmelstrost gespendet zu haben.

Feier der Glockenweihe in Centocow.

Sonntag, den 20. Oktober 1912, fand in Centocow die Weihe der für die neue Missionskirche bestimmten Glocken statt. Sie wurde vom Hochwürdigsten Abt Gerard Wolpert vorgenommen, der Tags zuvor mit seinem Sekretär, dem Hochw. P. Balduin Reiner, hier eingetroffen war. Aus der ganzen Umgegend aber kam, der dringenden Einladung ihres seeleneifrigen Missionars, des Hochw. P. Emanuel Hanisch, folgend, eine Menge schwarzen Volkes. Christen sowohl, wie Heiden und Katechumenen, zusammen.



„St. Anton", eine Außenstation von Triashill in Rhodesia.

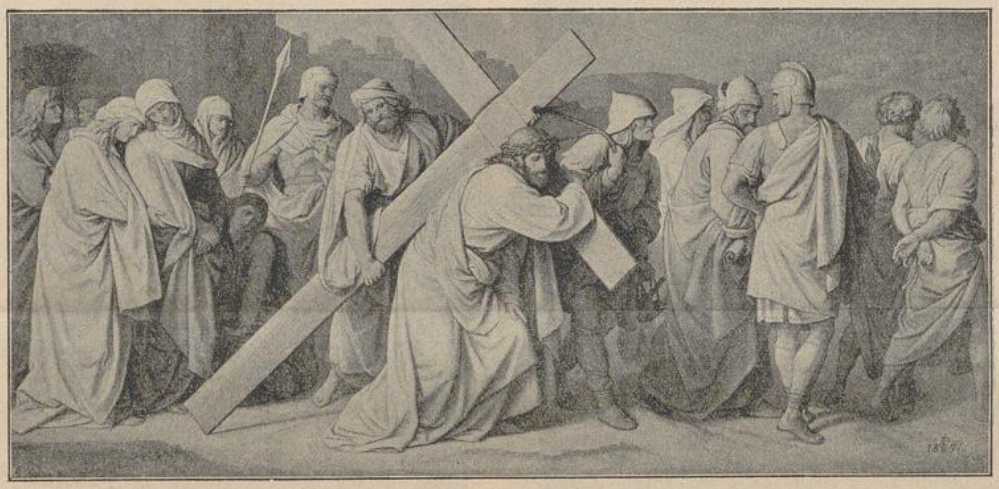
Zunächst fand der sonntägliche Gottesdienst in der alten Kirche statt, die aber kaum den dritten Teil der Anwesenden zu fassen vermochte, dann zog man in Prozession zur neuen, noch im Baue begriffenen Missionskirche. Sie war im Innern ringsum mit grünen Bäumchen geziert, während die zu weihenden Glocken festlichen Blumenschmuck trugen. Mit Freuden konnte man wahrnehmen, wie die neue, geräumige Kirche den wirklichen Bedürfnissen unserer in beständigem Wachstum begriffenen Mission Rechnung trägt. Denn immer neue Scharen von Kindern, Männern und Frauen zogen

ein, und dennoch war Platz für alle. Zuletzt kamen die nur mit einer Wolldecke bekleideten Heiden, und zwar in solcher Menge, wie man sie in früheren Jahren nur am hl. Weihnachtsfeste zu sehen gewohnt war. Jetzt aber erscheinen sie fast jeden Sonntag und stehen, knien und kauern ehrerbietig und scheu, doch in musterhafter Ordnung rings um die alte Kirche. Wenn die neue Kirche fertig ist, werden auch sie alle darin Platz haben.

Die Festpredigt hielt der Hochw. P. Balduin, einer der früheren Superioren von Centocow. In begeisterten Worten legte er der andächtig lauschenden Menge die Bedeutung der Glockenweihe ans Herz. Durch den Sündenfall Adams, so führte er aus, ist das ganze Menschengeschlecht in die Gewalt des bösen Feindes geraten, und auf der Erde und allen Dingen lastet Gottes Fluch. Infolge der Erlösungsverdienste Christi aber hat die Kirche die Macht erlangt, diesen Fluch von den Dingen hinwegzunehmen und sie dem Dienste Gottes zu weihen. So empfangen namentlich auch die Glocken unter vielen schönen Gebeten eine sehr hohe Weihe. Von innen und außen werden sie gewaschen und deuten sie hin auf die Reinheit, in der unser Herz erglänzen soll. Sie werden ferner mit dem hl. Oel, das vom Bischof am Gründonnerstag geweiht wurde, gesalbt, und die Kirche betet dabei, daß soweit der Schall der Glocken töne, alle bösen Einflüsse und aller Schaden von Feld und Flur abgehalten und gute, heilige Gesinnungen in den Herzen der Menschen geweckt würden. Hoch in den Glockenturm werden sie zuletzt gehängt als ein ständiges „Sursum corda", die Herzen himmelwärts! Der Prediger schloß mit dem Wunsche, daß recht viele der Einladung der Glocken folgen und fleißig zum Hause des Herrn eilen möchten zum Gebet, zum Gottesdienst und zum Empfange der hl. Sakramente.

Hierauf nahm der Ehrw. Vater Abt, der während der Predigt mit Inful und Stab auf einem erhöhten Sitz Platz genommen hatte, mit seiner Assistenz die feierliche Glockenweihe vor. Zwischen den schönen Zeremonien und herrlichen Psalmen und Kirchengebeten sang der schwarze Sängerchor unter der Leitung seines Dirigenten, des Hochw. P. Emanuel, verschiedene fromme, recht zur Andacht stimmende Lieder und Motetten. Beim Te Deum aber, das die Sänger aus dankerfülltem Herzen in den weiten Hallen der neuen Kirche erschallen ließen, fielen schmetternd auch die Trompeten der vom Hochw. P. Thomas Neuschwanger dirigierten Musikkapelle ein, während zu gleicher Zeit auch die drei neugeweihten Glocken angeschlagen wurden. Der Eindruck war ein überwältigender, und das Andenken daran wird allen Festteilnehmern unvergeßlich bleiben auf immer.

Die Glocken wurden in Bochum gegossen und tragen recht sinnige Inschriften. Die größte ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht und hat die Aufschrift: „Audite, gentes, quam dulce habitare in Corde Jesu", (höret, ihr Völker, wie süß es ist, im Herzen Jesu zu wohnen!) Die mittlere, U. L. Frau von Czenstochau geweihte Glocke weist die Inschrift auf: „Maria de Czenstochowa. — Nigrae, nigri, in laudem sono. Nigra sum, sed formosa. (Ihr Schwarzen, zum Lobe der Schwarzen, d. h. der Mutter Gottes von Czenstochau, ertöne ich. Ich bin schwarz, aber schön.) Die kleinste der drei Glocken ist dem heiligen Joseph geweiht und trägt die Inschrift: „Gentes, ite ad Joseph." (Ihr Völker, gehet zu Joseph!) Welch' schönere Patrone hätte man wohl wählen können, als Jesus, Maria und Joseph? Mögen sie für alle Zukunft den reichsten Gottessegen herabrufen auf unsere ganze Mission! —



Die Kreuztragung. Von C. G. Pfannschmidt.

Was ist es doch Großes und Schönes um die Zeremonien unserer heiligen, katholischen Kirche! Selbst der protestantische Schulinspektor, der gerade hier weilte, hatte es sich nicht nehmen lassen, der ganzen Feier vom Anfang bis zum Ende mit großer Ehrfurcht beizuwohnen, und war so ergriffen davon, daß er im Laufe des Nachmittags in einer Ansprache, die er an die Kinder hielt, ebenfalls der schönen Glockenweihe Erwähnung tat und recht praktische Folgerungen daran knüpfte.

An unsere geehrten Wohltäter aber erlaube ich mir die ergebene Bitte zu stellen, auch fernerhin der Centocower Mission und speziell dem dortigen Kirchenbau ein reges Interesse zu bewahren. O, wie sehnen wir uns nach der Vollendung dieser Kirche, damit doch endlich unsere lieben Schwarzen ein Plätzchen finden im Hause des Herrn, um da Gottes Wort zu hören und durch den Empfang der hl. Sakramente teilzunehmen an den Gnadenschätzen unserer Mutter, der heiligen katholischen Kirche! —

———

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

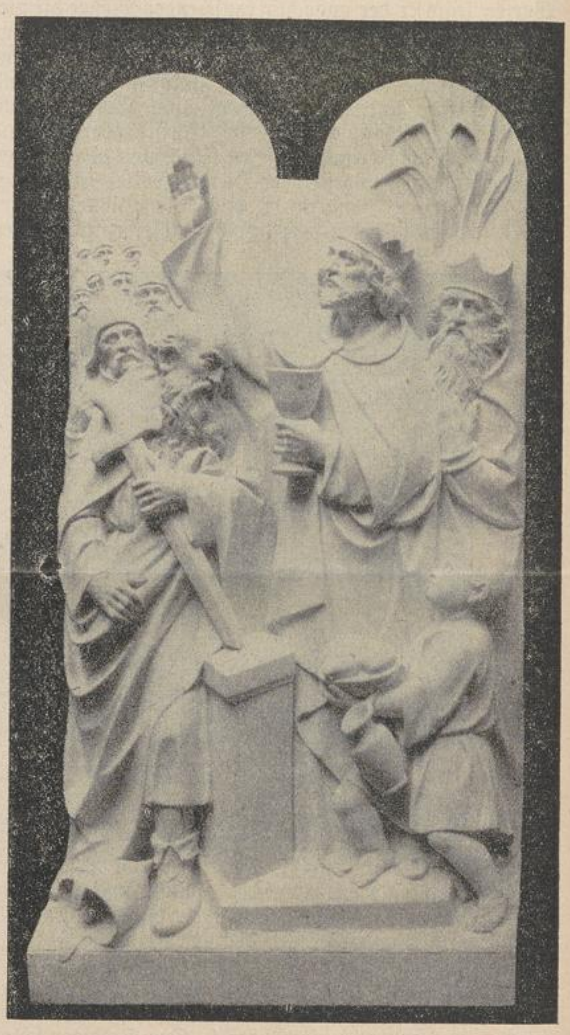
An unsere hochverehrten Gönner und Wohltäter.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella, 20. November 1912. — Möchte hiemit meiner Pflicht genügen und allen lieben Wohltätern von Maris-Stella meinen herzlichsten Dank wissen lassen, in den sämtliche Angehörige unserer Missionsstation enthusiastisch miteinstimmen. Leider sind uns viele dieser Missionsfreunde gar nicht, und



Das Osterlamm.



Das Opfer Melchisedechs.

A. Fröhling, Photogr. Anstalt, Würzburg, Crevennastr. 6.

einzelne nur dem Namen nach bekannt. Alle jedoch, ob bekannt oder unbekannt, mögen sich daran erinnern, daß sie Gott selber sich zum Schuldner gemacht haben. Er ist ja der Vater der Armen — und unter diese Kategorie fallen sicherlich auch die Bewohner von Maris-Stella —, und wohl dem, der diesem guten Vater auf Zinsen leiht und ihn zum Schuldner und Zahlmeister hat!

Tag für Tag verrichten wir nicht nur die von unsern Obern für die Wohltäter unserer Mission vorgeschriebenen Gebete, sondern wir halten auch schon seit mehr als Jahresfrist in der Kirche eigene Andachten für unsere fernen Freunde in Europa und Amerika. Unsere kleineren Schulkinder müssen außerdem noch öfters Besuche und Anbetungen beim göttlichen Kinderfreunde im Altare machen, und ich selbst hatte in letzter Zeit Gelegenheit, ein feierliches Hochamt und mehrere hl. Messen für unsere großen Wohltäter in Würzburg und in Znaim zu zelebrieren.

Kann hier nicht umhin, einen merkwürdigen Zwischenfall miteinzuflechten. Kommt da neulich der kleine Lukas zu mir und erzählt, er habe, während er am Altare diente, bei der Opferung plötzlich eine wunderbare Hand, glänzend wie Gold, über dem Kelche schweben sehen. Sie sei gekommen, während der Priester Wein und Wasser eingoß, und sichtbar über dem Kelche schwebend geblieben, bis nach dem „Orate fratres" von den Ministranten das „Suscipiat" gebetet war; dann sei sie wieder verschwunden.

Ich sagte dem Jungen weiter nichts, doch nachträglich stiegen allerlei Gedanken in mir auf. Was sollte wohl diese Hand bedeuten? War es etwa ein Hinweis auf eine mildtätige Hand, die zur Errichtung dieses Altares, zum Baue der Kirche und dem Gedeihen der ganzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mission ansehnliche Opfer beigesteuert hatte? Oder war es der Schutzengel einer solchen opferwilligen Seele, der für sein Pflegekind ein besonderes Anliegen in den Opferkelch hineinlegte und wie schützend seine Hand darüberhielt, bis beim „Suscipiat", bei der Bitte um gnädige Annahme des Opfers, beides, Bitte und Opfer, huldvoll vom Herrn angenommen war? Wer mag es sagen? Soviel ist sicher, daß bei Gott keine gute Gabe unbelohnt bleibt, und daß auch das Gebet unserer schwarzen Kinder und Neuchristen seine volle Erhörung findet.



Tod des hl. Joseph, Gemälde von E. Walch.

Haage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgartenstraße 14.

Zu meiner großen Freude kann ich unsern lieben Wohltätern und geehrten Lesern mitteilen, daß sich die Zahl unserer Schulkinder beständig mehrt. Gegenwärtig haben wir deren 93, und zwar 51 Knaben und 42 Mädchen. Auch unsere Tagesschule in Mehlomnyama nimmt, Gott sei Dank, einen recht guten Fortgang; die Schülerzahl daselbst beträgt z. Zt. 48 Kinder, trotz der vielen protestantischen Schulen, die in nächster Nähe existieren.

Leider haben wir heuer ein großes Hungerjahr. Viele Leute, namentlich Kinder, können Sonntags nicht zur Kirche kommen, denn sie haben nichts zu essen, die Glieder sind matt und kraftlos, und die Füße können den weiten Weg zur Kirche nicht mehr machen. — Dabei mehren sich bei der allgemeinen großen Not die Greuel des Heidentums. Erst vor kurzem meldete die Zeitung die Ermordung dreier Kaffernweiber im nahen Pondoland. Sie trugen Mais auf dem Kopf, wurden dabei von hungrigen Wegelagerern überrascht, eine Zeitlang gehetzt und endlich mit Speeren durchbohrt und beraubt. Eine ähnliche Affäre hat sich jüngst ganz in der Nähe unserer Missionsstation in Ifafa zugetragen, doch kamen die betreffenden Frauen und Mädchen mit dem bloßen Schrecken davon, weil auf ihr lautes Rufen in einiger Entfernung ein paar Männer sichtbar wurden. Auch wir selbst fühlten auf unserer armen Missionsstation das Hungerjahr ganz bedeutend. Trotz aller Mühe und Arbeit konnten wir nur eine äußerst spärliche Ernte erzielen, deren Ertrag bei weitem nicht hinreicht für uns und unsere Kinder.

Recht viel Sorge machen mir auch die armseligen Schulgebäude. Ich wollte zwar davon diesmal gar keine Erwähnung tun, allein die Not zwingt mich dazu. Unsere oben angeführten Kostschüler wohnen in drei verschiedenen Hütten, ich könnte, wie ich das schon in der Juni-Nummer 1912 angedeutet habe, ebensogut sagen, in drei kompletten Ruinen. Der Schulinspektor schrieb in seinem letzten Rapport an die Regierung einfach: „Das Schulgebäude ist gänzlich ungeeignet, Kinder zu beherbergen, und ich beantrage, den Grant (Regierungszuschuß) zurückzuziehen." Es kam auch so, und wurden uns diese paar Groschen auch noch entzogen. — Ich gestehe, es steigen mir oft Bedenken auf. Verschiedene Gründe sagen mir, ich dürfe die Kinder, zumal die kleinen und schwachen, nicht in so elenden Schlafräumen nebeneinander lassen, anderseits bringe ich es absolut nicht über's Herz, sie fortzuschicken, denn das hieße, sie in die Finsternis des Heidentums zurückstoßen und in all das physische und moralische Elend, welches damit verbunden ist. Helfe, wer da helfen kann!

Von den 90 Neugetauften des letzten Jahres sind 20 gestorben und zwar den Tod des Gerechten, wie ich hoffe. Unsere Schulkinder und Neuchristen zeigen zu meinem Troste im Empfang der heiligen Sakramente großen Eifer, doch bitte ich dringend um das fromme Gebet unserer geehrten Leser, damit sie im Guten beharren, und damit auch die vielen Heiden und Protestanten, die noch zögernd ferne stehen, recht bald zum wahren Glauben sich bekehren.

„Er nötigte sie, in seinen Weinberg zu kommen."

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nozindaba hatte die Wahrsagerei erlernt und betrieb ihr unsauberes Geschäft mit großem Eifer, bis ihr eines Tages der Himmel Einhalt gebot. Sie wurde nämlich krank und von einer Art Raserei befallen, die regelmäßig mit einer langen, tiefen Ohnmacht zu enden pflegte. Besonders heftig bekam sie diese Anfälle bei dem protestantischen Gottesdienste, der zeitweilig in ihrem Kraal abgehalten wurde, und bei dem ihr eigener Sohn als Prediger fungierte.

Dieser erklärte, die Anfälle seiner Mutter kämen vom Teufel, der sie dadurch vom protestantischen Gottesdienste abhalten wolle. Er befahl ihr daher strenge, nach wie vor regelmäßig dabei zu erscheinen, was sie auch getreulich tat. Doch ihr Zustand wurde nicht besser, im Gegenteil, er verschlechterte sich von Tag zu Tag, zuletzt war ihr ganzer Körper wie verbrannt, und es bildeten sich namentlich an Händen und Füßen große Wunden, die jeder Heilung spotteten.

Da starb ihr Sohn, der protestantische Prediger. Die kranke Nozindaba blieb im Kraale zurück, ihre Schwiegertochter aber (die Frau des Predigers) wurde katholisch und bat mit ihren vier Kindern bei uns um Aufnahme. Da sie sich nämlich geweigert hatte, nach heidnischem Gebrauche den Bruder ihres verstorbenen Mannes als Gatten anzuerkennen, war sie von jenem aus dem Kraale vertrieben worden. In der Not lenkte sie ihre Schritte zu unserer Missionsstation und bat gar demütig, sie um Gotteswillen mit ihren vier unmündigen Kindern aufzunehmen. Wir sagten natürlich zu, obschon wir bereits 70 Kinder hatten und bei der Armut unserer kleinen Station oft nicht wissen, wie wir ihnen Tag für Tag Nahrung und Kleidung verabreichen sollen. Doch wir bauen auf die göttliche Vorsehung und die Mildtätigkeit unserer geehrten Wohltäter. So nahmen wir also die armen, verlassenen Geschöpfe an. Die Kinder waren ebenfalls mit allerlei Wunden bedeckt, die aber bei der sorgsamen Pflege unserer Krankenschwester schnell wieder heilten.

Nun wollte auch Nozindaba, deren Anfälle immer stärker und deren Wunden immer gräßlicher wurden — es wuchsen bereits Würmer darin — katholisch werden und bat um religiösen Unterricht. Das war nun kein geringes Ansinnen, denn ihr Kraal ist 2½ Wegstunden von unserer Missionsstation entfernt, und manchmal lag sie, wenn man zu ihr kam, in tiefer Ohnmacht, sodaß man unverrichteter Dinge wieder heimkehren mußte. Dazu ihr gräßliches Leiden mit dem furchtbaren Geruch, den ihre beständig eiternden Wunden verbreiteten! Trotz alles Waschens und Reinigens waren die Würmer nicht wegzubringen; sie wuchsen in Unzahl immer wieder, sodaß die arme Frau unter namenlosen Schmerzen buchstäblich bei lebendigem Leibe verfaulte. Von ihren Händen und Füßen blieben zuletzt nur noch die Knochen übrig. Auch fehlte es ihr vielfach an der nötigen Pflege; ihre heidnischen Söhne, die uns anfangs den Zutritt zu ihrer Mutter gar nicht erlauben wollten, zogen sich zurück und überließen sie ihrem harten Schicksal. Nur der jüngste Sohn, obschon ebenfalls schwach und kränklich, erfüllte getreu seine Kindespflicht und pflegte die Mutter, soweit er eben konnte.

Als wir eines Tages wieder zum Taufunterrichte zu ihr kamen, fanden wir sie ganz erschöpft und vor Schmerzen, die sie manchmal laut aufschreien machten, dem Tode nahe. Wir glaubten daher, mit der heiligen Taufe nicht länger warten zu dürfen, und aus Nozindaba, der berüchtigten Wahrsagerin, wurde eine christliche „Margareta", die fortan still und ergeben ihre Schmerzen trug und freiwillig büßte für ihre früheren Sünden. Einmal besuchten sie auch einige unserer Schulkinder. Der Geruch, der vom ganzen Kraale ausging, war so penetrant, daß sie sich kaum entschließen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

konnten, einzutreten. Sie überwanden sich aber, traten ein und fanden Margareta einsam und verlassen im Sterben liegend. Schnell riefen sie einige Verwandte herbei, und kurz darauf gab die Kranke ihren Geist auf. Gebe Gott, daß ihr furchtbares Leiden als vollgiltige Sühne angenommen wurde für das Aergernis, das sie früher als Wahrsagerin gegeben! —

Wie unsere schwarzen Kinder das Leiden Christi verehren.

Centocow. — Ich kann mich noch recht gut daran erinnern, wie unsere Schulkinder staunten, als der Priester am Gründonnerstag das Allerheiligste aus dem Tabernakel des Hochaltars herausnahm und es am festlich gezierten Seitenaltar reponierte. Von diesem Augenblicke an waren sie kaum mehr vom „heiligen Grabe" zu trennen. Wohl gingen sie unter Tags pflichtgemäß ihrer Arbeit nach, kehrten aber während der freien Zeit vollzählig wieder zurück.

So kam der Abend. Die Kinder beteten und sangen abwechselnd Stunde um Stunde bis in die tiefe Nacht hinein. Niemand wollte ihren Eifer stören, ja der damalige P. Superior, unser gegenwärtiger Abt, Gerard Wolpert, gesellte sich selbst zu ihnen, hielt einen tiefergreifenden Vortrag über das bittere Leiden und Sterben Christi und betete zuletzt mit den Kindern den hl. Kreuzweg. Aber noch immer wollten die Kinder nicht ins Bett gehen, sie wollten bei ihrem lieben Heiland bleiben und mit ihm die ganze Nacht hindurch wachen. Wollte sich bei einzelnen mit Gewalt der Schlaf einstellen, so gingen sie auf ein paar Augenblicke hinaus in die frische Luft, während die andern in der Kirche fortfuhren mit lautem Beten und Singen.

Es kam der heilige Charfreitag mit seinen vielen schönen Zeremonien. Die Kinder waren ganz Aug und Ohr. Am meisten fesselte sie aber das Bild des lieben Heilandes im Grabe, das unter dem Altartische des Seitenaltärchens, worin das Allerheiligste ruhte, angebracht war. Wohl war es an sich äußerst einfach und primitiv. Schwester Engelberta hatte nämlich auf ein großes Stück Papier die Figur des im Grabe liegenden Erlösers gezeichnet und etwas bemalt und dann zwischen Linnentüchern und brennenden Lichtlein so künstlich gebettet, daß die guten Schwarzen erklärten, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Was würden sie erst sagen, wenn ihnen von Freundeshand eine würdig geschnitzte Grabfigur zum Geschenke gemacht würde! Gewiß, tausend feurige Gebete würden für den edlen Wohltäter zum Himmel aufsteigen!

Der ganze Charfreitag wechselte mit Arbeit und Gebet, ja die eifrigsten der Kinder wollten sogar eine zweite Nacht beim lieben Heiland in der Kirche wachen, was jedoch nur den größeren Kindern gestattet wurde; die kleineren wurden ins Bett kommandiert. Und seit jenem ersten Charfreitag, der in Centocow gefeiert wurde, wiederholte sich diese rührende Szene Jahr für Jahr, und zwar aus ganz freiem Antrieb der Kinder, ohne daß sie von irgendwelcher Seite dazu angehalten wurden. Wer bewundert nicht den lebendigen Glauben und die innige, opferwillige Andacht dieser schwarzen Kinder und Neubekehrten? Ich dächte, da könnte mancher im Christentume geborener und erzogener Europäer sich daran ein Beispiel nehmen.

Schw. Rosa, C. P. S.



Prinzregent Ludwig von Bayern. Ad. Baumann, Hofphot., München.

Kleine Missionsnachrichten.

Oetting. — Montag, den 13. Oktober 1912 hatten wir hier eine kleine Missionsfeierlichkeit. Sie galt der Eröffnung einer Außenstation von Oetting, Dumisa, etwa zwei und eine halbe Reitstunde entfernt in der Richtung gegen Himmelberg. Unsere Schulkinder mit zwei Schwestern (Oberin und Lehrerin) machten sich auf den Weg, die Schwestern zu Pferd, die Kinder zu Fuß.

Das Vergnügen der Reisenden, Reiter wie Fußgänger, war allerdings ziemlich gemischt. Es herrschte nämlich eine förmliche Glühhitze, indem die Sonne und ein heißer Wind sich die Hand zum Bunde reichten, sodaß unsere endliche, glückliche Ankunft an unserem Bestimmungsorte große Aehnlichkeit aufwies mit dem Eintreffen einer Wüstenkarawane in einer schattigen Oase.

Vorderhand ist es nur ein Notkirchlein, das wir zustande gebracht, aber ein recht nettes Häuschen, das wenigstens mich vollauf befriedigt. Während ich einige Christen beichthörte, wurde der Altar reichlich mit den Blumen geziert, welche die Kinder von Oetting mitgebracht: und dann las ich die erste heilige Messe in der Kapelle zu Ehren der heiligen Mutter Anna, deren mächtigem Schutze ich die Außenstation anvertraute.

P. Maurus.

Maria-Ratschitz. — Im vorigen Jahre auf Allerheiligen wurde in unserem Friedhof ein großes steinernes Kreuz aufgestellt. Es hat die beträchtliche Höhe von 14 Fuß, und lange Zeit hatte Meister Cyprian geklopft und gemeißelt, um dem Steine eine kunstvolle Form zu geben. Jetzt steht es auf geweihtem Grunde, und der Heiland, der am Kreuze hängt, schaut voll Erbarmen auf die Entschlafenen nieder, die unter den Grabeshügeln ruhen. Gleichzeitig ist auch die Einfriedung der kleinen Totenstadt erweitert und mit Zypressen bepflanzt worden. Der Eingang zum Friedhof wurde verlegt, erhielt zwischen zwei steinernen Pfeilern ein schmuckes eisernes Tor und liegt dem Hauptportal der neuen Kirche gegenüber. Die Ruhestätte unserer teuern dahingeschiedenen Brüder, Schwestern und Christen ist fast ringsum von Weinpflanzungen, Obstanlagen und Zierbäumen umschlossen, und der liebliche Gesang der Vögel und der Duft der Blumen auf den Gräbern laden an Sonn- und Festtagen in freier Stunde den frommen Wanderer zum Besuche ein. Statt der Holzkreuze über den Gräbern der Unsrigen sind bereits neun Grabsteine in der Werkhütte fertiggestellt und werden ein neuer Schmuck unseres Friedhofes sein.

Sonntag (1. Sept.) nahm Hochw. P. Superior in der Morgenstunde die Einweihung der neuen Abteilung des Friedhofes vor. Nach dem Hochamt segnete er das Steinkreuz und hielt trotz der glühenden Mittagshitze eine längere Ansprache an das versammelte Volk. Auf dem Rückweg zur Kirche ertönte das feierliche Geläute der neuen Glocken, welche die frommen Gläubigen zur Segensandacht riefen. So geschah es, daß man an diesem Tage zweimal in Prozession nach dem Friedhof zog.

Von unserer Gemeinde liegen hier begraben die beiden Patres Pazifikus und Ludger und die Brüder Bernard, Guarinus und Kletus.

Die Gesamtzahl der Gräber auf unserem hiesigen Friedhof beträgt nahezu 200. In den letzten 2 Jahren hatten wir auch unter den Schwarzen nur wenig Todesfälle. Wenn in Zukunft im Verhältnis nicht mehr sterben als in den letzten 2 Jahren, können 100 Jahre vergehen, bevor der Friedhof völlig mit Leichen besetzt ist.

Zum Schlusse noch etwas von unserer Kirche. Am Eingang des Hauptportals (auf der inneren Seite) ist eine schöne Marmorplatte eingemauert mit der Aufschrift: „In memoriam Virginis Annae Dietrich, necnon Leonardi Tilp eiusque uxoris ortae ex familia Dietrich apud M. Ratschitz in Bohemia, benefactorum principalium huius loci, qui benefaciendo laudem dederunt D. O. M. et in honorem B. M. V. huic loco imposuerunt nomen M. Ratschitz anno Dom. MCMXI.

Auf deutsch:

Zum Gedächtnis der Jungfrau Anna Dietrich und des Leonhard Tilp und seiner Gemahlin, geborne Dietrich bei M. Ratschitz in Böhmen, der besonderen Wohltäter dieser Stätte, die durch Spendung von Wohltaten Gott die Ehre gaben, und der seligen Jungfrau Maria zu Ehren diesem Orte den Namen M. Ratschitz beilegten, im Jahre des Herrn 1911.

Am dritten Sonntag im September feiert bekanntlich die heilige Kirche das Fest der sieben Schmerzen Mariens und so begingen wir hier die Patroziniumsfeier unsers neuen Gotteshauses, das der schmerzhaften Gottesmutter geweiht ist. In Abwesenheit des Superiors hielt Hochw. P. Odilo das Hochamt und hernach ein schöne Predigt über die Bedeutung des Festes. Zum Schlusse feierlicher Segen mit Te Deum.

Br. Anton.

Triashill. — Von Mitte Oktober angefangen, kamen einige ruhigere Tage für Triashill, nämlich die Ferien. Unsere Kostschüler freuen sich auf diese Vakanz wie Kinder, obgleich es durchwegs ziemlich große Kinder sind. Montag morgens (14. Oktober) zogen die Scharen mit ihren gerollten Decken auf dem Kopfe nach allen Richtungen der Windrose ab in die heimatlichen Kraale. Es wurde stille auf der Station, aber bald sollte es noch stiller werden. „Shilling" und „Bläck", unsere beiden Maulesel, standen gesattelt im Stalle für Hochw. P. Superior und Br. Flavian, die ein 10täg. Tour zu unserem entferntesten Außenposten, Scotsdale, unternehmen wollten. Bruder Aegidius packte auch sein Ränzlein und wanderte in die Makoni Reserve, wo 5—6 Plätze zu besuchen waren.

Unser selbst, der Hinterbliebenen in Triashill, harrte eine große Aufgabe: es sollte der Dachstuhl der neuen Kirche aufgestellt werden. Am 17. Oktober morgens machten wir uns alle, Fr. Benno, die Brüder und meine Wenigkeit mit Hilfe unserer Schwarzen an die Arbeit. Mit vereinten Kräften wurden die schweren Säulen gehoben, an Seilen aufgerichtet, darauf die Verbindungsbalken darüber gelegt und letztere an der Mauer befestigt. Es war keine leichte Arbeit, auch nicht ganz ungefährlich. Doch, Gott sei Dank, es ist nichts passiert, und am Abend standen bereits zwölf Säulen. Am Freitag wurden die letzten vier aufgerichtet, und am Samstag abend flatterten bereits bunte Wimpel auf dem Dachfirst. Ein wohlverdienter fröhlicher Hebeschmaus am Sonntag darauf krönte die Feier.

P. Ignatius.

Lied der seligen Kreszentia von Kaufbeuren.

O süße Hand Gottes, ermunterst mein Herz,
Und machst, daß ich mit den Leiden nur scherz';
Es ist mir, als ob mit mir Ballen Gott schlüg',
Je stärker er zuschlägt, je höher ich flieg'.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich muß es gestehen, Gott hobelt mich sehr,
Er schlägt mich, er sticht mich, doch fällt's mir nicht schwer;
Willst wissen, warum nicht? Ich halte dafür,
Gott schnitzelt halt einen Engel aus mir.

Ich bin oft verlassen in Kreuz und in Leid,
Da denk ich mir: So hat jetzt Gott seine Freud';
Er macht's wie ein Jäger, der Wild schießen will:
Er läßt sich nicht sehen und hält sich ganz still.

Wie ein jung' Bäumlein im Garten bin ich,
Gott selbst ist der Gärtner, er biegt mich an sich.
Er reinigt und stützet darum meine Zweig',
Auf daß ich mehr trage und höher aufsteig'.

Ich bin ja ganz fröhlich im Leiden bestellt,
Es rufe der Satan, es rufe die Welt.
Laß rufen, ich hör' nichts; ich willige nicht ein.
So komm' ich doch noch in den Himmel hinein!

Ich sag' zu mir öfters: Du Blum' in der Blüh',
Willst schon verwelken? Das ist noch zu früh.
Das schmerzt mich dann bitter, doch denk ich darauf:
Laß Blätter nur fallen; der Same geht auf.

Ich fürchte kein Leiden, so groß es auch sei,
Wenn nur die Hand Gottes ist tätig dabei;
Denn Eisen und Stahl wird ja eher gestreckt,
Je mehr der Schmied mit dem Hammer drauf schlägt.

Was schadt's, ihr Augen, wenn schon ihr zerfließt,
Wenn nur aus dem Rebstock der Zweig hervorsprießt,
Und wenn eine Träne die andere gebärt,
So wird doch mein Leiden in Freude verkehrt.

Und werd' ich auch immer von Leiden geplagt,
Wie wenn eine Welle die andere schlagt;
Wenn nur die Hand Gottes zu fischen verlangt,
Je trüber das Wasser, je reicher der Fang.

Gott drückt mich zwar schmerzlich, doch gibt er Geduld,
Ich denk' dann bescheiden: So hab ich's verschuld't;
Denn wenn man will orgeln, so tönet es nicht,
Bis man mit den Fingern die Klaves gedrückt.

Laßt schlagen, laßt schlagen, so muß es ja sein,
Sonst käm' von uns keiner in den Himmel hinein;
Was nützt es, die Garben zu häufen ins Haus,
Schlägt nicht der Drescher den Weizen heraus?

So spielt die Hand Gottes doch nur eine Zeit!
Nach Regen folgt Sonne, nach Leiden folgt Freud;
So dulde und trage, was Gott dir auflegt,
Und schweige und bete, wenn Unmut sich regt!

In Leiden zu leben, sei stets doch bereit,
Bis dir die Hand Gottes den Faden abschneid't;
Das Fleisch den Würmern, die Gebeine der Erd',
Die Seel' nach dem Leiden dem Himmel gehört!

Sei sei's denn beschlossen, es bleibe dabei:
H i e r schneide, h i e r brenne, d o r t gnädig mir sei;
Zur Dankbarkeit will ich dann schreiben aufs Grab:
Nach Leiden Gott himmlische Freuden mir gab. —

Das St. Josephsglöcklein.

Von Br. Gerard.

Ich lebte noch zu Hause bei meinen Eltern, als eines Tages ein Mann, der in der nächsten Nähe des Zisterzienserklosters zu Echt wohnte, in einem großen Anliegen zu uns kam. Sein Haus war vor einem halben Jahre niedergebrannt. Der Neubau stand zwar unter Dach, war aber im Innern noch nicht verputzt. Der kalte Dezemberwind drang durch alle Fugen ein. Es fehlte Kamin und Ofen, und so war es für die guten Leute recht kalt im Hause. Dies seiner Rede kurzer Sinn. Dann fügte er bei: „Und so habe ich gedacht, zu Euch nach Süsteren zu gehen und anzufragen, ob Euer Sohn mir in dieser Not helfen könne. Wenn ja, so wäre mir sehr daran gelegen, daß er sobald als möglich käme, um sich die Arbeit, die da zu geschehen hat, anzuschauen."

Ich selbst war dazumal gerade abwesend. Als ich nun nach Hause kam, erzählten mir meine Eltern, was vorgefallen, und drangen in mich, wenn es eben ginge, den armen Leuten zu helfen. So ging ich am folgenden Sonntag nach Echt, schaute mir die Sache an und war bald mit den Leuten übereingekommen. Sie sollten Ziegel und Mörtel in Bereitschaft halten und mich schon morgens oder den Tag darauf erwarten. Die erste Arbeit wäre natürlich, den Kamin und Ofen zu setzen, sonst erfriere alles unter den Händen.

Wie gesagt, so getan. Ich machte mich schon früh morgens auf den Weg. Heiterkeit im Herzen, das Arbeitsgeräte auf dem Rücken, und eine irdene Pfeife im Munde, um mit Dampfeskraft nach der Stelle zu eilen, wo Aushilfe nötig war. Nachdem ich zwei Gehöfte hinter mir liegen hatte, gab es kein Haus mehr, sondern nur Morast, Heide und Kieferwald. Da ich die Gegend gut kannte, nahm ich den kürzeren Weg. Als ich aber zehn Minuten weiter gegangen, wurde es mir neblig vor den Augen und ich konnte nicht mehr unterscheiden, ob ich mich rechts, links oder in der Mitte halten sollte. Ich hatte den Pfad verloren und konnte mich nicht mehr zurecht finden. Alles war in Nebel gehüllt, und so fand ich durch Herumtasten mit den Händen, daß ich ins Schilf geraten war. Es wurde mir klar, daß der nächste Schritt für mich eine gründliche Kneippkur bedeute (im Dezember!). Bis über die Ohren ins Wasser tauchen, und dann, — was dann? Wie sollte ich imstande sein, mich wieder herauszuarbeiten?

Es hatte die Nacht zuvor geschneit und es war starker Frost eingetreten. Unter solchen Umständen wollte ich gerade nicht im Morast versinken. So versuchte ich es noch einmal, ging bald nach links, bald nach rechts und machte wieder eine Pause. — Da horch! welche Freude! — Da hörte ich das S t. J o s e p h s G l ö c k l e i n im Kloster Echt. Ohne mich lange zu besinnen, ging ich dem Schall des Glöckleins nach. Nachdem ich eine und eine halbe Stunde im Schnee umhergeirrt, stand ich an der Stelle, wohin das Glöcklein mich gerufen, stand ich, ohne es zu ahnen, vor dem Kloster und ich trat ein. Während ich mich an einem guten Frühstück stärkte, war der Nebel gewichen und die Morgensonne glänzte am wolkenlosen Firmament. Bald darauf ging ich an meine Arbeit und alles, was ich im Nebel erlebt, war glücklich vergessen.

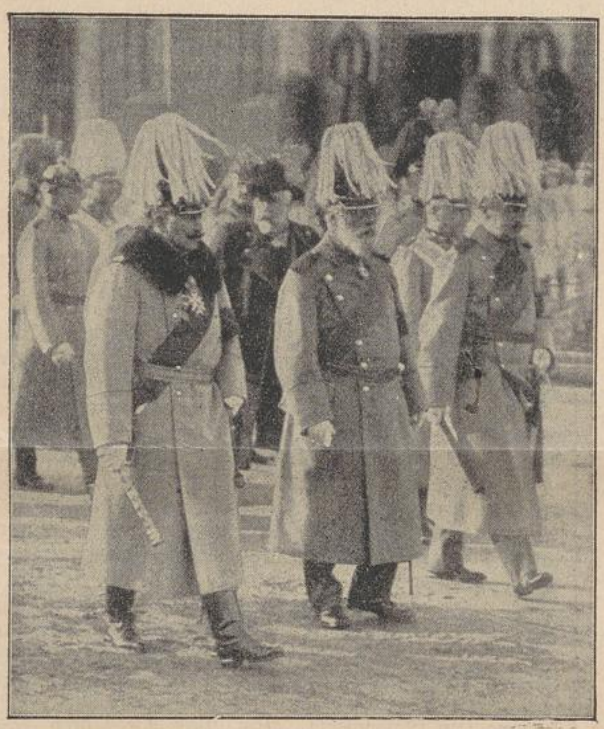
Aus dieser kleinen, schlichten Begebenheit können wir alle einen Nutzen ziehen für unser geistliches Leben. Ja, auch im geistlichen Leben verirrt man sich zuweilen, wissentlich oder unwissentlich, und gerät auf Abwege. Wenn dann das Gnadenglöcklein an unser Ohr schallt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(z. B. zur Zeit der hl. Exerzitien), und Gottesgnade uns auf den rechten Pfad zurückführen will, o, zögern wir keinen Augenblick, diesem Ruf zu folgen. Scheuen wir keine Mühe, den rechten Weg wieder einzuschlagen, dessen Ziel der Himmel ist. Dort werden auch wir dereinst die Sonne der ewigen Glorie schauen und uns vereint in unendlicher Wonne wiederfinden. Laßt uns bei Jesus durch Maria, Seine jungfräuliche Mutter, um die Gnade der Beharrlichkeit flehen!

Gehet zu Joseph.

Die Verehrung des heiligen Joseph, des jungfräulichen Bräutigams der allerseligsten Jungfrau und des



Beisetzung des Prinzregenten Luitpold von Bayner.
(Die Fürstlichkeiten im Trauerzuge. Im Vordergrunde unmittelbar hinter dem Sarge: Kaiser Wilhelm, Prinzregent Ludwig von Bayern und König Friedrich August von Sachsen.

treuen Pflegevaters unseres Herrn, sollen wir uns zwar das ganze Jahr hindurch angelegen sein lassen, namentlich aber im Monat März, der bekanntlich der Verehrung dieses großen Heiligen ganz besonders geweiht ist. Lernen wir da von der heiligen Theresia; sie schreibt:

„Als ich noch jung an Jahren, gelähmt und des traurigen Zustandes, in den mich die Aerzte gebracht hatten, recht bewußt war, entschloß ich mich, um Genesung zu finden, meine Zuflucht zu den himmlischen Helfern zu nehmen. Vor allem erwählte ich mir den glorreichen heiligen Joseph zu meinem besonderen Fürsprecher und Beschützer und empfahl mich seiner treuen Obhut aus ganzem Herzen. Und siehe, dieser gute Vater meiner Seele befreite mich sofort von dem elenden Zustande, in dem mein Leib dahinsiechte, sowie er mich auch aus andern noch größeren Gefahren errettete, die meine Ehre und mein ewiges Heil bedrohten.

Stets fand ich bei ihm eine Erhörung, die meine Bitten und all' meine Erwartungen noch weit übertraf. Die Macht des heiligen Joseph erstreckt sich auf jedes Anliegen; ich habe sie durch eine vieljährige Erfahrung kennen gelernt, und da ich weiß, welch' große Dinge er bei Gott vermag, möchte ich der ganzen Christenheit zurufen, ihn in ganz besonderer Weise zu verehren."

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Vor bald 20 Jahren kam ich mit meinem Mann, einem Handwerker, in ein ganz evangelisches Dorf. Wir wußten anfangs gar nicht, daß wir die einzigen Katholiken dort seien. Alles schien gegen uns zu sein, auch der Pastor, der seinen Leuten sagte: „Der Mann ist katholisch, den dürfen wir nicht aufkommen lassen." Wir aber bauten auf Gott und flehten zum hl. Joseph, daß er uns beistehe und den Sinn der Leute ändere. Und er half in der Tat; bis auf den heutigen Tag hat es uns nie an Arbeit gefehlt, wir mußten vielmehr die Werkstatt vergrößern und Maschinen anschaffen.

Dieses Jahr nun wurde mein Mann krank und konnte nichts mehr verdienen. Der Sohn, der des Vaters Handwerk erlernt hatte, war seit vorigen Herbst beim Militär; der jüngere studierte und brauchte Geld. Sollten wir ihn mitten aus den Studien herausreißen? Unsere einzige Rettung war die Rückkehr des älteren Sohnes, doch man sagte uns allgemein: „Den bekommt ihr nicht frei, denn er ist bei den Pionieren." — Wir wandten uns abermals an den hl. Joseph und an die liebe Muttergottes und reichten ein Bittgesuch ein. Und was niemand hatte glauben wollen, geschah: unser Sohn kam im September als Reservist zurück! — Ich hatte Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen und erfülle nun mit Freuden meine Pflicht. Möge uns die liebe Mutter Gottes und der heilige Joseph auch fernerhin beistehen, und möge die Liebe und das Vertrauen zu diesen lieben Heiligen allseits wachsen!"

Eine andere Abonnentin läßt sich also vernehmen: „Mein Sohn äußerte von früher Jugend an den Wunsch, einmal Priester zu werden. Ich wollte ihm kein Hindernis in den Weg legen und gab meine Zustimmung, daß er bei unserem Hochw. Herrn Pfarrer Privatunterricht nehme. Anfangs ging es mit dem Studium befriedigend, zuletzt aber schien es, als müsse mein Sohn sein Vorhaben wieder aufgeben. In dieser Not nahm ich mit meiner Familie vertrauensvoll die Zuflucht zum heiligen Joseph, und flehte zu ihm, er möge meinem Sohne die nötigen Talente verleihen, damit er Priester werden könne, falls es so Gottes Wille sei. Unser Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Mein Sohn bestand die Prüfung am Gymnasium und macht dort ganz befriedigende Fortschritte. Drum tausend Dank dem heiligen Joseph! Möge er meinem Sohne glücklich zu seinem erhabenen Ziele verhelfen, damit er einst als Priester die Macht verkünde, die der heilige Joseph am Throne Gottes besitzt."

Essen a. Ruhr. — Durch unehrliche Leute war ich um 300 Mark und um meine Stelle gekommen. Um selbst ehrlich bleiben zu können, mußte ich wieder zu Verdienst kommen und benötigte, da ich auch zwei Kinder zu ernähren habe, 150 Mark. Ich versuchte alles mögliche; umsonst, alle Wege waren mir versperrt, sodaß ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mir kaum mehr zu raten und zu helfen wußte. — Die Artikel im Vergißmeinnicht: „Gehet zu Joseph" belebten wieder meinen Mut. Ich begann eine Novene zum heiligen Joseph und gleichzeitig zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes und zum heiligen Antonius. Die Folge war, daß ich ganz unerwartet meine jetzige gute Stelle bekam; man hat sie mir ganz aus freien Stücken angeboten. Auch die Geldgeschichte fand die denkbar glücklichste Lösung. Ein Verwandter, der sonst keineswegs besonders freigebig ist, bot mir das nötige Geld von selber an. Diese auffallende Doppelhilfe erscheint fast wunderbar, und ich sage daher, um auch das Vertrauen anderer zu beleben, dem heiligen Joseph meinen pflichtschuldigen, aufrichtigen Dank.

St. Gallen. — Wurde letzten Sommer sehr krank, die Kräfte ließen nach und zuletzt mußte ich mich einer gefährlichen Operation unterziehen. Man zweifelte schon an meinem Aufkommen. — Da wandte ich mich mit vollem Vertrauen an den heiligen Joseph, versprach auch im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Die Operation ist gut abgelaufen, und ich habe mich wunderbar schnell wieder erholt. Offenbar hat da eine höhere Macht gewaltet. Ich sage daher dem heiligen Joseph meinen öffentlichen Dank und rufe allen Notleidenden zu: „Gehet zu Joseph!"

W. in der Schweiz. — Ich war in großer Verlegenheit; meine Anstellung conventierte mir nicht, und alle meine Bemühungen, eine andere zu bekommen, schlugen fehl. Da hielt ich mit meiner Familie eine Novene zum heiligen Joseph und versprach Veröffentlichung. Die Erhörung erfolgte rascher, als ich zu hoffen gewagt hatte, denn schon nach wenigen Tagen wurde ich für eine schöne, durchaus passende Anstellung engagiert. Mögen alle, die ein leibliches oder geistiges Anliegen haben, recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph nehmen!

Ein Priesteramtskandidat aus Oesterreich schrieb uns folgendes: „Es war im Herbst des Jahres 1911, als unsere liebe Mutter — wir sind drei Geschwister — von einer schweren Krankheit befallen wurde. Ratlos standen wir da, einer traurigen Zukunft entgegensehend. Wir verrichteten eine Novene nach der andern, doch ihr Zustand verschlimmerte sich immer mehr.

Da gab mir der Beichtvater im Seminar den Rat, neun Mittwoche hintereinander zum heiligen Joseph eine kurze Andacht zu halten. Ich tat es, wurde aber dabei auf eine harte Probe gestellt, denn die Nachrichten von zu Hause lauteten immer trauriger. Da kam der 23. März 1912, der Tag meiner heiligen Subdiakonatsweihe. Und siehe, am Vorabende genannten Tages besuchte mich nach mehr als siebenwöchentlichem schwerem Krankenlager ganz unerwartet mein liebes Mütterchen. Sie hatte die anderthalbstündige Eisenbahnfahrt und den Weg vom Bahnhof ins Seminar (¾ Stunden) ohne Beschwerde gemacht, wohnte am nächsten Tag voll Freude den erhebenden Zeremonien der Subdiakonats-Weihe bei und ist seit dieser Zeit vollkommen gesund.



Ueberspannung der Spree in Hessenwinkel bei Berlin durch eine zirka 40 Meter lange, massiv eiserne Brücke in der Zeit von 11 Minuten. Phot. Gebr. Häckel in Berlin.

Der 23. März 1912 wird mir das ganze Leben hindurch in teurer Erinnerung bleiben. Ich hatte im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht gelobt und sage daher öffentlich dem heiligen Joseph tausendfachen Dank. Mögen sich auch die geehrten Leser in ihren Anliegen der Fürbitte dieses großen Heiligen empfehlen und auch meiner in einem kurzen Gebete gedenken."

W. bei Kempten. — Auch ich sehe mich veranlaßt, dem heiligen Joseph meinen Dank abzustatten, denn er hat mir seit Jahren schon oft geholfen, in leiblicher und geistiger Not, und nie habe ich seine Hilfe umsonst angerufen. Er half mir zu einer guten Standeswahl, er half in schwerer Krankheit, bei großem Unglück im Stall, bei einer großen Feuersgefahr usw. Auch die armen Seelen haben mir oft in ganz merkwürdiger Weise geholfen. Gott und seinen Heiligen sei für alles Lob und Dank!

Würzburg. — Im Mai v. J. änderte ich meine Stelle, auf der ich 15 Jahre tätig gewesen war. Doch von da an hatte ich kein Glück mehr; ich versuchte dies

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das, konnte aber nicht Passendes finden. Da machte mich eine Freundin auf das Vergißmeinnicht aufmerksam; ich las da mit Staunen von den vielen Gebetserhörungen nach vertrauensvoller Anrufung des heiligen Joseph und nahm nun selber meine Zuflucht zu ihm. Und siehe, mein Vertrauen wurde belohnt. Ich erhielt wieder gute, ständige Arbeit, und wünsche nur, daß sie mir der liebe Gott erhalte. Veröffentlichung war versprochen.

W. bei Kamenz. — Ich trachtete schon längst nach einer besseren Stelle, klopfte auch da und dort an, wurde aber wegen meines vorgerückten Alters überall abgewiesen. Da nahm ich meine Zuflucht zum heiligen Joseph und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, als ich drei Wochen später wieder in einem Geschäfte anfragte, erhielt ich eine schöne, mir recht zusagende Stelle. Drum tausend Dank dem guten heiligen Joseph und den anderen lieben Heiligen, die mir durch ihre Fürbitte bei Gott geholfen haben!" — Wer in Not ist, gehe zu Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus! Gen. 41, 40.

Des Lebens Rätsel.

Nach Msgr. John Vaughan, S. J.
(Schluß.)

Gott hat nicht nur das ganze Universum und damit jeden einzelnen aus uns erschaffen, sondern er muß uns auch jeden Augenblick erhalten, behüten und bewachen. Nur er allein existiert durch sich selbst, er ist die Fülle des Seins, alle Geschöpfe aber haben bloß ein geliehenes Dasein und existieren daher nur solange und insoweit als Gott es will. Hebe ich einen Stein vom Boden auf und halte ich ihn in meiner Hand, so wird er solange in der Höhe bleiben, als ich ihn halte. Lasse ich ihn los, so fällt er auf die Erde zurück. Ebenso würde das gesamte Weltall im nächsten Augenblick wieder in den Abgrund des Nichts zurücksinken, würde es nicht der Herr, der es ins Dasein gerufen, mit seiner allmächtigen Hand halten und erhalten.

Der hl. Augustinus belehrt uns, daß wir Gott für jeden Augenblick, den er uns schenkt, zu gleichem Danke verpflichtet sind, wie für jenen, da er uns schuf. Fortwährend, so sagt er, sollen unsere Herzen aufwallen in freudigem Dank gegen Gott. —

Wir sind seit so und so vielen Jahren auf dieser Welt. Wohin gehen wir? Wir eilen der Ewigkeit entgegen. Hast du schon einen Gebirgsbach betrachtet, wie er so munter und schnell über die Steine und Felsen springt? So ist der Mensch in seiner Jugendzeit. Betrachte denselben Bach, wie er allmählich zu einem Flusse anwächst, und du hast ein Bild vom Mannesalter des Menschen. Und siehe, zuletzt wird der Fluß zum großen, majestätischen Strom und seine Gewässer verlieren sich in ruhigem Lauf im unermeßlich großen Ozean. Das ist der Mensch im hohen Alter, wo seine Lebenstage einmünden in die Ewigkeit.

Ein Fluß kann nicht innehalten in seinem Lauf, wohl mag er sich biegen und drehen, zeitweilig mag er sich sogar wieder etwas seinem Ursprunge nähern, doch abwärts treibt's ihn immer wieder mit unbezwinglicher Gewalt, hinab, dem Meere zu. Aehnlich der Mensch; sein ganzes Leben ist ein Wandern zur dunklen Pforte der Ewigkeit. Und auf dieser Wanderschaft gibt es kein Halt, keinen Stillstand, keine Rückkehr; unaufhaltsam geht es vorwärts, und mit jedem Augenblick rückt ihm die Todesstunde näher. Ebenso gut könntest du die Bewegung der Erde um ihre Achse hemmen, oder einen Meteorstein in seinem Fluge aufhalten, als die Zeit in ihrem unverrückbaren Lauf. —

Wohin geht es denn so schnell, so unaufhaltsam schnell? — Hinüber in die Ewigkeit! In welche Art von Ewigkeit? Es gibt deren zwei, eine gute und eine böse, eine voll Lust und Freude und eine voll unendlicher Pein. Die eine ist die Heimat des Friedens, die andere die ewige Nacht, voll Schrecken, voll Angst und Verwirrung. Da ist's nacht und finster nicht nur vor den Augen, sondern auch im Verstand, im Willen und im innersten Herzen . . .

Welches wird nun m e i n e Ewigkeit sein? Das hängt gottlob von mir selber ab. Der Herr hat vor mich hingelegt Leben und Tod, und frei und ohne Zwang kann ich zwischen beiden wählen. Noch mehr: er ladet mich ein, das Gute zu tun, ruft mir, ich solle zu ihm in den Himmel kommen, um dort seine unendliche Seligkeit mit ihm zu teilen, und er stellt mir in seiner heiligen katholischen Kirche eine Menge von Gnaden und Hilfsmittel zur Verfügung, damit ich ja dieses mein Ziel glücklich erreichen möge. Kann es unter solchen Umständen noch ein Schwanken, ein Bedenken geben?

Für dich, o Herr, hast du uns erschaffen, und unruhig bleibt unser Herz, bis es ruhet in dir! (St. Augustinus.) Du bist unser alles, das einzigwahre Gut; gib mir, daß ich in Aufrichtigkeit dich suche, dich finde und liebe, um dich im Vollbesitze des Friedens zu genießen, zuweilen schon hinieden, für immer aber in der Ewigkeit! Amen.

Der Hund als Zeitungshändler.

Im Quartier de l'Etoile in Paris gelang es einem Zeitungshändler, seinen Hund so zu dressieren, daß derselbe im stande ist, sein Geschäft während seiner Abwesenheit zu führen. Kommt ein Kunde, so muß derselbe sein Geldstück in einen Teller werfen und auf jenes Gefach deuten, wo die Zeitung, die er haben will, liegt. Der Hund ergreift dieselbe und übermittelt sie dem Kunden. Er ist so abgerichtet, daß er nie einen Fehler begeht, und wehrt sich, wenn ein Kunde aus Versehen sich selber bedienen will.



Der Hund als Zeitungsverkäufer.
Phot. Charles Delius, Paris.

Die Rekordbrücke.

(Siehe Bild Seite 69.)

Ein eigenartiger Rekord wurde auf dem Gelände der Terrain-Gesellschaft Hessenwinkel aufgestellt, wo eine 40 Meter lange Brücke für Fahr- und Fußgängerverkehr im Gewicht von 80 000 Kilogramm in der Zeit von 11 Minuten über die Müggelspree geschlagen wurde.

Die schwere eiserne Brücke wurde auf dem Lande bis auf den Bodenbelag fertiggestellt und gleichzeitig auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beiden Ufern die Auflagepfeiler errichtet. Der Brückenbock ruhte auf einem 8 Meter hohen, aus hölzernen Bohlen gezimmerten Bock, der in einem Spreekahn verankert war, während der gewaltige Riesenleib auf eigens konstruierten Miniaturwagen lag, die in einer Schienenanlage am Ufer liefen. Auf beiden Seiten der Spree waren mächtige Winden eingegraben, die an stählernen Trossen die Brücke herüberziehen sollten. Die unter dem Brückenkopf befindliche Zille, mit Wasser und Sandmassen belastet, wurde langsam entfrachtet und hob den auf ihr befindlichen Brückenteil in freier Schwebe empor. So wuchs Zoll um Zoll ein Spreeufer dem andern entgegen, bis auf einmal unter Jubel und Hüteschwenken der Brückenkopf sich knarrend auf die jenseitige Betonwiderlage legte — die jüngste Spreebrücke war in einer Zeit von elf Minuten fertiggestellt! Bürgermeister Köhler von Rahnsdorf vollzog alsdann die Taufe.

Für christliche Mütter.

Warum die häusliche Erziehung der Kinder heutzutage so wenig gelingt und die traurigsten Früchte der modernen Erziehung mit schrecklicher Klarheit allmählich ans Tageslicht treten, ist schon oft gesagt und leider vielfach vergeblich gesagt worden. Wo man Kindern den alten hl. christlichen Autoritätsglauben ersetzen will durch einseitige Verstandesbildung, durch gesellschaftliche Convenance, den sogenannten guten Ton, oder sie gar, in der Meinung, die Kinder seien ohnedies von Natur aus gut, sie ohne Zucht aufwachsen läßt, dort müssen auch die Früchte darnach sein. Wir können nicht umhin, nachstehendes Gedichtchen, das der „Pilger" veröffentlichte, den christlichen Müttern zur Erwägung anzuempfehlen:

Ins Stammbuch der Mütter.

Wo noch die alte Sitte gilt,
Die frisch aus heil'gem Glauben quillt,
Da warnt der Mutter weiser Rat
Ihr liebes Kind vor böser Tat
Und sagt ihm: „Das ist Sünde!"

Doch in der glaubenskühlen Welt,
Wo man auf feine Bildung hält,
Gar zart die Gouvernante spricht:
„Mein Herzenskind, das schickt sich nicht;
„Mein Lieb', das ist nicht artig!"

Wo Glaub' und Sitte ganz erschlafft,
Nur Furcht besteht vor Leumunds Kraft,
Da wird die eine Warnung noch
Mitunter laut: „Was mögen doch
Die Leute dazu sagen!"

Noch eine Art kommt da hinzu,
Sie läßt das liebe Kind in Ruh';
Von solchen ist der Spruch bekannt:
„Der Fehler ist ja Unverstand,
Das soll es noch wohl lernen!"

Willst Du erfüllen Deine Pflicht,
O, Mutter, und im Alter nicht
Vom eignen Kind verachtet sein,
So präge früh dem Herzen ein:
Den Abscheu vor der Sünde!

Briefkasten.

P. Leonard Siller, Superior der Missionsstation Maris-Stella, dankt von Herzen der edlen Wohltäterin, die jüngst zum dortigen neuen Hochaltar die Seite 62 abgebildeten, recht würdig ausgeführten Reliefbilder schenkte, und wünscht ihr dafür den reichsten Gottessegen.

Verschiedene Leser des „Vergißmeinnicht" sind mit dem Abonnementpreis noch rückständig. Dürfen wir uns erlauben, sie an ihre Pflicht zu erinnern? Man vergesse nicht, daß der bescheidene Reingewinn unseres Blättchens ausschließlich für Missionszwecke bestimmt ist.

Königswalde: Herzl. Vergelts Gott für den Betrag von 20 Kronen! Das war ein guter Gedanke, anläßlich Ihrer Hochzeit in dieser Weise der armen Heidenkinder zu gedenken. Gottes Segen kann da nicht fehlen!

Wer will im Laufe des Monates März noch ein Scherflein beitragen zur Anschaffung einer Josephsstatue in Mariannhill? Für die bereits eingelaufenen Spenden sagen wir unsern herzlichsten Dank und ein aufrichtiges „Vergelts Gott".

B. S.: Betrag von 10 Kronen dankend erhalten.

T. H.: Bestätigen mit Dank den Empfang Ihres Missionsalmosens mit der beigefügten Intention: „In hon. s.s. Cordis Jesu, ss. Josephi et Antonii et omnium Defunctorum pro paganis salvandis. In einer großen Notlage als Rettung."

Mariatrost, Natal: Den lieben Wohltätern in Dettelbach, dem geehrten Frl. B. W. in Würzburg, sowie den geehrten Wohltätern in Zell a. R. und in Znaim ein tausendfaches herzliches „Vergelts Gott" für das schöne Meßgewand, Albe, Leuchter, Schellen und Rosenkränze für die hiesige Missionsstation! Die Sachen sind zur Freude aller ganz wohlbehalten hier angekommen. Alle die edlen Wohltäter dürfen des Gebetes sowohl der Missionsgemeinde, sowie auch der schwarzen Kinder stets versichert sein.

P. Florian Rauch, Superior.

Rh. P. K.: 10 Mk. erhalten.

B. P. G.: 2 Mk. erhalten.

N. N. 157/I: 45 Mk. dankbar erhalten.

Herdecke: 10 Mk. erhalten.

L. B.: 5 Mk. erhalten. Herzl. Vergelts Gott.

Schule i. J.: Alles gut erhalten. Herzl. Dank.

Martin Göbel, Werkmeister: 21 Mk. für 1 Heidenkind (Leopold).

Elz: 1 Mk. für das ewige Licht.

Ochtrup: 10 Mk. Ant.-Brot dankend erhalten.

Aus der Eifel: 25 Mk. dankend erhalten.

Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Preisrebuslösungen können keine einzelnen Mitteilungen gemacht werden, selbst dann nicht, wenn Marken zwecks Rückporto beigelegt worden sind.

Furschenbach: Dankend erhalten.

K. B., Iphofen: Betrag für Josephsstatue erhalten.

F. S. W. in K.: Erhalten.

M. P.: Für ein Heidenkind „Joseph" erhalten.

Hochheim: Betrag für Heidenkind „Stanislaus" erhalten.

Betrag für Heidenkd. „M. Jos. Ant." und „Irene" erhalten.

A. Sch. G.: Erhalten.

Von den Schülerinnen in Oos den Betrag von 21 Mk. für ein Heidenkind „Rosa" erhalten.

Geiselhöring: Reste Leinwand und Spitzen dkd. erhalten.

Neurent: 10 Mk. für Josephsstatue erhalten.

Rimpar: 1 Mk. für Triashill erhalten.

Hellerndorf: Betrag für Vergißmeinnicht erhalten.

Neumarkt: Betrag als Danksagung erhalten.

Krensheim: 21 Mk. für ein Hdkd. „Maria" dkd. erhalten.

Poppenhausen: 21 Mk. für ein Hdkd. „Anna" dkd. erhalten.

W. J. mit N. v. W. N. in Eg.

B. F. H.: Dkd. erhalten.

G. St., Gaubüttelbrunn: Betrag für Heidenkd. „Joh. Andreas" erhalten.

A. S. in Hanau: Es ist nicht nötig, uns den Tod der Meßbundmitglieder zu melden, auch sind die Aufnahmebilder nicht einzuschicken.

H. H.: 50 Frk. dkd. erhalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Untermünstertal, Pelkering, Post Tristern, Attinghausen, Herisau, Gossau, Hausen, Altstätten, Muri, Zürich, Mammun, Triengen, Derendingen, Obererlinsbach, Matzendorf, Sulz, Gams, Münster, Aristau, Engelberg, Mörschwil, Staad, Rußwil, Münster, Basel, Kirchberg, Oberägeri, Gettnau, Mainz, Tiefenstein, Sonthofen, Würzburg, Umkirch, Wörishofen, Felizenzell, Lippach, Kienzheim, München-Giesing, Bühlertal, Rosenbach, Allensbach, Eschenbach, Schwaig, Plankstetten, Haßfurt, Kirchheim, Würzburg, Hegne, Bergrheinfeld, M. S. in B., Röllbach, Speyer, Metz, Kempten, Reischach, Marktbreit, Berlin, Ilmspan, Koppenwind, Dolnstein, Aschaffenburg, Lörach, Eschbach, Dorfprozelten, Wasserlos, Neusatz, Schönbrunn, Mindelheim, Hezles, Bräunlingen, Röllbach, Zimmern, Reichenbach, Biburg, S., Pelkering, Mintraching, Rauenberg, Hessenthal, Wulkersdorf, Hüttenheim, Obererthal, Welden, Niederhausen, Bühlerthal, Rettenbach, Altheim, Nürnberg (2mal), Buchen, Speyer, Reischach, Stötten, Berlin, Hollstadt, Mittelberbach, Gaiß, Niederhomburg, Grasser, Huppendorf, Stalldorf, Achdorf (2mal), Massenvicht, Geisingen (2mal), Reussen, Groß-Wartenberg, Oberursel, Mering, Betra, Schleching, Piding, Zell bei Eggenfelden, Griesheim a. M., Aschau, Langerringen, Neustadt, Augsburg-Pfersee, aus dem Amte Freiburg, St. Stephan, Reith, Würzburg, München, Ettendorf, St. Gallen, Leuthard, Mühlbach, Hinterkotten, Ferschietz, Budapest, St. Nikolaus, Mariatrost (Natal), Hegne, Haßfurt, Kiel, Bergrheinfeld, Isny, Dollnstein, Aschaffenburg, St. Pölt, Zell, Griesheim, Maris-Stella (Südafrika), Scheibe, Dresden, Breslau, Sarmensdorf, Friedheim, Mäderis, Aachen, Affeln, Albenhoven, Appelhülsen, Aspelt, Bettendorf, Boisheim, Beaufort, Birgel, Bonn, Borbeck, Bottrop, Büllingen, Calcar, Call, Koblenz, Cochen, Crefeld, Crommert, Dinklage, Düsseldorf, Duisburg-Laar, Ennenbach, Einruhr, Eicherscheid, Ekel, Esch, Euskirchen, Gladbeck, Günne, Hattingen, Herdecke, Hegensdorf, Hoetheim, Herntrup, Honnef, Hassel, Heusweiler, Imgenbroich, Isengraben, Kervenheim, Langel, Lendeckel, Lette, Metelen, Morbach, Mülheim-Ruhr, Mülheim, Lembeck, Neheim, Neuß, Nispert, Nottuln, Oberüth, Oelde, Oldorf, Oythe, Rheinbrohl, Rhens, Remscheid, Remblingen, Roelsdorf, Rudersdorf, Ruhrort, Salmrohr, St. Wendel, Soest, Süchteln, Schlich, Spessart, Stadtlohn, Tönisberg, Uder, Uebach, Upsprunge, Vanikum, Viehöven, Vynen, Wiedenfeld, Wirtzfeld, Wien, Brünn, Waidring, Ebensee, Parschnitz, Rumburg, Zell a. See, Neumark a. d. Ybbs, Buchenau, Jagenberg, Untermünsterthal, Geismar, Niederalteich, Pelkering, Rosenbach, Baieufurt, Zell a. M., Sigmaringen, Köln, Oberdorf bei Niederwalde, Wil, Reams, R. St. G., Unter-Goldach, Essen a. d. Ruhr, Dörlesberg, Linz a. D., Bozen, Budapest, Lustenau, Scheibbs, Persenbeug, Schwanberg, St. Johann i. Saggauthal, Jungbuch, Ligist, Groß-Siegbardis, St. Lamprecht, Graz, Schönau b. Schluckenau, Rohrbach, Ober-Oesterreich, Schattau, Innsbruck, Passail, Hartberg, Edesheim, St. Pilt, Ochtrup.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Julius Schwarz, Dietingen. Walb. Kammerer, Immendorf. Mathilde Hock und Anna Maria Motzel, Reistenhausen. Wilhelm Kaiser, Zimmern. Leop. Hettenbach, Windischbuch. Martin Schmitt, Kist. Anna Neumann, Glottau. Josef Maier, Wasserburg. Franziska Führer, Fürstenfeldbruck. Maria Stepfer, Altötting. Barb. Knörzer. Jakob Jäggle, Ertingen. Marg. Eck, Ebern. Lorenz Dütsch, Zapfendorf. Anton Schweizer und Therese Sterr, Ottrott. Herr Zirngibl, Stadtamhof. Luise Kopf, Ottersweier. Barbara Schwarz, Laaber. Frau Mühlbauer, Ergersheim. Siegmund Schieß, Hegne. Sebastian Geltinger, Walperstetten. Theresia Heberle, Wildberg. Julius Rifse, Großtännchen. Anna Zufahl und Karl Hagen, Arlen. Georg Schirmer und M. Marg. Fröba, Buchbach. Helena Zöller und Ottilie Klingenbeck, Schmachtenberg. Josefine Bitschy, Oberlarg. Barbara Walter, Rohr. Georg Gruber, Reicherstein. Adam Lieb, Mönchberg. Wally Wagner, Mitterteich. Wolffindis Gscheidmeier, Landau a. Isar. Bernarda Bruckner, Gaurettersheim. Herr Buhlmayer, Tuntenhausen. Gg. Dannerbeck, kgl. g. Rat, Teisendorf. Alois Büchl, Pfarrer, Pullach. Katharina und Johannes Burger, Elisabeth Wittmer, Ludwigshafen. M. Anna Seelmeier, Königsbrunn. Josef Fischer und Peter Dorkel, Weißkirchen. Sophie Schäfer, Habichsthal. Maria Schill, Trischau. Genovefa Müller, Bedernau. Barb. Erk, Effeldorf. Anna Fritz, Sinzheim. Wolfgang Wagner, Glonn. Jos. Stelzer, Neuburg. Pfarrer Schilling, Merazhofen. Maria Hildebrand, Schöllenhof. Lehrer Merkt, Bieringen. Pfarrer Krämer, Großkrotzenburg. Wilh. Rupp, Ursberg. Maria Eiblmeier, Hart. Pfarrer Dreyer, Lenterschach. Theresia und Kreszenz Kneißle, Gustav und Magdalene Strobele, sämtl. von Weisel. Kath. Moos, Ungersheim. Kath. Ester, Löhrbach. Francois Joseph Voglet, Schiltigheim. Karl und Juliana Faulhaber, Pleinting. Wilhelmine Löher, Altheim. Johann Mandlinger, München. Maria Döderbeck, Landshut. Monsignore Gg. Dannerbeck, Teisendorf. Marg. Deutsch, geb. Hoffmann, Heckendahlheim. Pfarrer Eilbacher, Langenprozelten. Valentin Fleck, Grombach. Maria Jauch, Untersteilweiler. Johann Dünisch, Leutershausen. Magdalena Schneider, Großensees. Isidor Proßwitz, Altmohrau. Xaver Schmitt, Waldmünchen. Viktoria Tauser, Gebrazhofen. Pfarrer Bresch, Bohlingen. Bruno Schratt, Tiefenbach. Witwe Elis. Nagelschmitz. Klemens Ruholl. Anton Egenolf. G. Langenberg. Hubert Hermanns. Anna Hallerbach. Richard Gerold. Johanna Hamor. Franziska Aving. Maria Mersch. Maria Menke. Frau Heer. Therese Dinslacke. Witwe Johanna de Klein. Maria Seni, Reg.-Baumeister Busch. Hubertine Dormann. Franz Ling. Wilhelm Dziuborr. Klara Groß. Karl Lossau. Kath. Braun. Georg Schneider. Andreas Hahn. Kath. Fischer. Karl Maßbender. Bernard de Lamboy. Frau Hch. Duwe. Maria Eschweiler. Michael Decker. Anna Engemann. Herr Müller-Graebe. Frau Vornweg. Peter Meurer. Kath. Becher. A. Marg. Ehard. Maria A. Meurer. Johann Kleppe. Theresia Schulte. Pet. Jos. und Sibilla Schloßmacher. Theresia Lappe. Angela Winkhold. Anna Ackermann-Alfen. Peter Hütten. N. Weiß. Luf. Schreiner. Aloys Gigo. Anna Maria Benden. Peter Fischer. Mathilde Korte. Hubert Dobbelstein. Eva Hansen. Karl Bolling. Maria Hubertine Krahwinkel. Pfarrer Engelhard. Anna Maria Fuchs. Josef Brettschneider. Luise Kreitz. Gertrud Puls. Theresia Siebler, Bern. Kaspar Hildebrand, Gampel. Kath. Burch, Schwendi. Siegfr. Keller, Gebensdorf. Josef Kühne und Regina Jud, Rieden. Chr. Businger und Elise Weingartner, Oberdorf. Frau Rechtsteiner, Haslen. Paul Weibel, Langgasse. Kath. Romer. Amden. Seminarlehrer C. Schlumpf, Altstätten. Frau S. Knecht, Berg. Maria Brunner, Kleinlützel. Herr Deragisch, Disentis. Karl Krüger, Breslau. Franziska Heinisch, Loslau Anton Ritter, Schwarzenberg. Theres. Wolf, Krems a. D. Franz X. Schuh, Wien. Franz Lattner, Puchkirchen. Theres. Oberzehetner, Linz. Elisabeth Lex, Graz. Philipp Jakob Butscher, Klösterle Vorarlberg. Johann Amon, Eggersdorf. Theres. Lengauer, Leopoldschlag. Simon Windisch, St. Stefan ob Stainz. Maria Humer, Salzburg. Josef Schauer, Nemesdaduaiar. Maria Humer, Wallen bei Wels. Vinzenz Bucher, Felsöläzzlö. Anna Kaltner, Goldegg. Mathias Hofinger, Frankenburg. Aloisia Maier, Traun. Franziska Meisinger, Urfahr b. Linz. Schw. M. Alphonsa Lindenmajr, Linz. Maria Anfang, Tux, Tirol. Josef Sachsberger, Linz. Maria Maier, Mooskirchen. Ottilia Spiegl, Viktorsberg. Anna Rath, Altenmarkt b. St. Gallen. Karl Herzmair, Anna Schwarz und Rosalia Sandner, Haus. Johann Schöllhammer, Wolfern. Mathias Kump, Gottschee. Ferdinand Hasbauer, Urfahr b. Linz. Cäzilia Ortner, St. Stefan ob Stainz. Katharina Rocho, Schönau, Sachsen. Johann Mayr, Ottensheim. Theres Fuchs, Klagenfurt. Ferdinand Pichler, Budapest. Theresia Preninger, Wartberg a. Krems. Frau Ulrich, Nagyszombat. Maria Mallath und Katharina Maurer, Taufers, Tirol. Franz Grapl, Gosdorf.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers, eventuelle Arbeitszeugnisse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 4

Köln a. Rh.
April 1913.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Ein treuer Gärtnergehilfe.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ostern.

Alleluja! Auferstand'ner,
Jubelnd grüßt Dich heut die Welt.
Heil Dir! Aus der Hand des Todes
Machtlos heut das Zepter fällt.

Alleluja! singt die Kirche,
Deine makellose Braut,
Die auf Golgatha entsprungen,
Noch von Deinem Blut betaut.

Alleluja! sing, o Seele,
Heut erlöst von Sünd' und Tod,
Ueber Gräbern, über Grüften
Tagt ein himmlisch Morgenrot.

Alleluja! Auf den Fluren
Tönt ein freud'ger Widerhall;
Frühlingskräftig keimt und sproßt es,
Grünt und blüht es überall.

Alleluja! Will mich schmücken;
Gib mir Deiner Gnade Zier!
Alleluja! Du Erstand'ner,
Bringst das ewige Leben mir.

Alleluja! Meine Leier
Kenn' nur einen süßen Sang,
Dich zu loben, Dich zu preisen,
Dich, der Sünd' und Tod bezwang.

A.

Gott will es!

(Schluß.)

„Selbstverständlich", so fuhr Herr Lehrer Jansen in seiner herrlichen Rede fort, „denke ich nicht daran, der Missionskunde als einem neuen Lehrfach das Wort zu reden. Der Unterricht in Katechismus, in der biblischen Geschichte, die Kirchen-, Heiligen- und Weltgeschichte, sowie die Geographie führen uns oft genug und ganz von selbst auf die großen Missionare der Vergangenheit und Gegenwart, auf die Missionen und ihre Tätigkeit. Das Leben und Wirken eines hl. Bonifatius, eines heiligen Rupert, eines hl. Severin usw. kann in der deutschen Geschichte ebensowenig übergangen werden, als in der Kirchengeschichte die Großtaten eines Franz Xaver in Indien und Japan. China ruft in uns wach die Tätigkeit des berühmten Paters Adam Schall von Bell, aus einem freiherrlichen Geschlecht Cölns, der im 17. Jahrhundert als Missionar, Astronom und Obermandarin am Hofe von Peking wirkte. Wir sprechen von den Erfolgen des Paters Freinademetz, von der Ermordung deutscher Missionare, welche Tat durch das Eingreifen Deutschlands von China gesühnt wurde. Afrika erinnert uns z. B. an Pater Schynse, den Begleiter des Reichskommissars von Wißmann und Emin Paschas, und führt uns auf das Missionsfeld deutscher Missionare in unseren Kolonien.

Eines soll hier nicht vergessen werden: Unsere Brüder und Schwestern, die hinauszogen, bewahrten euch in fernen Landen eine echte, unübertriebene Heimats- und Vaterlandsliebe. Die Missionare haben

als Pfleger des Deutschtums,

als Pioniere deutscher Gesinnung und Gesittung unserem Vaterlande draußen in der Welt Ehre, Ruhm und Ansehen bereitet. Darum ist die Förderung des Missionswerkes in der Schule zugleich eine deutsche und nationale Tat.

Zur Ehre meines Standes sei es gesagt, daß es heute noch viele Lehrer und Lehrerinnen gibt, die für das Missionswesen großen Eifer an den Tag legen. Und mit Erfolg! So legten in einer Schule die Kinder ihrem Lehrer zu seinem Namenstage auf bekränztem Katheder eine Geldsumme nebst Zettel mit der Aufschrift: „Für ein Heidenkind, zu taufen auf den Namen des Herrn Lehrers." In einer Lehrerfamilie wurde für jedes Familienmitglied ein Heidenkind gekauft und zu jeder Kommunionfeier eines Kindes einem bekehrten Neuchristen die Vorbereitung zur Erstkommunion ermöglicht. Es ist schade, daß Leute von solcher Gesinnung nicht immer Millionäre sind. Besonders der Eifer mancher Lehrerinnen muß lobend hervorgehoben werden. Sie lassen durch die Kinder ganze Mengen von Freimarken, Staniol usw. sammeln, oder fertigen Kleidungsstücke für die armen Heidenkinder an.

Wenn wir nun Jugend und Volk für diese Sache gewinnen, so werden nicht nur die Mittel für die Heidenmission gesteigert, sondern auch die Gaben für andere fromme Zwecke. Wünschenswert wäre es, daß die Tätigkeit von Familie und Schule in Kirche und Gemeinde durch einen sogenannten Missionssonntag gekrönt würde, wie er schon mancherorts besteht. Dieser würde den Missionsgedanken in die Häuser und in die Herzen tragen.

Für Alkohol werden alljährlich auf den Kopf unserer Bevölkerung vierzig Mark ausgegeben, für Missionszwecke aber bloß zwanzig Pfennig. Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein! Wer viel hat, gebe viel, wer wenig hat, gebe von dem wenigen willigen Herzens, dann wird jede Familie zu einer Hilfsstation werden für die katholische Mission, und jede Schule zu einer Pflegestätte künftiger Missionare.

An alle katholischen Lehrer und Lehrerinnen aber möchte ich die Bitte richten: „An die Arbeit! Gott will es. Setzet alle eure Kräfte ein zur Erhaltung und Entfaltung des Glaubenslebens im eigenen Land und zur Bekehrung und Rettung der Heidenvölker in allen Weltteilen!"

Eine Missionsreise in alter Zeit.

(Schluß.)

Volle acht Tage schwammen bereits unsere gebrechlichen Fahrzeuge auf hoher See. Wir hatten mittels einer der geretteten Seekarten die Richtung nach Mozambique eingeschlagen. Das Wetter war überaus klar und schön, doch der Wind war uns entgegen, und da uns überdies die Lebensmittel auszugehen drohten, sahen wir uns genötigt, den Lauf zu ändern und nach Sofala hin zu segeln.

Während einer finsteren Nacht stieß unser Boot auf eine verborgene Klippe. Es entstand ein bedeutender Leck, den man, da nichts anderes vorhanden war, notdürftiger Weise mit Sammet verstopfte. Trotzdem war in dem tiefgehenden Fahrzeug das eindringende Wasser kaum noch zu bewältigen. Endlich am Abend des achten Tages glaubten wir aus verschiedenen Anzeichen uns in der Nähe von Land zu befinden. Um aber nicht während

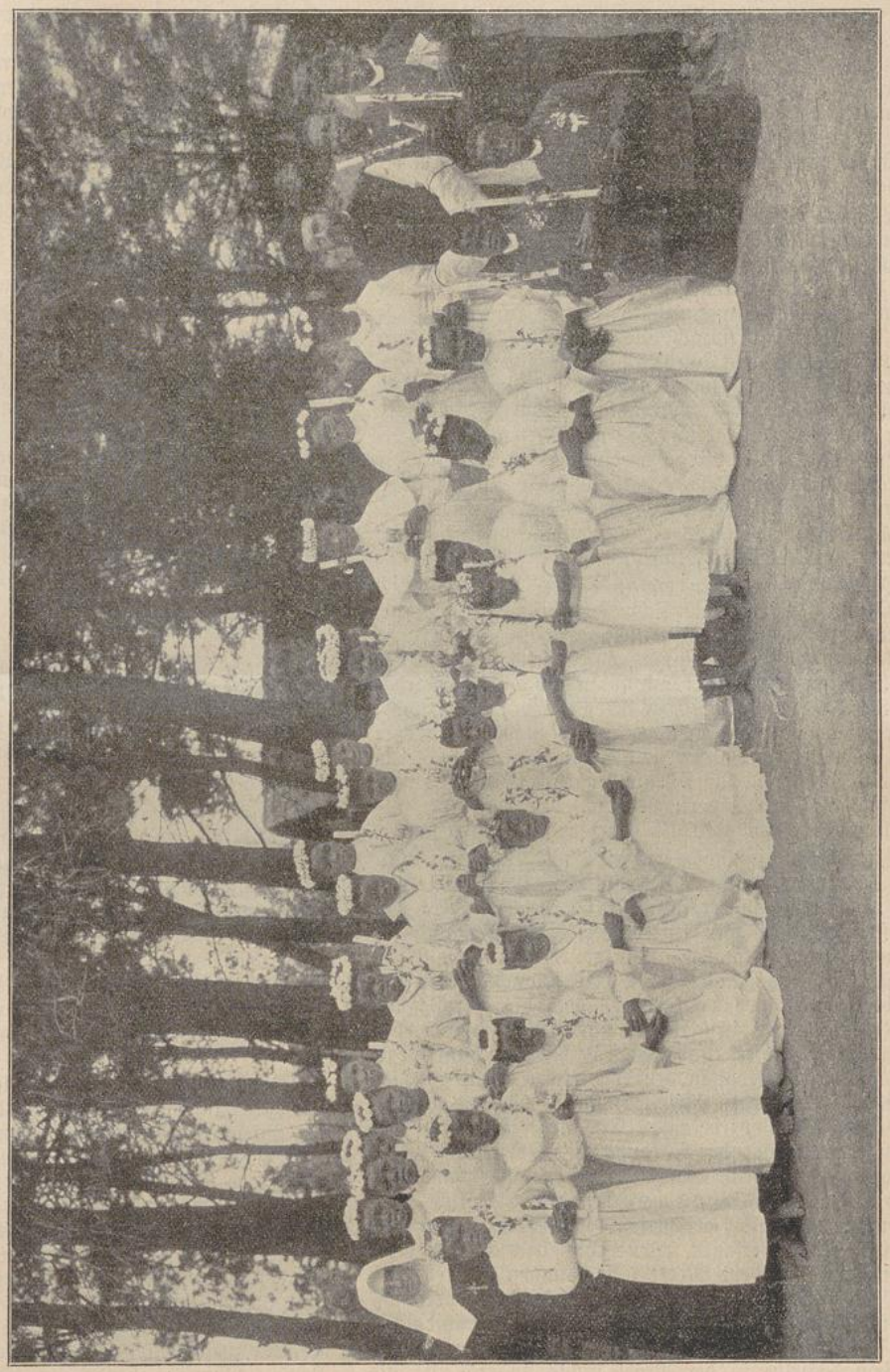
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Nacht an dieser höchst gefährlichen Küste zu scheitern, senkte man in Ermangelung eines Ankers einen mit Talern gefüllten Sack in die Tiefe. Wenn es ans Leben geht, muß jede andere Rücksicht weichen! —

Wirklich erfreute uns am Morgen der Anblick von Land; zugleich aber erhob sich ein heftiger Sturm, der uns mit solcher Gewalt ans Land warf, daß Boot und Floß in Stücke zerschellten. Ausgehungert und ganz erschöpft, wie wir samt und sonders waren, konnten wir aus der tosenden Brandung nur mit vieler Mühe aufs Trockene kriechen. Nachdem wir etwas Atem geschöpft hatten, errichteten wir vor allem ein Kreuz, um dem Himmel für unsere fast wunderbare Rettung zu danken. Dann sahen wir uns nach einem trinkbaren Wasser um, unsern glühenden Durst zu stillen.

Da wir zusammen 75 Personen waren, wagten es die Kaffern, die in der Nähe standen, nicht herbeizukommen, obschon wir sie durch Zeichen und Gebärden gar dringend darum baten. Als aber ihre Zahl auf etwa 200 angewachsen war, machten sie auf uns einen feindlichen Angriff. Wohl stellten sich mehrere der Unsrigen, die mit Degen bewaffnet waren, zur Gegenwehr, da es uns jedoch an Schußwaffen fehlte, mußten wir uns, nachdem einige von den Pfeilen der Wilden verwundet worden waren, auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie fielen nun grimmig über uns her, nahmen uns die Kleider und Waffen und führten zwei von uns, die ihnen als die Vornehmsten und Angesehensten erschienen, gefangen mit sich fort.

Wir übrigen eilten, sobald sie sich entfernt hatten, aus dem gefährlichen Bereiche fort und irrten ohne Kleidung und ohne Nahrung fast die halbe Nacht an dem wegloseu Strande hin und her in der stillen Hoffnung, die Mündung eines Flusses und an derselben ein portugiesisches Schiff anzutreffen. Endlich konnten wir nicht mehr weiter und sanken vor Durst und Ermattung zu Boden. Einige gruben sich in den Sand ein, andere bedeckten sich mit Zweigen und Baumblättern, aber zu



Erstkommunikanten von Kevelaer, Südafrika. Rechts P. Gereon Stach, Superior, links Schw. Huberta, Lehrerin.

einem erquickenden Schlafe kam keiner; Kummer und Aufregung waren zu groß.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort; kaum aber waren wir eine kurze Strecke weit gewandert, als schon ein großer Haufen Kaffern über uns herfiel und uns gleich einer Viehherde nach ihren Wohnsitzen trieb. Sie gaben uns, die wir vor Hunger und Elend kaum mehr stehen konnten, etwas in Wasser gekochte Hirse, aber so spärlich, daß einige von uns die Kleie sammelten und sie nach europäischer Art in Asche buken; und jeder pries sich glücklich, dem es gelang, ein Stückchen von diesem sonst ungenießbaren Brote zu erhaschen.

Längere Zeit fristeten wir auf diese Weise kümmerlich unser Leben, ohne daß es uns gelang, jemand ausfindig zu machen, der unsere traurige Lage nach Mozambique oder Quilimane gemeldet hätte. Eines Tages kam der Sohn eines mohammedanischen Scheiks auf einer Reise hier durch. Er versprach uns Hilfe; da er aber mit den Kaffern über das Lösegeld nicht einig werden konnte, reiste er weiter nach seinem Wohnort am Flusse Lorango, nördlich von Sambesi. Wir schicktem ihm zwei Mönche nach, die ihn zur Zahlung des geforderten Preises bewegen sollten. Die beiden verbürgten sich auch für die Rückerstattung, sobald sie eine europäische Niederlassung gefunden hätten. Er zögerte etwas mit der Zusage, versprach aber zuletzt, sich in dieser Angelegenheit an seinen Vater, den Scheik, zu wenden.

Inzwischen ergriffen einige unserer Leute heimlich die Flucht, wodurch die Schwarzen in solche Wut gerieten, daß sie uns alle miteinander in einen engen Kerker warfen. Der Raum war so eng und niedrig, daß wir nicht aufrecht stehen konnten und wie die Heringe aufeinander lagen. Ach, was litten wir in diesem Loche! Unser Hunger und Durst war groß, noch viel größer und unausstehlicher aber war die Hitze, die so nachteilig auf uns einwirkte, daß sich unser ganzer Leib mit einem Aussatz ähnlichen Schorfe bedeckte. Es war uns, als lägen wir in einem Kalkofen oder gar im Fegfeuer.

Zum Glück traf schon nach wenigen Tagen ein Bote des Scheik ein, der das verlangte Lösegeld bezahlte und uns aus dem abscheulichen Kerker befreite. Es war höchste Zeit, den wir hätten dieses Elend nicht mehr länger ertragen können. Wir wurden nun teils zu Wasser, teils zu Land zum Scheik gebracht. Die Behandlung war hier wohl besser, doch die Verpflegung ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig. Wir waren eben mehr als 70 Gäste, und der Scheik zählte keineswegs, wie wir erwartet hatten, zu den reichen Leuten. Eine Hand voll Reis oder Hirse war alles, was der einzelne pro Tag zu essen bekam. Das war schlimm; der Mangel an genügender Nahrung, die Folgen der vielen ausgestandenen Mühen und Strapazen, und namentlich auch die in dieser Gegend herrschende unerträgliche Hitze erzeugten alsbald gefährliche Krankheiten, der die meisten aus uns erlagen. Jene, die gleich anfangs beim Schiffbruch auf dem Meere umgekommen, waren noch als die Glücklichen zu preisen, denn ihnen waren unsägliche Leiden erspart geblieben. Doch so ist nun einmal der Mensch; er hängt mit großer Zähigkeit am Leben, obschon dasselbe in der Regel nichts anderes ist, als eine endlose Kette von Leiden und Beschwerden.

Von uns Ordensgeistlichen blieb nur ich übrig und ein Dominikaner, und wir beide hatten kaum Kraft genug, unsere Brüder in Ehren zu bestatten. Zehn an der Zahl und voll von Hoffnungen waren wir Missionare ein Jahr zuvor von Europa abgefahren; jetzt waren wir noch zwei, und welch' namenlose Leiden hatten wir während dieser Zeit zu erdulden gehabt! Doch Gott sei für alles gepriesen!

Endlich nach langem Warten erschien ein portugiesisches Schiff, das dem Scheik das vorgestreckte Lösegeld zurückerstattete und uns mit Kleidern und besserer Nahrung versah. Man brachte uns sodann nach dem Fort Luabo, wo wir zu unserer großen Freude mit den übrigen Schiffbrüchigen zusammentrafen, die schon vor uns in zwei Partien dort eingetroffen waren. Von hier schickte uns der Kommandant Brociado, dessen Sorge um uns Schiffbrüchige über alles Lob erhaben ist, nach Sena, um dort in einer gesünderen Lage, unsere sehr geschwächte Gesundheit wieder zu kräftigen und neu herzustellen.

Das war für uns eine große Wohltat. Wir kamen allmählich wieder zu Kräften, und ich unterzog mich mit dem Dominikanerpater, sobald unser Zustand es irgendwie erlaubte, mit Freuden allen geistlichen Verrichtungen. Nach unser völligen Genesung begaben wir uns nach Mozambique und segelten von dort im August 1586 mit einem aus Portugal kommenden Schiffe nach Goa in Vorderindien."

Soweit der Jesuiten-Missionar Pedro Martinez. Von seinen weiteren Schicksalen konnten wir leider nichts mehr erfahren. Sein Reisebericht aber zeigt uns, welch' unglaubliche Mühen und Opfer die Missionäre der damaligen Zeit zu bringen hatten, und daß schon die bloße Seefahrt allein mit tausend Gefahren verbunden war. Das ist alles seitdem um vieles, vieles besser geworden.

Das 25jährige Gründungsjubiläum unserer beiden Missionsstationen Mariatal und Getting.

(Mit 2 Bildern Seite 77 u. 79.)

Am 23. Oktober 1912 feierte unsere Missionsstation Mariatal ihr silbernes Jubiläum. Ihr Gründer, der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner, hatte sie anfangs wegen ihrer hohen Lage und wegen der schnellen Aufeinanderfolge von Angebot und Kauf Blitzberg genannt, ein Name, der später auf den Wunsch großer Wohltäter, die einen ansehnlichen Missionsbeitrag geleistet hatten, in Mariatal umgewandelt wurde. Die Gründung selbst geschah im August 1887, die Feier des Jubiläums jedoch wurde des um jene Zeit einfallenden Generalkapitels wegen auf den genannten Tag verlegt.

Als hochwillkommene Festgäste erschienen von der Nachbarstation Centocow die beiden Hochwürdigen Patres Emanuel Hanisch und Thomas Neuschwanger mit ihrer schwarzen Musikkapelle und den wohlgeschulten Sängern. Sie hatten mit ihren Schulkindern schon längst einen Ausflug nach Mariatal geplant, und da kam ihnen unsere Jubiläumsfeier ganz nach Wunsch. Die Opfer, die sie dabei zu bringen hatten, waren allerdings nicht gering, denn sie machten den weiten Weg, etwa 35 englische Meilen oder 55 Kilometer, meist zu Fuß. Da um jene Zeit gerade eine recht drückende Hitze herrschte, verlegten sie den Marsch auf die schöne, kühle Nacht. Montag abends um 10 Uhr brachen sie von Centocow auf, wanderten mit einigen Ruhepausen über Berg und Tal, und kamen endlich Dienstag Mittags zwischen 1 und 2 Uhr müde und erschöpft in Mariatal an. Bei ihrer Ankunft war bei den hiesigen Schulkindern der Freude und des Jubels kein Ende. Wann hatte man jemals so 'was Schönes gesehen: zwei große, mit

bunten Fähnchen und frischem Grün geschmückte Leiterwagen, auf denen die Musiker und mehrere Kinder von Centocow saßen, während vor und hinter den Wagen viele andere mit fliegenden Fahnen durch den festlich gezierten Triumphbogen einzogen!

Selbstverständlich wurde für die vom langen Marsch erschöpften Menschenkinder sofort nach besten Kräften gesorgt. Sie wurden in ihre Quartiere geführt, freundlich bewirtet und konnten sich dann niederlegen, den versäumten Schlaf nachzuholen. Abends um 8 Uhr waren schon alle wieder munter, kamen zur geselligen Unterhaltung herbei und unterhielten sich mit ihren schwarzen Freunden aufs beste, bis gegen 9 Uhr abermals der Kommandoruf erscholl, und sich alles zur Ruhe legte.

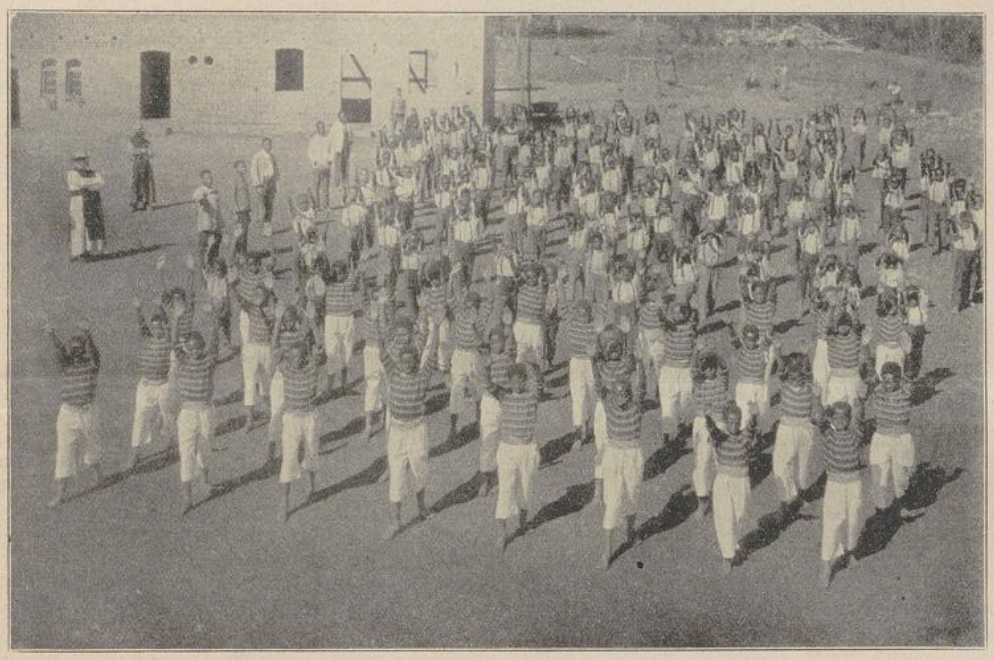
Am Jubiläumstage selbst herrschte von früher Morgenstunde an die freudigste Stimmung. Die Station hatte ihr Festgewand angelegt; an allen Gebäuden sah man Fahnen, Kränze und Girlanden, am schönsten aber war das Missionskirchlein geschmückt.

Um ½10 Uhr zog die schwarze Musikkapelle auf und spielte unter der Leitung ihres Kapellmeisters, des Hochw. P. Thomas Neuschwanger, herrliche Weisen. Wie staunte und jubelte da die zahlreiche, von allen Himmelsgegenden herbeigeströmte Volksmenge! Denn die wenigsten von ihnen hatten jemals so etwas gesehen oder gehört.

Um 10 Uhr riefen die Glocken alle Anwesenden: Christen, Heiden und Katechumenen zum Festgottesdienst. Leider war es unserm Hochwürdigsten Abt Gerard Wolpert nicht möglich gewesen, zum Feste zu erscheinen, da er schon zu sehr durch die Vorbereitungen zu seiner Reise nach Europa in Anspruch genommen war; so wurde das Hochamt vom Stations-Obern, dem Hochw. P Angelikus Konieczka, unter Assistenz der beiden Superioren von Oetting und Mariatrost, P. Maurus Kalus und P. Florian Rauch, zelebriert. Der Hochw. P Maurus hielt auch die der seltenen Feier angepaßte Festpredigt.

Nach dem Festgottesdienst war eine halbstündige Pause, dann folgte der sakramentale Segen und zuletzt ein feierliches Te Deum. Die Sänger standen in der Nähe des Altares, während sich die Musikkapelle vor dem Kirchenportale aufgestellt hatte, sodaß die schmetternden Töne ihrer Instrumente sich jubelnd mit den Stimmen der schwarzen Sänger vermischten. Wirklich, das war ein Tag, den der Herr gemacht; jung und alt fühlte sich in der denkbar gehobensten Feststimmung, und alles dankte dem Herrn, der unserer Missionsstation diesen Freudentag hatte erleben lassen! —

Vom benachbarten Städtchen Ixopo waren auch viele Engländer herübergekommen. Sie hatten Tags zuvor die Kinder mit ihren Fahnen und buntgeschmückten Wagen durch's Städtchen ziehen sehen und wollten nun die schwarze Musikkapelle spielen hören. So begann P. Thomas gegen ½2 Uhr mit seinen Musikern das Festkonzert, während P. Emanuel mit seinem Sängerchor, bald mit, bald ohne Musikbegleitung, englische und kaffrische Gesänge vortrug. Das zahlreiche weiße und schwarze Auditorium lauschte mit Staunen und Entzücken den herrlichen Weisen und spendete lauten, anhaltenden Beifall. Der Magistrat und andere Herren von Ixopo wollten absolut, daß die beiden Patres mit ihren Musikern und Sängern am nächsten Tag nach ihrem Städtchen kämen, um auch dort zu konzertieren, doch es ging nicht, da der Hochw. P. Thomas schon bald seine Reise nach Amerika antreten sollte.



Frisch auf zum fröhlichen Spiel! (Illustration zur Jubiläumsfeier in Mariatal.)

Einen Monat später, am 21. November 1912 feierte unsere Missionsstation Oetting ihr 25jähriges Gründungsjubiläum. Die Feier verlief ebenfalls recht schön, wenn auch in bescheidenerem Rahmen als in Mariatal. Von den Nachbarstationen St. Michael, Himmelberg und Mariatrost waren die Superioren er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schienen; auch die beiden schwarzen Priester, Alois Manjonga und Julius Mbele, nebst den ehrw. Oberinnen von St. Michael und Himmelberg hatten sich eingefunden.

Das Wetter war prächtig und paßte so recht zum Festkleid, das unser idyllisches, so still und traut am Fuße des Inhlokosiberges gelegenes Oetting angelegt hatte. Es wurde ein levitiertes Hochamt gehalten; nach dem Evangelium ergriff der Hochw. P. Florian Rauch als Festprediger das Wort und sprach eindringlich von den Gnaden und Wohltaten, welche das hiesige schwarze Volk der Mariannhiller Mission zu verdanken habe. Nach Beendigung des Gottesdienstes und sakramentalen Segens fand eine von den Schulkindern veranstaltete Unterhaltung statt, die an urwüchsigem Humor nicht zu wünschen übrig ließ. —

Möge auch fernerhin Gottes Segen auf unserm Missionswerke ruhen, und mögen speziell die beiden Stationen Mariatal und Oetting in weiteren 25 Jahren mit noch ungleich größerem Seelengewinn ihr 50jähriges Gründungsfest feiern können. Das walte Gott!

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Montag, den 22. März, reiste ich mit Schwester Clementine zur Visitation unserer Missionsschwestern nach Bombo. Letztere waren als Neulinge direkt aus dem Missionshause Heiligblut in Holland dorthin gekommen und hatten daher während der ersten Zeit manch' schweres „Lehrgeld" zu zahlen; bald jedoch fanden sie sich in die neuen Verhältnisse recht gut hinein.

Das dortige Missionsgebiet ist weit ausgedehnt und stark bevölkert. Das Volk ist dem Christentume gerade nicht abgeneigt, aber selbst nach afrikanischen Begriffen roh und wild, und es erfordert ein gutes Stück Arbeit, um aus solchen Leuten echte Christen und Katholiken zu machen. Ueber unsere Ankunft zeigten sie sich übrigens hocherfreut. Mehrere Stunden weit kamen uns aus den Tagesschulen die Kinder entgegen — die Schülerzahl betrug damals 800 — und begrüßten uns mit lautem Zuruf. Der Unterricht wird meist von schwarzen Lehrern und Katechisten erteilt, während die Missionäre und Schwestern die Oberaufsicht führen. So war es wenigstens damals. Mädchen waren noch wenige getauft, doch hoffte man infolge der Wirksamkeit unserer Schwestern auf einen baldigen erfreulichen Umschwung.

Weil die Regenzeit ausgeblieben war, herrschte gerade großer Wassermangel. Oft ein bis zwei Stunden weit mußten die Mädchen und Frauen auf den Köpfen das Trink- und Kochwasser herbeischleppen, und selbst dies war nur an gewissen Tagen, an denen der Häuptling es gnädigst gestattete, erlaubt. Dazu war Hungersnot; die armen Leute litten Mangel an allem, kein Wunder also, daß sie bei unsern Schwestern im Garten und Feld viel stahlen, was sie sonst nicht zu tun pflegten. Weiße Ansiedler findet man hier selten, sie suchen in der Regel bessere, wasserreichere Plätze auf, wo sie sich vielfach auf Kaffeepflanzungen verlegen.

Auch hier besuchten wir einen schwarzen Häuptling, der ziemlich nahe bei der Missionsstation wohnt. Seine Häuser und Hütten waren zwar nur aus Holz, Lehm und Stroh hergestellt, wie das bei allen Eingebornen Afrikas Sitte ist, allein sie waren außerordentlich fest und solid gebaut und zwar, wie ich hörte, der vielen Löwen und Tiger wegen, welche die Gegend unsicher machen und unter den Schafen, Ziegen und Rindern viel Schaden anrichten. In der Nähe sahen wir zwei mächtige, stark ausgehöhlte Baumstämme, die über zwei Meter Durchmesser hatten. Diese Bäume dienen den Eingebornen bei gewissen Festgelagen als Magazin, indem sie daselbst ihre Getränke aufbewahren. Wir sahen später noch mehr solcher Bäume; sie sollen ein ungemein festes, hartes Holz haben, das mit Vorliebe zu Wasserkübeln und Biergefäßen verarbeitet wird.

Der Häuptling schien über unsern Besuch sehr erfreut zu sein, musterte uns voll Neugierde vom Kopf bis zu den Füßen und schenkte uns die Hälfte eines geschlachteten Ochsen. Er zeigte sich überhaupt bisher der katholischen Mission sehr gewogen, und ich wünsche nur, daß ihm der liebe Gott noch die Gnade der hl. Taufe schenken möge. Am darauffolgenden Sonntag kamen noch sechs andere Stammeshäuptlinge niederen Ranges, um uns ihre Aufwartung zu machen, während die Kinder aus allen Katechetenschulen herbeieilten und unter lärmendem Singen und Händeklatschen ihre Nationaltänze aufführten. Die ganze Missionsstation wimmelte förmlich von Leuten. Wenn die gute Stimmung bleibt, läßt sich von diesem munteren Völkchen noch viel Gutes erwarten. —

Hier in diesen Bergen am Kilimandscharo holte ich mir bei den plötzlichen, oft sehr starken Temperaturwechseln einen heftigen Gelenkrheumatismus an einem Fuß, so daß mir auf der ganzen Weiterreise bis zu meiner Ankunft in Heiligblut der Stock mein getreuer Begleiter blieb. Sonst ging alles gut; Mittwoch, den 1. April, wollte ich wieder auf demselben Weg, auf dem ich gekommen, zur Küstenstadt Mombassa zurückkehren. Unser Fuhrmann, der früher erwähnte Italiener, war eben wieder im Begriff nach Voi zu fahren, um von dort neue Frachten von der Bahnstation zu holen. Wir hatten für die ganze Steppenreise 10 Tage Zeit; wollten wir in Mombassa den nach Europa abgehenden Dampfer noch erreichen, so mußten wir am 10. April dort sein.

Da hieß es also wieder Abschied nehmen von den guten Leuten, die wir so rasch lieb gewonnen hatten; wir dankten herzlich für die liebevolle Gastfreundschaft und bestiegen wieder unser Eselswägelchen. Schwester Immakulata begleitete uns mit den Kindern bis nach Boma zum Landhaus des Italieners. Wir hatten uns diesmal mit allerlei Reiseutensilien versehen, unter anderem auch mit einem Strohsack, der uns während der langen Fahrt durch die Steppe gute Dienste leistete; insofern hatten wir es also auf der Rückreise bequemer als auf dem Herweg, dagegen peinigte mich oft arg mein Fußleiden. Ich konnte oft kaum einen Schritt machen, mich nicht einmal an- und auskleiden, geschweige allein in den unbequemen Wagen auf- und absteigen; kurz, Gott allein weiß, was ich während der nun folgenden sechs Wochen alles auszustehen hatte. Gegenwärtig ist gottlob das alles längst vorüber, und der Herr wird recht gut gewußt haben, weshalb er mir diese Prüfung schickte.

Wir bekamen diesmal noch eine deutsche Reisegesellschaft: Dr. Braun mit Gemahlin, die eine Rundreise durch Deutschostafrika gemacht hatten und nun wieder in die Heimat zurückkehrten, und einen gewissen Herrn Richter mit seiner Frau. Diese hatten in der Nähe von Bombo eine Ansiedelung und fuhren nach Mombassa. Sie wollten dabei ein Rhinoceros, das sie jung gefangen und schon etwas groß gezogen hatten, mit dem Schiff nach Europa schicken. Da sie es jedoch nicht recht-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zeitig angemeldet hatten, mußten sie es wieder zurückbefördern, was mit tausend Umständlichkeiten verbunden war.

Dieses Rhinoceros war ein merkwürdiges Tier, das ich hier zum erstenmale sah; es war etwa so groß wie ein ausgewachsenes Schwein, wies auch einen ähnlichen Körperbau auf, nur hatte es weder Borsten noch Haare, sondern eine weißlich-graue Haut, auffallend kurze Ohren und Füße wie Bärentatzen, während Maul und Vorderkopf mehr dem eines Rindes glichen. Der schwarze Junge, der es zu versorgen hatte, gab ihm Milch oder eine dünne Suppe mittels einer Bierflasche ein. Das Tier war gegen ihn ganz zahm und lief ihm wie ein Hündchen nach. Wenn es getrunken hatte, legte es sich ins Wasser oder in eine kühle Grube.

Samstag, den 4. April kamen wir nach Bura, doch war es uns diesmal nicht möglich, nach der dortigen Missionsstation zu gehen, obschon wir wegen des einfallenden Sonntags nur allzugern eine hl. Messe gehört hätten. Erneute Fieberanfälle und mein lastiger Rheumatismus ließen das absolut nicht zu; so mußten wir uns also ins Unvermeidliche schicken. Mit großer Sehnsucht blickten wir zu dem weiß übertünchten Missionskirchlein hinüber, wo ein Jahr später unsere eigenen Schwestern von den Dominikanerinnen die Mission übernahmen. Sie liegt im Missionsgebiete des Bischofs Emil Allgeyer, und der Platz ist für unsere Leute gut gelegen. Denn man kommt auf dem Wege zur Küste und umgekehrt von dort nach dem Kilimandscharo jedesmal hier vorbei und hat dann Gelegenheit, sich mit dem Notwendigen zu versorgen. Die Station hat einen kleinen Garten und ist mit Wasser hinreichend versehen; vieles muß allerdings erst gebaut und entsprechend eingerichtet werden. Auch von der eigentlichen Missionstätigkeit versprechen wir uns viel Gutes, wenn einmal daselbst genügend Leute dauernd stationiert sind. Die Eingebornen gelten allerdings als wild und schwer zugänglich, doch die Gnade Gottes kann auch solchen gegenüber wahre Wunder wirken. (Fortsetzung folgt.)



Unsere Missionsstation Oetting in Südafrika feierte am 21. Nov. 1912 ihr 25jähriges Gründungsfest.

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.
(Fortsetzung.)

Der Buschmann ist von Natur grausam und heißblütig. Wegen einer geringen Veranlassung kann er

einen Menschen ums Leben bringen, mit dem er kurz vorher noch auf ganz freundschaftlichem Fuße stand. Das beständige Jagen in der einsamen afrikanischen Wildnis trägt natürlich auch viel zu dieser Leidenschaftlichkeit bei, denn es wird erzählt, daß einige wenige, die sich herbeiließen, in einem christlichen Haushalte zu leben, sich ganz human, ja sogar zartfühlend, zumal Kindern und Tieren gegenüber zeigten. Pardon im Kampfe kannten sie nicht. Jeder Feind, der in ihre Gewalt geriet, mußte unbedingt das Leben lassen. Sie selbst baten auch nie um Pardon; sahen sie sich auch der größten Uebermacht gegenüber und gab es auch nicht die geringste Aussicht auf ein Entrinnen, so kämpften sie mutig weiter, bis der letzte Mann gefallen war.

Liebe zur Freiheit und einem wilden, zügellosen Umherschweifen liegt ihnen in Fleisch und Blut. Die natürliche Folge davon ist, daß es bei ihnen ein Gesetz oder eine Obrigkeit, die man zu respektieren hätte, kaum dem Namen nach gibt. Wohl kommt es vor, daß anläßlich eines größeren Raubzuges der Stärkste und Erfahrenste im Distrikt zum Anführer gewählt wird, doch erstreckt sich dieses sein Amt nie bis zur Ausübung einer richterlichen Kontrolle. Jeder ist ein freier Mann, durchaus unabhängig von einem andern. Selbst die elterliche Autorität dauert nur solange, bis die Kinder fähig sind, für sich selbst zu sorgen. Nur im weitesten Sinne des Wortes gab es bei ihnen so eine Art Patriarchen, die eine gewisse Autorität besaßen.



Zwischen Lilien. (Vegetationsbild aus Südafrika.)

Der Drang nach Freiheit und Ungebundenheit wurde in ihnen schon durch das ewige Wandern und Umherstreifen genährt. Sie hatten keine festen Wohnsitze, sondern schlugen ihr primitives Lager da auf, wo sie gerade die beste Jagd zu haben hofften. Immerhin kam es selten vor, daß sie eine Gebirgskette überschritten, sie hielten sich vielmehr trotz ihrer vielen Wanderungen immer in einem bestimmten Bezirk.

Am liebsten wohnt der Buschmann mit seiner

Familie allein, nur manchmal gesellen sich mehrere Familien zusammen. Es war eine seltene Ausnahme, von der der Engländer Chapmann erzählt. „Ich fand," so schreibt er, „auf einer meiner Reisen ein Buschmannsdorf. Es lagen sieben bis acht Hütten, die aus einigen gabelförmigen Stecken bestanden, beieinander. Diese Stecken liefen oben zusammen und waren mit ein paar handvoll Gras bedeckt. Ueber dem Feuer stand ein zerbrochener, irdener Topf, in dem einige Wurzeln gekocht wurden. Eine Wasserkalabasse, ein paar Schildkrötenschalen als Schüsseln und eine Menge Knochen und ausgeleerte Bittermelonen lagen in malerischer Unordnung umher. An den Bäumen hingen einige Pfeile und Bogen. Die Leute waren fort, ich traf niemand an, als einen blinden, alten Mann." So der Engländer Chapmann.

Der Bogen eines Buschmannes war etwa drei Fuß lang und vom zähesten, biegsamsten Holze gefertigt, das er nur auftreiben konnte. An ihm befand sich eine aus Sehnen erlegter Raubtiere hergestellte Schnur. Ihre Rohrpfeile waren etwa 18 Zoll lang und hatten an der Spitze einen scharfen, giftgetränkten Knochen. Auch das Bindemittel, das beide zusammenhielt, war stark vergiftet, so daß die leichteste Wunde, die so ein Pfeil verursachte, die schlimmsten Folgen nach sich zog, wenn es nicht gelang, das Gift rasch auszusaugen. Im Handhaben ihrer Waffen waren sie so geübt, daß, wie mir der Häuptling Salima und viele andere versicherten, ihr Pfeil nie das Ziel verfehlte.

Ihre Gifte entnahmen sie, soweit es bekannt geworden, gewissen Wurzeln, den Spinnen, einer Art von Raupen, namentlich aber den Schlangen. Auch die sogenannte Wolfsmilch, den Saft des Euphorbienbaumes, gebrauchten sie viel. Die Pfeile, etliche zwanzig, trugen sie in einem aus Baumrinde hergestellten Behälter, dessen Boden und Deckel sie mit Schlangenhaut überkleideten. War der Buschmann im Begriff, einem Feind entgegenzutreten, so stellte er seine Pfeile bogenförmig gerade vor sich auf, um sie schnellstens zum Schuß parat zu haben. Auf der Jagd wandte er allerlei Kunstgriffe an. So kleidete er sich manchmal ganz in gewisse Tierfelle, die er auch über das Gesicht herabzog, während überm Kopf noch die Hörner hervorstanden. Er lief auch auf Händen und Füßen, genau wie das Tier, das er erlegen wollte. So kam er seiner Beute oft in nächste Nähe und schoß dann schnell seine vergifteten Pfeile ab.

Auch sonst bestand ihre Kleidung meist aus einem Tierfell. Ihren Körper bestrichen sie mit Fett, Lehm oder Asche, was ihnen ein gräuliches Aussehen gab, und bei Mangel an Nahrung schnürten sie einen Gürtel um den Leib, daß sie den Hunger nicht allzu sehr fühlten.

Ihre Werkzeuge und Hausgeräte waren sehr primitiver Art. Aus Knochen und Hörnern machten sie Messer, Schaber und Ahlen, um die Häute zu durchbohren und die Knochen für die Pfeile zu spitzen. Auch hatten sie schön zubereitete Steine, die sie als Beile benützten, und andere, womit sie Pflanzenknollen ausgruben.

Für gewöhnlich war der Buschmann bei seinen Ausgängen mit folgenden Sachen ausgerüstet: Mit Köcher und Bogen nebst den erforderlichen Pfeilen, mit einem scharf zugespitzten Stecken zum Ausgraben von Wurzeln, mit zwei Holzstücken, einem trockenen und einem feuchten, durch deren Reibung er Feuer anmachte, mit Nadel und Ahle, beide aus Knochen verfertigt, endlich mit allerlei Giften, auch mit Heilkräutern, die er im Notfall als Gegengifte benutzen konnte. Alle diese Sachen und Sächelchen wurden zugleich mit einer kleinen Schildkrötenschale, die ihm als Löffel diente, in eine Art Tornister verpackt. Nichts, aber auch nichts in der Welt konnte den Buschmann bewegen, sich von diesen seinen Schätzen zu trennen. Sie bildeten einfach sein Hab und Gut, seine Ehre und seinen Ruhm; es waren ihm das Dinge, von denen seine ganze Existenz abhing.

Viel interessanten Stoff böte gewiß auch die Sprache der Buschmänner; doch ist dieselbe noch viel zu wenig erforscht, als daß sich etwas Bestimmtes darüber sagen ließe. Ich muß mich daher mit einigen Bemerkungen begnügen. Für ein europäisch gebildetes Ohr klingt ihre Sprache in hohem Grade unangenehm, teils der vielen sogenannten Klickse wegen, die fast in jedem Worte vorkommen und dann wegen der vielen Kehllaute, die wie gurgelnd und röchelnd aus dem Halse herauskommen. Der alte Chief Salima ahmte sie manchmal vor mir nach, namentlich aber verstand sich darauf ein gewisser Paul Ggoloda, der ebenfalls viel mit ihnen verkehrt hatte. Es war ein köstliches Gekreisch, Geächze, Gebrumme, ein Pfeifen, Schnalzen und Zwitschern mit endlosen Konsonanten und einigen wenigen Vokalen dazwischen, daß man glaubte die Stimme von Tieren, nicht aber die eines Menschen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Bau eines Missionskirchlein.

Von Br. Siegfried.

(Schluß.)

Mariannhill. — Nach der hl. Messe hielt P. Marzellin an die schwarze Christengemeinde eine zündende Ansprache, in der er namentlich vom Schatze des wahren Glaubens und der unendlichen Liebe Jesu zu uns armen Menschen sprach. Nun folgte eine kleine Pause, dann kam der Unterricht für die Katechumenen. Unter den letzteren saß auch ein sogenannter ikehla (sprich Ikeschla), d. h. ein Mann in reiferen Jahren, der im Rate des Stammes sitzt und sich eines bedeutenden Ansehens erfreut. Solche Männer können uns von großem Nutzen sein, zumal in noch größtenteils heidnischen Bezirken, wie das beim Empepeteni-Stamm der Fall ist.

Endlich war alles fertig. Da lud uns unsere schwarze Wirtin zum Essen ein, was wir uns nicht zweimal sagen ließen; denn es war schon 3 Uhr nachmittags und wir waren nach all den vorausgegangenen Strapazen noch immer nüchtern. Sie hatte uns ein Huhn gekocht und stellte auch izindhlube, eine Art einheimischer Bohnen daneben. Brot hatten wir selbst mitgebracht, und so gab's eine prächtige Mahlzeit. Gabeln waren natürlich nicht zur Stelle, doch das genierte uns in einer Kaffernhütte wenig.

Während sich unsere beiden Katecheten am Reste unserer Mahlzeit gütlich taten, machten wir uns allmählich reisefertig, denn wir hatten noch einen vierstündigen Weg vor uns. P. Marzellin besuchte noch mehrere Kranke, darunter auch die Frau, von der wir das vorige Mal sprachen; mein Gastwirt schlug denselben Weg ein, auf dem wir zusammen am Morgen gekommen waren, der zweite Katechet aber, der mir jetzt als Begleiter diente, wählte einen andern, wie er meinte, viel besseren und bequemeren Weg. Doch es ging auch da auf rauhen, schattenlosen Pfaden beständig bergab und bergauf. Der von meinem Begleiter so

gepriesene Busch bestand in vereinzelten Kaktuswäldchen und wildem Dornengestrüpp. Größere Anpflanzungen von den so genügsamen, rasch aufschießenden und doch so nützlichen Bläckwatteln sieht man nur in der Nähe eines Farmerhauses. Der Schwarze kann sich zu solcher Neuerung nicht erschwingen.

Einmal kamen wir an einem Kraal vorbei, in dem gerade ein Biergelage stattfand. Der schwarze, nur mit einem Lendenschurz bekleidete Hausbesitzer trat näher und fragte, ob ich auch sein Bier verkosten wolle. Als ich sein gutgemeintes Anerbieten dankend ablehnte, meinte er verächtlich: „Lomlungu uyesaba, der Weiße fürchtet sich" und kehrte dann wieder zu seiner schwarzen Gesellschaft zurück. Da gab's keinen, der sich fürchtete utshwala zu trinken.

Endlich, nach einem sehr beschwerlichen Marsche langte ich am späten Abend todmüde in meinem Quartiere an. Ich habe in meinem Leben schon manch' anstrengende Fußtour gemacht, doch niemals eine solche. Trotzdem wird mir die schöne Erinnerung daran unvergeßlich bleiben fürs ganze Leben. Ich war auch um eine Erfahrung reicher geworden, denn ich hatte einen Einblick gewonnen in die Opfer und Mühen des Missionslebens, namentlich in die Arbeiten, Freuden und Leiden unserer Missionare. P. Marzellin kam noch später heim als ich und war ebenfalls total erschöpft, denn er hatte, um all' seine Kranken zu besuchen, noch weit umeinander reiten müssen.

Am nächsten Morgen zelebrierte er in unserm Kraal eine hl. Messe, der alle benachbarten Christen beiwohnten, hielt auch einen katechetischen Unterricht und kehrte dann nach Mariannhill zurück, wo seiner schon längst neue Arbeiten warteten. Denn die dortige Mission ist ungemein ausgedehnt und hat nicht weniger als neun Außenstationen. Begreiflich daher, daß er nur ein- oder zweimal im Monat hierher nach Inchanga und Bothashill kommen kann; in der Zwischenzeit müssen die Katecheten bescheidene Aushilfe leisten.

Nach weiteren 14 Tagen mußten wir die Arbeit einstellen, weil der Br. Klempner nicht zu haben war, der das ganze Holzgerüst mit Wellblech überkleiden sollte. Wir packten also unsere Werkzeuge zusammen, stellten sie an einen regensicheren Ort und fuhren wohlgemut Mariannhill zu, voll Dank gegen Gott, wieder in klösterlich geregelte Verhältnisse zu kommen.

Einen Monat später erschien endlich Br. Placidus, unser viel in Anspruch genommener Klempner auf dem Plan. Schon am nächsten Tage gingen wir zusammen hinauf nach Inchanga. Zunächst mußte ich die vielen Blechtafeln an den Wänden und auf dem Dach aufschrauben helfen, eine Arbeit, in die ich hier zum ersten Male eingeführt wurde. Als das Dach fertig war, nahm Bruder Klempner den „Turm" in Behandlung, während ich selbst im Kirchlein die Innenarbeiten fortsetzte. Zuletzt hatte ich die Ehre, das schöne, aus unserer Mariannhiller Kunstschmiede hervorgegangene eiserne K r e u z auf der Turmspitze aufzupflanzen. Br. Nivard, unser Architekt, war auch zum „Feste Kreuzerhöhung" eingetroffen, und hatte, damit die seltene Feier nicht gar so trocken ablaufe, jedem eine Flasche Malzbier mitgebracht. Wir alle freuten uns, daß das schöne Werk der Hauptsache nach glücklich vollendet war, und daß nun abermals von der Turmspitze eines Missionskirchlein aus das Kreuz, das Symbol des Glaubens und des Friedens, weit hinausleuchtete in die Lande, um allen: Christen, Heiden, Katechumenen ein ständiger Fingerzeig zum Himmel, unserm ewigen Heimatlande, zu sein.

Die beiden Brüder gingen nun heim, ich aber hatte noch eine volle Woche mit Schreinerarbeiten zu tun. Als auch meine Arbeit so ziemlich fertig war, kamen eine Menge schwarzer Neuchristen zum Missionskirchlein heraufgepilgert, das Werk in Augenschein zu nehmen. Auf meine Frage, wie ihnen die neue Kirche gefalle, antworteten sie mit Freuden: „kuhle konke impela, alles ist fürwahr recht schön!" Doch die meisten von ihnen hatten schon die Klosterkirche und die neue Josephskirche in Mariannhill gesehen und begannen daher verwundert nach diesem und jenem zu fragen, was sie in ihrem neuen Kirchlein vermißten. „Bruder," hieß es da, „wo ist denn die G l o c k e? Wo sind denn die Bilder, die Statuen und die anderen schönen Sachen?" — Diese Fragen taten mir natürlich weh, und ich begann die Leute zu trösten, soweit ich eben konnte. Zuletzt versprach ich ihnen, ich wolle an die guten weißen Leute jenseits des Meeres schreiben und ihnen ihre Not und ihre Wünsche und Bitten schildern; diese würden ihnen dann sicherlich helfen. Da hellten sich ihre Augen wieder auf, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ja, Bruder, tue das! Wir aber wollen inzwischen fleißig beten, daß Gott die Herzen rühre. O jetzt schon freuen wir uns auf die schönen Sachen, und wollen, wenn sie ankommen, für jene guten Weißen beten Tag für Tag!"

Wie, sollen nun diese guten Leutchen in ihrer Hoffnung getäuscht werden, und soll das neue Kirchlein immer so stumm und leer dastehen, wie heute? Vor allem bitten wir daher um eine G l o c k e, die mit ihrer Silberstimme die Schwarzen zum Gottesdienste rufe und sie täglich beim „Engel des Herrn" an das große Geheimnis unserer Erlösung erinnere. Wie erwünscht wären sodann zur inneren Ausstattung ein paar schöne Bilder oder Statuen, an denen die Schwarzen so sehr hängen und die wie eine ständige, stummberedte Predigt auf sie wirken.

Uebrigens kann auch der minder Begüterte ein Scherflein dazu beitragen, der Heller der Witwe hat auch seinen großen Wert, und wir sagen zum voraus für jede, auch die geringste Gabe unsern herzlichsten Dank und ein aufrichtiges „Vergelt's Gott!"

Maria zu den Engeln.

Von Br. Adrian.

(Mit 1 Bilde Seite 83.)

Centocow, Nov. 1912. — Das Werk des Missionars, was ist es anderes als ein Feldzug im Namen und im Dienste des höchsten Herrn, der alle Völker unter seinem Szepter vereinigen will? Das Heidentum soll für Christus gewonnen, die heidnischen Länder seinem Weltreiche einverleibt werden. In diesem großen Feldzug erfordert es die Taktik, daß die eifrigen Missionare als tüchtige Unterfeldherren ihre Vorposten im feindlichen Gebiete immer mehr vorzuschieben sich bemühen.

Ein solcher Vorposten wurde unlängst in der Nähe von Centocow in der Emakuseni-Lokation errichtet und daselbst am 13. Oktober 1912 ein Kirchlein eingeweiht, benannt: „Maria zu den Engeln". Die Gründung dieser Außenstation war ein Herzenswunsch unsers hochw. P. Superiors. Aber Hindernisse verschiedener Art stellten sich der Ausführung in den Weg, und das geplante Kirchlein wurde sein Schmerzenskind. Der erste Baumeister, ein gewisser Isidor von Reichenau, mit welchem der Bau verakkodiert war, wurde schnell vom Tode hinweggerafft. Sein Bruder trat an seine Stelle und vollendete den Bau, so gut es eben ging.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zuletzt waren noch fleißige Brüderhände tätig und brachten das Kirchlein unter Dach. Um so größer war die Freude, als es endlich fix und fertig dastand.

Am genannten Tage zog ganz Centocow in endloser Prozession hinauf nach Emakuseni. Von allen Richtungen strömten Christen und Heiden, zu Fuß und zu Pferd, den Berg hinan zum neuen Heiligtum. Vor den Augen des Beschauers erhebt sich ein massiver Bau aus Stein mit einem schmucken Türmlein. Nach dem Umfang der Mauern zu schließen könnte er wohl Jahrhunderte überleben. Das Innere des Kirchleins ist vollständig zur Feier des Gottesdienstes eingerichtet. Den Altar zieren zwei kniende Engelstatuen. Zwei Oelgemälde, von Schwester Engelberta gemalt, erregen unsere Bewunderung. Das eine stellt die Königin der Engel dar, das andere den hl. Erzengel Michael in seinem Triumphe über den höllischen Drachen. Die letztere Idee ist glücklich gewählt. Wie der erhabene Himmelsfürst den Satan besiegt hat, so soll das Kreuzesbanner die noch heidnische Umgebung von der alten Schlange befreien. — Seitwärts vom Kirchlein dient ein bescheidenes Häuschen dem Missionär zur Unterkunft.

Weit und breit war die Einladung an das Volk ergangen, und jetzt drängten sich die Scharen heran zu der einzigschönen, religiösen Feier. Mit dem Dichter zu sprechen: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Ein buntes Gemisch von Geladenen wogte durcheinander. Priester waren es fünf, dazu das Kontingent der Brüder und Schwestern, die Christen in sonntäglichem Staate, die Heiden in ihrer Urtracht, unter ihnen markige Gestalten mit Umatsha (Lendengürtel) und Kopfring angetan. Der Chief selbst, der uns geneigt ist, hatte zur Feier des Tages europäische Kleidung angelegt. Gegen 11 Uhr nahm die Weihe der Kapelle ihren Anfang. Hochw. P. Emanuel selbst vollzog den heiligen Akt. Darauf hielt Hochwürden P. Marzellin von den äußeren Stufen des Kirchleins aus die Festpredigt. Hochw. P. Damasus zelebrierte das Hochamt, und der Gottesdienst schloß endlich mit dem sakramentalen Segen.

Da brach plötzlich wie von ungefähr aus dem nahen Busch die Musikkapelle hervor. Die Bläser hatten sich eben in ihre Gala-Uniform geworfen. Der Kapellmeister, Hochw. P. Thomas, läßt ein Signal ertönen und sie fallen alle ein, und lustig schallt und widerhallt es in den Bergen.

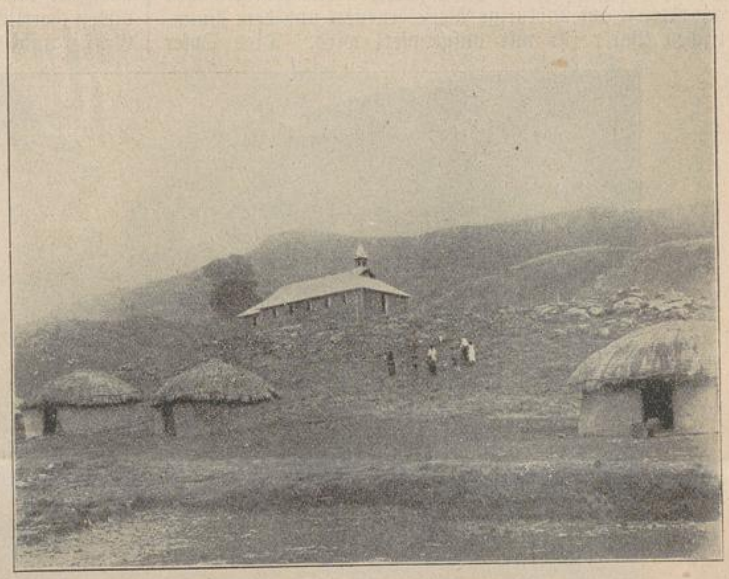
Hierauf ließ man sich gruppenweise nieder, und bald waren dienende Geister zur Stelle, die alle Gäste nach Stand und Rang labten mit Speise und Trank, jedoch mit soviel kluger Berechnung, daß ein jeder und eine jede einen Bissen und einen Schluck bekam.

Von der neuen Filiale aus schweift das Auge über eine stark bevölkerte Gegend, und man kann sich der Wahrheit nicht verschließen, daß die Mission von Centocow ein ausgedehntes Arbeitsfeld vor sich liegen hat. Unten im Tale rauscht der Umzimkulu. Man trägt sich mit dem Plane, den Fluß zu überbrücken und dadurch es dem Volke zu erleichtern, zur Kirche und zur Schule zu kommen.

Leitsterne auf dem Wege des Heiles.

Es ist etwas Großes und Hohes, nach dem Glauben unserer heiligen, katholischen Kirche zu leben, ihre Gottesdienste mitzufeiern und dadurch teilzunehmen an dem unendlichen Schatze von Gnaden und Genugtuungen, der in ihr hinterlegt ist. Nur wahre kindliche Demut, große Herzensreinheit und übernatürliche Erleuchtung führt uns dazu.

Diesen Schatz hat die Kirche aus den unendlichen Verdiensten Jesu Christi, ihres Hauptes, und kraft dieser in dem Blute ihrer zahllosen Martyrer, sowie in den Leiden und Bußwerken ihrer Heiligen und den Gebeten und guten Werken aller frommen Gläubigen; und er steht allen offen, die mit ihr durch den Glauben



Die neue Kirche „Maria Königin der Engel",
gestiftet von zwei Damen aus Amerika.

Was schimmert dort auf dem Berge so fein?
Es ist das Kirchlein so traut und klein,
Es ladet die Schwarzen zum Beten ein.

und die Gnade verbunden und somit ihre wahren Kinder sind. Aus diesem Kirchenschatze wird die Gerechtigkeit Gottes befriedigt, und für die Schwachen und Bedürftigen in diesem, sowie für die armen Seelen im andern Leben bezahlt, was sie selbst zu leisten nicht vermögen.

Jede Stunde hat ihre Gnade; wer sie verstoßt, muß verschmachten. Wie es ein irdisches Jahr mit seinen Zeiten, und wie es eine irdische Natur mit ihren Geschöpfen, Früchten und Eigenschaften gibt, so gibt es auch eine höhere Ordnung zur Herstellung des gefallenen Menschengeschlechtes mit unzähligen Gnaden und tausend Mitteln zum ewigen Heile, geknüpft an ein geistliches Jahr und seine Zeiten. Jährlich, täglich und stündlich reifen in dieser Ordnung die zu unserm Heile uns dargebotenen Früchte.

Die Kinder der katholischen Kirche, welche dieses geistliche Jahr mit seinen Festen und seinem Gottesdienste andächtig feiern, ihr Leben nach seinen Forderungen einrichten, die heiligen Tagzeiten beten usw., diese allein gleichen den treuen Bauleuten und Arbeitern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Weinberge des Herrn und empfangen überfließend seine Segnungen.

Es ist sehr betrübend, daß so wenige mehr diese Gnadenordnung zu kennen scheinen und nach ihr leben. Mit welchem Schrecken wird man einmal sehen, was das Kirchenjahr, was seine Feste, was die heiligen Tage und Zeiten, was die kirchlichen Gebete und Andachten, was die geistlichen Tagzeiten und das Breviergebet der Priester und Ordensleute gewesen! Der göttliche Heiland selber ist es ja, der in dieser Ordnung mit uns lebt und in jeder Gnadenzeit sich uns zum Opfer und zur Speise gibt, auf daß wir Eins mit ihm werden.

Wie barmherzig ist seine ununterbrochene Fürsorge in den vielen tausend heiligen Meßopfern, in denen täglich das Opfer der Genugtuung, sein blutiger Tod am Kreuze auf unblutige Weise erneuert und dem himmlischen Vater für uns aufgeopfert wird. Dies Opfer am Kreuze ist ein ewiges Opfer, ein Opfer von unvergänglicher, ewig neuer, unendlicher Wirkung, welche aber den Menschen in der Zeit, die endlich ist und gezählt wird, zugute kommen soll. Darum wird nach Einsetzung des menschgewordenen Sohnes Gottes dieses hochheilige Opfer täglich erneuert und wiederholt, bis das Zählen aufhört und die zeitliche Welt zu Ende geht, indem er selber sich durch die Hände rechtmäßig geweihter Priester unter den Gestalten von Brot und Wein seinem himmlischen Vater versöhnend aufopfert.

A. K. Emmerich.

Missionsbilder aus dem Maschonaland.

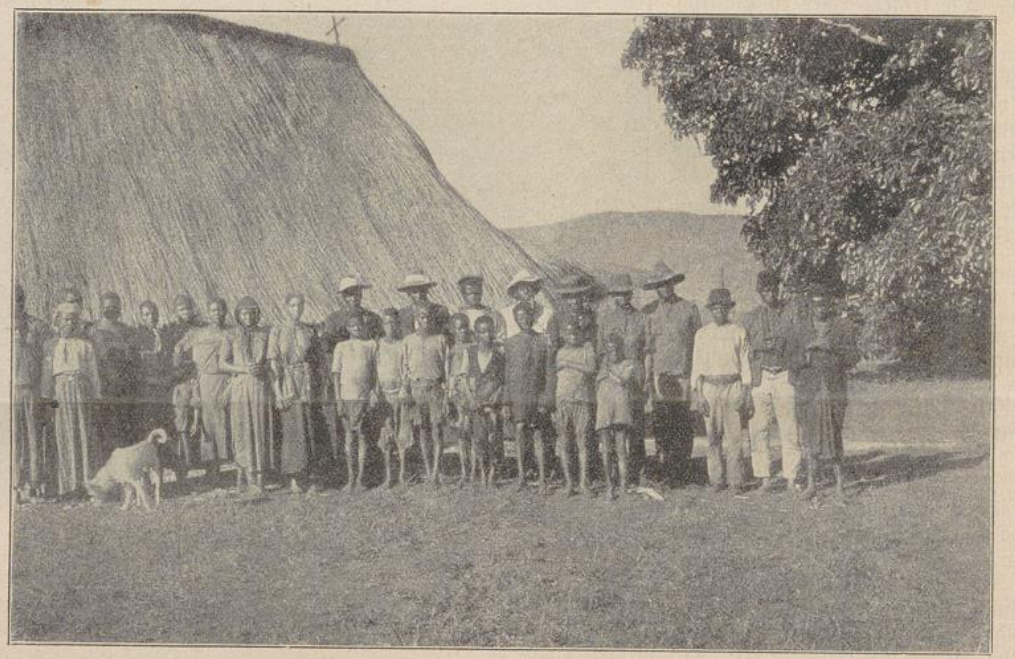
Vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Mit 3 Bildern Seite 84, 85 und 86.)

(Schluß.)

Etwa 70 Kilometer von Triashill entfernt, weit oben im Nordosten von Rhodesia, wo der Gairezi, ein Nebenfluß des Zambesi, das englische Gebiet vom portugiesischen trennt, liegt Scotsdale. Die ganze große Strecke Landes ist von der englischen Regierung für die Schwarzen reserviert, aber zurzeit nur spärlich bevölkert.

Hier haben unsere Missionäre einen jungfräulichen Boden gefunden, unbeeinflußt von anderen Religionsgenossenschaften. Vorderhand bestehen daselbst zwei Außenstationen, die wir, bis sie einen eigenen Namen haben, Scotdale A und Scotdale B heißen wollen. Unsere Priester und Katecheten pflegen den Weg dahin in zwei Tagreisen zu machen; aber welch' ein Weg, wenn man da überhaupt noch von einem Wege reden kann! Wer sich an die Fahrstraße hält, kann auch zu Wagen bis Inyanga, dem englischen Magistratssitze, kommen; das ist etwa ein Drittel des Weges. Hinter Inyanga aber ist die Welt mit Brettern vernagelt. Ich war übrigens als Tourist für alle Reisestrapazen durch die vielen herrlichen Naturbilder, die sich in wunderbarer Größe und Mannigfaltigkeit vor meinem staunenden Auge entrollten, reichlich entschädigt. Hier entzückte mich die weite Fernsicht und dort die üppige Vegetation mit den mannigfachen Palmenarten und buntfarbigen Blumen.



Schule in Scotsdale A., eine Außenstation von Triashill in Rhodesia.

Eines schönen Nachmittags machte eine ganze Herde „Kudus" vor mir Halt. Ich konnte mit Muße ihre herrlichen Geweihe bewundern. Sie hatten von mir auch nichts zu fürchten, da ich nie bewaffnet ging. Fürst „Löwe" ließ sich zwar nicht blicken, aber seine Spuren konnte ich deutlich im Sande sehen. Auf dieser nicht ungefährlichen Reise, die ungefähr eine Woche in Anspruch nahm, erkannte ich den hohen Wert meiner schwarzen Begleiter, sowie meines wackeren Reittieres. Ich hatte nämlich aus unserer Schule in Triashill vier ortskundige junge Männer als Führer und Gepäckträger mitgenommen; das Reittier aber war unser bewährter Maulesel, welcher den Ehrennamen „Schilling" führt. Nie hörte ich aus dem Munde meiner Schwarzen trotz der schweren Lasten, der langen Tagmärsche und der kurzen Nachruhe eine Klage. Und so oft wir an eine besonders gefährliche Stelle kamen, wurde ich von ihnen

gleich aufmerksam gemacht, und wurde mir jedmögliche Hilfe zu teil.

Auch Schilling scheute weder Stock noch Stein, weder Sumpf noch Wasser. Einmal brach beim Abstieg der Schwanzriemen; Sattel und Reiter saßen dem Tiere sofort auf dem Nacken; dieses aber ließ in gewohnter Treue den Reiter ruhig absteigen und den Schaden durch einen Schwanzriemen aus Baumbast, der den ledernen vertreten mußte, ausbessern. Auch dann machte der gute „Schilling" keine Schwierigkeiten, wenn er gezwungen war, an recht schlechten Uebergangsstellen Flüsse zu durchschreiten, wobei er sich oft das Knie an die harten Steinblöcke anstieß oder so tief in den Schlamm einsank, daß er nur mühsam die Beine wieder herausziehen konnte. Kurz, einem so treuen, willigen Tiere ist die beste Pflege und eine lange Lebensfrist zu wünschen, denn es leistet der Mission ganz vorzügliche Dienste.

Der Missionär hat auf solchen Reisen außer etwas Proviant, den nötigsten Kleidungsstücken und einem Feldbett meist auch die Geräte zum Lesen der heiligen Messe bei sich. Welche Freude erfüllt da sein Herz, wenn er gegen alles Erwarten hört, wie durch die schwarzen Burschen, die unsere Missionsschule besuchten und dann zu Hause auch ihre Freunde und Verwandten unterrichteten, die Kenntnis der katholischen Gebete und Gesänge schon bis in diese entferntesten Landesteile vorgedrungen ist. Vor mir war noch kein katholischer Priester hierhergekommen, und dennoch fehlte bei keiner heiligen Messe, die ich auf dieser Reise las, das Rosenkranzgebet und schöner, erbaulicher Volksgesang. So sehr sind unsere Missionsschüler darauf bedacht, das Glück des wahren Glaubens auch ihren armen Landsleuten mitzuteilen, und in der Regel finden sie an ihnen die willigsten Zuhörer. Der liebe Heiland wird daher gewiß wohl zufrieden sein, wenn es bei einem solchen Gottesdienste auch noch so ärmlich hergeht. Den Altar bildete das Feldbett, das mit Stricken aus Baumbast etwas hochgezogen wurde; die Kerzen hielten zwei Kaffernknaben, der Priester bediente sich in Ermangelung eines Meßdieners selbst usw., und dennoch machten die Zeremonien auf das lautlos daknieende Volk den tiefsten Eindruck. Störungen kommen nie vor, und auch die rohesten Heiden folgen der heiligen Handlung mit großer Aufmerksamkeit und Ruhe. Man könnte wirklich meinen, man befinde sich mitten unter einer andächtigen Christengemeinde.

An manchen Orten fand ich alte Hacken an Bäumen aufgehängt, welche als Glocken dienen und die Kraalbewohner am Morgen und Abend zum gemeinsamen Gebet zusammenrufen. Auch dieser Brauch wurde von den jungen Leuten, die in Triashill unsere Missionsschule



Schule in Scotsdale B., eine Außenschule von Triashill in Rhodesia, zwei gute Tagreisen davon entfernt.

besuchten, eingeführt. Den besten und nachhaltigsten Einfluß aber üben sie auf ihre heidnische Umgebung durch ihren frommen, echtchristlichen Lebenswandel aus.

Wir sehen auch hier, die Ernte ist reif . . . . doch der Schnitter sind wenige. O wenn sich doch mehr junge, seeleneifrige Priester fänden, die bereit sind, ihr Heimatland und alles zu verlassen, um hier den Heiden das Evangelium zu verkünden! O daß sie doch b a l d kämen, bevor sich Andersgläubige eindrängen und uns den günstigen Boden wegnehmen! —

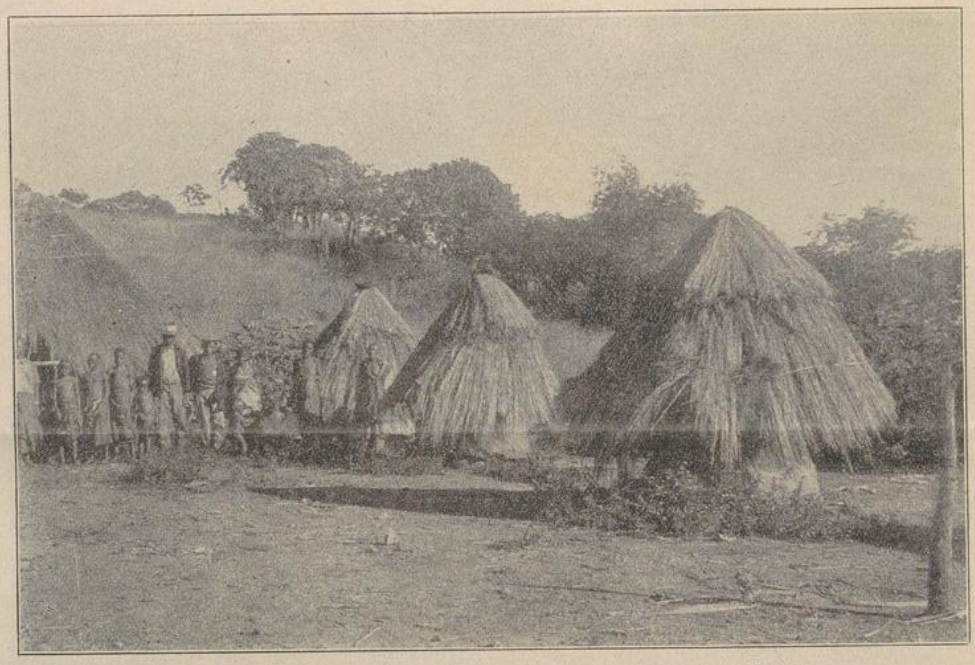
Die Station „Scotsdale A" ist von ihrer Schwester „B" ungefähr sechs Wegstunden entfernt. Bei unserem gegenwärtigen Mangel an Missionskräften kann daher der Gottesdienst nur sehr unregelmäßig dort stattfinden. Es wird einem wirklich das Herz schwer, wenn man von diesen fürs Christentum so begeisterten Seelen wieder scheiden muß, weil auch anderwärts die Neubekehrten auf den Missionspriester warten. O wie traurig sehen diese Leute dem Priester nach, wenn er wieder von ihnen fortgehen muß!

Hinter Inyanga ist mir aufgefallen, mit welch erstaunlichem Fleiße die früheren Bewohner das Land be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

arbeitet haben müssen. Denn man sieht hier auf den Anhöhen terrassenförmig ungeheure Steine und Felsblöcke aufgebaut, die den Zweck haben, das Abrollen des Erdreiches zu verhindern. Man muß sich nur wundern, wie sie das fertig brachten; auch müssen sie einen seltenen Arbeitseifer gehabt haben.

Als ich meinen schwarzen Begleitern gegenüber offen meiner Verwunderung Ausdruck gab, meinten sie, ihre Vorfahren seien nicht nur kräftiger als sie gewesen, sondern auch fleißiger und arbeitsamer. — Uebrigens muß das Land früher ein dichte Bevölkerung gehabt haben, das zeigen die vielen Kraalüberreste an, und dann zwang sie die Not von selbst, die kleinen Parzellen fruchtbaren Bodens, die ohnehin meist künstlich gewonnen waren, durch Steinmauern und Schutzwälle zu sichern.



Fruchthütten am Gairezi, einem Nebenflusse des Sambesi in Rhodesia.

Man zeigte mir dort auch Gruben mit dem sogenannten Eisenstein, der hier in Rhodesia sehr häufig vorkommt, und dessen Gewinnung sich die früheren Bewohner sehr angelegen sein ließen.

Briefe schwarzer Schulkinder.

Jüngst sandten mehrere Kinder unserer Missionsschule „St. Barbara", einer Außenstation von Triashill in Rhodesia (Südafrika) Briefe an ihre geehrten Gönner und Wohltäter in Europa und Amerika, die wir mit beigefügter deutscher Uebersetzung im Urtext (Chimanyika) wiedergeben wollen. Den Reigen dieser Schriftsteller eröffnet ein gewisser Raphael Madzambatire; er ist 14 Jahre alt und zeichnet sich durch große Aufmerksamkeit in der Schule aus. Er schreibt:

St. Barbara-Schule, 15. Nov. 1912.

Wachena wanodikanwa we Yuropu!
Weiße geliebte in Europa!

Kaiwanyi; muri wadi here? Isu tiri wadi.
Seid gegrüßt; seid Ihr wohl? Wir sind wohl.

Tinofara ngekuti mwakatumira isu wafundisi. Tinod-
Wir freuen uns, weil Ihr geschickt uns Lehrer. Wir
zidza zwakanaka. Tinoteta, batsiranyi wafundisi
lernen gut. Wir bitten, helfet den Lehrern
wedu wo nge mari ne zwimwe zwiro zwe kubatsira
unsern doch mit Geld u. andere Sachen zu unterstützen
chikoro. Musanete kubatsira wafundisi wedu, Mwari
die Schule. Werdet nicht müde zu helfen den Lehrern
uchamukomborera. Baba wedu we ku denga
unseren, Gott wird Euch segnen. Vater unser im Himmel
nga agare nemwi mazuwa ese. Munawanga mwese;
möge bleiben bei Euch Tage alle. Lebet wohl Ihr alle;
ndapedza masoko angu nge kuringira
ich habe beendigt die Neuigkeiten meine in der Hoffnung,
kuti Chrismas rinowuya nditora zwiro zwese izwo
daß Weihnachten kommende ich erhalte Sachen alle, die
ndakakumbira.
ich erflehte.

Ndisu wana we kwa St. Barbara-School.
Wir Kinder von St. Barbara-Schule.
Ndini Raphael Madzambatire.
Ich Raphael Madzambatire.

Ein zweiter Schüler, Aloysius Nyanhete mit Namen, läßt sich also vernehmen:

Warungu wanodiwa we mberi kwe nyanza!
Weiße geliebte von jenseits des Meeres!

Tinofara kwazwo ngekuti mwakanaka. Tino-
Wir freuen uns sehr, weil Ihr seid gut. Wir
teta kuti mutumire nhumbi ne mari kune wadzidzisi
bitten, schicket Sachen und Geld zu den Lehrern
wedu, wari kutidzidzisa zwakanaka. Mwari ucha-
unsern, welche uns lehren gut. Gott wird
mukomborera. Ndinobvunza kuti mayi we mudzidzisi
Euch segnen. Ich frage, ob die Mutter des Lehrers

wedu nge wadi here ne mukoma wake nge wadi here
unser ist wohl und älterer Bruder sein ist wohl?
ne tumwana nge wadi here ne washamwari wake nge
und die Kleinen sind wohl und Freunde seine sind
wadi here? Munatuma bachi ne hembe ne burukwe
wohl? Sendet Rock und Hemd und Hose
kuneni, ndiri murombo. Ndinodzidza kwa St. Barbara.
zu mir, ich bin arm. Ich lerne in St. Barbara.
Ndini Aloysius Nyanhete.
Ich Aloysius Nyanhete.

Den Schluß bilde für diesmal ein Brief des zehnjährigen Michael Samhembere, der bei der letzten Schulprüfung vom Herrn Schulinspektor besonders belobt wurde. Der Brief ist an den Hochw. P. Franz Mayr gerichte, der seinerzeit die Mission in Triashill eröffnete, und jetzt als Lehrer n unserm Missionshause in „St. Paul" in Holland weilt. Er lautet folgendermaßen:

Tinomuda zwizhinzhi wanhu we Yuropu. In-
Wir lieben Sie sehr, Menschen Europas. Höret
zwanyi masoko angu. Baba unodiwa kwazwo! Ndi-
Neuigkeiten meine. Vater lieb sehr! Ich
nobvunza kuti muri wadi here, baba unodikan wa kwazwo!
frage, ob Ihr wohl seid, Vater lieb sehr?
Zwino mwakaenda Yuropu, tiri warombo zwino.
Nun seid Ihr gegangen nach Europa, wir sind Waisen nun.
Kuti muchiwuya ino, ndinofara
Wenn Ihr zurückkehren werdet hier, werde ich mich freuen
ne kupembera kukuru. Baba we munandipindura wo,
und frohlocken gewaltig. Vater, bitte, antwortet mir;
garanyi zwakanaka mazuwa ese! Tinamatirenyi pana
lebet wohl Tage alle! Bittet für mich bei
Jesu Kristo. Ndini Michael Samhembere.
Jesus Christus. Ich Michael Samhembere.

(Fortsetzung folgt.)

Hungersnot in Keilands.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

„Wie geht es denn jetzt in Keilands?" dürfte sich schon mancher unserer Wohltäter gefragt haben. „Lebt wohl die Schwester noch, die damals so dringend um Kleidchen für die armen Heidenkinder gebettelt hat, und der wir so vieles schickten?"

Ja, sie lebt noch, sagt allen, die ihr geholfen, herzinnigen Dank und betet mit ihren Mitschwestern und mit den schwarzen Kindern und Neuchristen fleißig zum lieben Gott, daß Er alle diese Gaben mit reichem Segen vergelten möge. — Das Missionswerk geht, wenn auch langsam, doch stetig voran. Unsere Missionsschulen sind beständig im Wachsen begriffen. Kostschulen wie in Natal haben wir hier nicht, sondern nur Tagesschulen; wir wären auch gar nicht imstande, sie zu erhalten, müssen wir doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen froh sein, wenn das wenige, das wir dem steinigen Boden abgewinnen können, für unsere eigene kleine Gemeinde reicht. Wie lange schon entbehren wir alles Gemüse, das doch sonst unsere Hauptnahrung ist; denn es hat hier seit acht Monaten nicht mehr geregnet. Wir hatten um teures Geld einen Sack voll Saatkartoffel gekauft, und sparten fast jeden Tropfen Wasser auf, um die Pflanzen zu begießen. Doch wir ernteten nicht einmal die Aussaat, und die wenigen Knollen, die wir bekamen, waren kaum nußgroß.

Ich habe während meines bald 25jährigen Missionsleben oft bittere Not erlebt und manches Elend bei unseren Schwarzen mitangesehen, aber die hiesige Hungersnot stellt das alles weit in den Schatten. In Natal gingen die Schwarzen, wenn sie nichts mehr zu essen hatten, aufs Feld hinaus und holten das Unkraut heim zum Kochen; hier aber ist, soweit das Auge reicht, kein grünes Hälmchen mehr zu sehen. Nichts, als weißer, glühendheißer Sand am Flußufer, und der Fluß selbst, der den stolzen Namen „Großer Keifluß" trägt, wird bald vertrocknet sein; man sieht fast nichts mehr als die nackten Felsen, die zum Himmel ragen. Manche unserer Schulkinder bekommen bloß alle zwei Tage etwas Weniges zu essen, andere können vor Hunger gar nicht mehr kommen oder bleiben wenigstens mehrere Tage aus. Fragt man sie, weshalb sie nicht gekommen seien, so kann man zur Antwort erhalten: „Da und dort ist ein Baum, dessen Wurzeln man essen kann; die haben wir ausgegraben, um nicht Hungers zu sterben."

Daß es in solchen Zeiten auch viele Kranke gibt, liegt auf der Hand. O welche Not habe ich bei meinen verschiedenen Krankenbesuchen gesehen! Da tritt einem buchstäblich das „verkörperte Elend" entgegen, und wie schneidet es einem ins Herz, dies sehen zu müssen und nicht helfen können! —

Das Vieh ist größtenteils der allgemeinen Not schon erlegen; hie und da sieht man mitten in einer öden Sandfläche ein zum reinsten Skelett abgemagertes Rind stehen und Sand fressen, bis es umfällt und verendet. Kaum ist es tot, so fallen die Schwarzen mit einem wahren Heißhunger über dasselbe her, um das bischen Fleisch abzunagen, das etwa noch an den Knochen hängt.

O mit welchem Bangen schauen die armen Leute zum Himmel auf! Es ist jetzt die Zeit der Aussaat, und wenn nicht bald ein Regen kommt, ist das nächste Jahr noch ein größeres Hungerjahr als das heurige. —

Wer hilft uns beten, daß die schwergeprüften Leute diese Heimsuchung Gottes bestehen? Wer will ein Scherflein geben, ihren Hunger zu stillen. Hier tut schleunige Hilfe dringend not!

Feldküche.

(Siehe Bild Seite 88.)

Hardenberg, November 1912. — Die Prosa des Lebens ist nicht immer ohne Poesie, wie auch die Poesie nicht stets ohne Prosa. Beides gilt in nicht geringem Grade vom Leben des Missionärs.

Die Ritte hoch zu Roß, durch afrikanische Wildnis, Steppe und Wüste, über Berg und Tal sind oft reizendschön. Doch „allzuviel ist ungesund", selbst wenn alles wunderschön und hochromantisch wäre .... Schon oft und oft ging ich um 4 Uhr morgens oder noch früher von der Missionsstation weg, machte einen langen scharfen Ritt, las die heilige Messe, erledigte sodann eine Menge von Seelsorgsarbeiten, wie Beichthören, Unterrichtgeben, Audienzen erteilen, Frieden stiften usw., und kam endlich abends todmüde heim, ohne etwas anderes gegessen zu haben als ein trockenes Stück Brot. Magenkrämpfe, Milzleiden und andere unangenehme Gäste machen sich da mit der Zeit bemerkbarer, als gerade nötig wäre. — Essen mit den Schwarzen, oder auch nur ein Essen von ihnen annehmen, tat ich bis jetzt nur im äußersten Notfalle, wenn ich irgendwo über Nacht blieb. Der Kaffer würde einen mit gar zu kaffrischen Augen anschauen. Wer mit ihm ißt oder gar trinkt, ist eben „Kaffer" in seinen Augen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So habe ich mich denn mit einer Feldküche versehen, und das geht prächtig. Als eines schönen Tages der Photograph mit mir ausgezogen war und er gerade an seinem geheimnisvollen Kasten herumhantierte, spürte ich ein menschliches Regen, zog mich in eine Felsenspalte zurück und — kochte. Er fand mich bald, lächelte, richtete sein großes Auge auf mich und — knipste. So kam ich samt Ofen, Erbswurst und Kaffee auf die Platte. —

Es war gerade 12 Uhr Mittags, als uns echt deutsche Erbswurstsuppe aus Heilbronn mit Natalkaffee zu weiteren „künstlichen" Unternehmungen den nötigen Mut verlieh. P. Chrysostomus Ruthig.

Der Tod ein Seelenarzt.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Vor etwa sieben Jahren kam ich als neugeweihter Priester nach unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie. Die praktische Seelsorge war mir natürlich noch fremd, und doch wartete meiner schon am ersten Tag nach meiner Ankunft ein merkwürdiger Fall:

Es war Sonntag nachmittags, und ich hatte eben die Segensandacht beendet, als ich zu einer schwerkranken Person gerufen wurde. Da der betreffende Kraal in der Nähe lag, machte ich mich sogleich zu Fuß auf den Weg. Bei meiner Ankunft fand ich eine ältere, überaus korpulente Frau, die, wie es schien, eben daran war, ihre Seele auszuhauchen. Sie war bewußtlos, sprach nichts, sah nichts, hörte vielleicht auch nichts mehr. — Ich gab ihr schnell die Absolution, griff nach dem Kranken-Oele und erteilte ihr mit einer einzigen Salbung auf die Stirne das heilige Sakrament der letzten Oelung, denn ihr Lebenslichtlein wollte, wie es schien, schon im nächsten Augenblick erlöschen.

Doch siehe, nach ein paar Minuten atmete sie wieder tief auf, doch das Bewußtsein kam nicht zurück. Ich führte nun nach kirchlicher Vorschrift die heiligen Salbungen zu Ende, und betete ihr, weil ich doch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß sie noch hörte und mich verstand, kurze Akte der Reue, des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, sowie der Ergebung in Gottes heiligen Willen vor, gab ihr die Generalabsolution und verrichtete zuletzt noch die Sterbegebete. Ihr Zustand änderte sich nicht; ich selbst kehrte erst am späten Abend nach Hause zurück.



P. Chrysostomus Ruthig bereitet sein „mittäges Frühstück".

Die arme Frau aber hatte noch drei Tage lang mit dem Tode zu ringen, bis sie endlich Mittwoch früh von ihren Leiden erlöst wurde. Es war die Mutter des in unserer Mission sehr bekannten Georg Mgwazi. R. I. P.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich später in „St. Michael". Ein Bübchen von ungefähr 5 bis 6 Jahren verweilte in unserer Kostschule und war stets frisch und munter. Eines Tages mußte der Kleine ins Krankenzimmer; er war unwohl, doch schien die Sache gar nicht gefährlich zu sein. Da klopft es plötzlich in der Nacht um 11 Uhr an mein Fenster. Ich möge gleich kommen, hieß es, der kleine Petrus liege am Sterben! — Und wirklich: wie ich, unverzüglich dem Rufe Folge leistend, an die Lagerstätte des Knaben trete, schien er eben zu sterben. Schnell gebe ich ihm, wie in dem oben angegebenen Fall, die letzte Oelung. Das eine Auge des Kindes war schon ganz gebrochen und nur noch ein wenig geöffnet, während das andere noch ein wenig frischer aussah. Doch das Ende kam noch nicht; das beständige Ringen mit dem unerbittlichen Tode dauerte von Samstag abends fort bis Dienstag nachmittags, wo der Kleine endlich still und friedlich seine Seele aushauchte.

Warum ließ der Herr das Kind so lange leiden? Ich vermute, zur Sühne für die Sünden seiner Eltern und um diese wieder auf bessere Wege zu bringen. Denn dieselben waren allerdings Christen, lebten aber leider noch schlimmer als viele Heiden. Sie hatten sich von einander getrennt, und die Mutter hatte sogar die Kleider weggeworfen und ging offen wie eine Heidin umher. Da hört sie von der schweren Erkrankung ihres Kindes. Sie kommt und sieht mit Schrecken das Elend ihres armen, unschuldigen Kindes. Auch der Vater eilt herbei. Beide bekennen offen, Gott habe um ihrer Sünden willen ihr Kind so schwer gestraft und geloben Besserung. Sie hielten auch

Wort; die Mutter legte wieder christliche Kleider an, und beide gingen wieder zu den heiligen Sakramenten. So war der Tod des Kindes die Ursache geworden zur geistigen Auferweckung der Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — In der ersten Hälfte des Monats September 1910 kam Gabriele, eines unserer Marienhausmädchen, zu mir und sagte: „Vater, in Springvale, auf der Farm des Tom Clarence, liegt Aaron, einer meiner Verwandten, schwerkrank darnieder. Er läßt dich bitten, daß du ihn besuchest und ihn taufest."

Nach einigen Fragen stellte sich heraus, daß der Kranke als kleiner Knabe in der englischen Hochkirche getauft worden war. Später aber, in den zügellosen Jugendjahren, hatte er dem Christentum Valet gesagt, die europäischen Kleider ausgezogen und dann wie ein Heide fortgelebt.

„Aber Gabriele", entgegnete ich, „der Kranke, von dem du sprichst, ist ja schon getauft, wenn auch von seinem Glauben wieder abgefallen. Wie sollte ich ihn also nochmals taufen? Ich könnte ihn höchstens in die katholische Kirche aufnehmen, falls er die rechte Gesinnung hätte."

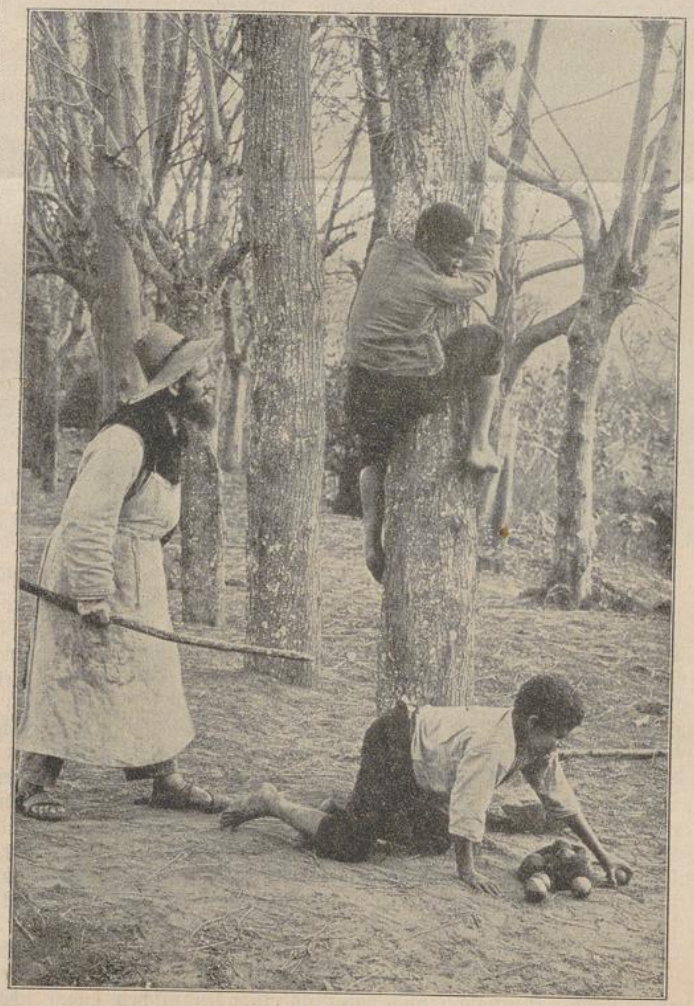
„Baba, das ist schon richtig, und das alles weiß ich recht gut; ich wollte dir nur überbringen, was mir der Kranke gesagt hat. Bitte, geh' zu ihm, er ist mein Verwandter, ist schwer krank und hat ein großes Verlangen nach einem katholischen Priester."

„Gut," sagte ich, „ich werde bei erster Gelegenheit nach ihm schauen." — Offen gestanden, ich fühlte geringe Lust in mir, unter sotanen Umständen einzugreifen. Er war in der Hochkirche getauft, dann abgefallen, hatte so lange wie ein Heide gelebt, wohnte gegenwärtig auf der Farm eines Engländers, der ein guter Freund eines protestantischen Prädikanten war, kurz, Gründe genug, mich vorerst zurückzuhalten und die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Es vergingen einige Tage, da — es war am 13. September 1910 — kamen an einem einzigen Tage drei Boten, zuerst Gabriele, dann ein Kaffer, endlich mein Katechet, und jedes überbrachte die gleiche Meldung: Aaron lasse mich dringend bitten, zu ihm zu kommen, von seinem Prediger wolle er nichts wissen, er wolle katholisch werden, und ich solle ihm helfen. Was nun? Es war schon Abend, bis zum betreffenden Kraal waren es gut zwei Stunden, der Weg schlecht; dazu sollte ich am nächsten Morgen nach Pambinyoni gehen, dort die hl. Messe zu lesen... Die schließliche Entscheidung lautete: „Gut, morgen, nach beendigtem Gottesdienst in Pambinyoni werde ich zu ihm kommen; bis dahin möge er sich gedulden."

Um 5 Uhr früh am nächsten Tag machte ich mich schon auf den Weg nach Pombinyoni. Albert, der Katechet, begleitete mich. An Ort und Stelle hörte ich zunächst einige Beichten, las dann die heilige Messe, gab Unterricht und schlichtete noch dies und das, bis ich mich endlich auf dem Weg zum Kranken machen konnte. Es war ein heißer, schwüler Tag. Gegen drei Uhr nachmittags kamen wir endlich nach langem Ritt über Berg und Tal in einer Schlucht an, wo wir die Hütte des Kranken fanden. Wir wurden von den Leuten, die meist der englischen Hochkirche angehören, recht freundlich empfangen. Der Patient selbst, ein wahre Jammergestalt, lag, in seine Decken eingewickelt, am Boden. Er bezeugte mir seine unverhohlene Freude, daß ich gekommen und erneuerte sofort seine Bitte um die heilige Taufe.

Ich frug ihn nun selbst, ob er denn nicht schon getauft sei, und weshalb er denn mich rufe, und nicht seinen Prädikanten. Da erzählte er mir nun mit matter, gebrochener Stimme offen und ausführlich seinen ganzen Lebenslauf, wie er als kleiner Junge getauft worden sei, wie er dann alles, was ihn ans Christentum erinnerte, weggeworfen habe, um wie ein Heide zu leben. Jetzt aber, da der Tod nahe, wolle er alles wieder in Ordnung bringen und mit Gott sich aussöhnen; sein Umfundisi könne ihm nicht helfen — es sei auch zweifelhaft, ob er zu ihm kommen würde, — ich, ein katholischer



Jugend hat keine Tugend.

Priester, könne und müsse ihm helfen; ich solle ihm nur sagen, was er zu tun habe, er sei zu allem bereit. . . .

Eine bessere Disposition konnte ich mir einfach nicht wünschen. Ich begann sofort meinen Unterricht, faßte mich aber so kurz als möglich, denn der Kranke war sehr schwach und elend. Er hatte die Lungenschwindsucht im höchsten Grad, und sein Lebenslichtlein konnte jeden Tag auslöschen. Er merkte auf alles genau auf — nicht minder die protestantische Umgebung —, gab klare, präzise Antworten und stimmte allem bei. Nachdem ich ihm das Notwendigste beigebracht hatte, richtete ich alles her, um ihn in die katholische Kirche aufzunehmen. Eine Kiste mußte als Altar dienen, darauf stellte ich ein kleines Kruzifix und zwei brennende Kerzen. Dann zog ich Rochet und Stola an, nahm das Rituale zur Hand und sagte ihm in kleinen Sätzen, die er wortgetreu nachsprach, das Tridentinische Glaubensbekenntnis usw. vor und ließ ihm zum Schlusse die Hand aufs Evangelium legen. Als Zeuge fungierte Albert, der Katechet. Die Beicht machte ich ihm durch Fragen tunlichst leicht, — hatte er mir doch schon zuvor alles frei und offen gestanden, — dann wiederholte ich bedingungsweise die heilige Taufe und spendete ihm ebenfalls bedingt die Absolution. Wer war nun glücklicher, als unser Josef Aaron! Er fühlte sich frei von Sünden, war ein Kind der heiligen katholischen Kirche und sah nun getrost seinem Ende entgegen.

Es war schon ziemlich spät geworden, bis alles fertig war, und es war für mich und Albert hohe Zeit, an die Rückkehr zu denken, wenn wir vor Einbruch der Nacht wenigstens aus den schlimmsten Löchern und Schluchten heil herauskommen wollten. Ich nahm von Josef Aaron, der mir herzlich dankte, Abschied; es war auf Nimmerwiedersehen. Sechs Tage darauf stand seine Seele schon vor dem ewigen Richter. Möge, so hoffe und wünsche ich, ein gnädiges Gericht über ihn ergangen sein! R. I. P.

Herzenseinfalt unserer Kaffern.

Vor nicht gar langer Zeit war hier in Centocow eine Beerdigung, bei der sich auch viele Heiden einfanden. Unter den Leidtragenden war nun auch ein altes Männchen, das noch nie unsern Gottesacker gesehen hatte. Während nun das übrige Volk um das Grab herumstand und Zeuge war, wie der Priester Leiche und Grab einsegnete, schaute der hochbetagte Mann unverwandten Blickes zu dem Kruzifix hinauf, das in der Mitte des Friedhofes steht.

Lange, lange betrachtete er den schmerzlichverwundeten Leib des Herrn am Kreuze, der da so grausam mit Händen und Füßen am Kreuzesbalken angenagelt war. Endlich wandte er sich an den neben ihm stehenden Bruder Eduard mit der Frage: „Warum gebt ihr denn dem armen Manne, der da oben hängt, kein Essen? Sein Leib ist ja schon ganz abgemagert und eingefallen; der muß großen Hunger haben!"

Der Bruder bemüht sich nun, dem guten Manne begreiflich zu machen, daß das, was er sehe, kein lebender Mensch, sondern nur das Bild unseres göttlichen Erlösers sei, das kein Essen benötige. Der Heide schaute ihn mit großen Augen an; er konnte es lange nicht fassen und meinte immer wieder, das Bildnis lebe und bedürfe dringender Nahrung. —

Ein anderesmal wollte man gelegentlich einer photographischen Aufnahme auch das Bild einer heidnischen Frau haben. Anfangs stellte sich die betreffende Person ruhig und harmlos unter die übrige Gruppe. Da fällt ihr auf einmal ein, daß sie, die erst kürzlich von einer längeren Krankheit genesen war, noch recht mager und entkräftet sei. Flugs eilt sie mit der Frage auf mich zu: „Schwester, sag' mir, werde ich immer so hager und elend bleiben, wenn ich mich jetzt in diesem Zustande photographieren lasse?" — Auf die wiederholte Versicherung hin, daß sie trotzdem wieder gesund und stark werden könne und daß das kränkliche Aussehen auf dem Bilde gar keinen Einfluß auf ihre Gesundheit haben werde, beruhigte sie sich endlich und ließ sich mit den übrigen photographieren. —

Bei Gelegenheit einer größeren Tauffeierlichkeit fragte man ein Kaffernweib, welch' neuen, christlichen Namen sie sich wünsche. Die prompte Antwort war: „Oberin". Sie hatte nämlich bemerkt, daß eine der Schwestern immer mit diesem Namen angeredet werde und daß sie sogar einen gewissen Vorzug vor den übrigen habe und allerlei anordnen und kommandieren dürfe. Das imponierte ihr, und deshalb wollte sie ebenfalls so heißen. Da gab es nun eine lange Auseinandersetzung, um der guten Frau halbwegs begreiflich zu machen, daß das Wort „Oberin" nur ein Titel, nicht aber der Name einer himmlischen Schutzpatronin sei. Zuletzt ging ihr doch ein Lichtlein auf, und sie wählte sodann den Namen Eugenia.

Ein altes Mütterchen wurde vor der Taufe ebenfalls gefragt, welch' schönen Namen sie sich ausgewählt habe. Sie erwiderte: „Ich möchte Koletta heißen; aber nicht den Namen unserer schwarzen Koletta habe ich mir ausgewählt, die ein bloßes Mädchen in eurem Marienhause ist, sondern den Namen der Schwester Koletta, der Mutter des Marienhauses". Alle Versuche, sie aufzuklären, nutzten nur wenig; sie sagte heute noch, sie heiße Koletta, aber keineswegs wie das schwarze Marienhausmädchen, sondern Koletta, wie die weiße Schwester.

Ein Missionsritt nach dem Ibisital.

Emaus, 15. Juli 1910. — Letzten Sonntag sollte ich im Ibisital, in einer dem hl. Franz Xaverius geweihten Außenstation, die hl. Messe lesen. Ich wollte den kürzesten Weg wählen, da ich mich aber zwischen den endlosen Bergen und Schluchten verirrte, wurde er für mich der längste. Es ist überhaupt hierzulande nicht ratsam, vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, es sei denn, man kenne jeden Weg und Steg ganz genau.

Zum Glücke traf ich nach längerem Umherirren einen Mann, der mir die gewünschte Auskunft geben konnte. Ich kannte ihn gut; er ist noch ein Heide, hat aber doch schon mehrere seiner Kinder bei uns taufen lassen; auch hatte ich eine seiner Frauen, die sich in letzter Stunde bekehrt hatte, begraben. Er war heute im Sonntagsstaat, d. h. er hatte Schuhe an, eine neue Hose und einen Soldatenmantel und hatte um den Kopf ein neues Tuch gewunden. Damit glaubte er den Tag des Herrn genügend gefeiert zu haben. Auf die Frage, weshalb er nicht in die Kirche, zur Predigt und zum sonntäglichen Gottesdienste gehe, erwiderte er, dazu sei er noch viel zu jung, auch habe er dazu gar keine Zeit, weil er auf seine Ochsen und Ziegen aufpassen müsse. Letzteres war die reinste Lüge, denn er war nur deshalb auf eine Bergeshöhe hinaufgestiegen, um von dort aus eine schöne Umschau halten und ausklügeln zu können, wo etwa ein Biergelage stattfände, bei dem er sich gütlich

tun könnte. Nun, zur rechten Zeit wird der Herr diesen Kunden schon in seine Schule nehmen.

Mir wies er übrigens den rechten Weg, so daß ich um 10 Uhr vormittags, also gerade zur rechten Zeit beim bezeichneten Missionskirchlein ankam. „St. Xaverius' hat eine wunderschöne Lage, man genießt von dort aus eine herrliche Aussicht über die ganze weite Umgebung. Das Kirchlein selbst ist aus Basaltsteinen erbaut und mit Wellblech gedeckt. Auch für den Priester ist eine bescheidene Wohnung da, und ein Holzgerüste dient als provisorischer Glockenturm. Das Innere des Missionskirchleins sieht noch recht leer und ärmlich her; der Boden ist mit Ziegelsteinen ausgelegt. Die schönste Zierde einer Kirche bilden übrigens fromme, andächtige Christen, und diese waren hier schon zu finden. In beträchtlicher Anzahl waren sie von allen Himmelsgegenden herbeigekommen; auch Katechumenen und mehrere Heiden waren darunter. Möglich, daß der eine oder andere von ihnen aus purer Neugierde in die Kirche kam, tut nichts, schon mancher hat auf diese Weise den Weg zum wahren Glauben gefunden. Die schwarzen Neuchristen sangen recht schöne, erbauliche Lieder, und ein Kaffernknabe aus Lourdes spielte auf dem Harmonium.

Hier in der Nähe ist auch ein schöner Wasserfall. Unser Gründer, der Hochw. P. Franz, dachte immer daran, ihn für eine elektrische Kraftanlage auszunützen. Jenseits des Flusses wohnt ein protestantischer Engländer, der uns auch ziemlich freundlich gesinnt ist. Vielleicht ist etwas Eigennutz dabei, denn für einen Farmer in solch' abgelegener Gegend, wo weit und breit keine Stadt und kein Flecken ist, wo er ein zerbrochenes Wagenrad oder einen Pflug usw. reparieren lassen könnte, ist eine große Missionsstation mit ihren verschiedenen Werkstätten ein großer Vorteil.

Nur eins vermißte ich in jener sonst so hochromantischen Gegend: den Wald. In alter Zeit war ein großer Urwald da, doch infolge leichtsinniger Grasbrände ist er bis auf einige kümmerliche Reste zusammengeschwunden. Der Kaffer weiß nichts von einem Waldschutz. Er hackt das schönste Bäumchen um, das ihm gerade taugt, und daß man auch für Nachpflanzung sorgen sollte, fällt ihm im Traume nicht ein. Durch Grasbrennen und Ausholzen für Hüttenbau gehen alljährlich Tausende der schönsten jungen Stämme verloren. Solange da nicht die Regierung mit aller Strenge eingreift, ist auch keine Besserung zu hoffen.

Unterhalb des Kirchenplatzes liegt dem Ibisifluße entlang eine beträchtliche Ebene, die, wenn urbar gemacht, ein vorzügliches Ackerland repräsentieren würde. Doch für uns selbst ist der Platz zu weit entlegen, und die Schwarzen scheuen die Mühe, einen Flußlauf zu regulieren und wildes Gras- und Sumpfland zu kultivieren. Sie begnügen sich einfach damit, weiter oberhalb einige kleine Felder auszuwählen und sie nach ihrer Art zu bestellen. Das kostet wenig Arbeit und trägt ihnen doch soviel ein, daß sie davon leben können. Es wird noch geraume Zeit brauchen, bis sich die Schwarzen zu höheren Ideen aufschwingen.



Eine ungezogene Gesellschaft. Von Henriette Ronner.

Gehet zu Joseph.

Von den vielen Gebetserhörungen, welche uns neuerdings zugingen, seien für diesmal folgende erwähnt:

„Ich war in Geldnot und wußte mir kaum mehr zu helfen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph und an die armen Seelen; und siehe, schon am ersten Tag erhielt ich ganz unerwartet einen recht ansehnlichen Geldbetrag und am dritten einen noch größeren, so daß mir vollständig geholfen war. Ich ließ in schuldiger Dankbarkeit sofort zwei hl. Messen für die armen Seelen lesen. Kurz darauf wurde ich krank und hatte große Schmerzen auszustehen; auch da halfen mir in kurzer Frist die armen Seelen, so daß ich keine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen brauchte." —

Ein Vergißmeinnicht-Leser schreibt: „Vor einiger Zeit bekam ich einen schweren Schlag ans linke Schienbein. Ich war schon früher fußleidend und infolgedessen arbeitsunfähig gewesen und befürchtete daher mit Grund, es möchte sich das alte Leiden wieder einstellen. Ich hätte dadurch meine Stellung verloren und wäre in große Not gekommen. In meiner Herzensangst wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach eine neuntägige Andacht nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Schon am zweiten Tage ließen die Schmerzen nach, und am Schlusse der Novene fühlte ich mich vollkommen geheilt. Leider unterließ ich den versprochenen Dank, bis ich kürzlich in sehr unangenehmer Weise an mein Versprechen erinnert wurde. Drum will ich nicht länger zögern, bekenne offen, daß der hl. Joseph mir geholfen und rufe allen Lesern des „Vergißmeinnicht" zu: Nehmet eure Zuflucht zum hl. Joseph; er hilft in jeder Not!" —

„Konnte vergangenen Winter keine Arbeit finden, fragte überall an, bekam aber regelmäßig eine abschlägige Antwort. Was tun? Ich konnte ohne regelmäßigen Verdienst nicht leben. Da begann ich eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Joseph, und noch bevor ich sie vollendet hatte, bekam ich ein Angebot, das mir für den ganzen Winter Arbeit genug in Aussicht stellte. Drum tausend Dank dem hl. Joseph, dessen Fürbitte mir geholfen!" —

„Ich war in großer Angst. Eine mir nahestehende Person mußte eine schwierige Prüfung machen. Ich betete zum hl. Joseph und zu den armen Seelen und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", um dadurch auch das Vertrauen anderer zu stärken. Da überraschte mich plötzlich ein Telegramm mit der Meldung: „Examen sehr gut bestanden!" — Tausend Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen! Mögen sich alle, die Hilfe brauchen, recht vertrauensvoll an sie wenden." —

„Ich betete mit meinem Manne schon viele Jahre lang täglich die Josephslitanei. Als wiederum einmal eine große Not bei uns anklopfte, verdoppelten wir unsere Gebete und hielten auch zwei Novenen zum unbefleckten Herzen Mariä. Die Hilfe kam auffallend schnell. Am sechsten Tage nach Beginn der ersten Novene wurde meinem Manne eine schöne Stelle in Aussicht gestellt und am dreizehnten wurde sie ihm dauernd zugesichert, so daß unsere Not vollständig behoben war. Drum gehet in allen Lebenslagen zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph; sie vermögen alles am Throne Gottes!"

Schon seit längerer Zeit bemühte ich mich vergebens, einen verlässigen katholischen Dienstboten zu bekommen. Da empfahl ich die Angelegenheit der schmerzhaften Muttergottes und dem hl. Joseph. An Neujahr ward mir in ganz auffallender Weise geholfen. Auch in einer zweiten Angelegenheit, wobei es sich um die religiöse Erziehung der Kinder handelt, scheint die Hilfe der beiden großen Schutzpatrone die Sache zu einem glücklichen Ausgang zu führen. Mein Vertrauen ist neu gestärkt, ich will fleißig weiter beten, bis mir und meinen Kindern dauernd geholfen ist." —

„Ich kam ganz unschuldiger Weise in Gefahr, Ehre und guten Namen zu verlieren. In meiner Not rief ich zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Kurz darauf hat sich alles aufgeklärt; der ungerechte Verdacht ist geschwunden und ich stehe wieder in Ehren da. Darum herzlichen Dank der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph!" —

„Ich kam in Familienangelegenheiten in arge Bedrängnis, rief zum hl. Joseph und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", das ich erst vor zwei Monaten kennen gelernt hatte und dessen Lektüre mein Vertrauen zum hl. Joseph mächtig weckte. Der Erfolg war überraschend günstig, denn es wurde uns in höchst auffallender Weise schleunige Hilfe. Dem großen hl. Joseph sei mein innigster Dank gesagt!" —

„Mein fünfjähriger Sohn erkrankte plötzlich schwer; das Fieber stieg so hoch, daß ich glaubte, er würde den kommenden Morgen nicht mehr erleben. Wir hatten überdies keinen Arzt im Ort, und es herrschte gerade ein so stürmisches Regenwetter, daß ich wohl niemand gefunden hätte, der uns ein Fuhrwerk geliehen hätte, aus der Ferne einen Arzt zu holen. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, und siehe, es ging alles gut. Das Fieber ließ nach und ich brauchte für mein Kind auch in der Folge keine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich schreibe dies der Hilfe des hl. Joseph zu, um so mehr, da in der Nachbarschaft ein Kind in gleicher Weise erkrankte, das nur mit vieler Mühe vom Arzte gerettet werden konnte." —

„Bin Student und lese schon seit Jahren das „Vergißmeinnicht", wodurch ich ein besonderes Vertrauen zum hl. Joseph gewonnen habe. Als ich voriges Jahr in meinen Studien in Bedrängnis kam, wandte ich mich ebenfalls an den großen Heiligen um Hilfe und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung. Und siehe, der hl. Joseph hat mir aufs beste geholfen. Ihm sei aus ganzem Herzen Dank gesagt!"

„Mein Mann hatte sehr an Rheumatismus zu leiden und konnte lange Zeit seinen Berufspflichten nicht mehr nachgehen. Ich begann eine Andacht zu Ehren des leidenden Heilandes und empfahl mich der Fürbitte des hl. Joseph. Kurz darauf hob sich das Leiden meines Mannes ganz merkwürdig schnell, so daß er in Bälde alle seine Berufsgeschäfte wieder erfüllen konnte. Tausend Dank dem lieben hl. Joseph. Mögen alle in ihren Anliegen die Zuflucht zu ihm nehmen!"

„Mit fast fieberhafter Neugierde erwarte ich jedesmal das „Vergißmeinnicht" schon wegen der vielen Berichte über Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph. Heute nun bin ich selber in der Lage, dem hl. Joseph meinen innigen Dank für die Hilfe in einem Anliegen auszusprechen. Schon ein halbes Jahr hatte mir eine gewisse Sache, die ich hier nicht näher andeuten kann, viel Kummer und Sorge gemacht, und alle menschliche Hilfe schien vergebens. Da begann ich mit dem Versprechen der Veröffentlichung eine Novene zum heiligen Joseph; desgleichen versprach ich für einen guten Zweck eine milde Gabe. Doch meine Lage wurde scheinbar immer schwieriger, und gerade am letzten Tag meiner Novene war meine Verlegenheit am größten. Doch,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wo die Not am höchsten, ist Gottes Hilf' am nächsten. So auch hier; es kam mir Hilfe und zwar von einer Person, die mir bis dahin die größten Schwierigkeiten entgegen gesetzt hatte. Ich sehe das für keinen Zufall an, sondern erblicke vielmehr hierin das Walten der göttlichen Vorsehung und die Macht der Fürbitte des hl. Joseph." —

Zum weißen Sonntag!

Mütterchen, dein wilder Knabe,
Heute steht er fromm und bleich,
Ernst in seinem schwarzen Kleide,
Doch das Antlitz freudenreich.
Leise, leise, lass' ihn sinnen,
Heute ist sein großer Tag!
Tief im Kinderherzen innen
Weht des Engels Flügelschlag.
Feucht ins Auge steigt die Freude,
In die Seele dir das Glück;
In das Auge schaut euch beide,
Segen ist ein solcher Blick.

Mütterchen, da steht dein Mägdlein,
Wie ein Engelein geschmückt,
Fast zu zart die schmächt'gen Glieder,
Fast der Blick zu weltentrückt.
Und dein Auge wird dir trübe,
Und dein Herz wird hellstes Licht,
Langer Jahre ganze Liebe
Auf des Mägdleins Locken bricht.
Küß' die Lilie, die reine,
Die zu Gottes Tische geht;
Mutter, segne sie und weine,
Solche Tränen sind Gebet!

Kaffrische Sprichwörter.

„Es ist Blut am Boden des Trinkgefäßes", d. h. Trinkgelage endigen vielfach mit Schlägereien.

„Die Spitze der Nadel geht zuerst durch," d. h. sei genau in kleinen Dingen, und geh' dem Kerne einer Sache nicht durch leere Ausflüchte aus dem Wege.

„Eine Farm grenzt an die andere." Es gibt überall Gefahren und Anlässe zu Streitigkeiten.

„Das Wasser ist unermüdlich im Laufen," so pflegt der Kaffer zu einer Person zu sagen, die ihn durch langes Geschwätz belästigt.

„Aus Morgen wird Uebermorgen," d. h. schiebe eine Sache nicht beständig auf; was du heute tust, ist morgen getan.

„Messer und Fleisch sind niemals gute Freunde." (Warnung vor Streit und ehelichem Zwist.)

„Der Hunger ist unter Kornsäcken versteckt," wird von Leuten gesagt, die auf ihren Reichtum stolz sind.

„Löwen knurren, während sie fressen," d. h. der Geizhals gönnt dem andern nichts, und klagt, selbst wenn er im Ueberfluß lebt.

„Es ist besser, den Feind zurückzutreiben am Hügel, als ihn aus dem Dorfe zu verjagen". (Vorsicht ist besser, als nachträgliche Hilfe.)

„Wir wandern im Bauche eines Ochsen umher", d. h. wir tappen im Finstern.

„Ein Hund, der mit dem Winde kommt". (Ein Mensch, der keinen festen Wohnsitz hat und in den Kraal geht, wo er den fettesten Bissen wittert.)

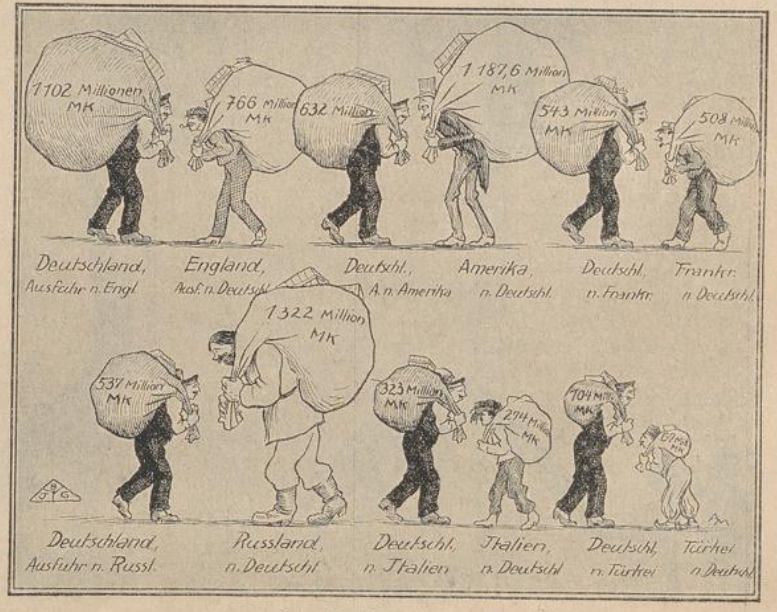
„Es zeigt sich der Fuß eines Pavian", d. h. dieser Mensch ist falsch, er treibt ein verräterisches Spiel.

Ein Riesenwerk moderner Baukunst.

Auf dem Felde der Völkerschlacht bei Leipzig geht jetzt nach zwölfjähriger Arbeit ein Bauwerk seiner Vollendung entgegen, das man zu den gewaltigsten Schöpfungen unserer Zeit rechnen darf — das Völkerschlachtdenkmal. Eine Vorstellung von der Größe dieses Denkmales und der gewaltigen Summe von Arbeit, die nötig war, es zustande zu bringen, geben am ehesten die Zahlenkoriosa, mit denen im Januarheft von „Westermanns Monatsschriften" Dr. Ludwig Weber seinen reich illustrierten Aufsatz über das „Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig" schließt.

Das Völkerschlachtdenkmal mit seinen 91 Meter Höhe ist weitaus das größte und höchste Denkmal Deutschlands. Erst weit nach ihm kommt das Kyffhäuserdenkmal mit 65 Meter, dann der Reihe nach abwärts das Kaiserdenkmal bei der Porta Westfalika mit 61,5, die Siegessäule in Berlin mit 61, das Hermannsdenkmal mit 53,6, die Waterloosäule in Hannover mit 47, das Kaiserdenkmal in Koblenz mit 41, das Niederwalddenkmal mit 38,6, das Kaiserdenkmal in Brandenburg mit 30, die Bavaria in München mit 26,9, das Siegesdenkmal in Leipzig mit 18 und das Siegesdenkmal in Dresden mit 14,6 Meter.

Seinem Umfange entsprechend hat das Völkerschlachtdenkmal weitaus die größte Summe unter den



Der Wert des Friedens.

deutschen Denkmälern erfordert (5½ bis 6 Millionen), und doch ist die Bausumme verhältnismäßig niedrig, wenn man bedenkt, daß das Kyffhäuserdenkmal, zu dem ungefähr nur der sechzehnte Teil an Baumaterial nötig war, 2½ Millionen Mark gekostet hat. An Granit wurden für das Völkerschlachtdenkmal rund 12 000 Kubikmeter verbraucht, an Zementstampfbeton etwa 100 000 Kubikmeter. Dazu wurden ungefähr 290 000 Zentner Zement verwendet, die auf einem Güterzug verladen gegen 1500 vierachsige Wagen gefüllt und einen Zug in der Länge von fast 15 Kilometer ergeben hätten. Das Holzgerüst kostete rund 250 000 Mark. Wenn man die einzelnen Balken aneinanderlegte, so ergäbe sich eine Länge von Leipzig nach Breslau. Die größten der verwendeten Granitquader wiegen bis 360 Zentner und kosten bis zu 700 Mark das Stück. Für die Kolossalfiguren in der Ruhmeshalle waren je 100 bis 120 Steine von einem Durchmesser bis zu 1½ Meter nötig. Und endlich: der sächsische Staat wird an den 24 zugunsten des Denkmals veranstalteten Lotterien etwa 2½ Millionen Mark an Stempelabgaben verdienen.

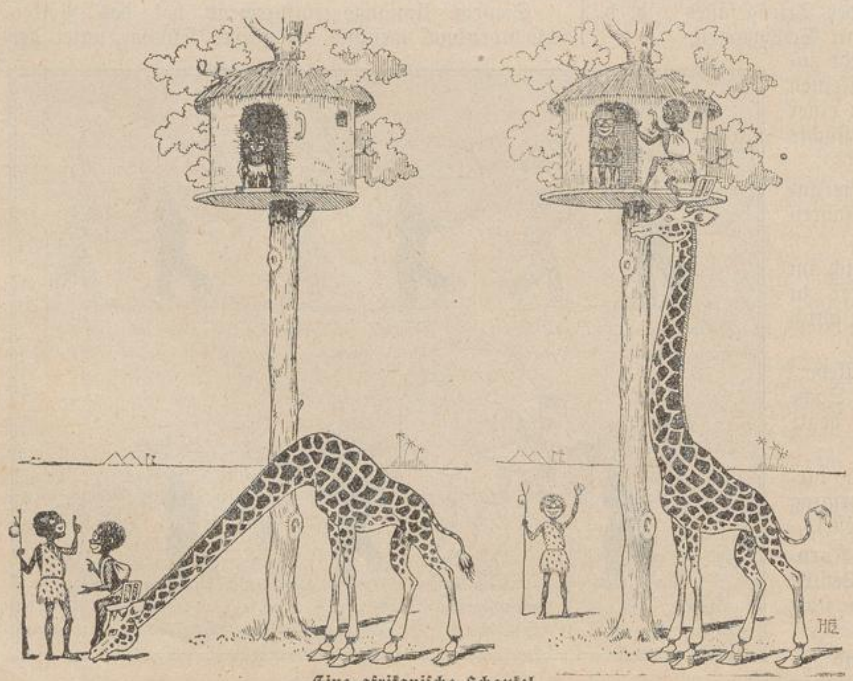
Eine schöne Tat.

Aus Sofia wird folgende rührende Episode aus der Schlacht von Mustapha-Pascha berichtet: Mitten in dem wütendsten Ansturm eines bulgarischen Regiments gewahrte sein Kommandant Oberst Kurikow plötzlich auf der Straße ein kleines, fünfjähriges Mädchen, das von seiner Mutter auf der wilden Flucht verloren worden war. Im nächsten Augenblick wären die Pferde bereits über das Kind hinweggegangen, da sprang Oberst Kurikow vom Pferde, machte die paar Schritte, die ihn vom Kinde trennten, hob es auf seine Arme und wandte sich zurück, um wieder aufzusitzen. In diesem Moment kam jedoch eine Granate geflogen, die das Pferd in Stücke riß, während der Oberst, der sonst sicher verloren gewesen wäre, verschont blieb. So war die Tat, durch die er dem Kinde das Leben gerettet hatte, zur Rettung seines eigenen Lebens ausgeschlagen, und in seiner Rührung hierüber ließ Oberst Kurikow das Kind aus der Feuerlinie bringen. Nach der Schlacht ließ er das kleine Wesen dann, da dessen Eltern ja unter den obwaltenden traurigen Umständen nicht zu eruieren waren, zu sich nach Hause, nämlich nach Sofia bringen, wo er mit Frau und sechs Kindern wohnhaft gewesen war. „Nimm es auf als unser siebentes" — schrieb er dazu seiner Frau — „es wird an unserm Tisch noch ein Platz sein für ein so armes Kind."

Aufschub der Bekehrung.

Je länger man die Bekehrung hinausschiebt, um so **schwieriger** ist sie. Hat man sich ein Glied verrenkt, so muß es **gleich** eingerichtet werden, sonst tritt eine Geschwulst ein und dann ist die Heilung schwieriger. Aehnlich verhält es sich hier. Dringt Wasser in das lecke Schiff ein, so muß man es sofort auspumpen, sonst versinkt das Schiff; entsteht ein Feuer im Hause, so muß man es sofort löschen, sonst brennt das Haus nieder; hat jemand Gift genossen, so muß er es schnell durch ein Brechmittel von sich werfen, sonst ist er verloren. Aehnlich ist es mit der Todsünde. Das Auge duldet nicht den geringsten Splitter, sondern fängt gleich zu tränen an und trachtet, davon gereinigt zu werden; ähnlich sollen wir es machen mit der Sünde. Die Kirche bestimmt daher zur Sündenvergebung keine festgesetzte Zeit, sondern der Sünder kann zu welcher Stunde immer zu Gott zurückkehren.

Je länger man die Bekehrung hinausschiebt, eine um so **strengere Strafe** Gottes hat man zu erwarten. Verlaß dich nicht auf die Langmut Gottes! Je länger du auf deine Buße warten läßt, desto strenger wird dich Gott richten. Denen, welche die Buße bis auf das Totenbett verschieben, nimmt Gott gewöhnlich die Möglichkeit weg, sich mit ihm zu versöhnen. (Matth. 25, 13.) Es ist die gerechte Strafe der Sünder, daß der, welcher nichts Gutes tun wollte, da er konnte, nichts mehr tun kann, da er will. (Hl. Aug.) Christus sagt: „Ihr werdet mich suchen, aber nicht finden." (Joh. 7, 34.) Die Zeit der Gnade ist eben vorüber. Christus verzieh zwar dem Schächer zur rechten Seite des Kreuzes, damit du nicht deiner Sünden wegen verzweifelst; aber es ist nur einer, damit du dich nicht verläßt und die Buße bis zum Tode verschiebest. (Hl. Aug.) Bekehrungen in der Todesstunde sind nicht so sehr Beispiele, als vielmehr Wunder. (Hl. Bern.) Denen, welche die Buße verschieben, ergeht es wie dem Feigenbaume, den Christus ohne Früchte vorfand und sogleich verfluchte. (Matth. 21, 19.)



Eine afrikanische Schaukel.

Wer die Bekehrung verschiebt, ist in Gefahr, unbußfertig zu sterben. Verlaß dich nicht auf den morgigen Tag, da du nicht

weißt, ob dir noch eine Stunde zum Leben übrig ist. (Hl. Aug.) Gott hat zwar den Büßern Verzeihung versprochen, aber er hat ihnen den morgigen Tag nicht versprochen. Auch hat die Buße keinen Wert zu einer Zeit, wo man nicht mehr sündigen kann. Dann hast du nicht die Sünde, sondern die Sünde hat dich verlassen. Endlich verliert der Sünder auf dem Totenbette infolge seiner großen Angst oft die Geistesgegenwart; er wird ebenso ängstlich und verwirrt, wie ein Wanderer, der beim Eintritte der Nacht bemerkt, daß er den rechten Weg verfehlt hat. Außerdem besitzt der Sünder infolge seiner langjährigen schlechten Gewohnheit keine Kraft mehr, um wahre Buße zu tun, ähnlich wie ein Mensch, der lange geschlafen, trotz des Entschlusses, aufzustehen, immer noch liegen bleibt. Die Buße eines Kranken ist sicherlich auch krank, die Buße eines Sterbenden stirbt wahrscheinlich auch. — In einem baufälligen Hause will niemand schlafen, aber in deinem gebrechlichen Körper getraust du dich ganze Wochen, ganze Monate, ja ganze Jahre in der Todsünde fortzuleben. (Hl. Vinz. Ferrerius.) Spirago.

Die Bittschrift unter der Purpurdecke des kaiserlichen Prinzen.

Der Bischof Porphyrius von Gaza kam einst nach Konstantinopel zum Kaiser Arkadius, um diesem eine dringende Bitte vorzutragen. Der Bischof hatte ein Bittgesuch verfaßt und sann nach, wie er dieses Gesuch dem Kaiser in einer für sich vorteilhaften Weise überreichen könnte. Da erfuhr er zufällig, daß man einen neugeborenen kaiserlichen Prinzen (namens Theodosius) bei ihm vorübertrage. Sofort näherte sich der Bischof mit dem Bittgesuche in der Hand dem kaiserlichen Prinzen und legte das Gesuch unter die Purpurdecke, die über das Kind ausgebreitet war. Als die Begleiter des Kindes in den kaiserlichen Palast zurückkehrten, wurde die Bittschrift hervorgezogen und dem Kaiser überreicht. Der Kaiser hatte über diesen klugen Einfall des Bischofs eine Freude und willfahrte — dem kleinen Ueberbringer zuliebe — der Bitte.

Um wie viel mehr wird erst Gott Vater unsere Bitten erhören, die wir seinem eingeborenen Sohn beim hl. Meßopfer mitgeben.

Mein Kreuz.

Am schönsten Tag in meinem Leben —
Zur ersten heiligen Kommunion —
Hat Vaters Freund mir einst gegeben
Ein kostbar' Kreuz! 's ist lange schon.
Dies Kreuz hab ich mit Stolz getragen
Als liebstes Schmuckstück allezeit.
An allen Sonn- und Feiertagen
Trag' ich's wie früher, so noch heut.
Doch wie viel schwerer ist zu tragen
Das Kreuz, das Gott mir auferlegt.
Es drückt mich mehr, als ich kann sagen,
Qualvoll es oft mein Herz bewegt.
Dies schwere Kreuz — du willst es kennen?
Ich denke doch, du ahnst es schon?
Soll ich mit Namen es dir nennen?
Dies schwere Kreuz — es ist mein Sohn!

Eine Abonnentin.

Der Gartenbau als Erzieher.

Welchen Wert der Gartenbau in pädagogischer Beziehung mitunter haben kann, das geht aus Mitteilungen hervor, die Lehrer M. Dankler (Kohlscheid bei Aachen) im „Praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau" macht. Er erzählt: „Ein junger Lehrer meldete sich vor etwa drei Jahren aus einem großen Industrieorte auf eine kleine Schulstelle, ein Dorf, das zur Hälfte von kleinen Bauern, zur Hälfte von Fabrikarbeitern bewohnt war. Ich riet ab, denn der kleine Ort hatte einen schlechten Ruf; besonders die Jugend war verwahrlost und schien alle Untugenden von Bauern- und Fabrikjungen in sich zu vereinigen. Da wurden Obst und Beeren, Blumen und Früchte gestohlen, Obstbäume und Straßenbäume abgebrochen und angeschnitten, die Isolatoren der Telegraphenleitungen heruntergeworfen, und wer nur eben konnte, machte einen Umweg, um das Dorf nicht zu berühren . . . Der junge Lehrer ging hin. Im letzten Herbste hatte ich Gelegenheit, den Ort zu besuchen, und ich muß gestehen, daß ich mich ebenso gewundert wie gefreut habe. Das Dorf ist verändert und seine Bewohner sind verändert. Das Dorf ist verändert, indem die Zahl und der Umfang seiner Gärten sich um das Doppelte und Dreifache vermehrt hat. Dazu sind die Häuser sauberer, an den Fenstern prangen beinahe ausnahmlos blühende Blumen, und Hunderte von jungen Obstbäumen stehen im schönsten Gedeihen. Und wie ist das gekommen? Der junge Lehrer, ein begeisterter Gartenfreund und Obstzüchter, hat die Jugend für Gartenbau und Obstzucht gewonnen. Das ist ein Segen für die ganze Gegend. — Anfangs hat es Mühe und Arbeit gekostet; aber die Herzen der Schulkinder waren doch aufnahmefähig. Auf Ausflügen und Spaziergängen wurden Blumen und Bäume und ihre Eigenheiten besprochen. Das war den Kindern in dieser Art neu und erweckte Teilnahme. Ist aber diese erst geweckt, so schwindet der Zerstörungstrieb. Dann erhielten die Kinder Blumen zur Pflege; die Teilnahme wuchs und auch die Eltern hatten Freude an der Freude ihrer Kinder. Nun galt es, die älteren Burschen zu fangen. Hier machten Spiele den Anfang, wie Fußball, Schleuderball usw. Die Burschen kamen und wurden zutraulicher. Das war ein guter Anfang. Turnmärsche und Ausflüge boten auch hier Gelegenheit, weiter zu arbeiten. Dann sparte man Geld zusammen, um eine größere Obst- und Gartenbau-Ausstellung zu besuchen. Ja, da staunten die halbgezähmten Rangen und die bedauernde Aeußerung des Lehrers: „So etwas bringen wir bei uns nicht fertig" ärgerte und erregte Widerspruch. Stolz waren die Kerle in ihrer Art. „Sollen wir es denn einmal versuchen?" Ja, allgemeine Zustimmung. Der Lehrer hielt fest. Vierzehn Tage darauf hatte jeder Bursche ein paar Bäumchen, und nun wurde gepflanzt, gegraben und gesät. Und der Baumfrevel? Jawohl, die Burschen hätten jeden windelweich geschlagen, der nur ein Bäumchen angerührt hätte. Nun war alles gewonnen. Statt schlechte Streiche auszuhecken, arbeiten die Jugend im Garten, und selbst im Wirtshaus hört man sie über ihre Bäume, Rosen, Gemüsearten usw. sachverständig reden. Mit jedem Tag gewinnen sie ihre Tätigkeit lieber und wenn es so weiter geht, soll im nächsten Jahre eine kleine Gartenbau-Ausstellung veranstaltet werden. Gemüse gibt es schon viel. Mit Obst müssen sie ja noch einige Jahre warten. — Ist das nicht ein Segen für das Dorf und die Gegend? Und das hat der Gartenbau zustande gebracht!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Benütze die Zeit!

Kostbar ist der heutige Tag, die jetzige Stunde, der Augenblick; denn aus solchen Augenblicken besteht die Zeit, gleichwie ein Klumpen Goldes aus vielen Goldstäubchen besteht. Was aber so schnell verrinnt, das ist unser Leben, das sind die Zeitfristen; sie alle münden in den Ozean der Ewigkeit ein. O Herbst meines Lebens, der du so eilig dem Winter zuschreitest, verwandle dich in Frühling! — Umsonst — einen Pfad wandle ich, auf dem es kein Zurückschreiten gibt. —

Se. Eminenz

Kardinal Fürsterzbischof Dr. Nagl von Wien

gest. 4. Februar 1913.

Der hohe Verblichene war stets ein großer Freund und Gönner unserer Mariannhiller Mission. Möge der Herr ihm alles reichlich lohnen! R. I. P.

Briefkasten.

Wir bitten, den Namen und Wohnort recht deutlich zu schreiben. Mitunter sind die Briefe ganz schön geschrieben, bis auf die Unterschrift, die kaum zu entziffern ist. Die Folge davon ist, daß viele unserer Antwortschreiben zurückkommen mit dem Vermerk: „Adressat unbekannt!"

Pyschcz: Betrag dankend erhalten.

Neustadt, O.-S.: Betrag für 2 Heidenkinder, Josef und Maria, erhalten.

Claflin, Kans.: Betrag, 25 Doll., erhalten.

Oberachern: Erhalten.

Tr. Sch., Untermünsterthal: Erhltn. „Gratiarum actiones".

Hartheim: Betrag zur Josephs-Statue dkd. erhalten.

Senden: Betrag für Hdnkd. „Rosina" durch A. Schmidt dankend erhalten.

Frau Charl. Lämmle, Provinz Hannover: Dkd. erhalten.

St. im Allgäu: Dankend erhalten.

Kolbing: Herzl. Vergelts Gott für gesandte Gabe für Mariannhill und St. Paul.

Sonthofen: Betrag für Hdkd. „Kreszentia" dkd. erhalten.

Deggendorf: Betrag für 3 Heidenkinder dkd. erhalten.

E. L.: Betrag dkd. erhalten.

Betrag zur Josephs-Statue und für Harmonium aus Lothringen erhalten.

Langenbruck: Betrag für Erstkommunikanten erhalten.

H. R. i. A.: Dkd. erhalten.

R. M. G.: Erhalten.

Grombach: 50 Mk. dkd. erhalten.

Ein Abonnent des Vergißmeinnicht zu Ehren des heiligen Joseph um eine glücksel. Sterbstunde durch Hochw. Hrn. Pfr. Reiter, Aulzhausen, 100 Mk.

Urmatt: Für 1 Hdkd. v. Sr. M. 21 Mk., als Patin 5 Mk. dkd erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Würzburg, Ampfing, Großheubach, Marktbreit, Niederalteich, Bütthard, Ottobeuren, B., Wttbg., Hartheim, Frankfurt, Oberharthausen, Birnfeld, Fechenbach, Kürnach, Rodheim, Issing, Oberroidham, Zell a. H., Oberlauchringen, Oberachern, Sulz, Bobenheim, Rauenberg, Oberamt Ravensburg, Schönwag, Ruhstorf, Fuchsstadt, Huppendorf, Dahlen, Schömberg, Obergermaringen, Seusel, Hetzles, Hannover, Jengen, Ravensburg, Niederrieden, Waischenfeld, Mengen, Weilheim, Emmelhofen, Bad Dürrheim, Gersfeld, Heimenkirch, Flossing, Konstanz, Steinenstadt, Augsburg-Lechhausen, Zell, Langendorf, Rülzheim, Oberwittstadt, Zeil a. M., Oberwittighausen, Fulda, Wasserlosen, Thiengen, Immelstetten, Buchberg, Grettstadt, Hl. Blut, Gr. i. Ufr., Ullberg, Eigeltingen, Gundelsheim, Höllmühle, Aldorf, Allfeld, Motten, Panholz, Ibach, Cham, Arlesheim, Hausen, St. Fiden, Niedermuhren, St. Gallen, Wildhaus, Wallenstadt, Luzern, Eberdingen, Güttingen, Davos-Platz, Staldenried, Mangwil, Oerlikon, Langgasse, Schönenwerd, Bürglen, Altdorf, Brislach, Wollishofen, Alberswil, Ibach-Schwyz, Escholzmatt, Dußnang, Burgstalden, Bremgarten, Gretzenbach, Oberendingen, Dirschau, Berlin, V. B., Sch., Ratibor, Breslau, Cincinnati, Ohio (2mal), St. Joseph, Mo., Milwaukee, Wis., Albany, N.-Y., Kingston, N.-Y.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

August Hildebrand, Berlin. Barbara Schmitt, Oberwittighausen, Maria Zimmermann. Anna Hundseder und Maria Paringer, Adlkofen. Kaspar Erber, Birnkofen. Sofie Kronenberger und Wilhelm Gomm, Mühlenrente. Helena Schmälzle, Seebach. Franziska Bürk, Kappelrodek, Kath. Mauerer, Birkenhördt. Therese Hefter, Soden. Johann Knüpfing, Würzburg. Johann Warislohner, Pabing. Simon Flieger, Schwaig. Georg Eismann, Kersbach. Franziska und Andreas Kimmig, Nußbach. Marg. Eckmeyer. Louise Schmidt. Margaretha Schmitt, Wohnsgehaig. Wilh. Heil. Josephina Wengler, Röschwoog. Maria Niedermeyer, Riedenberg. Josef Forster. Konstantin Hutter, Mekenbeu. Theresia Maier, Gertrud Schnell, Hartheim. Josef Dorner, Regensburg. Balthasar und Anna Maria Naumann und Katharina Elsesser, Wiesen. Johanna Krauth, Gotteszell. Maria Haas, Bischofsreuth. Kath. Gmelling. Jos. Würsch, Bnochs. Jak. Jos. und Werner Stoffel, Mols. Jul. Mistele, Niedergerlafingen. Maria Furthmüller, Vevey. Johann Suter, Gersau. Jakob Weibel, Andwil. Sophie Häfliger, Adliswil. Christina Wunderli, Auw. Armin Meier, Wettingen Kapl. Hürlimann, Zizers. Pfarrer Friedr. Casuti, Tuggen. Hochw. H. Direktor Dorfner, München. Georg Düll, Ingolstadt. Philipp Zimlich, Fechenbach. Elisabeth Wehinger, Kleineisenbach. Agatha Rauch, Bamberg. Margaretha Thaler, Texas, Nordamerika. Xaver Meier, Baienfurt. Frau Seyller, Pfaffenhofen. Angelina Gehrich, Wiedischbuch. Lorenz Landgraf, Rattelsdorf. Joh. Mahlkorn, Unterzettlitz. Kreszenz Holzapfel, Sitzenberg. Katharina Böller, Zeiskam. Wally Wagner, Mitterteich. Marg. Martin, Zeil a. M. Franziska Haag, Oberwittighausen. Euphrosina Ott, Hofweier. Eva Schwab, Hemhofen. Magdalena Dampfhoffer, Gumbrechtshofen. Anna Schmittner, Wessobrunn. Joseph Schwaiger, Birkach. Joh. und Maria Oefner, Oberschwarzach. Anastasia Krämer, Wonfurt. Nikol, und Elisb. Marg, Kasp., Dorothea und Josef Müller aus Humprechtshausen. Pfarrer Koob, Steinsfeld. Barb. Schuck, Wonfurt. Amandus Belz, Motten. Cäzilia Wüchner, Goßmannsdorf. Michael Gregg, Steinental. Maria Anna Schwarz und Monika Glatt, Hilzingen. Wolfgang Eichenseer, Dornau. Maria Kuchenreuther, Steinweg b. Regensburg. Jos. Gregor und Thomas Mall und Maria Götz, Stein. Rosina Stegmüller, Villenbach. Maria Preßwitz, Altmohrau. Rose Kupe, Detroit, Mich. Mrs. Klocke, Randolph, Nebr. John Dankoi, Hamburg, Iowa. Flora Weiß, Fallsview, Canada. Maria Geis, Milwaukee, Wis. Mrs. Sand, Nebraska City, Nebr. Mathia Zimmer, Milwaukee, Wis. Franziska Zylla, Minneapolis, Minn. Christina Kelinghaus, Beemer, Nebr. Magdalena Keindl, Bird Island, Minn. Joseph Vogel, Dodge, Nebr. Maria Hammerschmidt, Mrs. Heß, Maria Drummer, Kunigunda Fuchs, Barbara Deetz, John Heß, William Auer, Joseph Friese, Maria Dengler, Katharina Lutz, Kate und Viola Kimm, Philipp Darmstadt, Mrs. Saum, sämtliche von Brooklyn, N.-Y.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers, eventuelle Arbeitszeugnisse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 5

Köln a. Rh.
Mai 1913.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Die ältesten und jüngsten Erstkommunikanten in Hardenberg.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was wohl das Bächlein rauschen mag?

„Was wohl das Bächlein rauschen mag?
Es rauscht und singt den ganzen Tag." —
Die Weide sprach's im Flüstertone;
Die Esche lauscht und neigt die Krone.

Und drunten im Hollunderstrauch
Schon lispelt's in den Blättern auch.
Das Veilchen hört's am Dornenhage
Und stellt ans Bächlein gleich die Frage:

„O Bächlein sag', was rauschest du?
Wem singst du ohne Rast und Ruh?
Ich mag bei Tag, bei Nacht dir lauschen,
Ich hör' die Wellen immer rauschen." —

Da hebt das Bächlein an und spricht:
„Warum ich rausche, wißt ihr nicht?
So hört: den ganzen Tag ich singe,
Daß nie des Schöpfers Lob verklinge!"

Wilhelm Edelmann.

Ein kathol. Bischof und die Missionsfrage.

Nachdem auf dem letzten Katholikentage zu Aachen eine Reihe von Rednern, aus dem Laienstande sowohl wie aus dem Klerus, mit zündenden Worten die Missionsfrage erörtert hatten, ergriff zum Schlusse auch der Hochwürdigste Herr Weihbischof Dr. Müller aus Köln das Wort und führte u. a. folgendes aus:

„Wir haben soeben im Geiste die Missionäre geschaut, wie sie durch jene verlassenen Erdteile dahinwandern. Würden wir ihnen begegnen und sie fragen: „Was suchest du hier?" — so würde uns wohl jeder mit dem egyptischen Joseph antworten: „Ich suche meine Brüder." Ja, sie suchen unsere Brüder, sie suchen auch die Brüder Jesu Christi . . . .

Wie können wir ihnen dabei helfen? Ich sage: mit der Liebe unseres Herzens. Diese Liebe wollen wir immer in unsern Herzen entzünden am Glutofen der göttlichen Liebe im allerheiligsten Sakramente. Da liegt die Quelle des Eifers und die Quelle der heiligen Liebe, die uns begeistern soll.

Es ist rühmend hervorzuheben, wie außerordentlich segensreich die katholischen Frauen und Jungfrauen arbeiten, und fast klang ein leiser Tadel gegen die Männer durch, als ob sie noch in etwa zurückgeblieben seien. Deshalb rufe ich hinein in die Versammlung, und ich möchte, daß es hinausklingen möge in alle Welt: Ad vos, ad vos clamatur, viri, an euch, an euch appeliere ich, ihr Männer und Jünglinge! Oeffnet eure Herzen dem apostolischen Eifer, und werdet auch ihr Apostel Jesu Christi!" (Stürmischer Beifall.)

Jetzt denken Sie einen Augenblick, es stehe nicht ein Bischof, sondern es stände vor Ihnen der erste große Heidenmissionär, der hl. Paulus, der würde euch in Bezug auf das Heidenkind das Wort zurufen, das er einst an Philemon schrieb, als er ihm einen Sklaven zuschickte, um dessen Seelenheil er besorgt war: „Nimm ihn auf, als sei es mein Herz!" — Ich meine, dieser Bitte, bezogen auf die armen Heidenkinder, kann niemand widerstehen. Ja, nehmen wir sie auf in unsere tatkräftige Liebe, als sei es unser eigenes Herz, doch, was sage ich? — nein, als sei es das Herz unseres göttlichen Heilandes selber! (Stürmischer Beifall.)

Und welcher Segen und Lohn wird euch dafür werden? Ein reicher Lohn ist schon genannt worden. Wenn wir hier in unserem deutschen Vaterland im großen und ganzen wenigstens die christliche Schule gewahrt und gerettet haben, so ist das ganz gewiß ein Segen des Himmels dafür, daß unsere Kinder mit solchem Eifer und solcher Begeisterung arbeiten im Kindheit-Jesuverein. Der gleiche göttliche Segen wird auch ganz gewiß den Familien zu teil werden, wenn sie in der Weise für die Mission arbeiten, wie es ihnen auf diesem Katholikentage in so trefflichen Worten nahe gelegt worden ist.

Der heilige Chrysostomus sprach einmal das schöne Wort: „Wenn dereinst die Seligen einziehen werden in den Himmel, und wenn der erste Heidenapostel, der hl. Paulus, kommt, so wird man ihn begleitet sehen von den Scharen der Heiden, denen er den wahren Glauben vermittelt hat." Und ich füge bei: „Sie alle, die Sie für das große Werk der katholischen Missionen durch Gebet und Almosen so viel gearbeitet haben, Sie werden, das hoffe ich zuversichtlich, mit den geretteten Heiden ebenfalls in diesem Zuge sein!" (Lebhafter langandauernder Beifall.)

Ablegung der hl. Profeß.

(Siehe Bild Seite 99.)

Der zweite Weihnachtsfeiertag 1912 war wieder ein großer, denkwürdiger Tag in den Annalen Mariannhills. Neun Chorreligiosen legten an demselben ihre ewigen Gelübde ab, während drei Brüder-Novizen zur Ablegung ihrer ersten zeitweiligen Profeß zugelassen wurden.

Es waren der Hochw. P. Adalbero Fleischer, Superior in Triashill, die Scholastiker Fr. Alberich, Clemens, Nikolaus, Willibrord, Joh. Baptist, Reginald und Antonin, und die Brüder Deocar, Othmar und Basilius. Der schönen Feier präsidierte in Stellvertretung des Hochw. P. Abtes, der sich gerade auf seiner Europareise befindet, der Hochw. P. Prior. In der ergreifenden Ansprache, die er dabei hielt, erinnerte er die Profeßkandidaten an die hohe Bedeutung dieses Aktes, ermahnte sie, das Opfer, das sie nun in die Hände des göttlichen Kindes niederzulegen im Begriffe ständen, in Zukunft, wo möglich, täglich zu erneuern und mit Mut und Vertrauen nach dem Beispiel des hl. Stephanus, dessen Fest gerade gefeiert würde, für Christus zu streiten und zu leiden, um dereinst auch vom Herrn die Siegeskrone zu erlangen.

Beim sakramentalen Segen erklangen vom Chore her recht erhebende, vierstimmige Lieder. Feierlich ertönte es von den Lippen der Sänger, die sich am Morgen ihrem Heiland zum Opfer gebracht, in frommer Begeisterung:

„Dein sind wir, Herr, dein wollen wir auch bleiben,
Zu eigen dir uns neu und treu verschreiben!
O schreib' uns selbst in Jesu Herz hinein;
Wir wollen dein, und dein auf ewig sein!"

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

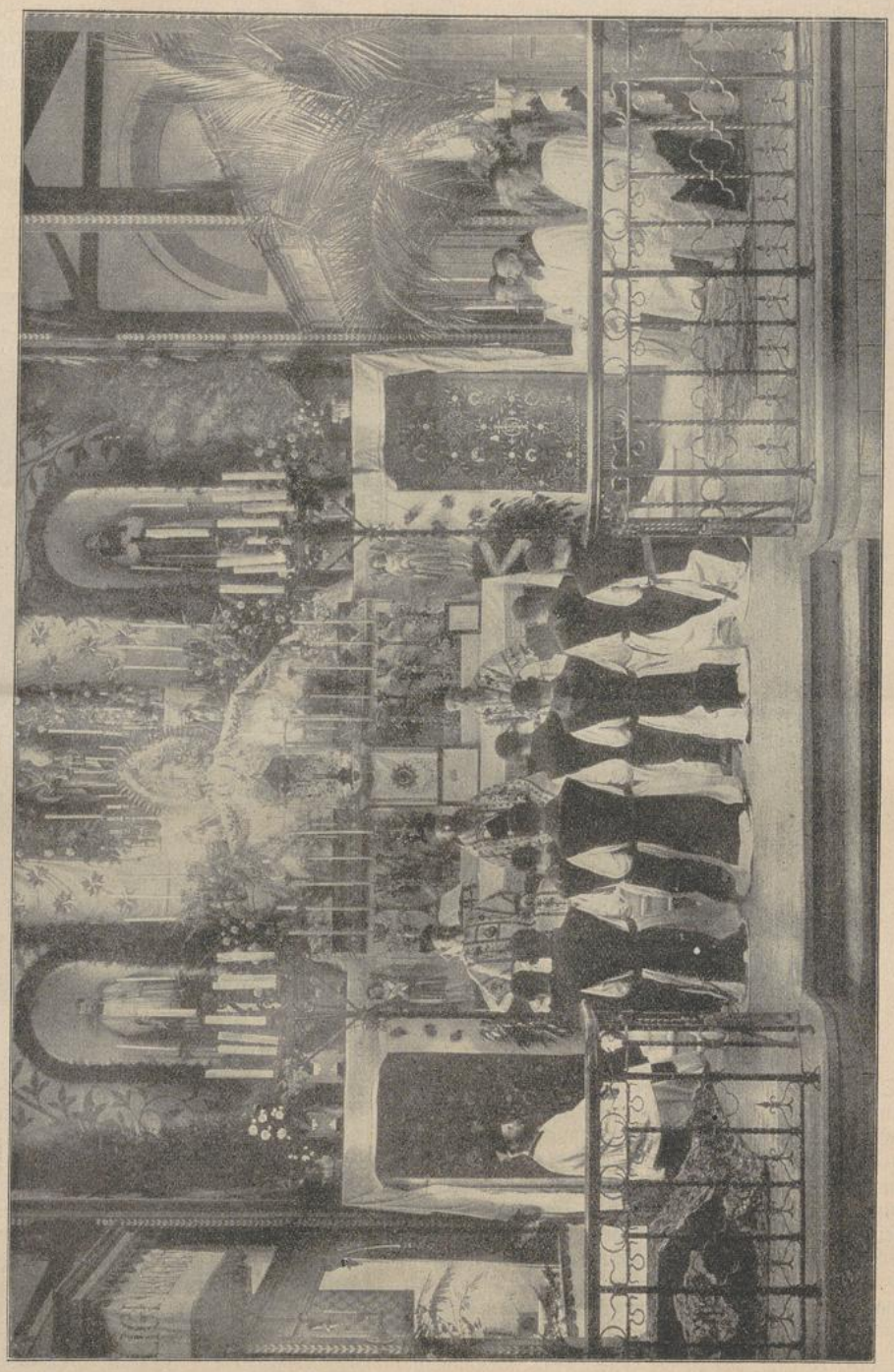
(Siehe Bild Seite 100.)

Bekanntlich finden sich in den Buschmänner-Höhlen viele, noch recht gut erhaltene Malereien. Ich selbst fand

hier in der Nähe unserer Missionsstationen innerhalb weniger Wochen etwa ein Dutzend solcher Höhlen und Grotten. Ob diese Bilder und Malereien wirklich von den Buschmännern herstammen, ließ sich bisher mit Sicherheit allerdings nicht beweisen; ist es aber wirklich der Fall, so war der kulturell so tiefstehende Buschmann in seiner Art ein Künstler. Er malte nämlich an die Wände seiner Höhlen und an die Seiten der steilen Felswände ganz originelle Bilder, zwar roh, doch getreu nach der Natur. In diesen oft sehr schwungvollen Bildern gab er getreulich alles wieder, was ihm aus dem Tierreiche und beim Umgange mit Menschen je zu Gesicht gekommen war.

Ein höchst interessantes, in verschiedenen Farben ausgeführtes Bild fand ich am 20. August 1909 an der Mündung des Ngolosa in den Großen-Keifluß. Ich nahm eine Pause davon und schickte es an Bruder Otto, unsern Maler in Mariannhill. Er schrieb mir folgendes darüber:

„Die eingesandte Pause von den vier Männern ist ein wichtiges Dokument für die Geschichte von Südafrika. Es stellt vier alte seefahrende Handelsleute, Phönizier oder Juden, dar, welche die südafrikanische Küste um dieselbe Zeit besuchten, aus der die in Mariannhill aufgefundene, vielbesprochene Münze*) stammt. Das Bild dürfte ungefähr 2000 Jahre alt sein. Bitte, schreiben Sie mir, befand sich das kopierte Bild in der Höhle, oder im Freien, war es in geschützter Lage oder dem Regenwetter ausgesetzt? Diese Frage ist von Wichtigkeit, um die Güte des angewandten Bindematerials taxieren zu können. Sie sehen, Sie haben einen wichtigen Fund gemacht." — So Bruder Otto.



Ablegung der hl. Profeß in Mariannhill.

*) Diese Münze wurde im Dezember 1898 in einer Gartenanlage des Trappistenklosters Mariannhill ausgegraben. Der Hochw. P. Stratmann, S. V. D., bemerkte dazu im „Anthropos", Jahrgang 1909, Bd. 4, die Uebersetzung aus der hebräischen Quadratschrift ergebe auf der Vorderseite die Inschrift: „Viertes Jahr", und auf der Rückseite „der Be-

Ich schrieb ihm zurück: „Das Bild befand sich ganz im Freien und war vollständig dem Wind und Wetter ausgesetzt. Es war das erste Bild, das wir dort antrafen. Bruder Simon, der mich begleitete, nahm einen handgroßen Stein, klopfte zwei oder dreimal ein wenig daran, und er hatte den Stein mit diesem Bilde, das sich auf einer kleinen Platte befand, in den Händen. Ich nahm es in Verwahr. Die Farben sind noch sehr frisch und gut erhalten, nur der zweite Mann — im ganzen sind es, wie gesagt, vier — war etwas unklar, sodaß wir ihn anfangs gar nicht bemerkten. Ich überstrich das Bild mit Petroleum; nun wurden die Farben noch viel frischer, und plötzlich kam auch der zweite Mann ziemlich deutlich zum Vorschein." — Gegenwärtig befindet sich der Stein mit dem hochinteressanten Bild in unserm Museum in Mariannhill (Natal).

Zirkel, Kreuze usw. Dieser Umstand gab zu der Vermutung Anlaß, der Buschmann sei schon mit den Anfängen der hieroglyphischen Bilderschrift bekannt gewesen. Etwas Sicheres wird sich hierüber wohl kaum feststellen lassen.

Geradezu staunenerregend ist die Haltbarkeit dieser Farben. Es gibt in Kaffraria, den einzelnen Flußläufen entlang Buschmannshöhlen, deren Bilder infolge des häufigen Hochwassers unzähligemale dem Einfluß des Wassers ausgesetzt waren, und dennoch sind die Farben noch so frisch und klar, als wären die Bilder erst wenige Jahrzehnte alt. Die obenerwähnte Steinplatte, die ich am Ngolosa-Flusse fand, war von drei Seiten ganz frei in der Luft, das darauf gemalte Bild wird wegen der Figuren, die es darstellt, auf ein Alter von 2000 Jahren geschätzt und dennoch könnten bei einem



Wandmalereien von Buschmännern bei Reichenau in den Buschmannshöhlen.

Seine Farben entnahm der Buschmann verschiedenen Arten von Ocker. Hatte er den Grundriß entworfen, so benützte er mit Vorliebe schokoladeähnliches Braun, doch fand ich zahlreiche Bilder, wo auch rote, gelbe, blaue, grüne, weiße und schwarze Farbe zur Anwendung gekommen war. Als Beigabe zu den Figuren, die häufig einheimische Tiere und Jagdszenen darstellen, enthalten diese Malereien zuweilen allerlei Zeichen, wie Quadrate,

neuen, auf Stein gemalten Bilde, die Farben nicht viel lebhafter und klarer sein, als sie es hier sind. Die schönsten und besterhaltenen Bilder fand ich allerdings innerhalb der genannten Grotten und Höhlen. Die Witterung selbst hatte ihnen da durchaus nicht geschadet, nur infolge der herabrutschenden Steine und Felsen waren die Farben einiger Bilder verwischt worden.

Ueber die religiösen Ideen und Kulturhandlungen dieser heidnischen Buschmänner habe ich nur wenig erfahren können. Soviel ist sicher, daß sie die Himmelskörper verehrten. Dr. Beck führt drei Gebete an, die sie zur Sonne, zum Monde und einem gewissen Sternbild verrichteten. Auch verehrten sie, ähnlich wie die Kaffern und Hottentotten, die Geister verstorbener Ahnen und Würdenträger; desgleichen glaubten sie an die Existenz gewisser Kobolde und böser Geister. Daß auch die Wahrsager, Regendoktoren und Hexenmeister ihr Unwesen trieben und den dicksten Aberglauben nähr-

---

freiung Sions"; die Münze stamme aus der Regierungszeit des Simon Makkabäus, 143 bis 136 vor Christus. Er fügt bei: „Was diesem Fund eine besondere und einzigartige Wichtigkeit verleiht, das ist der Fundort: Mariannhill in Südafrika. Die vielumstrittene Frage nach dem Charakter und der Herkunft der südafrikanischen Ruinenstädte tritt mit diesem Funde zweifellos in ein ganz neues Stadium." — Gemeint sind die Ruinen von Zimbabye in der Nähe der Goldfelder vom Maschonaland (Rhodesia), woselbst man mit vieler Wahrscheinlichkeit die Stätte des biblischen Goldlandes „Ophir" vermutet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten, versteht sich bei einem so wilden, afrikanischen Volke von selbst.

Seit etwa 50 Jahren sind die Buschmänner aus der Gegend von Keilands verschwunden. Wohin sie zogen, wußte niemand zu sagen. Daß es in verschiedenen Bezirken Afrikas, namentlich in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden, noch immer Vertreter dieser merkwürdigen Menschenrasse gibt, ist bekannt. Auch die Pygmäen, die Stanley am Mondgebirge traf, gehören offenbar zu ihnen. Weshalb zogen sie aus Keilands fort? Der Gründe sind mancherlei, ein starkes Anwachsen der Kaffernstämme, die sich in immer größerer Zahl hier niederließen, der allgemeine Haß gegen die Buschmänner, der infolge ihrer häufigen Diebstähle noch beständig wuchs, namentlich aber eine große im Jahre 1856 ausgebrochene Hungersnot. Da jedoch diese Katastrophe von tief einschneidender Bedeutung für alle hiesigen Eingebornen ist, wollen wir dieselbe in einer eigenen Artikelserie behandeln.

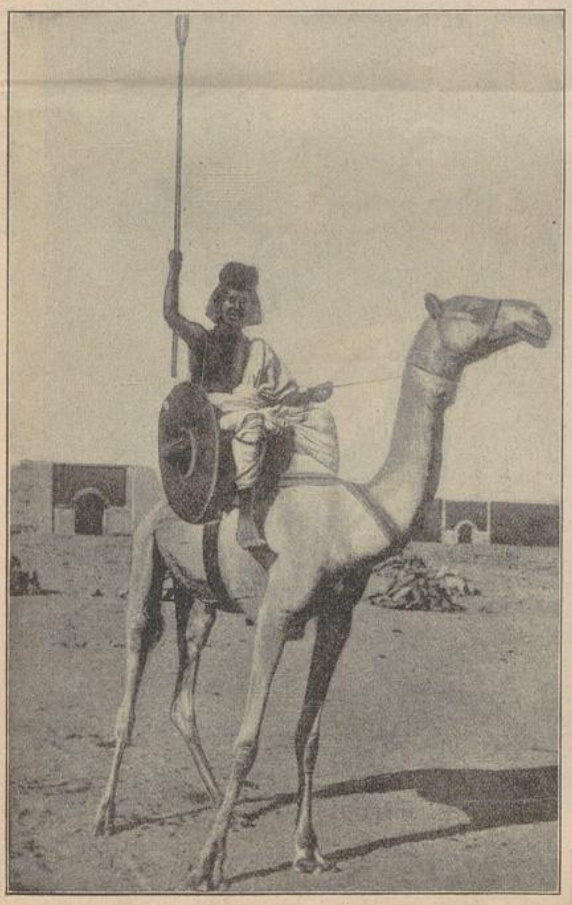
Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit drei Bildern Seite 101 und 102.)

(Fortsetzung.)

Montag, den 6. April 1908, kamen wir nach der Bahnstation Voi und dankten Gott, daß wir endlich die beschwerliche Steppenreise hinter uns hatten. Dafür



Somali Kamelreiter in Aden.

tauchten aber jetzt eine Menge anderer Schwierigkeiten auf. Unsere Eselswagen durften, weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht ins Städtchen hineinfahren. Infolgedessen mußte man alles Gepäck zu dem etwa zwanzig Minuten vom Ausspannplatze entfernten Bahnhof tragen. Unsere schwarzen Fuhrleute aber weigerten sich dessen; erst auf eine gute Bezahlung hin ließen sie sich herbei, uns weitere Dienste zu leisten.



Reimers, Phot., Hamburg. Clichotek, Berlin 68.

Ein junges Rhinocerus.

Dazu mein peinliches Fußleiden! Weiß nicht, wie lang ich brauchte, um die verhältnismäßig kurze Strecke zurückzulegen. Endlich ging es doch. Der Zug sollte um zwei Uhr nachts abfahren, also hieß es etliche zehn Stunden in Geduld warten. Aber wo? Das kleine Hotel war mit Reisenden so überfüllt, daß wir mit unserem Gepäck unter der Veranda Platz nehmen mußten. Es waren zwei Schlafzimmer da, allein einerseits waren auch sie schon besetzt, und anderseits wiesen sie nur ein paar leere Bettstellen, ohne Betten und Kissen auf; denn hierzulande pflegen die Reisenden ihre Schlafdecken selber mitzubringen, was wir aber damals noch nicht wußten. Da hieß es also trotz der großen Müdigkeit auf den Schlaf verzichten. Als einen großen Liebesdienst empfanden wir das freundliche Entgegenkommen einer jungen deutschen Dame, die uns Waschwasser mit allem Zubehör anbot, denn wir waren so voll Staub und Schweiß, daß uns eine gründliche Reinigung noch willkommener war, als Ruhe und Schlaf während der Nacht. Weite, weite Strecken hindurch hatten wir in der wasserlosen, von der afrikanischen Sonnenhitze verbrannten Steppe in einer beständigen Staubwolke fahren müssen. Man bedenke, welchen Staub zehn Lastwagen aufwirbeln, wenn an jedem einzelnen acht bis zehn Esel angespannt sind!

Es war schon spät am Abend, als es uns endlich gelang, etwas Essen zu bekommen. An Appetit fehlte es uns nicht, denn wir hatten den ganzen Tag über nichts anderes gehabt, als ein Stück trockenen Brotes und eine saure Orange, die wir von Kilima mitgenommen. So verging die Zeit. Endlich kam gegen zwei Uhr Nachts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unser Zug; er war schon so besetzt, daß es schwer hielt, noch irgendwo ein bescheidenes Plätzchen zu erobern. Von einem ordentlichen Sitz war keine Rede, denn die Passagiere hatten eine Unmasse Gepäck bei sich. Die meisten waren Engländer und Deutsche, die alle mit dem Schiff nach Europa wollten. Auch hier in den Coupés war alles über und über so voll Staub, daß man kaum wußte, wo man sich hinsetzen sollte. Frau Doktor Braun meinte einmal, sie ersticke noch voll lauter Hitze und Staub.

Um ½3 Uhr nachts fuhren wir ab und kamen gegen Mittag nach Mombassa. Hier begaben wir uns samt unserem Gepäck ins Missionshaus der Väter vom hl. Geist, wo wir auch diesmal gastliche Aufnahme fanden. Unser Schiff, „der Markgraf", traf pünktlich am 10. April ein und sollte noch am gleichen Tage abfahren. Einer der Väter vom hl. Geist, denen wir überhaupt zu großem Danke verpflichtet sind, besorgte unser Gepäck, regelte unsere Sachen beim Zollamt und verhalf uns glücklich an Bord. Der Herr möge ihm und all seinen Genossen die treue Mühewaltung lohnen!

Gegen 6 Uhr abends fuhr das Schiff unter den lustigen Klängen der trefflich geschulten Schiffskapelle hinaus in die hohe See. Nun waren wir wieder auf dem Indischen Ozean. Wir hatten eine gute Fahrt; Schwester Clementine, meine treue Reisegefährtin, blieb von Seekrankheit so ziemlich verschont, ich aber bekam wieder hohes Malariafieber und hatte noch immer viel von dem leidigen Rheumatismus zu leiden.

Am 14. April umsegelten wir das Kap Guardafui, das einem mächtigen, schlafenden Löwen täuschend ähnlich sieht, bogen dann in die Straße Babel Mandeb ein und landeten am 15. vor der englischen Festung A d e n. Aden gilt als der heißeste Ort der ganzen Welt. Ich



Flamingos am Ufer des Nil.

Clichotek, Berlin 68.

wundere mich nur, wovon denn die Leute eigentlich leben, denn ich sah, einen kleinen Garten an der Küste abgerechnet, nicht als kahle, nackte Felsen, ohne Baum und ohne Strauch. Uebrigens ist das Panorama großartig und die Farbenmischung, zumal am Morgen, wenn die Sonne über hohen, zackigen Bergspitzen heraufgezogen kommt, einzig-schön. Das Hinterland muß doch fruchtbar sein, denn es kamen eine Menge Händler mit Südfrüchten an Bord. Sehr stark war auch das Angebot von Straußenfedern; man hätte fast glauben können, man sei wieder in Port-Elisabeth oder in Kapstadt.

Von Aden ging es hinein ins Rote Meer. Die Fahrt von hier bis zur Endstation Suez dauert etwa fünf Tage. Woher das Meer diesen Namen hat, weiß ich nicht, von einer roten Färbung konnte ich wenigstens nichts bemerken. Das Schiff glitt so still und ruhig dahin, daß man fast glaubte, man fahre auf einem See; auch kamen wir zu einer noch günstigen Zeit, im Frühling, denn im Juli und August, im eigentlichen Hochsommer, soll die Hitze oft ganz unausstehlich sein. Im Süden sahen wir das im italienisch-türkischen Kriege viel genannte Perim, gegen Norden zu verengte sich der schon an sich schmale Meerbusen immer mehr, sodaß man beständig rechts und links das Ufer sah, hier Asien und dort Afrika, eines mächtiger und kolossaler als das andere, denn beide Uferstrecken wiesen höchst imposante Gebirgsketten auf. Am meisten bewunderte ich natürlich den Berg Sinai, der am 20. April zu unserer Rechten auftauchte. Es ist dies übrigens nicht ein einzelner steiler Berggipfel, sondern ein großer gewaltiger Gebirgsstock mit einer Unzahl höchst romantisch geformter Zinnen und Zacken.

Am 21. kamen wir nach Suez und fuhren nun 18 Stunden lang durch den weltberühmten Kanal nach Port Said. Da gab es wieder eine Menge neuer Bilder. Die Gegend war flach; an beiden Seiten des Kanals wurde gebaut, denn er soll erweitert und rechts und links mit großen Dämmen und Böschungen aus Stein geschützt werden. Ueberall waren auch Baggerschiffe in Tätigkeit, die Fahrt frei und offen zu halten. Draußen in den vielen Sümpfen und Lagunen sahen wir eine Unzahl stolzer Flamingos und anderer Wasservögel; wir fuhren an europäischen Zoll- und Haltestellen vorbei, nebenan im Wüstensande lagerten vielfach in höchst primitiven Zelten einige Araber mit ihren Kamelen und Lasten, zeitweilig kam ein zweites Schiff und fuhr unter gegenseitigem freudigem Winken und Zurufen der Passagiere hart an unserm „Markgraf" vorüber. Kurz, es gab immer etwas Neues und Interessantes auf dieser originellen Völkerstraße, auf der die Vertreter dreier Weltteile nach Tausenden zusammentreffen.

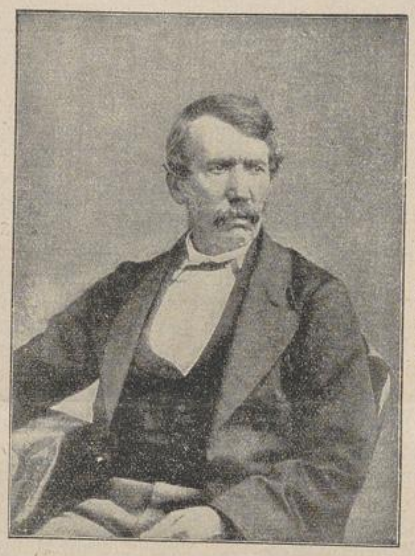
Port Said mag etwa 50 000 Einwohner haben und hat teils europäischen, teils morgenländischen Anstrich. Ich fand eine große, bunt ausgemalte Moschee, die der Europäer nur mit großen Stroh-Pantoffeln, die am Eingang zur Verfügung gestellt werden, betreten darf. Die katholische Kirche ist der hl. Eugenia geweiht. Wahrscheinlich datiert sie aus der Zeit der Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869, wo die damals noch von der ganzen Welt gefeierte Kaiserin Eugenie von Frankreich das Präsidium führte. Am Eingange des Hafens, da wo er ins Mittelländische Meer einführt, steht eine gewaltige Bronze-Statue seines Erbauers, des französischen Ingenieurs Lesseps. In selbstbewußter Haltung weist er mit der Rechten auf den Kanal hin, als wollte er sagen: „Die Passage ist frei! Glück auf zur fröhlichen Fahrt!"

(Schluß folgt.)

David Livingstone.

Am 19. März l. J. waren es 100 Jahre, daß der große Afrikaforscher David Livingstone geboren wurde, und am 1. Mai werden es 40 Jahre, daß er mitten in seinen Forschungsreisen in Zentralafrika starb. Er war ein edler Mann, und hat so viel zur Erschließung des dunkeln Erdteiles getan, daß ihm in jedem Missionsorgan ein Ehrenplatz gebührt.

Er ist ein Schottländer von Geburt. In der Dorfschule zu Blantyre bei Glasgow lernte er lesen und schreiben, da aber die Eltern nicht in der Lage waren, ihn studieren zu lassen, gaben sie den zehnjährigen Knaben in eine Baumwollspinnerei, wo er von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends arbeiten mußte. Doch die schwere Arbeit brach seinen Mut und seine Lernbegier nicht, und während die Maschinen um ihn herum surrten und das Garn sich um die Spulen schlang, weilte sein lebhafter Geist in weiter Ferne. Fleiß und Geschicklichkeit brachten ihm höheren Lohn ein, und seine Ersparnisse verwendete er auf den Einkauf von Büchern, deren Lesung ihn bis in die tiefe Nacht hinein beschäftigte.



David Livingstone. Clichanet, Berlin.

Zum 100. Geburtstag des englischen Missionärs und berühmten Afrikareisenden, der am 19. März 1813 geboren, im Mai 1873 gestorben ist, bringen wir hier sein Porträt. Er war einer der erfolgreichsten Afrikaforscher und hat in Verbindung mit Stanley große Teile des damals noch dunklen Erdteils erforscht.

So reifte der Knabe zum Jüngling heran, und eines Tages erklärte er seinen Eltern, er wolle Missionsarzt werden, die Völker des Orients und des Südens aufsuchen, den Kranken helfen und allen, die ihn hören wollten, das Evangelium predigen. Unter vielen Entbehrungen oblag er in Glasgow seinen Studien, machte schließlich sein Examen mit Auszeichnung und reiste sodann als junger Missionsarzt nach Afrika ab.

Zunächst begab er sich nach Kapstadt und dann nach Kuruman, der nördlichsten Missionsstation im Betschuana-Land. Von hier machte er mehrere Reisen ins Innere des Landes, um die Eingeborenen und ihre Sprache kennen zu lernen und den Kranken Hilfe zu bringen. Bald hatte er sich das Vertrauen der Schwarzen in hohem Grade erworben.

Als er einmal von einer weiten Reise heimkehrte, fand er an einer Haltestelle, noch 250 Kilometer von Kuruman entfernt, ein kleines schwarzes Mädchen unter seinem Wagen kauernd. Die Kleine war ihrem Herrn entlaufen, um nicht als Sklavin verkauft zu werden und war dem Wagen Livingstones zu Fuß gefolgt. Er labte sie mit Speise und Trank, als das Mädchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

plötzlich laut zu weinen und zu jammern anfing. Sie hatte einen Mann mit einer Flinte erblickt, der ihr nachgeschickt worden war, um sie zurückzuholen und der nun drohend dem Wagen nahte. Livingstone aber nahm das Mädchen in Schutz und sorgte dafür, daß es auch später vor der Sklaverei bewahrt wurde. Dieses Kind war ihm ein Sinnbild Afrikas, der Heimat des Sklavenhandels, und er machte den Vorsatz, alles aufzubieten, diesem Unwesen möglichst Einhalt zu tun, ein Entschluß, dem er auch Zeit seines Lebens treu blieb.

Livingstone war ein guter Arzt und hat unzähligen schwarzen Kranken ganz umsonst, nur um Gotteslohn, geholfen. Oft bewunderte er die Starkmütigkeit und die Willenskraft dieser Schwarzen. Ohne eine Miene zu verziehen oder einen Schmerzenslaut hören zu lassen, ließen sich seine Patienten die Geschwüre öffnen oder sonstige tiefe Einschnitte mit dem Messer machen. Da sagte er wohl manchmal: „So schrei doch, Mensch, es tut ja weh!" Doch der Kaffer erwiderte gelassen: „Nur Kinder schreien; ein Mann schreit nicht."

Im Jahre 1843 gründete Livingstone die Missionsstation Mabotsa unweit der jetzigen Stadt Mafeking, die im letzten Burenkrieg so berühmt wurde. Jetzt geht von Kapstadt aus die Eisenbahn dorthin, damals aber war jene Gegend noch völlige Wildnis und Livingstones Leben schwebte häufig in Gefahr. So war einmal ein Löwe ins Dorf eingebrochen und hauste entsetzlich unter den Schafen. Die Eingebornen machten unter Livingstones Führung Jagd auf ihn. Der Störenfried wurde auch schwer verwundet und zog sich ins Dickicht zurück; plötzlich aber stürmte er aus dem Buschholz wieder heraus, stürzte sich auf Livingstone, zerfleischte ihm die Schulter und zerbrach ihm den linken Arm. Schon hatte er seine Tatze auf den Kopf des Missionärs gelegt, als ein christlicher Eingeborner auf die Bestie eindrang, die nun ihr Opfer fahren ließ, um den neuen Angreifer ebenfalls übel zuzurichten. Das Tier war übrigens so schwer verwundet, daß nun seine Kraft erschöpft war und tot zusammenstürzte. Aber noch dreißig Jahre später fühlte Livingstone die Narben des Löwenbisses, und den linken Arm konnte er nie wieder höher als bis zur Schulter erheben.

Von Mabotsa siedelte Livingstone nach dem Dorfe Tschonuane, das 70 Kilometer davon entfernt war. Hier hatte er alle Hände voll Arbeit. Er baute sich ein neues Heim, bestellte den Garten, besuchte die Kranken, besserte seine Flinten und Wagen aus, flocht Teppiche und Schuhzeug, predigte, gab Unterricht in einer Kinderschule, hielt medizinische Vorträge und bildete einige junge Eingeborne zu Katecheten heran. Seine Mußestunden verwendete er zu wissenschaftlichen Sammlungen, die er in seine schottländische Heimat schickte; daneben studierte er die giftige Tsetse-Fliege und das mörderische Fieber, das sie hervorrief, und arbeitete unverdrossen daran, Mittel gegen beide zu finden.

Sein neuer Wohnsitz hatte aber eine große Schattenseite: es fehlte an Regen und an Bewässerung. Daher beschloß Livingstone, noch weitere siebzig Kilometer nordwärts nach Kolobeng in Transvaal überzusiedeln, wo er sich zum drittenmal ein eigenes Haus baute. Hier behielt er fünf Jahre seinen festen Wohnsitz, die längste und letzte Ruhezeit seines Lebens, das fortan eine ununterbrochene Wanderschaft wurde. Auch hier gewann er das Vertrauen und die Freundschaft der schwarzen Eingebornen in hohem Grad; denn um einen Kranken zu besuchen, ritt er oft, aller Gefahren ungeachtet, Tag und Nacht viele Meilen weit.

Da brach eine große Hungersnot herein. Eine große Dürre hatte die Saaten vernichtet und das Flußbett war völlig ausgetrocknet. Die Eingebornen mußten fortziehen, um von der Jagd zu leben, und die Frauen sammelten Heuschrecken als Nahrungsmittel. Kein Kind besuchte mehr die Schule, und die Kirche öffnete sich Sonntags vergebens. Da brach auch Livingstone auf und wanderte einem neuen Ziele zu.

(Nach Sven Hedin, Von Pol zu Pol, Leipzig, Brockhaus.)

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Missionsnachrichten.

„Erhebe deine Augen und siehe ringsumher! Sie alle versammeln sich und kommen zu dir. Deine Söhne kommen von ferne und deine Töchter kommen von allen Seiten!" Fast buchstäblich konnte man diese Worte des Propheten auf unsere Station Mariahilf in Anwendung bringen in der Woche vor dem Allerheiligen-Feste. Von Nord und Süd, von Ost und West, von nah und fern kamen sie herangezogen, 70 an der Zahl, um durch den Empfang der heiligen Taufe sich in die Reihe der Christen aufnehmen zu lassen.

Alle Geschlechts- und Altersstufen waren in dieser ansehnlichen Menge vertreten: Greise und Erwachsene, Kinder und Säuglinge, Mann und Frau, Jüngling und Jungfrau, von 70 Jahren herab bis zum neugeborenen Kinde. Am Dienstag vor Allerheiligen trafen die Katechumenen mit unseren Erstkommunikanten hier ein, zusammen fast 100 an der Zahl, und es war wirklich keine kleine Arbeit, für sie alle Unterkunft zu schaffen.

Am Abend des gleichen Tages fingen die heiligen Exerzitien an. Täglich waren vier Vorträge mit anderen zweckdienlichen Uebungen, um das ganze Völklein in die rechte Stimmung zu versetzen. Die Aufmerksamkeit und der Eifer, mit welchem es den Uebungen beiwohnte, verdient alles Lob. Am Allerheiligentage selbst begannen die Zeremonien um 7½ Uhr Morgens. Es herrschte ein solcher Menschenandrang, daß fast die Hälfte derselben in der Kirche keinen Platz mehr fand. Alle Fenster waren von Neugierigen belagert. Auch unter den Erstkommunikanten waren alle Altersstufen vertreten, vom 65jährigen Manne bis zum Kinde von 9 Jahren, das hinter der Kommunionbank gänzlich verschwand.

Es wurde 2½ Uhr nachmittags, bevor unsere Erstkommunikanten eine Stärkung zu sich nehmen konnten. Unsere neue Schule, die bei dieser Feier zum ersten Mal benützt wurde, kam uns trefflich zu statten. Die alte und neue Schule waren voll bis auf den letzten Platz. Die guten Leute selbst waren zwar alle recht schweigsam, aber Glück und Zufriedenheit strahlten aus ihren Gesichtern. Erst allmählich löste sich das Band der Zunge, bis zuletzt unter allen die ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte.

Ein erquickender Regen, der im Laufe des Tages fiel, erhöhte nur die allgemeine Freude. Denn es hatte schon lange nicht mehr geregnet, und die halb verdurstete Erde trank mit Gier das köstliche Naß.

Am nächsten Tage zogen die guten Burschen wieder heimwärts zu in ihre Kraals, auf unserer Station aber lag wieder der alte, stille Frieden. Möge der Allmächtige diese glücklichen Seelen in ihrer Unschuld und ihrem Erstlingseifer erhalten! P. Bonifaz.

Auch auf unserer Missionsstation St. Anna fand am genannten Festtage eine recht schöne Tauffeier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

statt. P. Beda, der dortige Missionar, läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

Die Tage vor Allerheiligen brachten in das einsam, aber herrlich gelegene St. Anna wieder etwas Abwechslung und Leben. An diesem Feste nämlich empfingen 15 Personen, 11 Erwachsene und 4 Kinder, die heilige Taufe.

Diese Katechumenen kamen schon Montags auf die Station, um sich während dreier Tage durch Empfang des Unterrichtes, durch Gebet, Arbeit und Schweigen auf die heilige Handlung vorzubereiten. Die Tagesordnung war dieselbe, wie ich sie zur Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion aufgestellt hatte. (Siehe Febr.-Nr. 1913.)

teilhaftig und dereinst der Zahl der Heiligen beigezählt werden mögen. Fiat!

Maria-Einsiedeln, unsere zweitälteste Missionsstation, — die älteste ist bekanntlich Reichenau am Polela-Flusse — feierte am Sonntag nach Allerheiligen 1912 ihr 25jähriges Gründungsfest. Diese Filiale wurde von Anfang an nicht als eigentliche Missionsstation errichtet, sondern zunächst als eine Haltestelle und als ein Rastplatz zwischen Mariannhill und dem 188 Kilometer davon entfernten Reichenau. Es fehlten auch alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung der Mission. Die kleine Station, auf deren Grund und Boden keine einzige Kaffernfamilie wohnte, war rings von protestantischen Farmen umschlossen, deren Besitzer



Kinderbewahranstalt unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.

Das Verhalten der Katechumenen zeigte, daß sie von der hohen Würde, zu der sie durch den Empfang des heiligen Sakramentes erhoben werden sollten, hinlänglich überzeugt und durchdrungen waren.

Am vorhergehenden Sonntag war bekannt gegeben worden, daß am Allerheiligentage (Freitag) die Zeremonien der heiligen Taufe schon um 7 Uhr beginnen würden. Und so geschah es, daß die Leute bereits in frühester Morgenstunde erschienen, und zwar nicht nur Katholiken, sondern auch Heiden und Protestanten.

Das ganze Fest nahm den denkbar schönsten Verlauf. Alle diese Neuchristen waren über die ihnen gewordene Gnade überglücklich; besonders aber freute sich ein Familienvater, der an diesem Tage zugleich mit drei seiner Kinder getauft worden war. (Seine Frau war schon Christin.)

Möge der himmlische Vater in diesen seinen neuen Kindern das Werk der Gnade, das Er begonnen, auch fortsetzen und vollenden, damit sie alle seines Reiches

es nicht gerne sahen, wenn die Schwarzen zu uns in die Kirche und zum Unterrichte kamen. Dazu waren die provisorischen Bauten, meist armselige Lehm- und Blechhütten, viel zu klein, selbst für eine ordentliche Tagesschule; vor allem aber fehlte die Hauptsache: hinreichendes Missionspersonal. So blieb Einsiedeln immer eine kleine, für die Mission wenig Aussichten bietende Station.

Am genannten Jubiläumsfeste wurden 40 Personen getauft. Der Eindruck, den das auf die umwohnenden Schwarzen machte, war ganz außerordentlich; denn seitdem ist das dortige Missionskirchlein jeden Sonntag so gedrängt voll, daß schon mancher in der abnormen Hitze ohnmächtig zusammenbrach. Die in der Nachbarschaft befindlichen protestantischen Kirchen werden leer, alles kommt zu uns nach Einsiedeln. Um Platz zu gewinnen, schafften wir alle Stühle und Bänke heraus, und die Brüder und Schwestern begnügten sich, der heiligen Messe dadurch beizuwohnen, daß sie im Freien stehend,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch die offenen Türen und Fenster auf den Altar hinsahen. Sie bringen den Schwarzen zulieb dieses Opfer mit Freuden. Ich habe schon allen Ernstes daran gedacht, die dortige Scheune zu einem Kirchlein herzurichten, weil sie mehr Leute fassen würde. Wenn wir nur auch eine Schule und eine tüchtige Lehrkraft für Einsiedeln hätten!

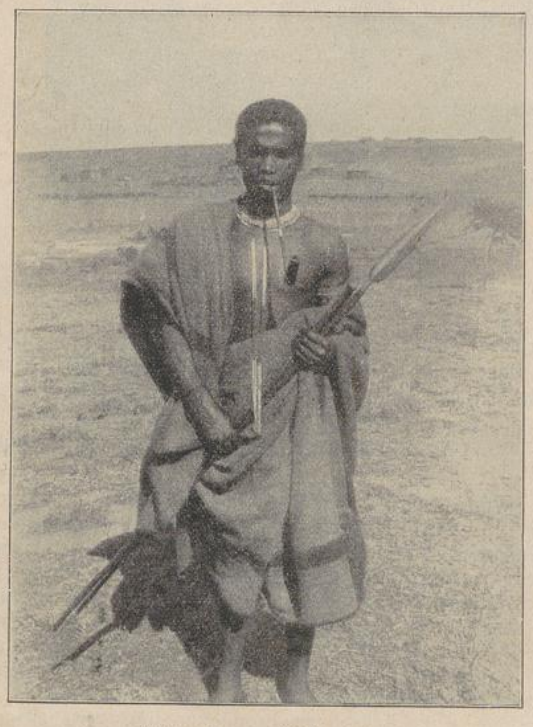
Ueberaus schön und gnadenreich war heuer auch das heilige Weihnachtsfest; 34 Neubekehrte, meist Kinder und Frauen, empfingen da ihre erste heilige Kommunion. Doch darüber in einem eigenen längeren Berichte.

Weihnachten im Hochsommer.

Vom Hochw. P. Solanus Peterek.

Einsiedeln. — Weihnachten! Welch' süßen, beseligenden Klang besitzt doch dieses Wort! Da singen alle, und wessen Mund und Kehle nicht zum Singen geformt ist, der singt und jubiliert doch mit in innerster Seele. In dieser hochheiligen Nacht steht gleichsam der Himmel offen, und kehrt Friede und Freude in jede Hütte und in jedes Menschenherz ein. Selbst der Sünder und der Heide kann sich dem wundersamen Zauber, der an diesem Tage alles umschlingt und Himmel und Erde miteinander vereint, nicht ganz entziehen.

Woher kommt doch das? Das alles kommt vom holden, süßen Jesukindchen, das unsertwegen vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und nun als zartes Kindchen in der Krippe liegt. Von seiner allumfassenden Liebe ist niemand ausgeschlossen, kein Land, kein Volk, kein Menschenherz, und darum herrscht dieselbe wundersame Weihnachtsfreude im kalten Norden, wie im heißen Süden. Wir in Natal feiern Weihnachten im Hochsommer. Mancher unserer geehrten Leser wird sich dies kaum vorstellen können und glaubt wohl,



Junger Tembu (Keilands.)

ein wahres, echtes Weihnachtsfest lasse sich nur mitten im Winter feiern, am besten im weißen, flockigen Schnee. Doch ich gebe, nachdem ich mehr als zwanzig Weihnachtsfeste in Natal gefeiert, dem südafrikanischen bei weitem den Vorzug.

Die ganze Natur hat das schönste, farbenprächtigste Gewand angelegt. Der Himmel ist so rein, so sonnig und klar, und die Erde prangt überall in frischem, saftigem Grün. Dazu diese tropische Blumenpracht, die Maisfelder, Orangengärten, Palmenhaine, die Weinberge mit den ersten, reifenden Trauben! Im Obstgarten rotwangige Aepfel neben goldgelben Birnen, reife Pflaumen, Mirabellen, Mangos, Aprikosen; nicht zu vergessen die Bananenhaine mit ihren fast zentnerschweren Riesentrauben, von der süßen Last zur Erde gebeugt, als wollten sie die köstliche Frucht dem lieben Jesukinde höflichst anbieten. Kurz, es ist eine schöne, hochherrliche Zeit, und diese ganze Fülle der Natur, liegt am hohen Weihnachtsfeste zu den Füßen des göttlichen Kindes und seiner jungfräulichen Mutter.

Ich denke vergangener Zeiten; Weihnachten im stillen Vaterhaus, drüben im kalten und doch so heißgeliebten Schlesien, steigt wieder vor meinem Geistesauge auf. Ach, wie kalt war es da an Weihnachten! Und den Christbaum mußten wir meilenweit im benachbarten österreichischen Schlesien holen. Von Blumenschmuck war natürlich keine Rede. Und Obst? — Nun Aepfel gab es schon, aber die waren alt und eingeschrumpft, zum Teil auch angefault und wurmstichig, denn die lieben Eltern mußten sie fest zusammengepackt hinter Schloß und Riegel halten, damit wir sechs Buben, die stets bei gutem Appetite waren, nicht dahinterkamen. Kind und Obst gehören zusammen, wie Gesang und ein heiteres Gemüt. Trotzdem war Weihnachten auch im kalten Winter gar lieblich und schön; die edle, aufopfernde Elternliebe und die kindlich-unschuldige Geschwisterliebe machte alles Kalte warm. Daß es aber im heißen Süden, mitten im afrikanischen Hochsommer, auch ein recht schönes Weihnachten gebe, das habe ich mir damals nicht träumen lassen.

Besonders schön war es heuer an Weihnachten auf unserer kleinen Missionsstation Maria-Einsiedeln. Denn zu dem an sich so schönen und gnadenreichen Fest gesellte sich noch die Feier der ersten hl. Kommunion von 36 schwarzen Neuchristen. War das ein schöner Tag und eine weihevolle, hochherrliche Nacht! Milde Sommerlüfte ringsum; der wolkenlose Himmel voll funkelnder Sterne, der leuchtende Vollmond mit seinem milden Silberglanze, und der stille Friede, der über die ganze Landschaft sich lagerte, wirkten mächtig auf Herz und Gemüt.

Um ½12 Nachts läutete das Glöcklein. Ich trat in das von fleißigen Schwesternhänden reich geschmückte Missionskirchlein und fand da zu meiner Freude schon sämtliche Erstkommunikanten vor dem Tabernakel versammelt. Schlag 12 Uhr begann das Hochamt, wobei die Klostergemeinde kommunizierte. Dann pilgerten wir zusammen zu unserer geräumigen Scheune, die als Schlafstätte für unsere Erstkommunikanten eingerichtet worden war, und wo auch unser Christbaum stand. Welch' ein Bild! Meine lieben Erstkommunikanten vor dem Christbaum in einer Scheune! Ich dachte unwillkürlich an den Stall zu Bethlehem und an die dortige Krippe. Von oben grüßte der Vollmond herunter und übergoß die Scheune, das Maisfeld, die Stationsgebäude und das Kirchlein mit magischem Licht. Im Obstgarten aber prangten rotwangige Aepfel! Die sahen anders

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus als die alten, eingeschrumpften und wurmstichigen Dinger in illo tempore in der kalten Weihnachtszeit im fernen Vaterhaus! Meine Schwarzen fingen aus freien Stücken zu singen an. Sie sangen nach der bekannten Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht", in Kaffrisch natürlich, und das klang auch anders als drüben im schneebedeckten Europa hinterm geheizten Kachelofen.

Gegen 6 Uhr folgte die Morgenmesse, wobei die schwarzen Neubekehrten zur hl. Kommunion gingen, d. h. die älteren Christen, die schon öfters kommuniziert hatten. Die Erstkommunikanten hielten ihre Feier erst bei der dritten heiligen Messe, die um 10 Uhr stattfand.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war schon um 5 Uhr früh sakramentaler Segen und ging alles, klein und groß, zur hl. Kommunion; die hl. Messe aber sollte auf der etwa 10 Kilometer von Einsiedeln entfernten Außenstation „Amandus-Hill" stattfinden. Gegen ½7 Uhr brachen wir auf und marschierten in kleinen Gruppen von 4—6 Personen über Berg und Tal; die Erstkommunikanten, der Mehrzahl nach in schlichtes Weiß gekleidet, zogen voraus, ich selbst beschloß als Vater und Hirt den Zug. Es war ein prächtiger Marsch in der frischen, würzigen Morgenluft, und der geheimnisvolle Weihnachtssegen, sowie der aus jedem Herzen aufsteigende Festjubel schien noch alles zu erfüllen: jede Christenbrust und jede Menschenzunge, und lagerte sich über die Berge und die Täler, über Wald und Au, selbst über die nackten Felsenzinnen des mächtigen Inhlazuka-Berges im Osten.

Da sahen wir plötzlich auf einer großen Wiese eine Schar Störche spazieren. Ich begrüßte sie als alte europäische Bekannte, und wiederum zog es mich in Gedanken heimwärts, dem lieben Vaterhause zu. Damals, in seliger Jugendzeit, wußte ich nur, daß die lieben Störche im Herbst nach dem warmen Süden zogen, um mit beginnendem Frühjahr wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Niemals aber hätte ich gedacht, daß ich die lieben Gäste hier, in Natal, wieder treffen sollte. In meinem Heimatdorfe war auch eine Storchenfamilie. Hoch oben auf einem riesengroßen Birnbaum hatte man für die Herrn Störche ein altes Wagenrad angebracht. Dort bauten sie ihr Nest und versorgten aus Dankbarkeit das ganze Dorf mit kleinen Buben und Mädchen aus dem nahen Oppa-Fluß, was für sie mit ihren langen Beinen und kräftigen Schnäbeln eine Kleinigkeit war. — O selige Kindheit in ungetrübter Reinheit und Unschuld! Welch' ein Glück ist es doch, unter der Obhut und dem Schutze frommer, christlicher Eltern aufzuwachsen! Das gibt einen Halt und ein festes Fundament fürs ganze kommende Leben. Leider wissen die schwarzen Kinder Chams nichts von diesem Glück. Das arme Heidenkind wächst auf ohne Glauben, ohne Führer, ohne Hirt, und seine ganze Atmosphäre ist wie mit giftigen Miasmen gesättigt. —

Doch zurück zu unseren Störchen! Ich gab ihnen tausend herzliche Grüße auf an all' meine lieben Angehörigen in der Heimat und an alle Gönner und Wohltäter der Mariannhiller Mission. Schon Ende Februar und anfangs März fangen die Störche an, sich zu sammeln, um bald darauf zu verschwinden. Während ihres Aufenthaltes in Afrika gehen sie nur ihrer Nahrung nach, die sie meist im Ueberflusse finden, denn die endlosen Grasflächen wimmeln von allen Arten von Insekten, und in den Sümpfen und an nassen Stellen finden sie Frösche in Menge, sodaß man sagen kann, der Himmel habe ihnen da eine fürstliche Mahlzeit zurechtgesetzt. Auf Nesterbau, Eierlegen und Nachwuchs lassen sie sich hier im Süden nicht ein; sie sorgen bloß für den ausgehungerten Magen und sammeln frische Kräfte für die Rückreise nach Europa. —

In Amandus-Hill war bei unserer Ankunft schon alles für's hl. Meßopfer bereit. Zuerst hörte ich einige Christen Beicht, zelebrierte dann die hl. Messe und hielt zuletzt unter dem Schatten einer gewaltigen Eiche die Festpredigt. Nach der schönen religiösen Feier verabreichte Herr Schmidt, der uns seinerzeit in generöser Weise Grund und Boden usw. für die genannte Außenstation überlassen hatte, den Erstkommunikanten ein erfrischendes Getränk und ließ sogar für all die vielen hungrigen Gäste ein Schäfchen und ein Ziegenböcklein aus seiner Herde schlachten und zurichten.

Gegen 3 Uhr brachen wir auf, denn wir wollten noch vor Einbruch der Nacht unsere Hauptstation „St. Bernard" erreichen. Sie liegt bekanntlich am Inhlazuka-Berg, der mit seinen gewaltigen Felsmauern hoch in die Lüfte ragt und in majestätischer Größe und Ruhe weit in die Lande schaut. Milde Spenden edelgesinnter Wohltäter ermöglichten es mir, ganz oben auf dem Plateau ein großes, weißes Kreuz zu errichten. Seit geraumer Zeit steht es nun da droben bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und im Sturmesbrausen und schützt und segnet die ganze Gegend. Es ist eine res sacra, ein gottgeweihter Gegenstand, eine Schutzwehr gegen die Mächte der Finsternis, eine Freude und ein Segen fürs gläubige Christenherz.

Da stand der imposante Berg vor mir, da und dort trat eine silberhelle Quelle hervor und eilte über den steilen Bergabhang dem Tale zu, während im fernen Osten auch ein Teil vom Indischen Ozean sichtbar wurde. Ich dachte unwillkürlich an das herrliche Gotteslob, das jeden Morgen die heilige Kirche nach dem Beispiele der Jünglinge im Feuerofen anstimmt, und sang und betete: „Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, alle Werke des Herrn, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ihr Berge und Hügel preiset den Herrn, ihr Quellen und Meere, lobet und rühmet ihn über alles in Ewigkeit!" Gegen Westen zu, hoch über Felsen und Schluchten, kreisten ein paar mächtige Raubvögel, und ich fuhr fort zu beten und zu singen: „Alle Vögel des Himmels, preiset den Herrn, ihr zahmen und wilden Tiere, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ja, alles was Odem hat, lobe den Herrn!" —

Gegen Abend rückte die ganze Kolonne in „St. Bernard" ein, körperlich zwar hübsch müde, geistig um so frischer und munterer. Das waren schöne Weihnachten für das Volk, für unsere Brüder und Schwestern, und nicht in letzter Linie auch für mich, den Priester und Missionar.

Als ich im Jahre 1890 den Plan ins Auge faßte, das Lehrfach aufzugeben und zu den Trappisten nach Afrika zu gehen, ein Gedanke, den ich auf Weihnachten des genannten Jahres auch wirklich ausführte, da beschrieb man mir diese Schwarzen als gar gefährliche Leute, als die reinsten Räuber und Menschenfresser. Schon der Name Heide, Neger, Zulukaffer rief in mir schreckliche Vorstellungen wach. Wie sie nur eigentlich aussehen mochten? Ich konnte mir von der schwarzen Hautfarbe keinen klaren Begriff machen. Bald dachte ich an einen recht unsauberen polnischen Juden, bald an einen ungewaschenen serbischen Zigeuner oder gar an einen russischen Schornsteinfeger, und glaubte dann so ziemlich das Richtige getroffen zu haben. Und wie ich dann nach Afrika kam und die Leute wirklich sah

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und sie näher kennen lernte, da merkte ich erst, wie weit ich daneben geschossen hatte. Nein, das sind keine Räuber und Menschenfresser, im Gegenteil, sogar unter den Heiden fand ich edle, ganz respektable Charaktere, und unter unseren schwarzen Neuchristen gibt es viele, welche durch ihren Glauben, ihren Opfersinn und wahrhaft christlichen Lebenswandel gar manchen europäischen Christen und Katholiken tief in Schatten setzen. Aber die schwarze Hautfarbe! — Auch sie wirkt keineswegs abstoßend. Die Zulus sind meist prächtig gebaute Figuren, und die kastanienbraune Gesichtsfarbe hat eine ganz eigenartige feine Politur, wie von erstklassiger Künstlerhand aufgetragen. Sie sind eben auch Geschöpfe Gottes, Kinder des Allerhöchsten und unsere Brüder. —

Am St. Johannistag, desgleichen am Tag der Unschuldigen Kinder ging wieder alles, groß und klein, zur hl. Kommunion. Ich selbst hatte am letztgenannten Tag des Jahres 1890 aus Hand des unvergeßlichen Gründers von Mariannhill, Abt Franz Pfanner, das hl. Ordenskleid erhalten. Die Kinder wußten das, legten ganz aus freien Stücken ihre Sparpfennige zusammen und brachten mir dann am Vorabende ihr Opfergeld mit der Bitte, eine hl. Messe ganz nach meiner Intention zu lesen. Hätten diese schwarzen Neubekehrten wohl einen schöneren Wunsch äußern können?

Zum Schlusse frage ich: Ist denn niemand da, der sich persönlich unserer Mission anschließen will? O wie viel Schönes und Gnadenreiches bietet die Mission im Heidenlande! Wie viel kann ein seeleneifriger Missionar mit Gottes Gnade tun für diese armen Schwarzen, und wie viele und große Verdienste kann er sich selbst für den Himmel sichern! Drum, kommt und verkostet selbst, wie wahr es sei, was der hl. Bernard in seinem herrlichen Hymnus Jesu, dulcis memoria gesungen:

Jesu, wenn ich dir nachsinne,
Schlägt mein Herz in sel'ger Minne;
Kann ja Süß'res nicht auf Erden,
Als bei uns dein Weilen werden.

Keine Zunge sagt das wieder,
Keine Feder schreibt es nieder;
Nur ins Herz ist's eingeschrieben,
Was es heiße, Jesum lieben!

Far View.

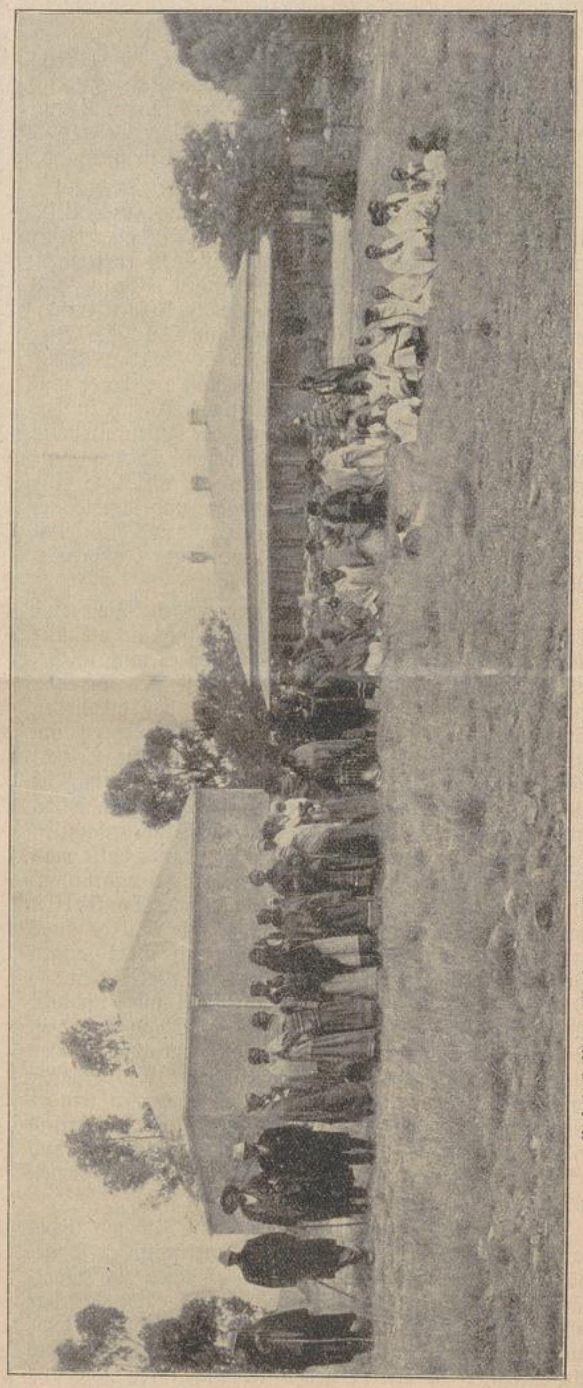
Von Br. Johannes Hauptmann.

(Mit 2 Bildern Seite 108 und 109.)

Far View, gegenwärtig die jüngste Filiale unserer Missionsstation Mariazell in der Kapkolonie, wurde seinerzeit von einem jungen, unternehmenden Engländer gegründet. Er spekulierte in Viehhandel, baute aus Bruchsteinen eine gegen 90 Meter lange und 60 Meter breite Hürde, in welcher er, wie man mir versicherte, zuweilen gegen tausend Pferde unterbrachte, um sie bei erster Gelegenheit mit Gewinn zu verkaufen. Bald errichtete er auch ein Hotel, er bekam die Post, und Far View wurde ein Knotenpunkt für Reisende und südafrikanischen Postverkehr. Kurz, das Geschäft florierte. Doch der kluge, energische Besitzer konnte sich seines Glückes nicht lange erfreuen, der Tod rief ihn im kräftigsten Mannesalter von hinnen ab.

Nun kaufte ein Storekeeper (Kaufmann) aus Matatiele das Besitztum. Da er jedoch nur selten an Ort und Stelle sein konnte, und die Verwalter, die er anstellte, viel zu wünschen übrig ließen, kam die schöne Ansiedlung bald mehr und mehr in Verfall, so daß er sie, der ständigen Plackereien überdrüssig, zum Verkauf ausbot. So kam die Ansiedlung Ende 1910 an die Mariannhiller Mission.

Die nächste Missionsstation ist Mariazell, doch ist



Basutochristen, Kirche und Hotel in Far View, jüngste Außenstation von Mariazell in der Kapkolonie.

dieselbe immerhin noch 25 englische Meilen oder 40 Kilometer davon entfernt, so daß sie von dort aus nur schwer pastoriert werden kann. Bei dem großen Priestermangel konnte lange Zeit kein eigener Missionar dort stationiert werden; nur etwa zweimal im Monate war

daselbst eine hl. Messe, sonst leisteten einfache Katecheten Aushilfe, soweit sie eben konnten. Das Missionsgebiet selbst war uns bei Uebernahme der Station keineswegs neu. Ich selbst war schon vor 16 Jahren bei meinen katechetischen Exkursionen dorthin gekommen; auch der Priester mußte zeitweilig hin, denn es wohnte in der Nähe eine christliche Witfrau aus dem Basutoland, welche die hl. Sakramente empfangen wollte. Später kamen noch mehr Katholiken; auch meldeten sich verschiedene Katechumenen, so daß bei Far View eine eigene Katechesenstelle entstand. Christliche Familien von Hardenberg wanderten ebenfalls nach jener Gegend aus, zogen aber so weit nach Süden, daß Far View so ziemlich in der Mitte zwischen Mariazell und ihrer Niederlassung liegt. Auch diese wollten zeitweilig besucht sein, und so sind im Laufe der Jahre von Mariazell aus 12 Katechesenstellen entstanden. Für Missionszwecke ist daher Far View recht günstig gelegen. Es ist auch ein schöner Platz, der seiner hohen Lage wegen seinem Namen Far View, auf Deutsch „Fern-Sicht" alle Ehre macht. Auch an Leuten fehlt es nicht, denn es grenzen hier drei Hauptstämme aneinander. Im Norden die Basutos, im Westen und Südwesten die Batlokwa, und im Süden und Südosten die Amaxosa. Die Batlokwa werden allerdings vielfach auch zu den Basutos gerechnet, reden auch ihre Sprache, doch in einem besonderen Dialekt, und sind auch noch in anderen Bezirken zu finden, da sie vor etwa 50 Jahren von dem berühmten Basuto-Häuptling Moschweschwe überwunden und aus dem Basutoland vertrieben wurden. Immerhin muß der Missionar und Katechet die beiden Hauptdialekte Sesuto und Xosa sprechen können.

Der Gesamteindruck von Far View ist recht günstig. Die schon vorhandenen Gebäude wurden natürlich für Missionszwecke adaptiert; somit gibt es eine Kapelle und Schule, aus Ziegeln erbaut, 300 Schritte nördlich davon eine solide Wohnung für den Priester und seinen Gehilfen, einen Laienbruder, gegen Osten zu liegt eine Katechetenwohnung. Die Haushaltung führen einige



Br. Johannes gibt Katechese in einem Basutokraal bei Mariazell.

brave Marienhaus-Mädchen, die sich mit dem Gedanken tragen, später Missionsschwestern zu werden. Einen besonderen Schmuck bildeten bisher die Bäume, meist Bläckwattel und Eukalyptus. Leider haben die ersteren bei der abnormen Hitze und Trockenheit des letzten Jahres sehr gelitten, während sich die Eukalyptusbäume widerstandsfähiger erwiesen.

Und die Mission? Nun, im allgemeinen sind die Aussichten ziemlich günstig, denn wir haben ja, wie bemerkt, eine beträchtliche Anzahl von Katechesenstellen; doch die meisten sind so weit entfernt, daß die Leute nur hie und da zur Kirche kommen können. In nächster Nähe von Far View ist übrigens auch ziemlich viel Volk, doch die Heiden haben es mit der Bekehrung nicht allzu eilig. Die Protestanten sind williger; wir haben mehr protestantische Katechumenen als heidnische. Wären wir Katholiken früher auf dem Plane erschienen, als die Protestanten, die schon längst eine ganze Reihe von Schulen und Kapellen in diesem Bezirke besaßen — eine dieser Schulen ist nur 20 Minuten von hier entfernt, — so hätten sich die Schwarzen alle uns angeschlossen. Auch jetzt noch ist bei vielen die Hinneigung zum Katholizismus groß, ähnlich im Basutoland (ich könnte viele Beweise dafür vorbringen); doch leider fehlt es uns an den nötigen Priestern und Katecheten; auch an Geld, um letztere zu besolden. Sogar in Far View selbst ist gegenwärtig kein der Eingeborenensprache kundiger Missionar. Nur einmal im Monat kommt ein solcher von Mariazell hierher, um die Leute beichtzuhören und einzelne Katechumenen in die Kirche aufzunehmen; sonst besorgt die Missionsarbeit ein Katechet. Christen sind es gegenwärtig 110, Katechumenen 105. Am 15. September 1912 feierten 12 schwarze Neuchristen ihre erste heilige Kommunion, und am Feste der heiligen drei Könige 1913 wurden 20 Personen getauft, beziehungsweise vom Protestantismus in die katholische Kirche aufgenommen. Es könnte noch ungleich mehr geschehen, wenn es uns nicht so sehr an Geld und Leuten fehlte.

Auch die Kapelle ist noch recht arm. Da sind vier nackte Wände, als Altartisch dient ein ausrangiertes Harmonium, der Tabernakel, das Zelt des Allerhöchsten, es ist ein einfaches Kistchen. Wenn man dies sieht, schweigt man gerne und trägt in Geduld die eigene Armut. Die Arbeiten im Haus, in der Küche und im Garten besorgen, wie schon oben angedeutet, drei schwarze Jungfrauen. Eine von ihnen ist zugleich Hilfslehrerin, und für alle drei ist das Ganze eine Probe, ob sie eventuell in eine Schwesternkongregation aufgenommen werden könnten.

Ende August 1912 kamen wir hierher. Da begann eine harte Zeit; am schwersten fiel uns der Mangel an Wasser. Es hatte seit Monaten nicht mehr geregnet, und somit waren die Wasserbehälter leer und sogar die Quellen versiegt. Mit einem Ochsengespann mußten wir vom nächsten, zwei volle Stunden entfernten, Flusse Wasser holen. Zuletzt vertrocknete auch der Fluß, so daß nur einige Wasserpfützen übrig blieben, und die Ochsen, die kein Gras mehr fanden, mußten wir in abgelegene Gebirgsschluchten treiben. Viele Tiere sind verhungert; desgleichen eine Menge Bäume verdorrt, namentlich Kiefern und Bläckwattel. Mitte Dezember kam endlich etwas Regen, doch keineswegs genügend. Wer hilft uns beten, daß wir diese schwere Prüfungszeit bestehen? Hier hat sogar die Regierung zu öffentlichen Gebetstagen aufgefordert, und die schwarzen Häuptlinge taten bei ihren Leuten das Gleiche.

Erstkommunikanten in Hardenberg.

(Siehe Titelbild.)

Im Jahre 1912 belief sich die Zahl unserer Erstkommunikanten auf 64. Wie eine solche Schar aussehen mag, davon gibt unser diesmaliges Titelbild eine kleine Idee. Wir selbst sind viel zu arm, um den Leutchen passende Kleider zu geben, und somit nehmen sie eben, was sie gerade haben. Daß es da nicht nur typische Gesichter, sondern auch typische Trachten gibt, läßt sich denken. Doch die Hauptsache ist ja das reine, gut vorbereitete Herz, und hoffentlich fehlt es daran nicht bei unsern großen und kleinen Kindern.

Voriges Jahr waren drei deutsch-belgische Benediktiner einige Monate hier, um Sesuto zu studieren, da sie unter den Basutos in Transvaal eine Mission eröffnen wollten. Sie waren Zeugen einer hiesigen Erstkommunion und bekannten einstimmig, daß sie nie eine solch' schlicht-einfache, tiefreligiöse Frömmigkeit weder bei einer Kommunionfeier in Deutschland, noch in Belgien beobachtet hätten, wie unter diesen schwarzen Kindern. Gebe Gott, daß auch der liebe Heiland dieses Urteil bestätige.

Im verflossenen Jahre hörte ich hier 3424 Beichten, teilte 6104 Kommunionen aus, taufte 100 und begrub 25.

Wer kommt, mir zu helfen, meine Schäflein zusammenzusuchen auf einem Gebiet, das ungefähr 18 bis 20 Wegstunden im Umkreis hat? Fast wäre ich versucht, mit dem hl. Petrus auszurufen: „Herr, hilf mir, sonst gehe ich zugrunde!" Die Arbeit ist groß, und nirgends Hilfe.

P. Chrysostomus Ruthig.

Im Leben und Tode vereint.

Centocow, Dezember 1912. — „He, Baba! He, Baba! halt' ein!" so schrie mir jüngst ein heidnischer Kaffernbursche nach, der mir auf seinem Rößlein nachgesaust kam. Verwundert halte ich mein eigenes Pferd an, zu hören, was denn los sei. In wenigen Sekunden ist der Bursche in vollem Galopp bei mir und meldet: „Baba, dort hinter dem Berge in einer Schlucht ist eine heidnische Mutter; sie läßt dich rufen, ihr krankes Kind zu taufen." —

Da gab's kein langes Ueberlegen; ich machte sofort mit dem Boten kehrt, und in ungefähr einer halben Stunde waren wir bei dem betreffenden Kraal. Ich fand da eine Mutter mit einem kranken, etwa vier Jahre alten Kinde auf dem Schoße. „Du hast mich rufen lassen," sagte ich nach den üblichen Begrüßungen, „dein krankes Kind zu taufen. Ist es wirklich so schwer krank?" — „Ja, Umfundisi, mein Kind ist krank, und ich möchte gern, daß du es taufest."

„Schon gut, aber du selbst bist noch eine Heidin. Ich habe dich noch nie beim christlichen Unterricht gesehen. Wie nun aber, wenn dein Kind, das mir gar nicht so gefährlich krank zu sein scheint, wieder gesund wird? Wer wird es im christlichen Glauben unterrichten? Bist du bereit, es in unsere Schule zu schicken, sobald es größer ist?" — „Ja, Umfundisi, ich werde es in eure Schule schicken, wenn es wieder gesund wird."

„Aber du selbst hast da wenig zu sagen. Wo ist denn dein Mann? Der will vielleicht gar nicht haben, daß ich das Kind taufe." — „Mein Mann ist weit fort nach Johannesburg, aber ich weiß, daß er gegen die Taufe seines Kindes nichts einzuwenden hat; auch wird er gerne zugeben, daß man es später in eure Schule schicke.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Uebrigens, Baba, mach doch nicht so viele Umstände wegen der Schule. Siehe, mein Herz sagt mir, das Kind wird sterben, und ich habe dich rufen lassen, damit du es taufest. Eine christliche Frau dort drüben sagte mir gestern, wenn mein Kind getauft sei, komme es zum lieben Gott in den Himmel; und dieses Glück möchte ich dem Kinde verschaffen."

Ich gab nach, richtete auf einer am Boden liegenden Binsenmatte die nötigen Taufutensilien her und fragte die Mutter, welch schönen Namen sie für ihr Kind auswählen wolle, indem ich ihr verschiedene christliche Namen vorsagte. Doch sie erklärte gelassen: „Langsam, Baba, langsam! Siehe, dieses Kind dort drüben gehört auch mir, und ich will, daß du es auch sofort taufest." Dabei zeigte sie auf ein kräftiges, etwa vier Jahre altes Bürschchen, das bei dem Kraaleingange saß und mit Stäbchen spielte. — Verblüfft sehe ich die Mutter an und frage: „Weib, was fällt dir denn ein,? Dieses Kind ist ja kerngesund und muß zuerst in der Schule das Nötige lernen, dann wird man es schon taufen."

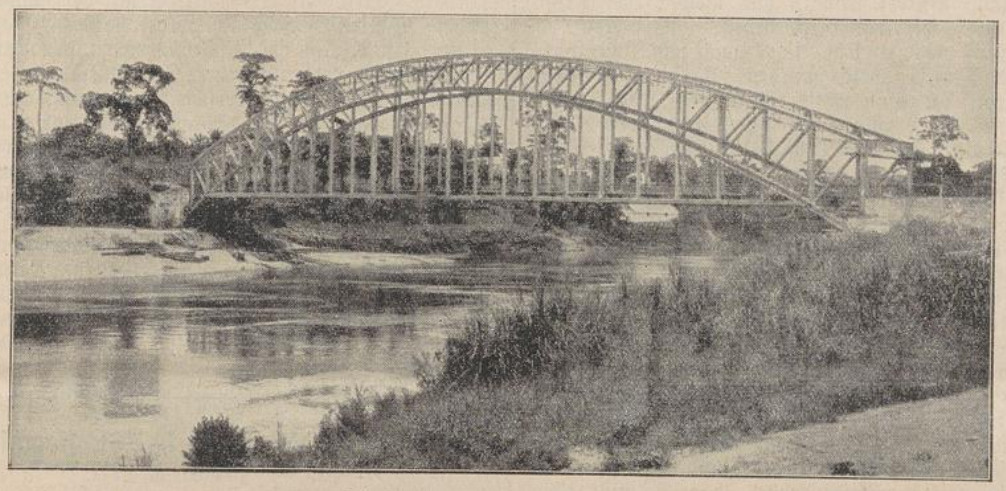
„Alles gut und recht, Umfundisi, aber du weißt eben nicht, daß diese beiden Kinder Zwillinge sind. Sie wurden an einem Tage geboren, und ich will daher, daß sie auch an einem Tage getauft werden." — Ich machte der Frau alle möglichen Gegenvorstellungen, sie jedoch blieb bei ihrer Forderung und erklärte zuletzt, wenn ich das gesunde Kind nicht taufe, würde sie auch das kranke nicht taufen lassen. —

Nun ließ ich die benachbarte christliche Frau, Veronika mit Namen, rufen, um bei ihr die nötigen Erkundigungen über die betreffende Familie einzuziehen. Sie kam und zeigte sich ebenfalls nicht wenig darüber erstaunt, daß die Frau auch ihr gesundes Kind getauft wissen wolle. Dazu kam der Umstand, daß der Vater abwesend war, und mir somit jede verlässige Zusicherung fehlte, daß die Kinder später in die Schule geschickt würden. Kurz, ich zögerte lange. Endlich gewannen die dringenden Bitten der Mutter den Sieg. Ich gab nach mit der Erklärung: „Gut, ich will deine beiden Kinder taufen, aber ich werde dich fortan beständig an dein heute gemachtes Versprechen erinnern."

Der kranke Knabe erhielt den Namen Franz, während der gesunde auf den Namen Bernhard getauft wurde. Wer beschreibt nun die Freude dieser heidnischen Mutter! Sie dankte mir mit vielen Worten, und als sie voll Liebe und Rührung ihre neugetauften Zwillinge betrachtete, rannen ihr die hellen Freudentränen über die braunen Wangen. Ich selbst freute mich im stillen mit ihr und verließ den Kraal mit dem erhebenden Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben.

Ungefähr eine Woche später saß ich nach der Schulkatechese mit P. Superior eben beim Frühstück, als es auf ungeschickte Art ans Fenster klopfte. Ich öffnete in der Erwartung, daß mich sicherlich wieder ein Heide zu einem Kranken rufe. Doch siehe, da steht die Mutter der beiden Zwillingsknaben Franz und Bernhard und bringt schweren Herzens, schüchtern und langsam, eine große Bitte vor. Sie möchte mit dem kranken Franz hierher zur Missionsstation kommen, damit ihn unser Krankenwärter, Bruder Eduard, pflege; aber auch Bernhard, das Zwillingsbrüderchen, von dem sie sich nicht trennen kann, solle mitgehen dürfen. P. Superior überlegte sich die Sache, und da um jene Zeit gerade wenig Kranke im Spitale waren, erlaubte er der Frau, daß sie mit ihren beiden Knaben auf einige Wochen hieher komme.

Erleichterten Herzens eilte das Weib heim, ihre beiden Lieblinge zu holen. Schon gegen Mittag kam sie mit ihnen ins Spital, wo sich unser treubesorgter Krankenwärter sogleich mit vieler Liebe um den kranken Franz annahm. Doch es wollte mit ihm nicht besser werden; nach drei Wochen war der Krankheitszustand noch immer der gleiche. Ja, allmählich fing sogar der bisher so gesunde Bernhard zu kränkeln an. Wie viele schlaflose Nächte durchwachte nun die besorgte Mutter! „Daß Franz sterben muß, ist mir schon längst klar," sagte sie wiederholt zu Bruder Eduard, „ich bin zufrieden, wenn nur der kleine Bernhard wieder gesund



Die längste Eisenbahnbrücke Afrikas Elichotek, Berlin 68.

ist die der Kameruner Mittellandbahn über den Sanaga. Das Einschwimmen der zweiten Stahlbogenhälfte der 160 Meter langen Brücke ist im November 1912 glatt vor sich gegangen. Die Aufstellung des Ueberbaues ohne feste Gerüste stellte bei der ungewöhnlichen Wassertiefe des Sanaga in dem tropischen Lande ganz besonders hohe Anforderungen an die Umsicht der Bauleitung und an die Leistungsfähigkeit der Brückenbau-Anstalt, der Gutehoffnunghütte in Oberhausen. Es ist ein gutes Zeichen deutscher Ingenieurkunst, die längste Brücke Afrikas in einem einzigen Bogen über den manchmal sehr wilden Sanaga-Strom gebaut zu haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wird. O, wenn mir der liebe Gott nur eines am Leben ließe; denn alle meine übrigen Kinder sind tot und starben ohne die heilige Taufe!"

Es war rührend, die heidnische Mutter so reden zu hören. Einmal war Bruder Eduard Zeuge, wie sie am Bettchen ihrer Kinder knieend also betete: „Guter Gott, habe doch Mitleid mit einer armen Mutter! Ich bin freilich noch eine Heidin, aber dennoch darf ich zu dir beten, wie der weiße Umfundisi mir wiederholt gesagt hat. Ja, guter Gott, nimm den Franz zu dir in den schönen Himmel! Nur den kleinen Bernhard laß mir; ihn möchte ich nicht verlieren. Doch, da beide getauft sind und daher beide dir gehören, so werde ich nicht murren, nein, ich werde nicht wie eine Heidin klagen, wenn du sie beide zu dir rufest."

So die Mutter. Ihre Worte sollten bald auf eine harte Probe gestellt werden. Eines Tages, gegen 8 Uhr früh, kommt Bruder Eduard und meldet, der kleine Bernhard sei soeben gestorben. Zwei Stunden darauf, kurz nach 10 Uhr, starb auch sein Zwillingsbrüderchen Franz. Beide wurden zusammen in einen Sarg gelegt, und nun wölbt sich derselbe Grabeshügel über beiden. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege! dachte ich mir. Der am Tage seiner Taufe so gesunde und kräftige Bernhard, den ich nur den dringenden Bitten seiner Mutter folgend getauft hatte, starb zuerst! Beide waren an einem Tage geboren, an einem Tage getauft, und sind nun an einem Tage gestorben. Ich dankte Gott, daß er es in seiner Güte also gefügt hatte. Von all meinen Erinnerungen aus dem Missionsleben mutet mich keine so lieb und traut an, wie die an das kleine Zwillingspaar Bernhard und Franz.

Bei der Beerdigung der Kleinen weinte die Mutter nicht viel; sie war ruhig und gesetzt, ganz ergeben in Gottes heiligen Willen. Sie hat während ihres Aufenthaltes auf der Missionsstation so viel Schönes und Gutes von unserer heiligen Religion und ihren frommen Gebräuchen gesehen und gehört, daß sie nun allen Ernstes ebenfalls eine Christin werden will. Schon am Todestage ihrer Zwillinge kleidete sie sich auf christliche Weise und ist seitdem eine unserer eifrigsten Katechumenen. Ihr heißester Wunsch ist, bald getauft zu werden, um nach ihrem Tode wieder mit ihren zwei Kindern vereint zu werden.

Der Tod ein Seelenarzt.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

(Schluß.)

Maris-Stella. — Eine junge Frau in der Nähe unserer Missionsstation wurde krank. Sie wandte sich an einen englischen Arzt in Umzinto, dieser aber schickte sie bald wieder zurück, da keine Hoffnung auf Genesung mehr war. Sie hatte die Lungenschwindsucht, und das Uebel war schon weit vorgeschritten. Die Frau hatte in ihrer Jugendzeit die protestantische Missionsschule in Fair-View besucht und sich eine ziemliche Bildung angeeignet, war aber nicht getauft worden. Später heiratete sie einen renommierten Kafferndoktor, der sich nachher noch sechs andere Weiber nahm.

In ihrem hoffnungslosen Zustand wandte sich die arme Kranke an die Ama-Romas (unsere Mission); hier leuchtete ihr der Hoffnungsstern eines guten Todes entgegen. Sie bat zunächst die schwarze Lehrerin unserer Tagesschule in Mehlomnyama zu sich, und wurde auch von derselben eines Tages, da sie gerade einen recht schlimmen Anfall hatte, getauft. Da es mit ihren Lebenskräften schnell abwärts ging, bat sie mich dringend um Aufnahme in unserer Missionsstation. Ich gab meine Zustimmung, und so brachte man sie auf einer Tragbahre hieher.

Sie wurde in unserer heiligen Religion noch weiter unterrichtet, wofür sie großes Interesse zeigte und übte sich fortan fleißig in kleinen Schlußgebeten, Akten der Reuer, der Ergebung in Gottes heiligen Willen usw. Da ich um jene Zeit zum Generalkapitel nach Mariannhill gehen mußte, spendete ich ihr die heiligen Sterbesakramente und erteilte ihr auch die Firmung, wozu wir in solchen Fällen eine spezielle Erlaubnis haben. Ihr Ende schien sehr nahe; doch sie konnte nur schwer sterben. Zwei Tage lag sie im Todeskampfe da, doch die Stunde der Erlösung wollte für sie nicht schlagen. Sie verlangte gar sehr nach priesterlichem Beistand, und wirklich lebte sie noch, als ich nach zwölftägiger Abwesenheit wieder heimkam. Welch' ein Trost für die mit dem Tode Ringende! Schreckliche Phantasiebilder hatten ihr arg zugesetzt: Bald ersuchte sie die Umstehenden, den schwarzen Hund wegzujagen, der sich ihrer Lagerstätte nähere, dann glaubte sie eine riesengroße schwarze Schlange zu sehen, die sie furchtbar erschreckte, ein anderesmal war es ihr, als beuge sich eine furchtbare Gestalt über sie und drohe sie zu überwältigen. Wie froh war daher die Sterbende, als sie bei meiner Ankunft den Segen und die Tröstungen unserer heiligen Kirche wieder erhielt, und ihr neuerdings die Kraft des Blutes und Leidens unseres Herrn und Heilandes vermittelt wurde! Wohl jammerte sie zuweilen im Uebermaße ihrer Schmerzen und Qualen laut auf, doch ihre Seele war ruhig, und nach Verlauf einiger Stunden entschlief sie still und friedlich im Herrn. R. I. P.

Einweihung der Schule in „St. Joachim".

Von Br. Flavian Magiera.

Triashill. — Am 21. September 1912 machte ich mich mit unserem Hochw. P. Superior in früher Morgenstunde auf den Weg nach unserer Außenstation „St. Joachim", wo die neue Schule, die zugleich als Kapelle dienen muß, eingeweiht werden sollte. Wir kamen zunächst nach „St. Bonifaz." Hier nahmen wir einen Knaben mit, der uns den Weg in diesem Gewirre von Busch und Wald und Dornengestrüpp zeigen sollte.

Endlich gegen 11 Uhr vormittags waren wir an Ort und Stelle, wo schon die Leute auf uns warteten. P. Adalbero hielt zuerst eine Ansprache, nahm sodann die Benediktion der Schule nach dem römischen Rituale vor und hielt zum Schlusse eine kleine Prüfung aus dem Katechismus ab; auch mußten die Katechumenen einige Gebete aufsagen und ein paar religiöse Lieder singen. Sie machten ihre Sache prächtig. Jung und alt zeigt überhaupt dahier einen äußerst guten Willen, und da die Gegend um „St. Joachim" stark bevölkert ist, läßt sich hoffen, daß mit der Zeit daselbst eine große Station entstehen wird.

„St. Joachim" ist vier Wegstunden von Triashill entfernt ganz in der Nähe vom Makoni-Kraal, wo im Matabelekrieg zwischen dem dortigen großen Häuptling und den englischen Kolonialtruppen so blutige Kämpfe ausgefochten wurden. Eine halbe Stunde davon entfernt führt eine Straße von der Bahnstation Rusapi nach Nyanga. Die Station selbst steckt natürlich noch ganz in den Kinderschuhen. In den Unterricht teilen sich abwechselnd zwei Schwarze; die eine Woche ist ein gewisser Franz Schullehrer und Katechet, die andere der jüngst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verheiratete Noah. Einmal in jeder Woche besuchen sie auch die Nachbarstation „St. Maria". So groß der Eifer dieser Leute ist, so groß ist auch deren Armut. Solche Neugründungen sind immer die ärmsten Stationen unter allen, und jede Liebesgabe wird hier mit doppeltem Dank entgegengenommen.

Vor allem möchten wir für „St. Joachim" um ein Glöcklein bitten, denn die Hacke, die in der Nähe der Schule aufgehängt ist, und auf der mit einem Stein gehämmert wird, ist doch zu primitiv. Wir haben allerdings in letzter Zeit von unseren geehrten Wohltätern schon mehrere Glocken erhalten; allein es will noch immer nicht reichen, und so groß die Freude und der Jubel auf einer Missionsstation ist, in der ein Glöcklein aufgehängt wird, so wehe tut uns die Trauer der Nachbarstation, die sich noch immer mit einer Hacke oder Pflugschar behelfen muß.

Triashill, unsere Hauptstation in Rhodesia, wurde natürlich zuerst mit Glocken bedacht, dann kam die älteste Außenstation „St. Barbara" an die Reihe, wo ich nun seit drei Jahren in der Mission tätig bin. Die Glocke wurde von unseren Burschen mit großem Jubel von Triashill nach „St. Barbara" geschleppt und dort in der Nähe der Kirche zwischen vier starken Baumstämmen, die eine Art Glockenstuhl bilden, aufgehängt. Leider ist für die hiesige, weit ausgedehnte Mission der Ton der Glocke zu schwach; die weiter entfernt Wohnenden hören sie nicht mehr. Ich gebe daher der stillen Hoffnung Ausdruck, daß unsere Glocke in absehbarer Zeit eine etwas kräftigere Schwester bekommen werde. Für einen entsprechenden Platz ist an unserem Glockenturm schon gesorgt.

Ein recht schönes Glöcklein mit hellem, klaren Ton bekam die Tagesschule in „St. Cassian". Man hört es weithin klingen. Die in „St. Anton" ist etwas kleiner, hat aber gleichfalls einen schönen, hellen Klang. Eine vierte Glocke kam nach „St. Paul", einer Nebenstation von „St. Barbara"; sie kam aus Dettelbach und trägt die Aufschrift: „Sancte Johannes, ora pro nobis!" Eine Fünfte trägt die Namen: Jesus, Maria und Josef; sie kam von einem hohen geistlichen Wohltäter aus Kissingen und wanderte nach der Missionsstation „St. Michael." Die sechste und größte kam nach der Missionsstation „St. Bonifaz." Wir konnten sie nur mit Mühe dorthin transportieren; der allgemeine Jubel war aber auch umso größer, als sie endlich in ihrem Glockenstuhle hing, d. h. zwischen vier Baumstämmen, wie alle übrigen, und zum erstenmale zu läuten anfing. Die guten Schwarzen konnten sich vor Freude kaum mehr fassen! Die Glocke trägt die Inschrift: „Sancte Bonifati, ora pro nobis!" und stammt aus Rimpar, wo unser Hochw. P. Superior, P. Adalbero Fleischer, früher Kaplan war. Die brave Pfarrgemeinde, die ihrem ehemaligen Kaplan ein dankbares Andenken bewahrt hat, wollte damit dem jetzigen überaus eifrigen Missionspriester eine besondere Freude machen, was in der lateinischen Aufschrift ebenfalls bemerkt ist.

Ohne Glocken sind gegenwärtig noch unsere Missionsstationen: St. Peter, St. Benedikt, St. Bernard, St. Joachim, St. Maria, St. Joseph und St. Franz Xaverius. Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir wenigstens für die eine oder andere dieser Missionsstationen ebenfalls um ein Glöcklein bitten. So eine Glocke wirkt, wie schon so oft in unserem Blättchen bemerkt wurde, wie eine ständige Predigt in ihrem Missionsgebiete, ruft Heiden und Christen zur Kirche und Schule und mahnt sie Tag für Tag dreimal zum Beten des „Angelus Domini". Sie erfreuet den Himmel, ehret den Heiligen, auf dessen Namen sie geweiht ist, und ruft sicherlich auch Gottes besonderen Gnadensegen herab auf den edlen Wohltäter, der sie gestiftet. Wer von unsern geehrten Lesern, den der Herr mit zeitlichen Gütern gesegnet, will sich fürs Leben und Sterben diesen Gottessegen sichern?

Wie ein Toter um eine Braut freite.

Vom Hochw. P. Solanus Peterek.

St. Bernard. — Unsere hiesige Missionsstation zählt zu den jüngsten Neugründungen Mariannhills. Es war eine von seinem englischen Besitzer verlassene, mit Disteln und Dornen überwucherte Farm, und in den leer stehenden Gebäuden hausten die Termiten und Fledermäuse. Bei der Uebernahme konnten wir unter dem Dache ganze Schubkarren voll Erde abschlagen, die alle von den fleißigen Termiten da hinauf getragen worden waren.

Heute bietet die Ansiedelung allerdings ein ganz anderes Bild. Die Disteln und Dornen sind verschwunden, ein schöner, von drei Quellen gespeister Gemüsegarten liefert uns Gemüse selbst zur trockensten Jahreszeit; an den steilen Bergabhängen wurden nach Entfernung des Gestrüppes Terrassen gezogen, die bereits mit den verschiedensten Sorten von Orangen- und Obstbäumen bepflanzt sind und ebenfalls künstlich bewässert werden können.

An Gebäuden fehlte uns vor allem ein Missionskirchlein und eine Schule. In Ermangelung von Baubrüdern sah ich mich nach einem schwarzen Maurer um und machte endlich einen, Namens Peter Duma, in Emaus ausfindig. Peter war ein stiller, solider, religiösgesinnter Mann, der mich durchwegs befriedigte. Seine junge Frau war vor mehreren Jahren gestorben und hatte ihm zwei Kinder hinterlassen. Er fühlte sich bei uns bald heimisch, und da er Arbeit auf Jahre hinaus vor sich sah, faßte er den Entschluß, sich bei uns häuslich niederzulassen und ein zweitesmal zu heiraten. Sein Auge fiel auf eines unserer Marienhaus-Mädchen, Maria Mfene mit Namen. Ich konnte seine Wahl nur billigen, denn das Mädchen war fleißig und brav in jeder Beziehung; und da Petrus auch den gesetzlichen Kaufpreis: 800 Mark (statt der bisherigen 10 Stück Ochsen, die wegen der allgemein grassierenden Viehseuchen nirgendsmehr aufzutreiben sind) in der Tasche hatte, wies ich ihm auf unserm eigenen Land einen Bauplatz an, wo er sich ein neues Heim gründen konnte.

Die Eltern der Braut wohnen etwa 30 engl. Meilen (48 Kilometer) von „St. Bernard" entfernt, und Petrus sah sich um einen Brautbewerber um, der in seinem Namen und Auftrag dorthin gehen und um die Hand des Mädchens anhalten sollte; denn so erfordert es die kaffrische Sitte. Die Braut, die natürlich in alles eingeweiht war, eilte schnell zu ihren Eltern zurück, um ihnen und der ganzen Nachbarschaft zu verkünden, daß um sie gefreit würde, und um alles zu einem Schmaus und würdigen Empfang des Brautbewerbers vorzubereiten. Sie reiste am Donnerstag ab, und der Brautbewerber sollte am nächsten Montag oder Dienstag dort eintreffen. Petrus händigte ihm auch gleich 200 Mark als erste Barzahlung an die Eltern ein, und somit war alles im schönsten Gang: Maria, die Braut, war bereits daheim, wo ihr Erscheinen und die frohe Kunde, die sie mitbrachte, bei allen ihren Bekannten und Verwandten große Freude und allgemeinen Jubel erweckte; auch Johann, der Brautwerber, war mit den 200 Mark in der Tasche schon abgereist, und Petrus selbst wiegte sich in den schönsten Plänen und Hoffnungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich selbst mußte am Samstag und Sonntag dringender Missionsangelegenheiten wegen in Einsiedeln sein. Da kommt Montags gegen 10 Uhr früh ein Eilbote dahergerannt und händigt mir folgenden Brief ein:

Hochwürdiger P. Superior!

Petrus ist heute Morgen tot im Bette aufgefunden worden. Felix und Julius schliefen mit ihm im gleichen Zimmer. Als um 5 Uhr früh die Glocke zum Morgen- und Rosenkranzgebet läutete, standen sie auf und gingen in die Kapelle in der Meinung, Petrus, der sonst nie liegen geblieben war, würde bald nachkommen. Als er aber nicht kam, verließ Julius die Kapelle, um ihn zu wecken. Er faßt Petrus bei der Hand, rüttelt und schüttelt ihn, — und findet ihn steif und kalt. Er war tot! — Niemand weiß, wie das kam; niemand hatte tags zuvor oder während der Nacht etwas Auffälliges an ihm bemerkt. Alles ist hier sehr bestürzt; kommen Sie doch schnell zurück!

Ehrfurchtsvoll

Schwester Kiliana.

Man denke sich meinen Schrecken! Petrus so plötzlich, so unerwartet schnell gestorben! Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Nun, er war ein guter, braver Mann, das war mein Trost. Die beste Vorbereitung auf ein gutes Sterben ist schließlich doch ein frommes Leben. Mein zweiter Gedanke galt Maria Mfene, der armen Braut, die natürlich vom Geschehenen noch keine Ahnung hatte.

Ich berichtete den Todesfall vorschriftsmäßig ans Gericht und ersuchte um nähere Weisung. Die Antwort lautete: „Liegen lassen, nicht begraben! Morgen kommt der Bezirksarzt und ein Polizist." — Montag Abend ging ich nach „St. Bernard" zurück, und am Dienstag kam der Arzt mit einem Vertreter der Polizei. Der Leichnam wurde seziert; man fand keinerlei Anzeichen von Vergiftung, auch ein Herzschlag war ausgeschlossen, nur der Magen war aufgeschwollen und die Magenwände gerötet.

Inzwischen war die Braut und ihre Verwandschaft fröhlicher Dinge. Man hatte natürlich den Brautbewerber geziemend empfangen und belustigte sich bei Spiel und Tanz. Da fiel plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel mitten in die lustige Gesellschaft hinein ein von mir abgesandtes Telegramm: „Petrus ist tot; komm zurück!"

Das war ein ernstes „Memento mori" für alle, die davon hörten. Was ist es doch so furchtbar Ernstes um den plötzlich eintretenden Tod! Und keiner weiß, ob nicht auch er einmal plötzlich von hinnen abgerufen wird. Heil dem, der also lebt, daß er den Tod nie zu fürchten braucht!

Ein beschwerlicher Missionsritt.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll.

(Siehe Bild Seite 115.)

St. Joseph. — Als ich einmal die Eingebornen in ihrem bei Harrismith gelegenen Bezirke besuchte, traf ich daselbst ein Basutoweib, das von Witsees Hoek, einer Kaffern-Niederlassung im Freistaate, war. Sie sagte mir, daß daselbst mehrere Katholiken wohnten, die aber nie von einem Priester besucht würden. Die Sache war mir neu, und ich versprach, bei erster Gelegenheit zu kommen.

Im Juli 1912 wollte ich dieses mein Versprechen einlösen. Als Dolmetsch und Führer, der übrigens des Weges so unkundig war, wie ich selbst, nahm ich einen unserer schwarzen Christen mit, der Sesuto versteht. Wir nahmen unsern Weg über den sogenannten „Van Reenen Paß" nach Harrismith zu. In der dortigen Kaffern-Reserve las ich im schmucken Hause eines Neuchristen die heilige Messe und spendete die heiligen Sakramente, nachdem ich schon Tags zuvor die schwarze Bevölkerung unweit Harrismith besucht hatte.

Gegen Mittag traten wir die Weiterreise nach Witsees Hoek an. Leider hatte man uns die längere Straße, einen Weg von zirka 40 engl. Meilen, gewiesen, sodaß wir erst spät in der Nacht dort eintrafen. Wie sollten wir jetzt, in der Nacht, die betr. Katholiken finden? In den ersten Kraals, auf die wir zugingen, waren noch einige Basutos auf, die uns einen schmalen, steinigen Pfad dem Fuße eines hohen Berges entlang wiesen. Zum Glück war Vollmond, der die Nacht prächtig erhellte. Endlich kamen wir zu einem großen Kraal, wo uns ein gutes, altes Mütterchen zu einem Morena führte, der uns seinerseits zum Häuptling brachte. Dieser hatte sich schon zur Ruhe gelegt, wollte sich auch nicht mehr erheben, sondern gab dem Manne durch das geschlossene Fenster die Weisung, uns in einem benachbarten, geräumigen Hause unterzubringen, wo für mich ein schönes, mit zwei wollenen Decken versehenes Bett parat stand, während sich mein Begleiter mit den beiden Satteldecken unserer Pferde begnügte.

Am nächsten Morgen erkundigten wir uns näher nach den dort wohnenden Katholiken und erfuhren, daß eine abgefallene Katholikin ganz in der Nähe am Fuße des Berges wohne. Sie habe sich der Sionisten-Sekte angeschlossen; bald nach ihrem Abfall schwer erkrankt, sei sie jetzt wieder genesen und habe den sehnlichen Wunsch, wieder zur katholischen Kirche zurückzukehren. Man zeigte uns auch die Wohnungen der anderen Katholiken. Diese wohnten jenseits eines Flüßchens, eine gute Reitstunde weiter oben, wo sie mit ihren protestantischen und heidnischen Landsleuten am Fuße der Drakensberge ihre Hütten, wie Schwalben ihre Nester, an eine kolossale Bergwand hingebaut hatten. Es sind mit Einschluß der Kinder etwa zehn Katholiken, die von Matatiele und aus dem Basutoland hieher gezogen waren.

Außer einem jungen Manne, und der Frau, die ich in Harrismith angetroffen hatte, sprachen die Leute nur Sesuto, weshalb ich sie leider nicht beichthören konnte. Doch las ich in einem christlichen Hause die hl. Messe, wozu sich auch eine Menge Heiden und Protestanten herbeidrängte, und versprach ihnen, dafür sorgen zu wollen, daß in absehbarer Zeit ein ihrer Sprache kundiger Priester komme, bei dem sie die heiligen Sakramente empfangen könnten. Unterdessen war es fast Mittag geworden, und nach einem herzlichen Abschied kletterten wir wieder den steilen Berg hinunter, den sicherlich noch kein katholischer Priester erstiegen hatte.

Witsees Hoek ist eine der schönsten Gebirgsgegenden, die ich je gesehen habe. Um die verschiedenen Dörfer noch besser in Augenschein nehmen zu können, ritten wir mitten durch diese Niederlassungen hindurch. Es ist merkwürdig, wie die Basutos auf den Hügeln oder am Fuße hoher Berge ihre großen Dörfer anlegen, nicht einzelne zerstreut liegende Hütten, oder in abgelegene Schluchten hinein, wie die Kaffern zu tun pflegen. Ich habe daselbst wenigstens sieben solcher Basutodörfer gezählt. Zuletzt besuchten wir auch einen angesehenen Häuptling, der uns freundlich aufnahm und beim Abschiede den Wunsch äußerte, uns in Bälde wieder zu sehen.

Die Sonne begann jetzt im Westen hinter die Berge zu sinken. Wir mußten die Wege und Stege erfragen und wußten noch nicht, wo wir die Nacht zubringen könnten. Einmal verirrten wir uns in einer Schlucht,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sodaß wir plötzlich dicht vor einem Felsenabhang standen und nur mühsam auf der andern Seite einen Ausweg fanden. Inzwischen war es Nacht geworden; auf langen Umwegen fanden wir endlich gegen 11 Uhr abends unweit des Iquaqua-Berges einen Kraal, wo wir gastliche Aufnahme fanden und unsere müden Glieder zur Ruhe ausstrecken konnten. Tags darauf machten wir uns bei rauhem, kaltem Wind frühzeitig auf den Weg und erfuhren leider erst jetzt, daß wir unsern Weg sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise hätten bedeutend abkürzen können.

Um 2 Uhr nachmittags kamen wir zu einem gewissen Mr. Rapson, einem gastfreundlichen Engländer, der uns liebevoll bewirtete und auch unsere Pferde, deren Proviant sehr zusammen geschmolzen war, versorgte.

Abends 6 Uhr überschritten wir auf dem Tintwa-Paß die Grenze zwischen Freistaat und Natal. Es wurde 10 Uhr, bis wir auf der andern Seite am Fuße des genannten Berges, den wir teils zu Fuß, teils zu Pferd überschritten, anlangten. Ein Stück Brot von Mr. Rapson, das mein Begleiter vorsorglich eingesteckt hatte, tat uns beiden gute Dienste. Nach einer kurzen Rast setzten wir unsern Weg fort und kamen endlich um 1/2 4 Uhr morgens wieder auf unserer Missionsstation „St. Joseph" an. Das war eine lange, schwere Tour gewesen; nach kurzem Besuche beim lieben Heiland in der Kapelle suchte ich den Strohsack auf, um hier auf zwei Stunden den Schlaf fortzusetzen, den ich schon auf dem Rücken meines Pferdes begonnen hatte.

Das Basuto-Völklein, so wie ich es gesehen, hat einen recht guten Eindruck auf mich gemacht, und ich denke, man könnte in Witsees Hoek ohne allzu große Schwierigkeit seitens des englischen Magistrates und des zuständigen Häuptlings die Erlaubnis zur Eröffnung einer katholischen Mission bekommen; doch leider fehlt es uns sehr an Geld und Personal. Möge doch der liebe Gott dem großen Priestermangel in Bälde abhelfen!



Ein beschwerlicher Missionsritt.

Der Hochw. P. Canisius, Missionspriester in Mariazell, ist allerdings nach dem letzten Generalkapitel nach Witsees Hoek hinauf und hat den Leuten geholfen, allein eine dauernde Pastoration ist bei der weiten Entfernung gänzlich ausgeschlossen. Da und dort könnten wir Plätze bekommen, und viele Schwarze wären geneigt, katholisch zu werden, doch was soll man machen ohne Leute und ohne Geld? Hoffen wir auf bessere Zeiten und bitten wir den lieben Gott, daß die gegenwärtige schwere Prüfungszeit bald vorübergehe!

Briefe schwarzer Schulkinder.

(Fortsetzung.)

Den Reigen eröffne diesmal unser Balthasar Mutetwa. Er schreibt folgendermaßen:

Warungu wanodiwa wari Yuropu mberi me nyanza! Weiße geliebte, die sind in Europa jenseits des Meeres!

Tinoteta kunemwi kuti mukumbire muprieste awuye pano ngekuti isu tiri kushaya muprieste. Wir bitten Euch, zu ersuchen einen Priester, daß er komme hier, weil wir brauchen einen Priester.

Nge kupfawa kwe mwoyo yenyu ne kuda kuponeswa kwe mweya mwakatitumira wafudzi wakanaka ne wadzidzisi wakanaka. Asi tinobvunza zwe kuti mayi we mudzidzisi wedu nge wadi here ne hama dzake? Tinofara zwe ngekuti tichiwona zuwa re kubarwa kwe muponesi wedu riri pehlo. Munawanga mwese mwese. Ini ndinogara kwa St. Barbara school. Ndini Balthasar Mutetwa.

In der Milde des Herzens Eures und im Verlangen zu retten die Seelen sandtet Ihr uns Hirten gute und Lehrer gute. Aber wir fragen auch, ob die Mutter des Lehrers unser ist wohl und die Freunde seine? Wir freuen uns auch, weil wir sehen den Tag der Geburt des Erlösers unser ist nahe. Adieu Ihr alle alle. Ich, der ich stehe in St. Barbara-Schule. Ich, Balthasar Mutetwa.

Kilian Banhu, ein Knabe, der große Freude am Pflanzen europäischer Gemüsesorten hat, läßt sich also vernehmen:

Wachena wari mberi kwe nyanza! Weiße jenseits des Meeres!

Tinofara kwazwo ngekuti mwakatumira wadzidzisi kunesu, asi tumiranyi zwe muprieste zu uns, aber sendet auch einen Priester! Höret alle, mwese majaha! Ihr jungen Leute! Betet für uns doch, daß wir Euch zwe ku denga misi isingagumi tifare na Mwari. sehen im Himmel Tage ohne Ende wir uns freuen mit Gott. Tinodzidza zwakanaka; ndichiri kudzidza kubara. Wir lernen gut; noch ich lerne schreiben. Ndakarara ne nzara, ndine nzara zwino kwazwo kupinda misi yese. Ich schlief mit Hunger, ich habe Hunger nun sehr, mehr als Tage alle. Asi chengetanyi mitemo ya Mwari. Aber haltet die Gebote Gottes. Mudzidzisi wedu wakanaka kwazwo. Ndakafara kwazwo ngekuti mwakandipa michero ye kudhlara. Der Lehrer unser ist gut sehr. Ich freue mich sehr, weil Ihr gabet mir Früchte zu pflanzen.

Munawanga mwese.

Adieu Ihr alle.

Ndini Kilian Banhu.
Ich, Kilian Banhu.

Nun folgt Edmund Mutuswa; er ist sehr gewissenhaft und fleißig, und ein guter Rechner, was bei den Schwarzen eine Seltenheit ist. Er schreibt:

Washamwari wedu: Freunde unsere!

Ndinoteta kunemwi wakuru wedu wari Yuropu mberi kwe nyanza, ndinoti tumiranyi kune wafundisi jenseits des Meeres, ich sage: sendet zu den Lehrern unsern Geld, zu helfen Leute der Schule, zu kaufen Mais für Nahrung. Aber hier wir lernen gut. Ndimoti kusimba chirombowe, munasimba Ich sage habet gute Gesundheit, Herren, Gesundheit den Jungen und Eltern und Kindern ihren.

Ich bitte Euch, Väter unsere in Europa wedu mari ye kubatsira wanhu we chikoro kutenga magwere e kudhla. Asi ino tiri kudzidza zwakanaka. Ndimoti kusimba chirombowe, munasimba majaha ne wababa ne wana wenyu.

Ndini Edmund Mutuswa.
Ich, Edmund Mutuswa.

Den Schluß bilde für heute Dick Makonokora, noch Katechumene. Er schreibt:

Warungu wanodiwa we Yuropu wari mberi kwe nyanza, Weiße geliebte von Europa jenseits des Meeres.

Tinoti kaiwanyi wakomana ne wapwere. Wir sagen, seid gegrüßt, Knaben und Kinder.

Asi tinoti muri wadi here mwese wakomana wanodiwa? Aber wir sagen: seid Ihr gesund alle, Knaben geliebte?

Tinoteta kuti mutitumire wo nhumbi ngekuti tiri warombo. Wir bitten, sendet uns doch Sachen, denn wir sind arm.

Zwikuru munatinamatira kuna Mwari, tinoyo ku denga. Besonders bittet für uns zu Gott, daß wir einander sehen dort im Himmel.

Ndinoti mayi we mudzidzisi wedu nge wadi here, Ich sage, ist Mutter des Lehrers unser wohl, (ich meine) Mutter des Br. Flavian? Mudzidzisi wedu unodzidzisa zwakanaka. Good-bye. vian? Lehrer unser lehrt gut. Adieu.

Ndini Dick Makonokora.
Ich, Dick Makonokora.

(Schluß folgt.)

Den armen Seelen zulieb.

Von Schw. Armella, C. P. S.

Maris-Stella. — Ich habe dahier zur Pflege des Gemüse- und Blumengartens zwei schwarze Mädchen als Gehilfinnen; die eine ist schon getauft, die andere noch Katechumene. Eines Tages nun wies ich ihnen ein Beet zum Umgraben an, das ziemlich dicht vom Unkraut überwuchert war. Diese Arbeit schien den beiden Mädchen wenig zu behagen; sie arbeiteten nur säumig, während dagegen ihr Reden und Lachen immer lebhafter wurde. Um ihnen einen andern Geist beizubringen, griff ich zu folgendem Mittel:

„Kinder," fragte ich auf sie zutretend, „wollt ihr den armen Seelen zuliebe ein kleines Opfer bringen?" — Erstaunt sehen mich die beiden an und rücken langsam mit der Gegenfrage heraus, worin denn dieses Opfer bestehen solle, ob vielleicht in strenger, fleißiger Arbeit. „Nicht nur in eurer Arbeit," sagte ich, „denn dazu seid ihr ohnehin verpflichtet, sondern auch in einem kurzen Stillschweigen. Seht, bis ihr mit dem Umgraben daher kommt" — bei diesen Worten zog ich mit dem Spaten eine Linie über das Beet — „sollt ihr in freier Ueberwindung kein Wort mehr sprechen, und zwar den armen Seelen zuliebe. Denn da ist sicherlich manche

arme Seele im Fegfeuer, die namentlich deshalb schwer zu leiden hat, weil sie bei Lebzeiten so viele böse und unnütze Reden geführt. Diesen könnt ihr helfen. Opfert ihnen eure Arbeit, namentlich aber euer Stillschweigen auf, das wird ihnen zu großem Troste gereichen. Wollt ihr das tun?"

Das schlug ein! Mit Freuden erklärten sich die Mädchen zu diesem kleinen Opfer bereit und griffen mutig zur Hacke. Die Arbeit ging so frisch und exakt voran, kein Laut war mehr zu hören; es kam der bezeichnete Strich, doch die wackeren Kinder taten freiwillig noch mehr, als ich von ihnen verlangt hatte. Ich hörte den ganzen Vormittag über kaum mehr ein leise geflüstertes Wort und bis zur Mittagspause war das ganze große Gartenbeet schön und fleißig umgegraben. — Ich erbaute mich sehr an diesen zwei Neubekehrten und erzählte es mit Freuden meinen lieben Mitschwestern bei der Rekreation.

Der Blütenbaum.

Du Blütenbaum in voller Pracht,
Daran mein Aug' mit Lust sich weidet,
O sag, wer hat dein Kleid gemacht
Und dich so schön damit bekleidet? —

„Das hat der liebe Gott getan,
Daß mir das Festgewand nicht fehle.
O schau mich still und staunend an:
Ich bin ein Sinnbild deiner Seele!"

Gehet zu Joseph.

Die von allen Seiten einlaufenden Berichte über Gebetserhörungen nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph werden immer zahlreicher, so daß wir unmöglich alle aufnehmen können. Für diesesmal seien in Kürze nur folgende erwähnt:

Ein Priester schreibt: „Unlängst konnte ich ein sehr wichtiges Dokument nicht finden. Da ich unmittelbar zuvor im „Vergißmeinnicht" von einer ganz auffallenden Hilfe gelesen hatte, die auf Anrufung des heiligen Joseph in einer ähnlichen Sache erfolgt war, nahm auch ich in meiner Verlegenheit zum lieben heiligen Joseph, den ich schon oft und nie umsonst angerufen hatte, meine Zuflucht mit dem Versprechen der Veröffentlichung im Falle der Erhörung, und — wenige Augenblicke darauf war das verloren geglaubte Papier in meinen Händen! Ich teile dies öffentlich mit zu Ehren des hl. Joseph."

Eine Abonnentin unseres Blättchens schrieb uns folgende Zeilen: „Voriges Jahr wurde ich von einer unheimlichen, mir große Beängstigungen verursachenden Krankheit befallen. Da bekam ich im Hause meiner Verwandten das „Vergißmeinnicht" zu lesen, das mir so gut gefiel, daß ich es sofort ebenfalls abonnierte. Die vielen Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph weckten mein Vertrauen, und ich begann, täglich sieben Vaterunser zu Ehren der sieben Freuden und Schmerzen des hl. Joseph zu beten. Bald spürte ich eine beständig zunehmende Besserung, doch mein Versprechen, es im Falle der Erhörung im „Vergißmeinnicht" veröffentlichen zu wollen, verschob ich von Tag zu Tag, bis mich eine abermalige Verschlimmerung meines Zustandes an das gemachte Versprechen erinnerte. Darum sage ich dem hl. Joseph meinen pflichtschuldigen Dank und rate allen, bei ihm in jeder Not und Drangsal Hilfe zu suchen."

Eine zweite Leserin läßt sich also vernehmen: „Jedesmal erwarte ich das Vergißmeinnicht-Blättchen mit wahrer Sehnsucht; besonders gern lese ich die Gebetserhörungen im Josephsgärtchen, heute aber muß ich selbst dem hl. Joseph öffentlich meinen Dank abstatten, und zwar wegen doppelter Hilfeleistung: Meines leidenden Zustandes wegen war in unserem sonst blühenden Geschäft eine merkliche Stockung eingetreten. Ich konnte die Arbeiten nicht mehr so pünktlich liefern, wie früher, und fürchtete daher, die Kunden dauernd zu verlieren. Was tun, da ich noch obendrein meine gute, hochbetagte Mutter zu versorgen hatte? Schon hatte mich große Mutlosigkeit ergriffen, als ich zum hl. Joseph meine Zuflucht nahm. Und bald war alles wieder gut; ich konnte meine Arbeit wieder aufnehmen, und auch die nötigen Aufträge kamen wieder. Das zweitemal handelte es sich um eine größere Geldsumme, die ich in einer Kasse hinterlegt hatte, und die ich schon für verloren hielt. Ich begann wieder eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, wurde aber diesmal ein wenig auf die Probe gestellt, denn meine Sache wurde immer aussichtsloser. Nun begann ich eine zweite Novene, und siehe, am dritten Tag bekam ich wider alles Erwarten die betreffende Summe vollständig ausbezahlt. Drum Dank, herzinnigen Dank dem großen Helfer in jeder Not, dem hl. Joseph, unter dessen Schutz ich fortan alle meine leiblichen und geistigen Anliegen stelle!"



Die hl. Familie.

Ein Priester schreibt: „Ich hatte ein sehr schweres Anliegen und glaubte beinahe, unter meinem Kreuz erliegen zu müssen, doch auf die Fürsprache des hl. Joseph hat mir der liebe Gott geholfen. Ich hielt eine neuntägige Andacht zum genannten Heiligen und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Mit Freuden sage ich ihm heute meinen innigsten Dank und füge bei: „Gehet alle zu Joseph!""

„Ich wurde von einem Bahnarzt bei einer Untersuchung meines Hör- und Sehvermögens als farbenblind



Auferstehung. Clichotek. Berlin 68.
Nach dem Original-Aquarell für Benzigers Goffine.

erklärt," schreibt ein Magazinsgehilfe, „infolge dessen wurde ich vom Ablösedienst enthoben und hatte wenig Aussicht auf eine neue entsprechende Stellung. Nun begann ich mit meiner Familie eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Antonius und Judas Thaddäus und ließ auch eine Woche lang ein Lämpchen zu deren Ehre brennen. Am neunten Tage erhielt ich die Mitteilung, daß ich in einer größeren Stadt meine jetzige, mir sehr willkommene Stelle antreten könne. Ich hatte Veröffentlichung versprochen und erfülle nun mein Versprechen mit großer Freude."

Eine Leserin schreibt: „Auch mir hat der hl. Joseph schon oft geholfen an Leib und Seele. In der zweiten Hälfte des Monats November waren große Zahlungen zu kommen, es ging kein Geld ein und ich sah in meinen Sorgen und Nöten kaum mehr einen Ausweg. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, und er hat mir in kurzer Zeit, und zwar in so überraschender Weise geholfen, daß ich heute noch staune. Ihm sei daher öffentlicher Dank gesagt und wünsche nur, daß diese Zeilen auch ein klein wenig dazu beitragen, das Vertrauen zum hl. Joseph in den Herzen aller Vergißmeinnichtleser zu wecken und zu stärken."

„Ich hatte eine schon gebrauchte Nähmaschine", schreibt eine weitere Leserin, die mir in meiner Wohnung sehr im Wege stand und die ich daher gerne verkauft hätte. Doch es wollte sich kein Abnehmer finden. Nun dachte ich: Ich will zu Ehren des hl. Joseph ein Almosen für die armen Heidenkinder geben; vielleicht hilft mir dann der hl. Joseph. Und siehe, schon wenige Tage darauf meldete sich ganz unerwartet ein Käufer, und mir war geholfen. Wie sehr muß dem hl. Joseph das schöne Werk der Heidenmission am Herzen liegen! Ich will daher den Missionen gerne auch in Zukunft eine milde Gabe zukommen lassen."

„Mein Bruder suchte auf Neujahr eine Stelle als Kaufmann. Da jedoch im Winter nur schwer etwas Passendes zu finden ist, wandten wir uns in diesem Anliegen an den hl. Joseph. Die erste und zweite Novene brachte noch keinen Erfolg, bei der dritten aber wurden wir ganz auffallend erhört. Mein Bruder hat jetzt eine sehr gute Stelle, und ich sage dem hl. Joseph hundertfachen Dank!"

Den Schluß bilde für heute folgender Bericht: „Ich wurde voriges Jahr ganz unerwartet von einer Herzschwäche befallen und zwar derart, daß das Schlimmste zu befürchten war. Ich las nun öfters im „Vergißmeinnicht" von der Hilfe des hl. Joseph und wandte mich nun ebenfalls recht vertrauensvoll an ihn. Ich versprach zugleich Veröffentlichung im Falle der Erhörung und eine kleine Geldspende für die armen Heidenkinder. Mein Vertrauen wurde über alles Erwarten belohnt. Mein Zustand besserte sich so auffallend, daß ein berühmter Arzt, bei dem ich in Behandlung stand, erklärte: „Ein solcher Fall ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; es ist gerade, als ob hier ein Wunder geschehen wäre!" — Es sei noch bemerkt, daß dies ein sehr tüchtiger Spezialarzt ist, der eine große Kundschaft hat. Ich aber sage dem hl. Joseph, der mir schon in verschiedenen Nöten geholfen, pflichtschuldig meinen innigsten Dank und rate jedem, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, ebenfalls in jeder leiblichen und geistigen Not recht vertrauensvoll zum hl. Joseph seine Zuflucht zu nehmen; denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist überaus groß!"

Eine bedeutungsvolle Parabel.

Ein armer, doch geistig hochbegabter Jüngling reiste einst von Portugal nach Indien, daselbst sein Glück zu machen. Das Schicksal war ihm günstig, nach einigen Jahren kehrte er als überaus reicher Kaufmann mit unermeßlichen Schätzen in die Heimat zurück.

In seiner Vaterstadt angekommen, wollte er vor allem die Gesinnung seiner Verwandten prüfen: Er legte deshalb ein abgetragenes Kleid an, warf sich einen alten, zerrissenen Mantel um, und trat so bei seinem nächsten Verwandten ein.

„Ich war in fremden Landen", sprach er zu ihm, „nun bin ich wieder zurückgekehrt, meine lieben Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wandten zu besuchen; wollt Ihr mir nicht in Eurem Hause einige Tage Herberge gewähren, bis ich eine andere Wohnung habe?"

Der Vetter sah den armen Anzug, schloß darauf einen schlecht bestellten Geldbeutel und entgegnete kalt, daß in seinem Hause kein Platz für ihn sei. — Aehnlich erging es dem jungen Manne bei allen übrigen Verwandten; keiner wollte etwas von ihm wissen.

Der also Abgewiesene kehrte zu seinem Schiffe zurück, wechselte die Kleidung, kam sodann reich und vornehm wie ein Fürst mit einer zahlreichen Dienerschaft in die Stadt und kaufte sich das schönste und größte Haus in derselben. Viele Wochen vergingen, bis alle seine Schätze und Waren ausgeladen und gebührend untergebracht werden konnten.

Die Stimmung seiner Verwandten kann man sich denken! „Wer konnte aber auch das wissen?" sprachen sie in schlecht verhaltenem Grimm; „hätten wir nur eine Ahnung davon gehabt, wie reich er ist!" — Doch die Reue kam zu spät.

Verehrter Leser, hast du die tiefere Bedeutung dieser Erzählung wohl schon erraten? Christus, der ewige Kön:gssohn, kam auf die Welt. Er suchte und fand hier Schätze, die es im Himmel nicht gab: Armut, Leiden, die tiefste Schmach und zuletzt den grausamsten Tod. Er erwarb sich dadurch unendliche Verdienste, Kleinodien himmlischer Art und sitzet nun in Ehre und Glorie zur Rechten des Vaters.

Zugleich ist es sein einziges Verlangen, alle diese Schätze in brüderlicher Liebe mit uns zu teilen. Zuvor jedoch stellt er uns auf eine kleine Probe; er will sehen, ob wir seiner Gaben auch würdig sind; und darum kommt er in unscheinbarem Gewande zu uns und bittet um Herberge. Sein Gewand sind die sakramentalen Gestalten, unter welchen er im allerheiligsten Sakramente zugegen ist, und als Herberge verlangt er unser eigenes Herz. Heil dem Menschen, der die Zeit seiner Heimsuchung erkennt und der überhaupt eine wahre Liebe zu seinem Heiland im hochheiligen Sakramente hat!

Ein Muster christlicher Pietät.

Ein Missionär aus Süd-Shantung schreibt unterm 4. Dezember 1912 folgendes:

China ist das Wunderland der kindlichen Pietät. Schon oft ist gesagt worden, China sei darum so alt geworden, weil es das vierte Gebot, an das die Verheißung eines langen Lebens geknüpft ist, so treu beobachtet habe.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser chinesischen Kindesliebe erfuhr ich dieser Tage. Wir haben hier eine Neuchristin, eine brave, junge Frau, um die sich in den Augen ihrer Landsleute der Heiligenschein der Pietät gewoben hat. Die junge Frau hatte viel von ihrer zänkischen Schwiegermutter zu leiden. Trotzdem tat sie nach wie vor in Liebe und Freundlichkeit alles, was sie derselben an den Augen ablesen konnte. Da wurde die alte Frau ernstlich krank, keine Medizin schlug an, die Schwiegertochter erschöpfte sich in der Pflege der Kranken. Eines Tages fragte sie die Alte: „Mutter, was möchtest du essen?" In einem Anfall von Ungeduld sagte diese: „Ich will dein Fleisch essen, dann werde ich wieder gesund." Was tut die gute Schwiegertochter? Sie schneidet sich mit dem Küchenmesser Fleischstriemen aus ihren Waden, bereitet daraus Pasteten und gibt diese der Kranken zu essen. Und siehe da, die Alte wird gesund. Der heroische Opfersinn ihrer Schwiegertochter hat sie so ergriffen, daß sie dieselbe nunmehr liebt wie ihren Augapfel. Die heidnische Bevölkerung aber sieht in dieser Tat etwas überaus Ehrwürdiges, die junge Frau ist dadurch eine Berühmtheit geworden, was sie aber nicht abhält, dem Christentum sich zuzuwenden.

Flamingos am Ufer des Nil.

(Siehe Bild Seite 102.)

„Flamingos am Ufer des Nil", zeigt uns Wilhelm Gentz, der berühmte Darsteller orientalischer Natur eine Gruppe dieser höchst eigenartigen Vögel in einem Moment, der für ihre Art besonders charakteristisch ist. Die Flamingos versammeln sich gern zu Hunderten, ja zu Tausenden am Ufer von Flüssen und brackigen Gewässern; stundenlang sieht man sie dann bis über das Fersengelenk im Wasser auf einem Bein stehen, den Hals eigentümlich verschlungen vor die Brust gelegt, den Kopf nicht selten unter den Flügeln verborgen. Diese Stellung, welche ihnen ein nachdenkliches Aussehen verleiht, hat einen praktischen Zweck; in dem Schlamm, in welchem sie stehen, erlauern sie, von Zeit zu Zeit den Schnabel einsenkend, die kleinen Wassertiere, die ihnen zur Nahrung dienen.

Die Regiments-Hundepauke.

(Siehe untenstehendes Bild.)

In Königsberg fand am 5. Februar 1913 in Gegenwart des deutschen Kaisers die Enthüllung des York-Denkmals statt. Dabei erregte das lebhafteste Interesse von jung und alt die Regiments-Hundepauke. Königsberg ist nämlich die einzige Garnison, die einen leibhaftigen Ziehhund mit Namen „Pascha" besitzt. Das kluge Tier ist nicht nur auf militärische Signale gut dressiert, sondern hat sogar dem Photographen schön stillgehalten, als er das Bild für unsere Leser aufnahm.



Die Regiments-Hundepauke. Clichotef, Berlin 68

Die Bevölkerung der südafrikanischen Union

verteilt sich nach der letzten Volkszählung auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen:

	Gesamtbevölkerung	Prozentsatz f. d. Quadratmeile
Natal	1,194,043	32,7
Transvaal	1,686,212	14,8
Freistaat	528,174	10,5
Kapkolonie	2,564,965	9,2
Summa:	5,973,394	12,6
Davon treffen auf die weiße Bevölkerung in:		
Natal	98,114	2,7
Transvaal	420,562	3,7
Freistaat	175,189	3,7
Kapkolonie	582,377	2,1
Summa:	1,276,242	2,7

Briefkasten.

M. G., Troppau: 5 Kronen dankend erhalten.

Dame in Steyr: 50 Kronen für Taufe armer Heidenkinder. Vergelt's Gott!

Recklinghausen: Betrag dankend erhalten.

Luxemburg: Betrag für 2 Heidenkinder erhalten.

Wickrath: 247 Mk. erhalten für hl. Messen u. 7 Hdkder.

Bonn: Für Beitrag zum Harmonium 10 Mk.

Godesberg, G. M.: 5 Mk. dankend erhalten.

X. Z.: Da solche Beträge, welche per Zahlkarte eingesandt werden, nicht selten erst am dritten Tage nach deren Ablieferung auf dem betreffenden Postamte in unseren Besitz gelangen, so mögen sich unsere Wohltäter nicht beunruhigen, wenn deren Bestätigung 4—6 Tage ausbleibt.

B. in A.: Eingesandte Gebetsempfehlungen oder Danksagungen werden aus verschiedenen Gründen nur mehr unter Angabe des Ortes, woher dieselben kommen, angegeben.

J. in D.: Der Tod von Mitgliedern des Mariannhiller Meßbundes braucht nicht eigens angemeldet zu werden, da den Betreffenden auch nach deren Tod die geistl. Vorteile des Meßbundes ohne weiters zugewendet werden.

W. in B.: Aus technischen Gründen können Notizen, welche für das Vergißmeinnicht bestimmt sind, immer erst 2—3 Monate nach deren Eingang zur Veröffentlichung gelangen.

Egolfingen: 50 Mk. dkd. erhalten.

Deggendorf: Ja!

Immenstadt: Betrag für 1 Heidenkind „Theres" dkd. erh.

O. M. A.: Dkd. erhalten.

B. B., Rimpar: Zu Ehren d. hl. Joseph erhalten.

Aus Waltershofen: 3 Mk. für Josephs-Statue erhalten.

Paket mit Stoff erhalten.

Sankta Maria: 5 Mk. für Jos.-Statue erh. Besten Dank.

Alsterweiler: 5 Mk. dkd. erhalten.

Basel: 4 Mk. dkd. erhalten.

Kleider und Stoffe aus Bruchsal erhalten.

Stephanskirch: Betrag dkd. erhalten.

7.15 Mk. von den Strickschulmädchen in O. dkd. erhalten.

Kenzingen: Betrag für Josephs-Statue erhalten.

L. F. in D.: Betrag für Ludovika erhalten.

Erlangen: Erhalten, wird besorgt.

E. S. E.: 5 Mk. dkd. erhalten.

A. K. A.: Betrag für 2 Hdkdr. u. 2 hl. M. erhalten.

P. S. G.: Erhalten.

Aus Neukirchen hl. Blut: 5 Mk. Almosen dkd. erhalten.

Kath. Nößner: 5 Mk. Almosen dkd. erhalten.

Bonndorf: 50 Mk. erhalten.

Landau a. Isar: 16 Mk. erhalten, wird besorgt.

Dienstmädchen in P.: 3 Mk. erhalten.

Th. L., Nürnberg: Erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Freising, Dahlen, Uffing, Lützelburg, Fechenbach, Konstanz, Geisingen, Neustadt, Eschen, Kartitsch, Steyr, Immelstetten, Wasserlosen, Linz, Schwaben, Tiengen, Würzburg, Kanton Bergzabern, Pützlohn, Konradsheim, Titz, Eupen, Billerbeck, Rekingen, Asperden, Driburg, Fredeburg, Diedorf, Wassenach, Gescher-Estern, Castrop, Imgenbroich, Duisburg-Beek, Olpe, Clarholz, Köln, Badgassen, Altenahr, Hollerath, Koblenz, Haltern, Oedingen Ahrweiler, Mülheim-Ruhr, Nordkirchen, Godesberg, Winden, Uder, Hessen, Hückeswagen, Gelsenkirchen, Steinheim, Solingen, Aachen, Börnig, Fretter, Hattingen, Oberkassel, Tetingen, Elsdorf, Buer, Geich, Rehlingen, Mardorf, Mettendorf, Hegensdorf, Landenbeck, Klinkheide, Rüthen, Münster, Sevenich, Niederfalbach, Ettelbrück, Barmen, Luxemburg, Bonn, Löbau, Aachen-Soers, Sterkrade, Velmede, Prüm, Bottrop, Bielefeld, Erdorf, Griesborn, Bettingen, Westerhanderfehn, Ennenbach, Aachen, Köln, Duisburg, Haltern i. W., Olpe i. W., Düren, Schwaz-Tirol, Putine-Ungarn, Schwanberg, Erlach-Schwoich, Königstetten, Zartlesdorf, Iglau, Preding, Polling, O.-D., Königgrätz, Cilli in Steyermark, Rankweil, Neunkirchen, N.-D., Iglau, Wien, Winn, Ligist, Bruneck, Graz, Budapest, Köflach, Oberprausnitz, Preding, Schluckenau, Andelsbuch, Gurten, Zell u. Zellhof, Langenbrücken, Reichenstein, Kleinkissendorf, Heggelbach, Dörlesberg, Höchberg, Ballweiler, Diedesfeld, Großnottersdorf, Würzburg, Heidingsfeld, Weiskirchen, Traunstein, Rauenberg, Neustadt a. S., Gerchsheim, Jachenau, Hainstadt, Kronau, Baden, Schneppenbach, Oberaschenbach, Nürnberg, Breslau, Haid, Geisa, Rimpar, Ravensburg, Friedingen, Mosbach, Ramersdorf, Wiesbaden, Tutzing, Königshofen, Baden, M. Schw., Neuhausen, Zell-Harmersdorf, Amberg, Donauwörth, Römershag, Oberwittighausen, Lindau a. Bodensee, Augsburg-Pfersee, Lenggries, Neudorf, Assamstadt, Kübelberg, Sondernau, Bergham, Neukenroth, 2 kranke Priester, Tännesberg, Weißenregen, Bruck i. Oberpfalz, Klosterheidenfeld, Wadenschwil, Benken, Flühli, Oberendingen, Bernhardzell, Basel, Lachen, Steinach, Kradolf, Schaffhausen, Kirchberg, Lüchingen, Sarnen, Wohlen, Nunningen, Tübach, Mastrils, Berschis, Gettnau, Bremgarten, Großwangen, Zürich, Krappitz, Dubuque, Jowa, Frauenfeld, Gossau, Mümliswil, Flawil, Wildhaus, Hospental, Schwyz, Lugano, Altdorf, Rekingen.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Lorenz Metten. Josefine Ortmanns. Dora Mommer. Pet. Wilh. Ahren. Fritz Fleige. Peter Josef Zorn. Gertrud Nettersheim. Gertrud Rennefeld. Lorenz Dohle. Math. Zeyen. Witwe P. Wenzel. Christine Küpper. Frau Hch. Emunds. Anna Kath. Wiesen. Maria Rüppel. Michael Zimes. Frau Theodor Schrote. Hermann Herzog. Ehrw. Schw. Ermione Herzog. Joh. Wilh. Palm. Witwe Flottenwesch. Wilhelm Schmitz. Franz Dohle. Johann Kebbe. Anton Reise. Luise Driller. Marg. Todemann. Witwe Wilh. Jos. Knips. Wilh. Faßbender. Joh. Lichter. Apotheker Fischer. Philipp Fuß. Witwe Joh. Buenen. Witwe Theodor Strauch. Josef Hopfinger, Gratzen. Maria Anfang, Tux, Zillertal. Margaretha Senfelder, Wien. Andreas Hilty, Schaan. Leopold Zwanzinger, Rückersdorf. Maria Schweisgut, Ried, Tirol. Anna Augl, Linz. J. Wolanschek, Graz. Maria Kröll, St. Johann i. Saggautal. Anna Oberhauser, Andelsbuch. Anton Peer, St. Jodok a. Brenner. Maria Gadringer, Salzburg. Franz Lattner, Puchkirchen. Ferdinand Fellin, Los-Angeles, Kalifornien. Anton Zogg und Kath. Schlegel, Tscherlach. Leonh. Seiler, Tägerig. Alb. Stäheli, Kollbrunn. Kath. Wenk, Wildhaus. Herm. Müller, Reiden. Peter Kuhn, Markelsheim. Elisabeth Metz, Innenheim. Frau Heinemann, Flinsberg. Kilian Weber und Julia Fladung, Rasdorf. Konstantin Fischer, Geismar. Auguste Ritz, Geisa. Luise Geißler, Büchenau. Jakob Hermann Stengel, Würzburg. Maria Linsinger, Wolfratshausen. Joseph Schleininger, Grünwald. Joseph Darner und Marie Kuchenreuther, Regensburg. Kasimir Ehrgott, Rottenmünster.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers, eventuelle Arbeitszeugnisse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 6

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

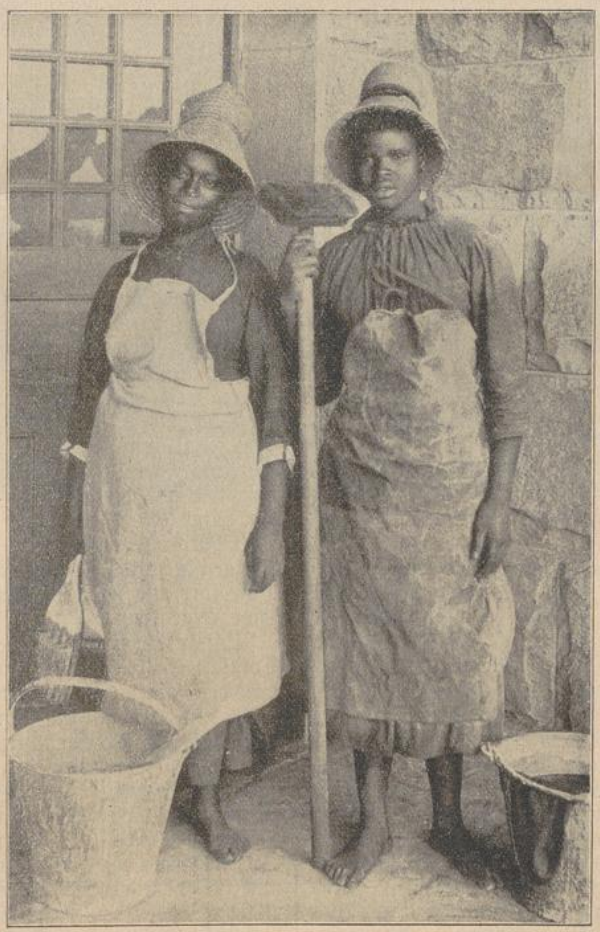
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Heut' wird getüncht!

Köln a. Rh.
Juni 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sonntagsfeier im Walde.

Wenn zum grünen Waldesgrunde
Kommt der Sonntag still herein,
Dann in erster Morgenstunde
Geh'n zur Kirch' die Vögelein.
Waldraum wird zur Tempelhalle,
Und die Vöglein kommen alle,
Wenn der Glocken süßer Klang
Rufet hell den Wald entlang.

Waldesblumen, zart gestaltet,
Sind im Wald die Glöckelein,
Haben früh sich all entfaltet,
Läuten nun den Sonntag ein.
Alles reget froh die Schwingen,
Ueberall die Glocken klingen,
Durch die Wipfel säuselt's auch,
Just, als wär's der Engel Hauch.

Jetzo fängt in zarter Weise
Nachtigall zu singen an,
Klinget erst so still und leise,
Tönet immer voller dann.
Und nun jubeln tausend Kehlen,
Kann kein einz'ges Vöglein fehlen,
Singen alle gar zu gern
Dankeslieder Gott dem Herrn!

Der Friede der Völker vor dem Tabernakel.

Von lautem Beifall begrüßt, betrat auf dem eucharistischen Kongreß zu Wien Graf Alfred Reisséguier die Rednertribüne und sprach mit lauter vernehmbarer Stimme über das bedeutungsvolle Thema: Der Friede der Völker vor dem Tabernakel. In hochpoetischer Sprache führte der bekannte Redner folgendes aus:

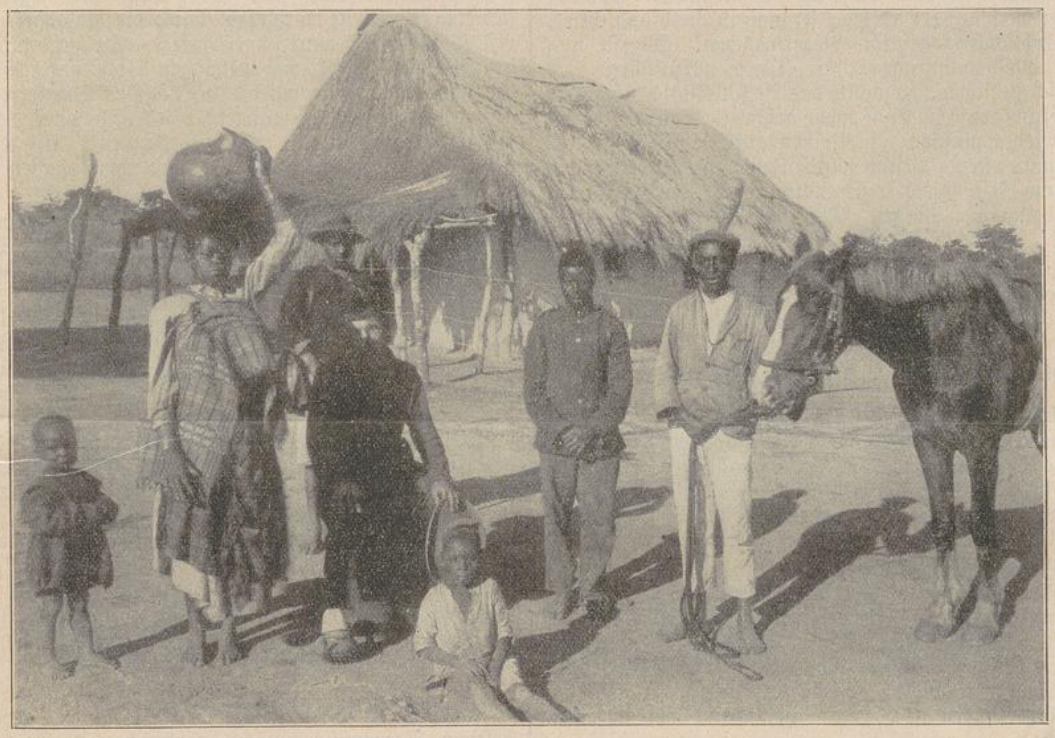
Friede! Wir denken an einen stillen Sommerabend, an einen spiegelglatten See. Wir denken an das Angelusbild von Millet; bei den Glockentönen des Kirchleins falten alle Arbeiter, ob sie nun der körperlichen oder der geistigen Arbeit pflegten, ihre Hände über der Brust nach den Mühen des Tages. Friede, worin bestehst du? Bestehst du im Reichtum oder im Ruhme? Aber nein. Denn zu schnell finden diese ein Ende, wenn nicht sonst, so doch mit dem Tode. Bist du das Glück? Nein, denn Glück und Glas, wie bald bricht das! Wo ist nun der Friede? Die Welt kann ihn nicht geben. Denken wir an Alexander den Großen, der als Beherrscher der Welt an den indischen Strömen weinte, weil er sein Reich nicht noch weiter ausdehnen konnte. Gibt ihn vielleicht der Tod? Herrscht er nur in jenen grausig-stillen Geländen, wie sie Böcklin in seiner Toteninsel hingezaubert hat? Nein. Der Tod bringt nur den traurigen Frieden der Vernichtung, den Frieden des Schlachtfeldes.

Wir müssen ganz anderswo den Frieden suchen, nach dem unser Herz sich sehnt. Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te. Ruhelos ist unser Herz, bis daß es ruhet in Dir, o mein Gott. Diese Worte des hl. Augustinus ruft uns zu die Geschichte der ganzen Menschheit vom ersten Tage an bis auf unsere Zeiten. Dieser Ruf ringt sich empor aus dem Menschenherzen durch die Jahrtausende, da die Menschen noch ihres Erlösers harrten. Die Geschichte des ganzen Heidentums ist nichts anderes als ein Sehnsuchtsruf der Menschheit nach ihrem Gotte. Derjenige, der diesen Drang ins Menschenherz gesenkt, konnte unmöglich dieser Sehnsucht ihre Erfüllung versagen. Im Altertum schon erwählte er sich sein Volk, das ihn im brennenden Dornbusch und in der Bundeslade anbetend verehrte. Und wie dieses Volk, nachdem seine Heimat zerstört war, führerlos und heimatlos durch alle Welt zerstreut, sein bitteres Los beweinte, kündeten Propheten die Freudenbotschaft neuen Heiles. Dieser Freudenbotschaft ward Erfüllung in der Fülle der Zeiten: Et Verbum caro factum est, das Wort ist Fleisch geworden. (Johannes 1, 14.) Und die Engel sangen: Friede den Menschen auf Erden. Es kamen die Hirten und die Könige und nahmen Teil an diesem Frieden.

In Christus hat der Friede lebende Gestalt angenommen, und ein Friedenserbe ist seine hl. Eucharistie. Aus ihr ruft uns der Heiland immer und immer wieder zu: Der Friede sei mit euch! Und sein Friedensreich ist in unseren heutigen Tagen vor dem heiligsten Altarssakramente ein Reich geworden, in dem die Sonne nicht untergeht. Keine Stunde und kein Tag verrinnt auf dem weiten Erdenkreise, ohne daß in der hl. Messe das Gedächtnismahl dieses Friedens gefeiert wird. Vor dem heiligsten Altarssakramente legt sich immer und immer wieder der Sturm der Leidenschaft, und die gequälten Herzen ruhen aus im Frieden. Pacem relinquo vobis, pacem meam do vobis: Den Frieden hinterlasse ich euch und gebe ich euch. So oft wir aus dem Borne dieses Friedensquells schöpfen, möchten wir ausrufen: „O ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid und noch abseits steht vom Wege, kommet zu diesem Quelle und erquicket und belebet euch!" Gehen wir endlich über zu dem feierlichen Kongreß, den wir in diesen Tagen zur Ehre des Friedensfürsten begehen. Lernen wir aus ihm, daß, wie uns der Kongreß mit tausend Zungen zurief, der Altar der Mittelpunkt des Friedens ist. Wie die Welt durch ihn regeneriert wurde aus den morschen Steinen des alten Römerreiches, so lebt sie durch ihr auch heute fort und feiert in ihm von Tag zu Tag das Fest ihrer Erneuerung.

Unsere letzten drei Päpste haben mit immer steigender Sorgfalt eine renovatio mundi (Erneuerung der Welt) aus der Kraft des heiligsten Altarssakramentes angestrebt und wir müssen sorgen, daß die Früchte dieses Strebens der Allgemeinheit nicht verloren gehen. Ich sage der Allgemeinheit, denn ein Friede, der nicht der ganzen Welt gebracht wird, ist kein Friede. Die beste Lehrmeisterin in dieser Beziehung ist für uns unsere heilige katholische Kirche. Sie war stets eine Feindin des Sektenwesens; wie sie es zu aller Zeit war, ist sie dies auch noch heutigen Tages. Sie ist eine Feindin der Zerklüftung unter den einzelnen Ständen, wie sie gewisse Parteien heutzutage anstreben. Der Weltfriede ist undenkbar, wenn er nicht ausgeht vom einzigen Prinzip, von Gott. (Lebhafter Beifall.) Hinweg also mit allen separatistischen Bestrebungen unter uns Katholiken. (Begeisterter Beifall.) Wir müssen eine einige Welt sein

vor dem Tabernakel des Allerheiligsten. Hier gibt es keine Kluft zwischen Ständen und Nationen; um das heiligste Altarssakrament müssen sich die Banner aller Stände und die Fahnen aller Nationen freundschaftlich grüßen, in jenem Brudergeiste, der aus jener Quelle fließt, welche die Welt einigt, damit sie eins sei, wie auch ihr Haupt eins ist, Christus unser Herr. Der Gedanke des Völkerfriedens vor dem Tabernakel ist so alt wie die Kirche selbst. Er ragt wie ein Turm aus der Urkirche empor, welcher der hl. Paulus verkündigte: Ich bitte euch Brüder, daß ihr alle einerlei Sprache führet und keinerlei Spaltungen unter euch seien. Doch der Friede, den die hl. Eucharistie auf uns ausstrahlt, ist nicht allein für uns, die wir glücklich schon in jener Gemeinschaft uns befinden, der der Heiland sich als Seelenspeise hingegeben, Papst Leo XIII. hat die ganze Welt dem göttlichen Herzen geweiht. Ziehen wir also bei unserem Gebete auch jene in unseren Kreis, die noch abseits stehen! (Der Rede folgte minutenlanger Beifall.)



Neuchristen in Keilands.

Ein schönes Missionsfest in Frankfurt a. M.

In Frankfurt a. M. besteht seit längerer Zeit ein Missionsverein, der speziell für Mariannhill gegründet wurde. Die Sektions-Mitglieder sind namentlich darauf bedacht, unsere Mission mit würdigen Paramenten zu versehen, und der Eifer derselben verdient doppelte Anerkennung, weil sie sich die Zeit dazu gleichsam stehlen müssen. Nach der Tages Last und Mühe nämlich, arbeiten diese braven Mädchen, wenn sie aus den Geschäften kommen, noch bis 9 und 10 Uhr abends an ihren Paramenten und eine sucht dabei die andere an Fleiß und Opferwilligkeit zu übertreffen.

Sonntag, den 23. Februar l. J., fand daselbst ein überaus schönes Missionsfest statt, dem auch unser neuer Missionsprokurator, der Hochw. P. Balduin Reiner, beiwohnte. Doch lassen wir nun einem der rührigen Sektions-Mitglieder das Wort. Sie schrieb anfangs März in einem an den Hochw. P. Superior unseres Missionshauses „St. Paul" adressierten Brief u. a. folgendes:

„Das ganze Missionsfest war ein wahrer Triumph! Dieser Eifer, diese Begeisterung aller Beteiligten! O wären Sie doch auch zugegen gewesen; Sie hätten sicher Ihre helle Freude daran gehabt! — Um 2 Uhr nachmittags wurde die Paramenten-Ausstellung eröffnet, die stets sehr stark besucht war. Um ¼4 Uhr begann die eigentliche Feier. Der Saal war ausverkauft. (Wir haben dreimal gespielt und jedesmal vor ausverkauftem Haus!) Zunächst sangen wir miteinander das schöne Lied: „O Maria, gnadenvolle", worauf unser Hochw. Herr Präses, Herr Kaplan Gersbach, eine so begeisterte Ansprache hielt, daß mich fast die Furcht anwandelte, er möchte uns entlaufen und persönlich zu den Schwarzen gehen, um sie alle für den Himmel zu gewinnen.

Der Ansprache folgte ein musikalischer Vortrag auf dem Harmonium mit Violinbegleitung. Dann öffnete sich vor den Augen der erstaunten Zuschauer plötzlich — der Himmel! Unser Hochw. Herr Präses hatte nämlich einige Männer so für die Mission zu begeistern gewußt, daß sie uns bereitwilligst einen herrlichen Bühnenhimmel herstellten, in dem unser Stück „Der neue Engel" zur Aufführung kommen sollte. Das Stück selbst war ergreifend schön und wurde von den Vereinsmitgliedern so reizend und natürlich gespielt, daß wir von allen Seiten bestürmt wurden, es sogar ein viertes Mal aufzuführen, was uns aber leider nicht möglich war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun kam ein lebendes Bild: Maria, die unbefleckt Empfangene nimmt ein armes Menschenkind in den Himmel auf; der Chor sang dabei das schöne Lied: „Ein Wunsch, o Aveglöcklein, sei still dir anvertraut". Daran reihte sich ein Gedicht, „Mutter und Kind" betitelt. Ein kleines Mädchen erkundigte sich allerliebst bei seiner Mutter, ob denn die Schwarzen auch einen Schutzengel haben. Anfangs wollte es in das kleine Köpfchen nicht recht hinein, daß sich so ein weißer, himmlisch-schöner Engel mit einem schwarzen Menschen abgebe, doch die Erklärung, daß der liebe Gott nicht auf das Aeußere schaue, sondern auf ein reines Herz, leuchtete ihm schließlich doch ein und benahm der Kleinen den argen Zweifel.

Als nun aber der Vorhang zum zweiten Male in die Höhe ging, hörte man im ganzen Saale lauten Applaus; standen doch auf der Bühne, stramm in Reih und Glied, zehn kohlschwarz gefärbte Negermädchen! Wie sie nun aber vollends anfingen, ihre Tänze aufzuführen und kaffrisch zu singen, da wollte das Beifallsklatschen unterm Publikum gar kein Ende mehr nehmen! Immer wieder und wieder mußten die Kleinen auftreten und tanzen, und immer neuer Beifall wurde ihnen zuteil; es dauerte geraume Zeit, bis wir sie endlich wieder in der Garderobe beisammen hatten. Der Effekt war einfach großartig!

Den würdigen Abschluß der schönen Feier bildete ein zweites lebendes Bild: „Maria, als Königin der katholischen Mission" darstellend, wobei das schöne Lied: „Dein sind wir, Herr", gesungen wurde. In das Schlußlied aber: „O sanctissima" stimmte nebst dem Chor der Engel auch das gesamte Publikum mitein und sang frisch und kräftig mit. — Auf spezielle Aufforderung hin hielt auch der Hochw. P. Balduin noch eine Ansprache an die Versammlung, und der Beifall, den er erntete, ließ ihn neuerdings erkennen, welche Begeisterung für die große Sache der Mission in unserer Stadt herrscht. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Teilnehmer gab, der unser Fest unbefriedigt verließ.

Mittwoch, den 26. Februar, abends ½9 Uhr, wurde nochmals gespielt und hatten wir an diesem Abend die Freude, den Verfasser unseres Spieles, Hochw. Herrn Pfarrer Rüdling, in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Der Saal war wieder ausverkauft und sogar auf dem Vorplatz standen noch Leute; der Effekt war in allem derselbe."

David Livingstone.

(Mit 1 Bilde Seite 125.)

(Fortsetzung.)

Schon in Kuruman hatte Livingstone gehört, daß fern im Norden ein großer Süßwasser-See liege, den man Ngami nenne. Auf einer seiner späteren Fahrten war er ihm auch schon bis auf zehn Tagreisen nahegekommen, aber er mußte umkehren, weil unter den Zugochsen die Rinderpest ausbrach. Am 1. Juni 1849 faßte er neuerdings den Entschluß, diesen See aufzusuchen, den bisher noch kein Europäer gesehen hatte.

Sein Freund, der Engländer Oswell, ein wohlhabender Mann, begleitete ihn, weil er am Ngami-See viel Elefantenbein zu finden hoffte. Er hatte mehrere Wagen, 80 Ochsen, 20 Pferde und 25 Diener mitgenommen. Einer der letzteren diente als Wegweiser, denn schon nach zwei Tagen ging die Reise durch Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte.

Am Wüstenrand machten sie in einer Talmulde Rast. Ringsum waren die Quellen versiegt; nur in einer Grube, wo sich ein Nashorn im Sande gewälzt hatte, stand noch soviel Wasser, daß beim Nachgraben jedes Pferd ein Maul voll erhielt. Für die Ochsen reichte es schon nicht mehr aus, und da der Weg zur nächsten Haltestelle 120 Kilometer quer durch die berüchtigte Kalahari-Wüste ging, trieb man die Ochsen nach der letzten ergiebigen Quelle 40 Kilometer weit zurück. Inzwischen hatte man mehrere Brunnen gegraben, und als die Tiere zurückkamen und die ganze Karawane zur Wüstenreise aufbrach, hatten sich alle satt getrunken.

Karg und nackt lag die Wüste vor ihnen. Die Wagen knarrten über die Sandebene hin, und die Räder schnitten tiefe Furchen. Bald nahm die Kraft der Ochsen, denen frisches Wasser fehlte, ab. Drei Tage lang zogen die schweren Gespanne nordwärts durch die Kalahari, und erst 70 Kilometer waren zurückgelegt. Da hatte plötzlich der Führer keine Ahnung mehr vom Wege, und als man ihn nach der Entfernung bis zur nächsten Quelle fragte, antwortete er aufs Geratewohl: 50 Kilometer. Eine trübe Aussicht für die armen Reisenden! Bis dahin mußten ja sämtliche Ochsen vor Durst umgekommen sein!

Nun wurden die Pferde vorausgeschickt, um wenigstens sie zu retten. Mit ihnen konnte man im Notfall allein weiterziehen und vom Ertrag der Jagd leben. Auch konnten die Ochsen der Spur der Pferde folgen und vielleicht durch eigenen Instinkt eine Quelle finden. — Die Pferde und ihre Führer waren übrigens noch keine Stunde weit gekommen, als sie auf Buschwald stießen; und bald verriet das Quaken einiger Frösche einen Sumpf-See, dessen Süßwasser für die ganze Karawane lebenspendend wurde.

Nach zweimonatlicher Reise kam Livingstone endlich ans Ufer des Ngami-Sees. Der König Letscholetebe erwies sich aber nicht so freundlich, wie man gehofft hatte, und somit beschloß Livingstone, noch weiter nordwärts zu ziehen. Beim Dorfe Linjanti endeckte er einen gewaltigen Strom namens Sambesi. Sein Unterlauf war den Europäern allerdings schon seit langer Zeit bekannt, aber niemand wußte, woher er kam. Livingstone beschloß daher, von hier aus gegen Westen bis zum Atlantischen Ozean vorzudringen.

Diese Reise war sehr anstrengend und mühevoll und führte durch ein Gewirr wilder Völkerstämme. Infolge heftiger Regengüsse mußten zahlreiche angeschwollene Wasserläufe und tückische Sümpfe überschritten werden. Seit Livingstone einmal mit einem Boot schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ließ er sich stets von einem Ochsen durch das nasse Element tragen. Wolken von Moskitos schwärmten über das feuchte Erdreich, und das Fieber warf Livingstone derart nieder, daß er nicht einmal mehr auf seinem Ochsen sitzen konnte. Aber unter all diesen Plagen versäumte er nie, die ihn umgebende Naturwelt zu beobachten und die Karte seines Weges auszuarbeiten. Sein Tagebuch war ein dicker Band mit starken Deckeln und verschließbarem Schloß, und er schrieb darin fein und zierlich wie gedruckt.

So näherte er sich Schritt für Schritt der Westküste. Von allem entblößt, traf er endlich einen Portugiesen, und in seiner Gesellschaft hielt Livingstone seinen Einzug in Loanda. Die dortigen Portugiesen nahmen ihn gastfrei auf, verschafften ihm alles, was er brauchte und kleideten ihn vom Kopf bis zum Fuß neu.

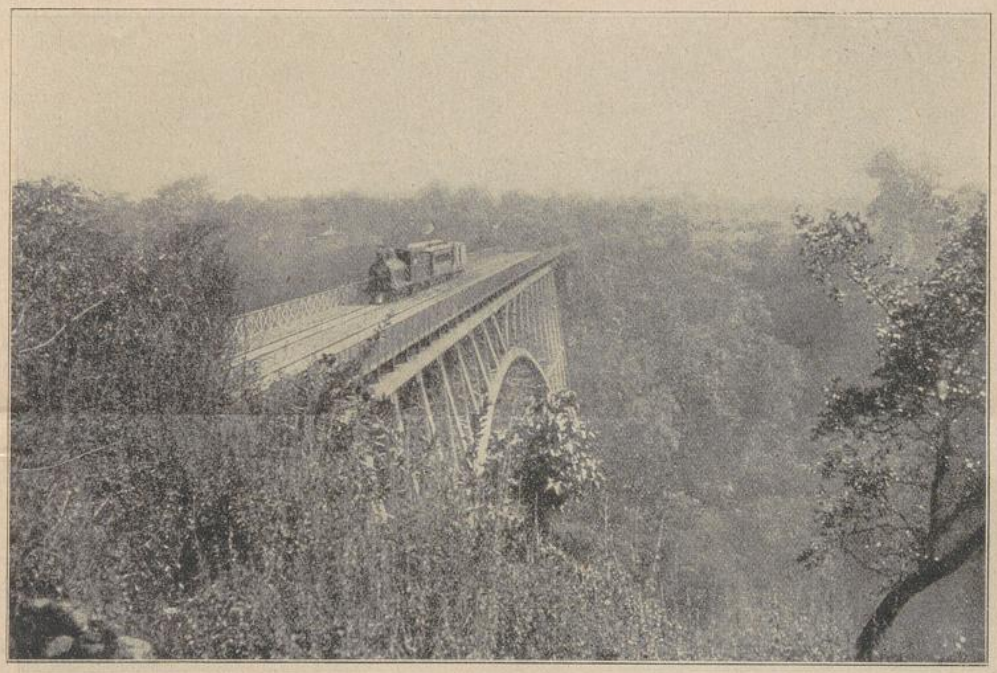
Vor Loanda lagen auch mehrere englische Schiffe. Bei diesen seinen Landsleuten erfreute sich nun Livingstone einer herrlichen Ruhezeit. Welch ein Genuß für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihn, wieder einmal in einem ordentlichen Bett zu schlafen, nachdem er monatelang immer nur auf dem harten, kalten Boden gelagert hatte! Und wieviel Neues hörte er aus der großen Welt, aus der solange keine Nachricht mehr zu ihm gedrungen war. Man lud ihn ein, nach England zurückzukehren, doch er wollte zuvor von neuem den Sambesi aufsuchen und von dort nach der Ostküste Südafrikas vordringen.

Seine Papiere, seine Aufzeichnungen und Karten der neuentdeckten Länder jedoch, einen großen gewaltigen Pack, gab er einem englischen Schiffe mit. Doch dieses scheiterte bei Madeira und ging mit Mann und Maus unter! Nur ein einziger Passagier wurde gerettet. Livingstone befand sich noch in der Nähe der Küste, als ihn diese Hiobsbotschaft erreichte, und nun mußte er, „Viktoria-Fälle". Oberhalb des Falles ist der Sambesi 1800 Meter breit, und über eine Basaltschwelle hinweg stürzt sich der gewaltige Strom 119 Meter in die Tiefe, wo die siedenden und brodelnden Wassermassen ein oft kaum 50 Meter breiter Felsenkessel zusammenpreßt. Wolken von Sprühregen und Wasserdampf schweben beständig über dem Fall; daher nennen die Eingeborenen ihn das „rauchende Wasser".

Die Beschreibung der Viktoria-Fälle machte später auf die Europäer einen weit tieferen Eindruck, als alle übrigen Entdeckungen Livingstones. Daß es in Afrika einen Wasserfall gebe, der sich mit dem Niagara messen könne, ja ihn an wilder Schönheit und großartiger Kraft noch überrage, davon hatte man bisher keine Ahnung gehabt. Heute führt eine Eisenbahn über die Viktoria-



Eisenbahnbrücke über den Sambesi in der Nähe der Viktoria-Fälle. (Einem südafrikanischen Kalender entnommen.)

sogut es eben ging, alle die Niederschriften und Zeichnungen noch einmal anfertigen, eine Arbeit, die mehrere Monate in Anspruch nahm.

Endlich brach er auf, diesmal gegen Osten zu. Einem der Häuptlinge im Innern schenkte er eine aus Loanda mitgenommene, abgelegte Oberst-Uniform und gewann sich dadurch dessen Gunst in so hohem Grade, daß er ihm viele Tagereisen weit ein sicheres Geleite gab und ihn und seine schwarzen Begleiter reichlich mit Lebensmitteln versah. Livingstones Reisen sind überhaupt dadurch besonders merkwürdig, daß er sie ohne nennenswerte Unterstützung aus der Heimat durchführte. Er wußte sich schnell das Vertrauen der schwarzen Eingeborenen zu gewinnen, und dies half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg.

Nun wurde die Richtung flußabwärts längs des Sambesi-Ufers eingeschlagen, eine damals noch völlig unbekannte Strecke. In Linjanti hatte Livingstone schon früher von einem gewaltigen Wasserfall des Sambesi gehört, und nun war es ihm beschieden, diesen Niagara Afrikas zu entdecken. Er gab ihm den Namen Fälle (siehe Bild), und auch eine Stadt ist in der Nähe entstanden, die Livingstones Namen trägt.

Das betäubende Tosen der Fälle verhallte hinter den Wanderern, und die mutige Schar folgte weiter den einsamen Waldpfaden von der Grenze eines Stammes zu der eines andern. Mit bewunderungswürdiger Ruhe setzte Livingstone allen Gefahren und Tücken Mut und Todesverachtung entgegen und arbeitete mit unermüdlicher Geduld an seiner Karte Südafrikas, dessen Grundlinien er aufzeichnete. Im Laufe der Jahre war er mehr Forscher als Missionar geworden, aber der Grundgedanke seiner Zukunftsträume war stets: das Ende der geographischen Entdeckungsarbeit ist nur der Anfang für die Tätigkeit des Missionars.

Bei der ersten portugiesischen Station am Sambesi entließ er seine schwarzen Begleiter und fuhr den Strom hinunter nach Quilimane als der erste Europäer, der sich rühmen konnte, das afrikanische Festland von einer Küste bis zur anderen durchquert zu haben. Volle 15 Jahre hatte er nun unter den größten Mühen und Beschwerden im Innern Afrikas zugebracht; da konnte er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich wohl erlauben, einmal heimzureisen. Eine englische Brigg brachte ihn nach Mauritius, und Ende 1856 langte Livingstone wieder in England an.

Ungeheurer Jubel empfing ihn überall, und wohl noch nie war ein Forscher so geehrt worden, wie er! Von Stadt zu Stadt huldigte man ihm als einen Helden, und er benutzte diese seine Popularität, um überall gegen den Sklavenhandel zu predigen und seinen Landsleuten die Ueberzeugung beizubringen, daß die Weißen für die Befreiung der Schwarzen verantwortlich seien. Afrika, das dunkel und vergessen unter seinen wandernden Regengürtel dagelegen hatte, wurde nun mit einem Male der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Gebildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtern und Lampen zur Nachtszeit mit dem italienischen Sternenhimmel darüber! Ja, schön ist diese Stadt; sagt doch das Sprichwort: „Neapel sehen und sterben", als wollte man sagen, hast du dieses gesehen, so kannst du ruhig sterben, denn etwas Schöneres wirst du hienieden nicht mehr schauen. Ganz buchstäblich darf man natürlich das nicht nehmen; es gibt noch manch' andere Stadt, die, was Schönheit anbelangt, ruhig mit Neapel in Wettstreit treten kann, und dann ist äußerer Glanz und ein farbenreiches Panorama noch lange nicht das Schönste auf Erden. Kurz, ich habe Neapel gesehen und bin nicht gestorben, hoffe vielmehr mit Gottes Gnade noch manches Jährchen zu leben.

Von Neapel ging es durch die Straße St. Bonifazio zwischen Korsika und Sardinien hindurch gegen die



Blick auf Gibraltar.

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schwester Cäcilia, C. P. S.

(Siehe obenstehendes Bild.)

(Schluß.)

Wir waren nun im Mittelländischen Meer, das seine Passagiere oft recht ungemütlich schaukeln kann, fuhren durch die Straße von Messina, wo vor ein paar Jahren das schreckliche Erdbeben stattfand, kamen am rauchenden Stromboli vorbei, der kegelförmig mitten aus dem Meere emporsteigt, sahen die bekannten reizenden Inselgruppen, welche der italienischen Südwestküste vorgelagert sind, und landeten endlich am 24. April 1908 vor Neapel.

Welch' ein Bild! Hier die tiefblaue See mit ihren Inseln, Schiffen und Kähnen, dort der gewaltige Vesuv, wo aus drei Stellen schwarze Rauchwolken zum Himmel stiegen, vor uns in weitem Halbkreis die große, herrliche Stadt mit ihren Gärten, Kirchen und Palästen, wovon wir namentlich das hochgelegene, riesengroße St. Elmo bewunderten. Und dieses Schimmern, Funkeln und Leuchten all der vielen Tausenden von

spanische Küste zu, die uns mit ihren wundervollen, immer wechselnden Bergketten viele Stunden lang zur Rechten lag, bis wir uns endlich der Straße von Gibraltar näherten. Da kam nochmals Afrika in Sicht! Es war, als wolle es uns den letzten Abschiedsgruß bieten, denn ich weiß nicht, ob ich es jemals wieder sehen werde.

Gibraltar, die uneinnehmbare englische Naturfeste, liegt wunderschön da, noch größer und gewaltiger aber erscheint auf dem afrikanischen Festland seiner riesenhaften Berge wegen das spanische Ceuta, wenn auch seine Festungswerke mit denen von Gibraltar nicht verglichen werden können. Wir sahen Algeciras und Tanger, ließen dagegen das stolze, übel beleumundete Lassabon abseits liegen. Es kam die Fahrt durch den ewig stürmischen Meerbusen von Biskaya und am 7. Mai landeten wir in Dover.

Hier mußten wir umsteigen. Der „Markgraf" fuhr gegen Hamburg zu, uns aber sollte ein zweiter Dampfer nach Vlissingen bringen, wo wir ans Land gehen wollten. Unsere Schwestern in Heiligblut, in Holland,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

waren bereits davon benachrichtigt; wir hatten ein Telegramm dorthin geschickt und hofften in Vlissingen abgeholt zu werden. Doch es sollte anders kommen!

Das Umsteigen von einem Schiff ins andere, das Verladen des Gepäckes, die Lösung des neuen Schiffbillettes, alles ging im Hurrah, wir verstanden kein Holländisch, und dazu herrschte ein Sturm und war ein so hoher Seegang, daß fast alle Passagiere seekrank wurden. Als man endlich die Fahrkarten visitierte, hörten wir zu unserm Schrecken, das Schiff lande gar nicht in Vlissingen, wo man uns abholen sollte, sondern in Ostende. —

Man denke sich unsere Verlegenheit! Zwei arme Missionsschwestern mit einem Haufen Gepäck in all dem Trubel in einem fremden Lande! Denn wir konnten damals noch nicht Holländisch und wußten kaum, wo Helmond, unsere Endstation eigentlich liege, geschweige, daß wir einen Bahnanschluß und alles, was damit zusammenhängt, gekannt hätten. Dazu erwartete man uns in Vlissingen! Kurz, es war die reinste „Komödie der Irrungen", und dennoch ist schließlich alles gut gegangen! Ich will mich möglichst kurz fassen:

Um 8 Uhr abends kamen wir nach Ostende. Ein Beamter, der etwas Deutsch verstand, gab mehreren Dienstleuten einen Wink, Sie nahmen unser Gepäck, brachten es aufs Zollamt und zur Bahn, ließen sich aber auch gut dafür von uns Fremdlingen bezahlen. Es war ein großer, hell erleuchteter Bahnhof; man sagte uns bloß, in Brüssel hätten wir umzusteigen. Um 10 Uhr waren wir dort, wechselten schnell den Zug und fuhren nach Antwerpen, wo wir um 12 Uhr bei stockfinsterer Nacht eintrafen. Was jetzt? Wir waren ratlos. — Da nahte sich uns ein Schutzengel in Gestalt eines Dienstmannes. Er sah unsere Verlegenheit, zeigte uns, als er merkte, daß wir ihm nicht recht trauen wollten, seine Dienstmütze, lud dann unser Gepäck auf ein kleines Wägelchen und führte uns zu einem in der Nähe liegenden Hotel, wo wir noch ein anständiges Schlafzimmerchen bekamen. Selten habe ich einem Menschen mit solcher Be-



Ein Sohn des berühmten Basuto-Häuptlings Moschesch mit Gemahlin, hoch zu Roß. (Missionsstation Maria-Linden, Kapkolonie.)

reitwilligkeit ein gutes Trinkgeld gegeben, wie diesem guten Manne. Ein Abendessen gab es in so später Stunde allerdings nicht mehr, schlafen konnten wir vor Aufregung und Sorge auch nicht, aber wir hatten wenigstens ein ordentliches Bett und waren bis zum nächsten Morgen glücklich versorgt.

Mit Tagesanbruch gingen wir zur Bahn, um zunächst nach unserm Gepäck zu sehen. Bisher hatte die Schiffsgesellschaft die Bahnbillete besorgt, jetzt aber mußten wir selbst dafür sorgen. Ein Beamter fragte nach unserem Reiseziel; wir nannten Vlissingen. Die Antwort war: „Da müssen Sie auf demselben Wege zurück, auf dem Sie gekommen." Das wollten wir aber nicht, zogen es vielmehr vor, mit der Bahn nach Helmond zu fahren. Nun wurde unser Gepäck gewogen, die schweren Stücke mußten wir als Frachtgut senden, leichtere konnten wir als Handgepäck mitnehmen. Die nächste Station war Rosendal; dort sollten wir umsteigen.

Wir kamen glücklich an und warteten geduldig auf den Zug, der uns nach Helmond bringen sollte. Da kommt von der östlichen Richtung her ein Zug nach Vlissingen. O, dachte ich, wenn nur eine unserer Schwestern in dem Zuge wäre, die sich unser annähme! Und richtig, wie ich so dastehe und schaue und schaue, steigt Schwester Bernardine, unsere Prokuratorin, aus. Jetzt war uns geholfen! Die gute Schwester war nicht wenig erstaunt, uns hier zu finden; sie war gerade auf dem Wege nach Vlissingen, uns abzuholen. Rasch wurden nun die weiteren Dispositionen getroffen: Es wurden zwei Telegramme abgesandt, das eine an die deutschen Franziskanerinnen in Vlissingen, die man ersucht hatte, sich unser anzunehmen, das andere nach Heiligblut mit der Bitte, den Wagen nach Helmond zu schicken, um uns von dort abzuholen.

Inzwischen kam der Zug nach Helmond, wir stiegen ein, und ehe wir uns versahen — wir waren noch immer am Erzählen unserer Reiseabenteuer — standen wir schon am Ziel! Der Wagen, der uns nach Heiligblut bringen sollte, wartete schon in der Nähe der Station, bald sahen wir das Türmchen, das die Kapelle unseres Mutterhauses überragt, noch ein halbes Stündchen Fahrt und wir waren in unserem neuen holländischen Heim!

Siehe, da kommt uns schon die ehrwürdige Mutter Paula mit Schwester Regina entgegen! Sie hatten die kürzere Reiseroute über die Westküste genommen und waren daher vor uns aus Afrika, das sie im Februar 1908 verlassen hatten, in Holland angekommen. Ein paar andere Schwestern schlossen sich ihnen an. Welch' ein freudiges Wiedersehen nach so langer Trennung und so vielen Erlebnissen! —

Langsam, denn ich mußte mich noch immer des Stockes bedienen, ging es nun unserm schönen, mitten zwischen wohlgepflegten Gärten und Wiesen gelegenen Kloster zu. Ueber dem Portale ist das Lamm Gottes angebracht; die ehrwürdige Mutter wies hinauf und sagte: „Da schauen Sie, wie friedlich und sanft das Lämmlein da oben steht. So wollen auch wir hier zusammenleben, solange es Gott gefällt!" — „Ja, das wollen wir!" entgegnete ich aus ganzem Herzen.

Der erste Gang galt natürlich dem lieben Heiland in der Kapelle; Grund zum Danken hatten wir genug. Dann folgte eine kurze, herzliche Begrüßung seitens der Schwestern im Kapitelsaale und eine kleine Erfrischung im Refektorium.

Seitdem sind schon mehr als fünf Jahre verflossen. Ich fühle mich längst heimisch in unserm Missionshause Heiligblut, doch nie in meinem Leben werde ich Mariannhill und seine schöne Mission vergessen können, wo ich über 20 Jahre hindurch die schönste Zeit meines ganzen Lebens zugebracht habe. Damit will ich für heute Abschied nehmen und sage allen unsern geehrten Lesern und Leserinnen ein herzliches „Lebewohl!"

Unsere Missionsstation Mariatrost.

Vom Hochw. P. Florian Rauch.

Das Jahr 1912 war für die hiesige Missionsstation ein rechtes Hungerjahr, denn infolge der anhaltenden Dürre war die Ernte total mißraten. Natürlich wandten sich dann die armen Schwarzen an uns, und zwar ohne Unterschied der Konfession. Da kamen Christen und Heiden, Katholiken und Protestanten und baten um Hilfe in der großen, allgemeinen Not. Ach, war das ein Bitten und Betteln, ein Jammern und Wehklagen, und wie schnitt es uns ins Herz, solch' eine Not mitansehen zu müssen und nicht helfen zu können!

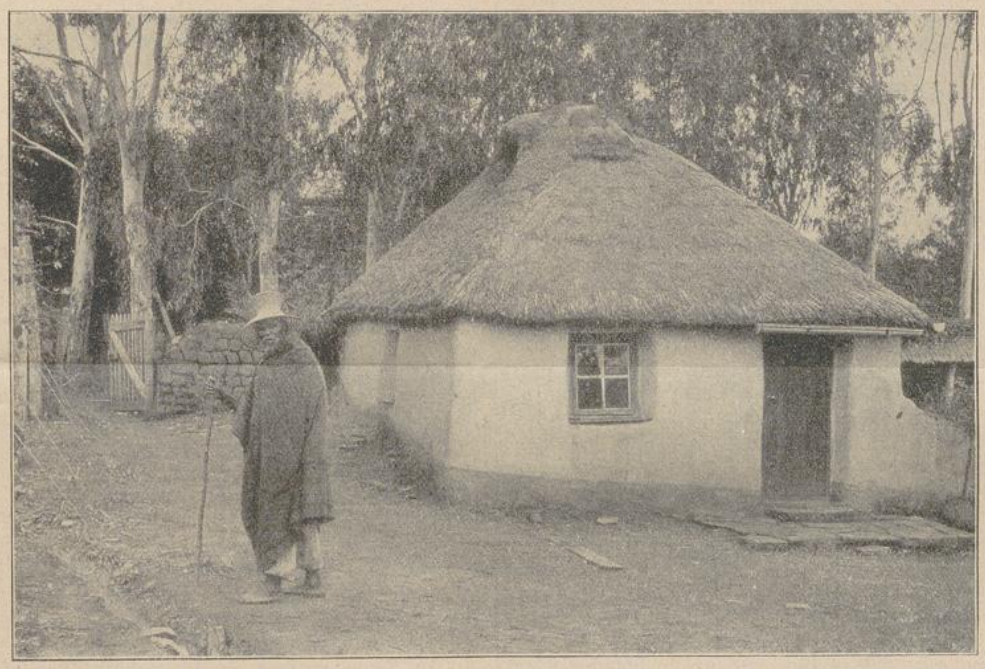
Wie oft mußte ich den Klageruf hören: „Unsere kleinen Kinder liegen zu Hause und sterben vor Hunger!" Und es war wirklich nicht übertrieben. Wie viele dieser armen Kleinen sah ich bis zum Skelette abgemagert umherliegen. Der Hunger ist ein böser Geselle, er verschmäht nichts Eßbares. Ein Vogel, eine Maus, ein krepiertes Huhn galt als ein Leckerbissen und wurde mit Gier verschlungen; selbst die Träber, die wir in einem Faß für unsere Schweine sammelten, waren vor den Händen dieser hungrigen Leute nicht sicher. Hungrig kamen die Kinder in unsere Tagesschule und gingen hungrig wieder heim; manche weinten stille vor sich hin vor Hunger und dankten mit aufgehobenen Händen, wenn sie von uns zu Mittag einige gekochte Maiskörner erhielten.

Um Weihnachten war die Not am größten. Ein kleiner Sack Mais, den man sonst hierzulande um 4 bis 6 Mark kauft, kostete 30 Mark und darüber, im benachbarten Pondoland sogar 60 Mark, und wo sollten die armen Schwarzen die Mittel hernehmen, solche Auslagen zu bestreiten? Sie suchten daher nach irgend etwas Eßbarem die Felder und Wälder ab, aßen Kräuter und Wurzeln, Baumrinden, wilde Beeren usw. Die Folge war eine Menge böser Unterleibskrankheiten, denen zumal von den Kindern viele erlagen. Da gab es für den Missionar vollauf zu tun; denn die meisten, auch solche, die sich sonst nie in einer Kirche hatten sehen lassen, wollten als Christen sterben und begehrten für sich oder für ihre sterbenden Kinder die hl. Taufe. So war in der allgemeinen leiblichen Not wenigstens für den Himmel eine schöne Ernte zu verzeichnen.

Zum Glück fiel in hiesiger Gegend ziemlich frühzeitig ein Regen, so daß die Leute schnell etwas Mais oder Bohnen, Kürbisse usw. pflanzen konnten. Die größte Not war damit, wenigstens auf einige Wochen, abgewendet, doch von eigentlicher und dauernder Hilfe ist noch keine Rede. In weiten Bezirken fiel kein Tropfen Regen; es kam die Zeit der Aussaat, doch der Boden war steinhart; und was hätte es auch genützt, ihn umzugraben und zu pflügen, wenn die nötige Feuchtigkeit fehlte, die Saat zum Keimen zu bringen? Somit steht Tausenden dieser armen Schwarzen für 1913 noch ein größeres Hungerjahr in Aussicht, als das vergangene war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir haben gegenwärtig auf unserer Station 108 Schulkinder, die alle Kost und volle Verpflegung von uns erhalten. Werden wir sie unter solchen Umständen alle erhalten können? Dazu kommen noch zwei Tagesschulen, die eine zählt 40 Kinder, die andere soll nächstens eröffnet werden. Die Leute sind sonst willig und dem katholischen Glauben keineswegs abgeneigt. Unser Taufregister weist gegenwärtig die Zahl 1065 auf, das Totenbuch 436, wovon die meisten erst in letzter Stunde getauft worden waren. Am Sonntag kommen regelmäßig 500 bis 600 Leute zusammen; leider bietet unser kleines, mit Stroh gedecktes Kirchlein nur Platz für etwa 180 Personen. Da ist dann alles, auch in der Schwesternkapelle und in der Sakristei bis aufs kleinste Winkelchen besetzt. Unsere Schulkinder begnügen sich damit, mit ihrer Lehrerin im Freien zu stehen, um so wenigstens für einen Teil der Erwachsenen Raum zu schaffen. Eine größere Kirche wäre schon längst ein schreiendes Bedürfnis für unsere Missionsstation; doch woher sollen wir bei der allgemeinen Not die Mittel nehmen, sie zu bauen?



Ein Basuto-Großvater vor seinem gemütlichen Heim.

Einen merkwürdigen religiösen Aufschwung bewirkte sowohl hier, wie auf anderen Missionsstationen die kanonische Errichtung der Herz-Jesu-Bruderschaft. Seit der Zeit ging unter den Heiden und Protestanten eine geistige Umwandlung vor sich, die geradezu ans Wunderbare grenzt. Alles kommt zu den Ama-Roma, zu den Römern, wie sie hier sagen, und liegt jemand am Sterben, so schickt er nach dem katholischen Missionar, denn auch hier hat sich schon das Sprichwort gebildet: in der katholischen Kirche ist gut sterben. Die protestantischen Prediger in der Nähe von Mariatrost stehen ratlos da und halten uns für die reinsten Zauberer und Hexenmeister, die eine Macht ausüben, denen niemand widerstehen kann. Sie kennen eben unser Geheimnis nicht, sie wissen nichts von der Verheißung des lieben Heilandes an seine treue Dienerin Margaretha Alacoque: „Verkündige es und laß es allenthalben verkünden in der ganzen Welt, daß ich meinen Gnadengaben kein Maß und keine Grenze setzen werde, bei all denen, die sie in meinem Herzen suchen. Die Sünder werden hier ein unermeßliches Meer der Erbarmungen finden, und den Priestern will ich die Gnade geben, die härtesten Herzen zu rühren usw."

Ganz besonders kräftig ist auch der fromme, oftmalige Empfang der heiligen Kommunion. Das Dekret des Heiligen Vaters von der öfteren, ja täglichen heiligen Kommunion wurde von den hiesigen Schwarzen mit Jubel begrüßt. Besonders freuten sich unsere Kleinen, daß auch ihnen schon der oftmalige Hintritt zum Tische des Herrn freigegeben wurde. Wiederholt äußerten sie, wenn es nicht gar so weit wäre, würden sie alle nach Rom gehen, um dem Heiligen Vater persönlich aus ganzem Herzen für diese überaus große Gnade zu danken und ihm die Hand zu küssen! — Ja, der allgemeine Zudrang zum Empfang der heiligen Kommunion ist ein höchst erfreulicher, ich allein habe im Laufe des letzten halben Jahres in unserm kleinen Missionskirchlein 1184 Beichten gehört und 3430 heilige Kommunionen ausgeteilt.

Eine besonders zarte und innige Andacht haben unsere schwarzen Kinder auch zum lieben Jesukind. In der Kirche ist in einer Nische eine Statue des Prager Jesukindes aufgestellt, und in allen ihren Anliegen pilgern nun die Kleinen dorthin und bringen mit großem Vertrauen ihre Bitten vor, nicht selten mit ganz auffallendem Erfolg. So war ich vor einiger Zeit von einer sehr giftigen Schlange gebissen worden. Das konnte schlimme Folgen haben; schon viele sind nach einem solchen Biß in der ersten halben Stunde gestorben. Sobald nun die Kinder hörten, der „Baba" sei von einer gefährlichen Schlange gebissen worden, eilte die ganze Schar aus freien Stücken der Kirche zu und betete vor der Statue des lieben Jesukindes den heiligen Rosen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kranz. Und siehe, das Gebet dieser Kleinen scheint kräftiger gewesen zu sein als jener Schlangenbiß, denn ich war in kurzer Zeit wieder vollständig hergestellt.

Zum Schlusse möchte ich noch um einige Rosenkränze für unsere schwarzen Christen bitten und für jene, die es werden wollen. Der kleine Vorrat, den ich zuweilen habe, ist immer gleich wieder aufgebraucht, denn das erste, um was der Heide bei der Aufnahme ins Katechumenat bittet, ist immer der Rosenkranz. Herzliches „Vergelt's Gott" schon im voraus!

Eine gefährliche Seefahrt.

Im Oktober 1912 verließ unser Hochw. P. Thomas Neuschwanger im Auftrage seiner Obern Mariannhill, um nach Amerika zu reisen. In seiner Begleitung war Bruder Georg Baum. Sie nahmen ihren Weg über Holland, wo sie u. a. auch unser neues Missionshaus „St. Paul" in Augenschein nahmen. Doch lassen wir P. Thomas selbst das Wort. Er schreibt:

„Freitag, den 29. November 1912, verließen wir „St. Paul" in früher Morgenstunde und kamen ungefähr nachmittags um 2 Uhr in Antwerpen an. Ich dachte nicht daran, daß unser Schiff mit Passagieren überfüllt sein würde. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß bereits alle Kajüten besetzt seien. Unser Agent aber brachte es fertig, uns eine Kabine erster Klasse zu besorgen um den Fahrpreis zweiter Kajüte, doch so, daß wir uns über Tag in der zweiten Klasse aufhalten mußten. —

An Bord der „Finnland" befanden sich 300 Passagiere erster und zweiter Klasse; dazu etwa 750 Passagiere der 3. Klasse; geradezu eine internationale Volksmenge! Russen und Polen, Böhmen und Ungarn, Slovenen und Zigeuner, Oesterreicher und Deutsche, Belgier und Franzosen — und last not least — Amerikaner. Die meisten aus ihnen waren Söhne und Töchter vom Hause Moses und Aaron, die ihre Heimat verlassen hatten aus Furcht vor dem Kriege in den Balkanstaaten.

Die ersten zwei Tage hatten wir ruhige See und kamen schnell voran. Am dritten Tage gab es Sturm, und die Seekrankheit machte sich allerwärts fühlbar! Ja, ein ehrsamer Bayer, der an meiner Seite saß: stöhnte laut auf: „Mein Gott, ist mir so schlacht! Wär i do daham bliebn!" Sturm und Regen hielten an und erreichten in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag ihren Höhepunkt.

Donnerstag abends befand ich mich mit einigen anderen Passagieren auf dem Verdeck: Da kam etwa um 9 Uhr abends von der Kommandobrücke der Befehl: „Alle Passagiere hinunter in ihre Kabinen!" Wohl — dachte ich — das läßt nichts Gutes hoffen für die Nacht. Wir zogen uns also zurück und gingen zu Bett. Ungefähr um ½12 Uhr wurden wir durch einen Stoß aufgeschreckt, der mich fast aus meinem Lager geworfen hätte. Ich stand auf und da hörte ich das schreckliche Heulen des Windes. Unser Schiff stampfte und rollte dermaßen, daß ich mich festhalten mußte, um nicht auf den Boden zu fallen. Ein schrecklicher Orkan ging über uns nieder, und zwar mit einer Sturmeseile von 80 bis 90 Meilen in der Stunde. Niemals in meinem Leben hatte ich solch ein Heulen und Toben von Wind und Wogen gehört. Unwillkürlich dachte ich an die verunglückte „Warratha", die vor ein paar Jahren von Südafrika nach Australien fuhr, und ich kann es jetzt leicht verstehen, wie dieses Schiff zu Grunde gegangen. Es ist einfach von den Wogen verschlungen worden! Als ich hörte, wie die Maschine stille stand, glaubte ich, daß unser letztes Stündlein nahe sei. Der Orkan erreichte seinen Höhepunkt zwischen 1 Uhr und 1½ Uhr nachts.

Viele hatten übrigens keine Idee von der Größe der Gefahr, in der sie schwebten. Ein Offizier, Agent der Kompagnie, sagte mir im Vertrauen, daß wir mit knapper Not der Gefahr entronnen seien. Der Kapitän hatte ihm mitgeteilt, daß, wenn der Orkan eine kleine Weile in derselben Richtung länger angehalten hätte, das Schiff zu Grunde gegangen wäre. Glücklicherweise änderte der Orkan seine Richtung. Das Schiff legte sich zur Seite und die Maschinen standen still zwei Stunden lang. Der genannte Agent hatte bereits seinen Rettungsgürtel angeschnallt und wartete nur auf den richtigen Augenblick, um in die Wogen zu springen. An jenem Tage legten wir nur 165 Meilen zurück, was zur Folge hatte, daß wir drei Tage zu spät in Newyork ankamen wegen des Sturmes, den wir zu bestehen hatten. Aber, wir danken Gott, daß wir überhaupt dahin gelangten.

Kleine Missionsnachrichten.

Sonntag, den 2. Februar 1913, fand in Mariannhill eine schöne Tauffeier statt. Die Zahl der Täuflinge betrug 64, darunter waren 21 Knaben aus unserer Missionsschule. Sämtliche Altersstufen, von Kindern mit 9 bis zu Greisen mit 70 Jahren waren dabei vertreten. Die Taufkandidaten waren noch speziell durch dreitägige Exerzitien zu einem möglichst würdigen Empfang dieses ersten und notwendigsten Sakramentes vorbereitet worden. Am gleichen Tage wurden auch 14 Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen.

Am Aschermittwoch begann für unsere Priesteramtskandidaten in Mariannhill das neue Semester. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß unsere philosophisch-theologische Hochschule einen recht glücklichen Fortgang nimmt, und daß den Studierenden reicher Stoff zu ihrer weiteren Ausbildung geboten wird. Auch für das neue Semester ist das Sprachstudium (Englisch und Zulu) in den Studienplan eingereiht, denn ohne die nötigen Sprachkenntnisse ist ein gedeihliches Wirken in der Mission rein undenkbar.

In Centocow fand am 17. und 18. Dezember 1912 die staatliche Lehrerprüfung mehrerer schwarzen Kandidaten sowohl von hier, wie von auswärts statt. Das Resultat der Examina gereicht unserer Station zu hoher Ehre, denn sämtliche hiesigen Kandidaten, sechs an der Zahl, bestanden die Prüfung, zwei derselben sogar mit Auszeichnung. —

Jüngst kam ein Engländer mit einem Kinematograph nach Centocow. So was hatte man natürlich daselbst noch nie gesehen. Weiß und Schwarz war außer sich vor Staunen und Bewunderung! Bruder Adrian schreibt darüber:

Mit einbrechender Dunkelheit versammelte sich das ganze Personal der Station auf dem Schulplatze. An der Mauer war ein weißes Tuch ausgespannt, auf welchem sich die Bilder abhoben. Um 7½ Uhr wurde der Apparat in Funktion gesetzt, der zwischen den Zuschauern aufgestellt war. Zunächst wurde der zoologische Garten in London vorgeführt. Alle möglichen fremdartigen Tiere wurden den erstaunten Blicken der Anwesenden gezeigt. So z. B. eine Giraffe, die ihre langen Beine weit auseinanderspreizte, um das vorgestreute Futter zu erreichen. Wirklich eine komische

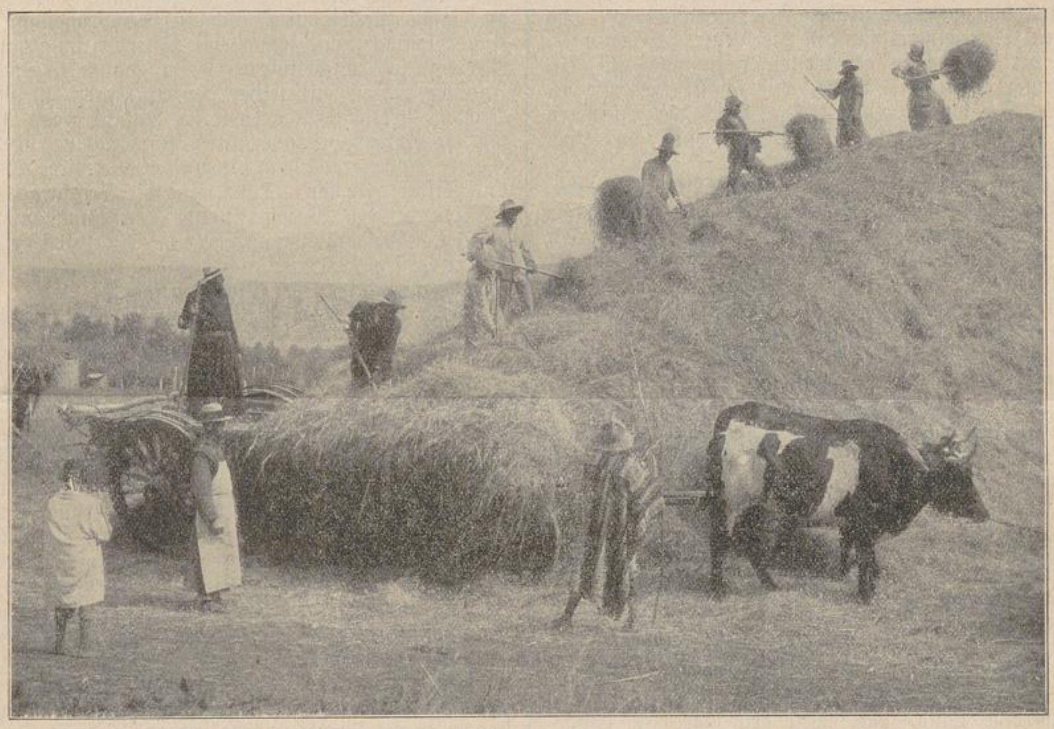
Haltung des Tieres, das mit seinem langen Halse von Natur veranlagt ist, seine Nahrung auf den Bäumen zu suchen! — Dauerte nicht lange und ein Elephant trat auf und machte Freiübungen mit seinem Rüssel. Der Eisbär aber rüttelte gewaltig an den Stangen seines Käfigs. Der Reihe nach erschienen das Nashorn, das Zebra, die Seelöwen, Hirsche u. dgl., viele Land- und Wassertiere, letztere in ihrem nassen Element.

War das ein Jubel für die Kinder, wie sie alle diese Tiere sozusagen lebend an sich vorbeimarschieren sahen! Besonders aber begeisterte sie ein riesiger Büffel, den sie auch gleich „Inkunzi" nannten.

Von höchstem Interesse war der Festzug der Krönungsfeierlichkeit König Georgs V., wie er sich durch die verschiedenen Straßen Londons bewegte. Alles schien Leben und Wirklichkeit.

Maisbrei bekommen (sadza). Ein solches Opfer mußte unsere Station bringen, um den Christen den Besuch des Gottesdienstes an den Weihnachtsfeiertagen möglich zu machen. Sie haben genug andere Opfer zu bringen, wenn man bedenkt, daß sie von „St. Anton" oder von „St. Joachim" gut 24 Kilometer zu gehen haben und nach diesem Marsche noch bis nächsten Mittag fasten müssen.

Am Christabend war hier kaltes, stürmisches Wetter mit Nebel und Regen untermischt, so daß wir alle glaubten, es würden nicht viele Leute von auswärts kommen. Doch hierin hatten wir uns getäuscht! Schon am Nachmittag rückte eine Gruppe von ungefähr 40 Personen von „St. Anton" herein, bald darauf eine andere aus der Richtung von „St. Joachim". Und so ging's fort bis abends. Der Beichtstuhl nahm meine ganze



Heu-Ernte auf unserer Missionsstation Mariazell in der Kapkolonie.

Bewundernswert waren auch die „Viktoria-Fälle" des Sambesi und so manches andere schöne Landschaftsbild. So u. a. ein eleganter Dampfer mit seinen Passagieren an Bord, wie er auf der Elbe sanft dahinstreicht. Deutlich sieht man die Wellenkämme sich bilden und wieder zusammenstoßen. An lustigen Szenen fehlte es natürlich auch nicht.

Ja, das war ein schöner, instruktiver Abend! Unsere Kinder redeten noch viele Wochen lang davon, denn so etwas hatten sie noch nie gesehen.

Weihnachten in Triashill.

Vom Hochw. P. Ignatius Krauspenhaar.

Zu Weihnachten gab es hier eine schöne Feier. Ich hatte am Sonntag vorher verkündet: die ferne wohnenden Christen könnten hier in der Knaben- und Mädchenschule übernachten; am nächsten Tage würden sie etwas Zeit in Anspruch. Während der Christmette war unser Kirchlein gesteckt voll, und außerhalb drängte sich alles unter der Veranda eng zusammen, um sich noch ein trockenes Plätzchen zu erobern.

Als ich nach der Christmette am Betstuhl kniete, richtig: da zupft mich etwas am Kleide, weil ich absichtlich nicht sehen wollte. Ich kenne die Bedeutung des Wortes: „Rupinduko, Fata! Beichten, Vater!" Aber, wenn man die Zeit von 1 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends bereits im Beichtstuhl verbracht hat, sehnt man sich nach einigen Stunden Ruhe. Deshalb gab ich zur Antwort: „Mangwanani, in der Frühe", und die Gestalt verschwand. Aber, ich hatte mich wieder verrechnet. Ich wollte nämlich warten, bis sich alles entfernt hätte, und blieb knien. Es schlug bereits 2 Uhr; ich wartete noch immer, endlich wurde es mir zu lang. Als ich mich nun anschickte zu gehen, da traten mir einige in den Weg mit der Bitte: „Rupinduko, Fata!" Solcher Beharrlichkeit kann man nicht wider-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stehen, und so setzte ich mich nochmals in den Beichtstuhl. Und siehe da! Als ich um 3 Uhr aus der Kirche trat, kamen schon einzelne Gruppen von auswärts durch den kalten, feuchten Nebel zum Gotteshaus herangepilgert! —

Der Hauptgottesdienst wurde in die neue Kirche verlegt: es war der erste Gottesdienst in derselben. Die Aufstellung des Altares und die Ausschmückung desselben hatte Fr. Benno mit seinen Schuljungen und die Schwestern übernommen. Beide Gruppen haben sich meisterhaft ihrer Aufgabe entledigt. Da dem Presbyterium noch die Decke fehlte, wurde der Altar in die Mitte des Schiffes vorgeschoben und der große Bogen ganz mit Grün verdeckt. Aus dieser grünen Fläche trat gleichsam als Altarbild die lebensgroße Statue des hl. Joseph mit dem göttlichen Kinde so malerisch wie lebendig hervor. Auch die große neue Kirche war während der gottesdienstlichen Feier gedrängt voll, und bis zur Türe hinaus standen die Leute. Mächtig ertönte der Gesang in der weiten Halle und eine Begeisterung ergriff die Masse, wie ich sie noch nie gesehen! Da wurde einem jeden klar, welch inneren Wert ein schönes, großes Gotteshaus besitzt, das einer großen Feier genügenden Raum bietet.

Auch der Baumeister, unser lieber Bruder Nivard, der eben zugereist kam, freute sich darüber, daß er die Kirche in so großen Dimensionen angelegt hatte. Fest bin ich überzeugt, daß auch unsere Wohltäter diese Freude geteilt hätten bei dem Gedanken, daß ihre Gaben in erster Linie zum K i r c h e n b a u Verwendung fanden. Denn ein schönes, großes Gotteshaus, mitten im Heidenlande aufgebaut, ist und bleibt fürwahr ein Werk zur Ehre Gottes, und ein Triumph seines heiligen Namens."

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

Zululand! Welchen Reiz hat doch dieses Wort von jeher auf mich ausgeübt! Jenes Land, ebenso reich an seltenen Naturschönheiten, wie an historischen Ereignissen von tief einschneidender Bedeutung, die eigentliche Heimat der weit verbreiteten Zulus, wo der gefürchtete Tschaka, dieser südafrikanische Napoleon, einst hauste, und wo seine Nachkommen, wenn auch in minder einflußreicher Stellung heute noch wohnen, jetzt sollte ich es selber zum erstenmale schauen dürfen das fremde, merkwürdige Land, das, weil den schwarzen Eingeborenen reserviert, von der modernen Kultur bis zur Stunde fast unberührt geblieben ist. Was führte mich denn eigentlich dorthin? Nun, der Gründe waren mancherlei:

Schon öfters waren Kinder vom Zululand in den Mariannhiller Missionsschulen gewesen, waren dort getauft worden und kehrten dann später wieder in ihre Heimat zurück. Einige katholische Familien aus Centocow wanderten nach dem Zululande aus und bestürmten dann unsern Hochwürdigsten Abt, ihren ehemaligen Missionär, mit Bitten, doch einen Priester zu ihnen zu senden, damit sie wieder einmal die heiligen Sakramente empfangen könnten. Auch an mich selbst schrieben diese Leute wiederholt, und so kam es, daß ich schließlich mit dem Auftrag betraut wurde, dorthin zu reisen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ein gewisser George Mseleku, ein Christ aus Centocow, bot sich mir als Reisegenosse an, und Montag, den 17. Juni 1912, wollten wir zusammen abreisen. Tags zuvor veranstaltete mein treuer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, der Hochw. P. Thomas Neuschwanger, ein kleines Abschiedskonzert. Unsere schwarze Musikkapelle spielte ihre schönsten Weisen, und die Schulkinder führten einige interessante Spiele auf. Einer dieser strammen Jungen verstieg sich sogar zu einer Rede, worin er mir unter andern guten Dingen wünschte, ich möge, wenn ich in den Hütten der Eingeborenen zu schlafen habe, von gewissen lästigen Blutsaugern möglichst verschont bleiben. Ich bedankte mich für diese freundliche Aufmerksamkeit und sagte allen Centocowern, schwarz und weiß, ein herzliches „Salani kahle", behüt euch Gott!

Am nächsten Morgen ging es zu Pferd nach Ixopo, wo ich beim dortigen Magistrat noch einige Geschäfte zu erledigen hatte. Liebevolle Gastfreundschaft und willkommene Nachtherberge aber fand ich auf unserer Nachbar-Station Mariatal. Tags darauf reiste ich mit der Bahn nach Mariannhill. Es war eine schöne Fahrt, die mich zuerst durch romantisches Hügelland mit Zuckerplantagen und später viele Stunden lang hart am Meeresstrand vorbeiführte. Da lag der gewaltige Indische Ozean mit seiner ganzen Pracht zu meiner Rechten. Besonders schön war der Anblick gegen Abend, als die sinkende Sonne einen Purpurglanz über die endlose Fläche ergoß, daß die Wellen alle wie eitel Gold und Silber glänzten. Dabei ging die See so hoch, daß die brandenden Wogen beinahe den Bahndamm bespülten. Weit draußen aber segelte ein gewaltiger Dreimaster, dessen Takelwerk sich wie das Gerüst eines luftigen Hauses gegen den Himmel abhob.

Dazu dieser Verkehr, namentlich auf den Bahnstationen, welche der Hafenstadt Durban schon näher lagen! Jedesmal, so oft der Zug hielt, wälzte sich ein ganzer Menschenstrom heran. Da gab es weiße, schwarze und braune Gesichter; stolze Engländer, Muhamedaner mit buntfarbigem Turban auf dem Kopfe, Hindus, mit kostbaren Ohren-, Nasen-, Fuß- und Armringen geschmückt, und dazwischen in buntem Durcheinander stramme, muskulöse Zulus in mehr als primitiver Bekleidung. Die allgemeine Hast und der wilde Lärm wirkte aufregend auf die Nerven. Ich kaufte mir daher von einem vorbeieilenden Kuli um einen Penny eine Zeitung und setzte mich in eine Ecke des Coupés, um sie in Muse zu lesen und so meine Ruhe zu haben.

Eitel Beginnen! Was waren denn die Tagesneuigkeiten? Krieg zwischen Italien und der Türkei, der damals noch dauerte, drohende Unruhen in den Balkanstaaten, große Streiks in England und anderen Staaten, Raubmorde in Paris und New-York, Hinrichtung mehrerer Verbrecher, Selbstmord eines Millionärs, Bankrott einer großen Firma usw. usw. Siehe das Bild unserer hastenden, nimmer ruhenden, ungläubigen Zeit! Ich hatte genug, legte die Zeitung weg und ließ meinen Blick wieder hinausschweifen auf das große Weltmeer. Wie liegt es doch so groß und majestätisch da! Und wie sehr erinnert es mich an seinen unendlich großen Schöpfer, an den die hastenden Menschenkinder leider nur allzu wenig denken! —

Es wird Nacht. Still und friedlich blinken die Sternlein vom hohen Himmelsdome auf uns nieder. Noch ein kleines Stündchen, und ich bin an meinem heutigen Reiseziele angelangt, im trauten Mutterhaus Mariannhill. (Fortsetzung folgt.)

Briefe schwarzer Schulkinder.

(Schluß.)

Wir haben in den beiden vorhergehenden Nummern des Vergißmeinnicht einige Briefe der schwarzen Schul-

knaben unserer Missionsstation „St. Barbara", einer Filiale von Triashill in Rhodesia (Südafrika), veröffentlicht. Heute sollen auch die dortigen Mädchen zu Worte kommen. Die erste, die sich vernehmen läßt, ist die zwölfjährige Christina Mutetwa, ein sehr braves Mädchen, das schon mithilft, die Anfänger zu unterrichten. Sie schreibt.

St. Barbara School, 15. November 1912.
St. Barbara-Schule, 15. November 1912.

Wasikana wanodiwa, ndinoti tinofara ngekuti Mädchen geliebte, ich sage, wir freuen uns, munotipa nhumbi nambwe dzese. Tinoteta zwikuru da Ihr uns gebet Sachen allzeit. Wir bitten besonders, kuti mutitumire zwe wamwe wadzidzisi. Tinofara daß Ihr uns sendet noch mehr Lehrer. Wir freuen ngekuti mwakatipa wadzidzisi. Ngatikumbire pana uns, weil Ihr uns gabet Lehrer. Lasset uns bitten zu Mwari kuti titambire zwakanaka masakramente ne Gott, daß wir empfangen gut die Sakramente und kugara makristo akanaka. Mwari ucharinga kunemwi leben wie Christen gute. Gott wird blicken zu Euch nesu nge grasia. Asi ini ndinoti titumirenyi zwe und zu uns mit Gnade. Aber ich sage, sendet uns noch waprieste wazhinzhi tiri warombo kwazwo. Mwari Priester viele: wir sind arm sehr. Gott uchamukomborera ne wana wenyu wese. Ndicha- wird Euch segnen und Kinder Eure alle. Ich will bara zwe gore rinowuya. Ndinoda kupedza schreiben wieder Jahr nächstes. Ich will schließen masoko angu.
Neuigkeiten meine.

Ndini muduku wenyu Christina Mutetwa, ndiri Ich Kleine Ihre Christine Mutetwa, ich kudzidza ku class 4. Good-bye.
lerne in Klasse 4. Adieu.

Ein zweites Mädchen, Luzia Osmund mit Namen, recht brav, doch vaterlos und sehr arm, läßt sich also vernehmen:

Wamayi wachena! Tinofara ngekuti munogara Mütter weiße! Wir freuen uns, weil Ihr lebt zwakanaka mberi kwe nyanza. Ndinoteta tumiranyi glücklich jenseits des Meeres. Ich bitte, sendet nhumbi we kune wafundisi wedu. Wasikana wari Sachen doch zu den Lehrern unseren! Mädchen jen- mberi kwe nyanza nditumirenyi wo nhumbi dze kupfeka seits des Meeres, sendet mir doch Sachen, mich zu kleiden nguwa ino ye Krisimusi, ndiri marombo mukuru kwazwo. Zeit diese Weihnachten, ich bin arm sehr, sehr! Ndinoteta zwizhinzhi tumiranyi nhumbi kuneni, mwana Ich bitte herzlich, sendet Sachen zu mir, Kinde wenyu! Asi munatikumbirira pana Mwari kuti atipe eurem! Aber bittet für uns zu Gott, daß er gebe magrasia e kugara se makristo akanaka ne mwoyo Gnaden zu leben als Christen gute mit Herzen yakachena. Tinokumbira mutipe wapriste wakanaka reinen. Wir bitten, gebet uns Priester gute wo. Ndapedza masoko angu. Ndiri kudzidza doch. Ich habe beendigt Neuigkeiten meine. Ich lerne ku Class I, ndini Lusia Osmund, St. Baraba.
in Klasse I, ich Luzia Osmund, St. Barbara.

Den würdigen Abschluß bilde der Brief der wackeren Magdalena Zenda, die ihre weißen Freundinnen um einen Rock und ein Kopftuch bittet, damit sie ordentlich gekleidet zur hl. Kommunion gehen könne. Doch hören wir sie selbst; sie schreibt:

Wasikana wese we Yuropu, kaiwanyi!
Mädchen alle von Europa, seid gegrüßt!

Tinoteta munditumire wo roko washamwari. Asi Wir bitten, sendet mir doch Rock, Freunde. Aber munondipa zwe duku ngekuti ndiri murombo kupinda sendet mir auch Kopftuch, denn ich bin arm, mehr als wese. Handine che kutambira
alle! Ich habe nicht (Kopftuch), um zu empfangen sakramente re mu Altare. Wasikana munataura pana hl. Sakrament des Altars. Mädchen, bittet
wamayi wenyu. Munawanga wasikana wachena. Mütter eure. Lebet wohl, Mädchen weiße!

Ndapedza masoko angu.
Habe beendet Neuigkeiten meine.

Ndini, Magdalena Zenda.
Ich, Magdalena Zenda.

In der Nähschule.

Triashill, 20. Jan. 1913. — Tausend Dank und ein herzliches „Vergelts Gott" den edlen Wohltätern, die uns zwei prächtige Nähmaschinen geschickt! Eine kleine Handnähmaschine soll in Bälde hier eintreffen, auch für diese sagen wir zum voraus unsern besten, aufrichtigsten Dank!

Ich wollte bloß, unsere geehrten Gönner und Wohltäter hätten Zeuge sein können von dem Jubel und der Freude, welche diese Sachen bei unseren Kindern weckten! Unsere Mädchen konnten kaum erwarten, bis die Kisten geöffnet wurden, und als dann endlich die Maschinen ausgepackt und glücklich zusammengestellt waren, klatschten sie vor Freude in die Hände und hüpften und tanzten um dieselben herum und versicherten ohne Unterlaß, sie wollten alle, alle nähen lernen! —

Eine der beiden Maschinen haben wir an unsere Nebenstation „St. Barbara" abgetreten, wo ebenfalls viele lernbegierige Mädchen sind. Hier in Triashill sind abwechselnd beständig fünf Mädchen auf der Nähmaschine tätig; außerdem erhalten alle anderen hiesigen Mädchen, sowie die Tagesschüler, also im ganzen über 100 Kinder, wöchentlich einen Tag Nähunterricht.

Wollen unsere geneigten Leser im Geiste Zeuge sein, wie es in einer solchen schwarzen Nähschule auf- und zugeht? Kommt und seht! Lernbegierige Zöglinge von allen Altersstufen haben sich da eingefunden, von kleinen 6—8jährigen Mädchen angefangen bis zum ergrauten Mütterchen. Die Kleinen, die natürlich noch nicht viel zustande bringen, sind daran, ihr alte Garderobe auszubessern. Ist übrigens auch ein Kunststück, denn die Sachen sind oft so zerlumpt und zerrissen, daß man kaum mehr erkennen kann, was sie denn eigentlich ursprünglich gewesen sind. Die größeren Mädchen haben meist neue Sachen in Arbeit: Hemdchen, Röckchen, Höschen u. dgl., und setzen eine wahre Ehre darein, diese Kleidungsstücke eigenhändig zuzuschneiden, wozu sie von einer Missionsschwester die nötige Anleitung erhalten haben.

Junge Mädchen lernen leicht, doch bei den alten Weiblein geht es schwer. Sie wissen schon gar nicht, wie sie denn so ein feines, spitziges Ding, wie die Nadel in die Hand nehmen sollen, ohne sich zu stechen; manche kann auch nicht herausfinden, wie sie den Faden durch die kleine Oese bringen soll, und wenn's dann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

endlich ans Nähen geht, kann es ihr passieren, daß der Fleck neben das Loch zu sitzen kommt! —

Zeitweilig findet sich auch ein Bübchen ein, das ebenfalls um Faden und Flecke bittet, um die grauenhaft zerfetzten Hosen zu flicken; denn da kann's vorkommen, daß so ein armes Beinkleid nur noch aus der einen Hälfte besteht, die andere ist nicht nur kläglich in die Brüche gegangen, sondern total verschwunden. Die Armut und Dürftigkeit dieser schwarzen Kinder grenzt überhaupt ans unglaubliche. Man weiß oft nicht, weshalb man sie mehr bedauern soll, ob wegen des Hungers, den sie leiden oder wegen der Blöße, die sie erdulden. Kommt da jüngst ganz schüchtern ein Junge ins Nähzimmer und bittet um Nähzeug, sein Kleid zu flicken. P. Superior, der gerade auch zugegen war, hatte Mitleid mit dem halbverhungerten Knaben und schenkte ihm ein gutes Stück Maisbrot, denn der Anzug des Kleinen, war, soweit man überhaupt noch davon reden konnte, schon so zugerichtet, daß an eine Ausbesserung nicht mehr zu denken war. Leuchtenden Auges und mit beiden Händen ergreift der Junge das Brot und beginnt es mit erstaunlichem Appetit zu verzehren. Als er damit fertig war, dachten wir, er würde sich nun dankend empfehlen, doch nein, er hat sein Hauptanliegen nicht vergessen und wiederholt seine Bitte um Nadel und Faden, um wenigstens die größten Löcher seines Kleidchens zunähen zu können. Auch diese Bitte wurde gewährt und dann trollte er mit seinem Kameraden, der ebenso zerlumpt aussah wie er, vergnügt von dannen.

Wie gerne möchte man diesen Armen oft helfen, doch leider fehlt es uns selbst nur allzu häufig am nötigen Nähmaterial. Mit besonderem Dank würden wir daher von unsern Freunden und Wohltätern in Europa und Amerika Stoffreste entgegennehmen, sowie schwarzen und weißen Nähfaden, der hierzulande so teuer ist. Es wäre uns damit wirklich ein großer Dienst erwiesen, denn es ist fürwahr keine Kleinigkeit, all die vielen Kinder sowohl hier in Triashill, wie auf den zahlreichen Außenstationen mit Kleidern zu versehen und die beständigen Schäden auszubessern.

Es fällt uns schwer, nur ein einziges dieser armen Kinder ohne jede Gabe wegzuschicken. Vor kurzem kam ein vierjähriges Mädchen zu mir mit der Bitte: „O Schwester, gib mir doch auch einen Fleck, damit ich mein zerrissenes Kleidchen ausbessern kann." Erstaunt fragte ich: „Wer wird denn dein Kleidchen flicken?" Die treuherzige Antwort war: „Ich und mein Vater!"

Wir allein können nicht für die Bedürfnisse aller sorgen, darum verlassen wir uns vertrauensvoll auf die erprobte Güte und Mildherzigkeit unserer edlen Freunde und Wohltäter. So manche willkommene Gabe ist uns hier in Triashill seitens der christlichen Charitas schon zugeflossen, und wir sagen nochmals all denen, die irgendwie dazu beigetragen haben, unsern herzinnigsten Dank. Wer will uns auch im neuen Jahre helfen? Wer will die Hungrigen speisen, wer die Nackten bekleiden? Vergessen wir nicht, was der liebe Heiland gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!"



Unterm Apfelbaum. (Missionsstation Kevelaer, Südafrika.)

Ein Schlangen-Abenteuer.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Da unsere Missionskirche der Unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht ist, feiern wir am 8. Dezember das Patrozinium unserer Missionsstation. Letztes Jahr fiel das Fest auf einen Sonntag, und so war es mir nicht möglich, einen Hochw. Konfrater zur Aushilfe zu erhalten. An Arbeit fehlte es mir bei dem allgemeinen Andrang des Volkes gottlob nicht; es wurde ziemlich spät, bis endlich alle Arbeit im Beichtstuhl, auf der Kanzel und am Altare getan war. Doch das sind die Erntetage im Leben des Priesters und Missionars, und je mehr es da zu tun gibt, desto lieber ist es ihm.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

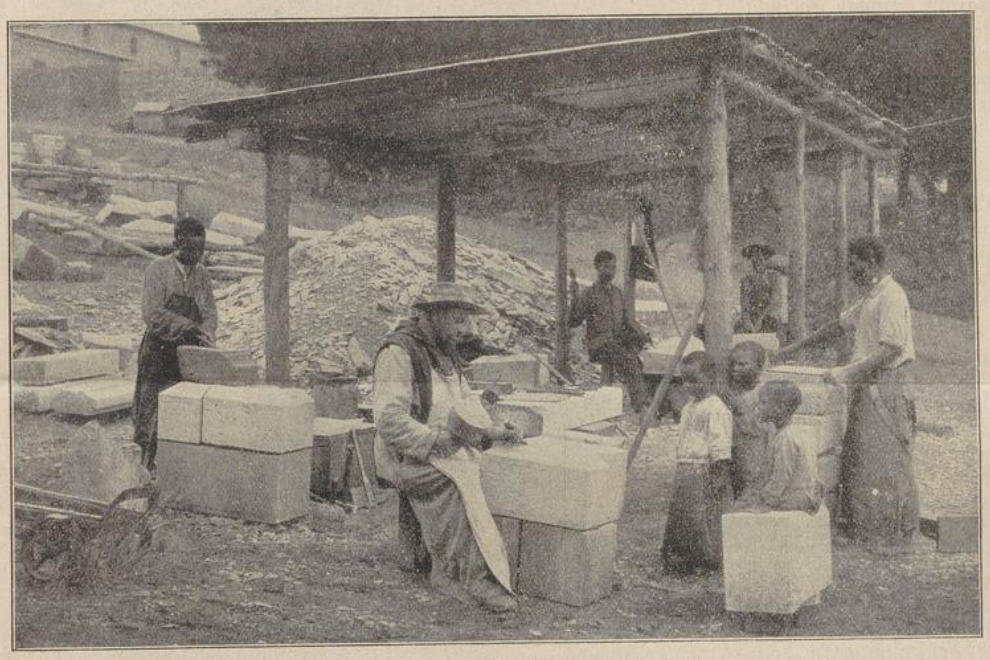
Am späten Nachmittag galt es noch die rückständigen Horen zu beten. Ich tat es draußen, in frischer Luft, vor dem Gotteshause auf- und abschreitend. Doch halt, was liegt denn da unter der Turmtüre dort? Ich dachte zunächst an eine der hier wild wachsenden Wasser-Lilien, doch nein, das kann's nicht sein; das Ding ist viel zu lang. Plötzlich wird mir's klar; das ist eine Schlange, eine grüne Mamba, ein giftiges Reptil! Jüngst hatten in der Nachbarschaft einige Farmer mit Hunden auf eine Mamba Jagd gemacht. Sieben Hunde wurden von ihr gebissen und verendeten auf der Stelle.

Ich gestehe, dieses giftige Tier kam mir vor wie das leibhaftige Bild des Todes und des Satans. Ich dachte an die bekannte Stelle im Brevier, die ich am genannten Tage wiederholt gebetet hatte: „Heute ward von ihr (der unbefleckten Jungfrau) das Haupt der Schlange zertreten", dachte aber auch an den Satz der Schrift: „Sie (die Schlange) wird deiner Ferse nachstellen", d. h. wie der hl. Gregor von Nazianz die Stelle deutet, uns, den nachgebornen Kindern der allerseligsten Jungfrau, im geheimen möglichst viel Schaden zufügen. Doch zum Sinnen und Betrachten blieb da nicht lange Zeit. Während ich selbst in der Nähe blieb, um jede Bewegung des Tieres, das inzwischen gegen die offenstehende Sakristei zu gekrochen war, zu beobachten, eilte eine Missionsschwester in die Knabenschule, um von dort Hilfe zu requirieren.

Rasch kamen auch etliche 12—14jährige Knaben mit Stöcken herbeigerannt, doch sie waren mir viel zu jung und unerfahren, als daß ich ihnen hätte erlauben können, das äußerst gefährliche Reptil anzugreifen. Die Mamba greift sogar ganz friedlich dasitzende Menschen und Tiere an und verteidigt sich, wenn sie verfolgt wird, auf ebenso schlaue, wie gewandte Weise. Gewöhnlich stellt sie sich wie ein Stock aufrecht, züngelt mit dem giftgeschwollenen Kopfe hin und her, schnellt wie ein Pfeil nach rückwärts, regelmäßig den Kopf des Angreifers als Zielscheibe wählend, und versetzt ihm den tödlichen Biß. Denn wenn nicht sofort das richtige Gegenmittel zur Hand ist, muß jeder, der von ihr gebissen wird, noch vor Ablauf der ersten halben Stunde sterben. Begreiflich also, daß wir uns in kluger Vorsicht zurückhielten.

Inzwischen kroch die Schlange vollends in die Sakristei hinein und richtete sich, während wir außen standen, gegen eines der Fenster empor. Sie war beinahe zwei Meter lang, und hatte überhaupt Kopf und Vorderteil meist lauschend und drohend senkrecht aufgerichtet. Zum Glück kam jetzt unser wackerer Johannes, ein kräftiger, gewandter Bursche, der sich eben noch in der Kirche aufgehalten hatte, mit ein paar tüchtigen Stöcken bewaffnet daher. Er ist, wie die meisten Zulu-Burschen, ein geübter Fechter, an ähnliche Vorkommnisse gewöhnt und kennt keine Furcht. Als gläubiger Christ bittet er zuvor um den priesterlichen Segen, nähert sich sodann vorsichtig der Sakristei, sieht, wie die Schlange eben der Länge nach auf dem Ankleidetische liegt und im Begriffe steht, sich zwischen Tisch und Schrank zu verstecken. Schnell wie der Blitz eilt er hinzu und versetzt der Schlange, die Kopf und Vorderkörper schon hinter dem Ankleidetisch versteckt hatte, einen kräftigen Schlag, dem rasch nacheinander noch ein paar Dutzend andere Hiebe folgen, alle möglichst nahe gegen den Kopf zu geführt, — und wir sind gerettet! Jubelnd kamen nun auch die jüngeren Knaben herbei und trugen die kostbare Beute im Triumph der Schule zu! —

Möge uns die hehre Immaculata stets gegen jede Schlangengefahr, namentlich aber gegen die Nachstellungen der höllischen Schlange beschützen!



Steinhauer-Werkstätte in Centocow. (Br. Candidus mit seinen schwarzen Gehilfen.)

Unsere Erstkommunikanten.

Von Schw. Amata, C. P. S.)

Citeaux. — Der 29. Dezember 1912 war wieder ein rechter Freudentag für jung und alt im kleinen Citeaux. Am genannten Tage durften nämlich 25 glückliche Seelen zum erstenmale zum Tische des Herrn gehen. Sie hatten

sich lange mit großem Eifer dazu vorbereitet und konnten die heißersehnte Stunde kaum erwarten.

Dank der Freigebigkeit unserer Wohltäter, die uns verschiedene Stoffreste zugeschickt hatten, konnten wir jedem Schulmädchen zu diesem Ehrentage ein weißes Kleidchen geben. Auch die Frauen und alten Weiblein waren nicht leer ausgegangen, sie alle kamen recht ordentlich gekleidet einher. Ihr Herz war voll Dank gegen die edlen Spender, und viele innige Gebete stiegen für dieselben an diesem Gnadentage zum Himmel empor. Wir Missionsschwestern schließen uns den Dankbezeugungen unserer Kinder und Neuchristen von Herzen an, denn Citeaux ist eine recht arme Station, zumal da jetzt durch die schreckliche Viehseuche all unsere Milchkühe und Zugtiere weggerafft wurden. Mögen uns daher die hochherzigen Seelen aus Bozen, Gebenbach usw., die uns bisher so treu geholfen, auch für die Zukunft ihr liebevolles Interesse bewahren! —

Weniger vergnügt schauten am genannten Tage unsere Knaben darein. Sie allein hatten nichts bekommen, und es gab mir einen ordentlichen Stich ins Herz, als sie mich traurig fragten, ob denn die guten Leute drüben überm großen Meere für die Knaben gar keine Liebe hätten? Sie hätten doch das ganze Jahr hindurch gerade so fleißig für die Wohltäter gebetet, wie die Mädchen, und nun hätten diese so viel bekommen und sie nichts. Das tat ihnen augenscheinlich wehe, doch ließen sie keine dauernde Verstimmung in ihren Herzen aufkommen, denn sie fügten schnell bei, sie wollten trotzdem fleißig weiterbeten, in der Hoffnung, daß im nächsten Jahre auch sie an die Reihe kämen. Sollen nun die armen Bübchen in ihrer Hoffnung abermals enttäuscht werden, oder findet sich da und dort ein edler Wohltäter oder eine hochherzige Wohltäterin, die auch für unsere Knaben noch eine milde Gabe oder ein Stoffrestchen übrig hat? Die Stoffe sind uns aus verschiedenen Gründen lieber, als fertige Kleider.

Die älteste unserer diesjährigen Erstkommunikanten war Bernardine, ein schon ziemlich betagtes Weibchen; vor vielen Jahren war sie eine heidnische Wahrsagerin gewesen, ist nun aber eine gar eifrige Christin geworden. Sie lebt mit einem kleinen Kinde ihrer verstorbenen Tochter allein und ist fast ganz auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen. Hat sie einmal ein paar Pfennige, so legt sie dieselben großmütig ins Opferkästlein in der Kirche. Benötigt sie ein Kleidungsstück, so kommt sie wie ein Kind zu uns gelaufen und bittet: „Mutter, sieh, wie alt und zerschlissen mein Kleid geworden ist, gib mir doch ein anderes!“ Natürlich bat sie für die erste hl. Kommunion ebenfalls um ein neues Kleid. Ich hatte gerade noch eins im Vorrat — es war kurz zuvor aus Remerschen eingetroffen — und



Der heilige Antonius von Padua.

händigte es ihr ein. Wer beschreibt nun die Freude der überglücklichen Bernardine! Sie hätte fast in ihren alten Tagen noch zu hüpfen und zu tanzen angefangen. Ihre Dankesbezeugungen und ihre Versicherungen, fleißig für die guten Spenderinnen beten zu wollen, wollten gar kein Ende mehr nehmen. Sie geht seitdem oft und recht erbaulich zur heiligen Kommunion und zwar jedesmal in diesem ihrem „Kommunionkleid“, das sie bei anderer Gelegenheit nie zu tragen wagt.

Von unsern Schulmädchen, die alle fleißig, einige

fast täglich zur heiligen Kommunion gehen, möchte ich speziell die älteste, Katharina mit Namen, erwähnen. Ihr Lebensweg ist, seitdem sie in unsere Missionsschule gekommen, gar steil und dornenvoll gewesen, drum war nun aber auch ihr Glück und ihre Freude an diesem großen Gnadentage um so größer. Ich denke, daß unsere geneigten Leser mit Interesse ihre Lebensschicksale hören werden.

Vor vier Jahren, am Feste Mariä Himmelfahrt, war sie mit ihrer jüngeren Schwester voll Eifer und



Kaiser Wilhelm II. als Kind
in Matrosenkleidung.



Kaiser Wilhelm II.
als Leutnant.

Begeisterung für den christlichen Glauben zu uns gekommen. Doch schon am folgenden Tage erschien ihre Mutter, eine Protestantin, um sie nach Hause zu holen. Die Kinder erklärten, sie wollten hier in der Schule bleiben, fleißig lernen und Christen werden. Die Mutter ging heim und schickte den Vater. Der wollte die Kinder mit Gewalt heimführen und sandte, als ihm dies nicht gelang, zwei Geheimpolizisten. Diese führten die Mädchen vor Gericht, wo sie strenge ermahnt wurden, ihren Eltern zu gehorchen und nicht mehr zu den Ama-Roma zurückzukehren. Zu Hause gab's schwere Mißhandlung und strenge Ueberwachung; trotzdem gelang es nach dreiviertel Jahren dem ältesten Mädchen heimlich zu entfliehen und hierher zur Missionsstation zu eilen. Doch der Vater folgte ihm sozusagen auf dem Fuße nach. Das geängstigte Kind hielt sich den ganzen Tag im nahen Walde auf, kehrte erst mit Einbruch der Dunkelheit zur Station zurück und bat um Obdach nur für einige Stunden; dann machte sie sich mitten in der Nacht auf und entfloh nach einer anderen Missionsstation.

Nun war der Vater ratlos. Da er sein Mädchen trotz alles Spionierens nirgends ausfindig machen konnte, kam er zuletzt hierher und erklärte, er werde sein Kind ruhig in unserer Missionsschule lassen, falls es zurückkäme, ja er selbst wolle sich bekehren und in der katholischen Religion unterrichten lassen. Er hielt Wort: Das Mädchen kam zurück und durfte bei uns bleiben. Doch setzte es für dasselbe noch mancherlei Prüfungen ab. Die Eltern gaben ihr nämlich zu verstehen, sie sei ein hartes, liebloses Kind, das sich wenig um Vater und Mutter kümmere und es vorziehe, bei Fremden und Ausländern zu weilen. Das schnitt ihr tief ins Herz, denn sie liebte ihre Eltern gar sehr und war nur aus den denkbar edelsten Gründen zu uns gekommen. Sie harrte übrigens mutig aus und tat alles, um auch Vater und Mutter und alle Geschwister für den wahren Glauben zu gewinnen. Wenn sie zeitweilig einen Besuch im elterlichen Kraale machen durfte, ließ sie auf dem ganzen Weg fleißig die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten und trachtete dabei zugleich, den Eltern, die sich oft in großer Not befanden, auch in zeitlicher Beziehung eine Freude zu machen. Wiederholt bat sie uns für dieselben um ein abgetragenes Kleid, um etwas Salz, einen Kürbis und dergleichen. Erhielt sie eine Frucht oder sonst etwas, so legte sie es sogleich für die lieben Angehörigen zurück.

So verging geraume Zeit. Der Vater wurde krank und bat um die hl. Taufe. Katharina, die selber noch nicht getauft war, eilte schleunigst zu ihm, unterrichtete ihn Stunde um Stunde und freute sich unbeschreiblich, als er durch das Bad der Wiedergeburt zum Kinde Gottes umgewandelt wurde. Nach Monaten besserte sich dessen Zustand wieder; sein erster Gang galt der Missionsstation und die erste Bitte, die er hier vorbrachte, war, endlich auch seine gute, treue Tochter unter die Zahl der Kinder Gottes einzureihen. Sein Wunsch wurde erfüllt; am Feste Allerheiligen 1912 wurde auch Katharina, die bisher natürlich einen heidnischen Namen geführt hatte, getauft.

Die Mutter konnte sie leider nicht für den Katholizismus gewinnen; sie starb als Protestantin. Ein verheirateter Bruder wurde ebenfalls krank und lag über ein Jahr arbeitsunfähig umher. Seine Frau kehrte aus Hunger zu ihren Eltern zurück; auch der Vater fing wieder an zu kränkeln, und so herrschte begreiflicher Weise im heimatlichen Kraale Katharinas große Not. Eines Tages kamen ihre zwei jüngeren Ge-



Kaiser Wilhelm II.
Zum 25jährigen Regierungs-Jubiläum.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwister weinend hier an; es war schon Nachmittag, sie hatten einen Weg von vier Stunden gemacht und noch nicht das Geringste gegessen. O wie dankbar nahmen die halbverhungerten Kinder die wenigen Reste entgegen, die von unserm eigenen Mittagessen übrig geblieben waren! Bei einem späteren Besuche im elterlichen Kraal nahm Katharina die beiden Geschwister dauernd mit zur Missionsstation, glücklich, sie für Gott gewonnen zu haben. Sie selbst suchte und fand Hilfe und Trost beim Tabernakel, und die wahrhaft beseligende Freude, die sie an ihrem Kommuniontage empfand, war ihr ein überreicher Ersatz für alle bisher gebrachten Opfer.

Wer von unsern lieben Lesern hat Mitleid mit diesen armen Kindern und schenkt ihnen eine Kleinigkeit, sei es an Stoffresten oder sei es an Geld? Des fleißigen Gebetes derselben dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein. Für jede, auch die kleinste Gabe, sagen wir zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!" Bitte, diesmal die Knaben nicht zu vergessen!

Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offenb. 14, 13.

Oetting. — Der große englische Schriftsteller Charles Dickens macht gelegentlich die Bemerkung, es sei eine wahre Wohltat, früh sterben zu dürfen, weil man dadurch der traurigen Notwendigkeit entgehe, andere aus seinem engsten Bekanntenkreise sterben sehen zu müssen. Gewiß, schon mancher wäre lieber selber gestorben, als daß er einer teuren Seele, die ihm besonders nahe stand, ins Grab gesehen.

Der Tod ist unerbittlich und kennt keine Rücksicht; das erfuhren auch wir auf unserer Missionsstation Oetting am Weihnachtsfeste 1912, dessen Freuden durch den Tod unserer Lehrerin, Schwester Emerita, die wir 14 Tage zuvor zur letzten Ruhe bestatteten, eine starke Trübung erfahren hatte. Die genannte Schwester war im Juni 1911 hierher nach Oetting gekommen. Leider ließ ihr Gesundheitszustand zu wünschen übrig; sie trug bereits den Keim der Lungenschwindsucht in sich, ein Leiden, das sie sich einige Jahre zuvor durch die Pflege lungenkranker Mitschwestern zugezogen hatte. Man hatte ihr dann, die sich sonst einer kräftigen Konstitution erfreute, statt des beschwerlichen Schuldienstes, eine leichte Beschäftigung im Nähzimmer gegeben.

Da wurde im Jahre 1911 unsere damalige Lehrerin krank, und weil keine andere geeignete Schwester zur Verfügung stand, mußte Schwester Emerita die Schule in Oetting übernehmen. Etwa ein Jahr lang ging es so leidlich gut, und ich konnte trotz der Krankheit der Lehrerin mit dem Zustand der Schule im großen und ganzen wohl zufrieden sein. Doch mit Beginn der zweiten Hälfte des Jahres 1912 verschlimmerte sich ihr Leiden allmählich derart, daß mir große Bedenken aufstiegen, ob die gute Lehrerin, die sich ganz für ihren Beruf hinopferte, noch bis Weihnachten, an welchem Termin endlich ein Ersatz für sie eintreffen sollte, noch aushalten könnte. Ich berichtete die Sachlage an die ehrw. Mutter Vikarin nach Mariannhill. Die Antwort war: „Wir würden gerne helfen, doch gegenwärtig ist noch keine andere Lehrerin da, die für sie eintreten könnte." Als ich dann im September persönlich nach Mariannhill reisen mußte und beim Weggehen Schwester Emerita fragte, was ich dort sagen sollte, erwiderte sie gelassen: „Bitte, sagen Sie, daß ich bis Weihnachten schon aushalten will." — Und sie hielt aus, zwar nicht bis Weihnachten, aber bis zum Tode.

Am 21. November 1912 feierten wir in Oetting das 25jährige Gründungsfest unserer Missionsstation; auch Schwester Emerita beteiligte sich noch an der schönen Feier und half mit, soweit ihre Kräfte es nur gestatteten. Doch kurz darauf wurde sie bettlägerig; ich hoffte noch immer und konnte es kaum glauben, daß die eifrige, ganz ihrem schönen Beruf lebende Missionsschwester in dem jugendlichen Alter von 31 Jahren schon sterben müsse. Sie selbst jedoch hatte sich mit dem Gedanken an den Tod längst vertraut gemacht und war vollständig in Gottes heiligen Willen ergeben. Nie hörte man aus ihrem Munde ein Wort der Klage, obschon sie viel zu leiden hatte, und wenn ich mich bei meinen Krankenbesuchen nach ihrem Befinden erkundigte, erwiderte sie lächelnd, es gehe ihr gut, ja, sie habe es eigentlich noch nie so schön gehabt wie jetzt, da sie frei von allen Geschäften und Sorgen, sich ganz dem Verkehre mit Gott widmen könne.

Am 9. Dezember mußte ich in Missionsangelegenheiten verreisen und konnte erst am dritten Tag wieder zurückkommen. Ich besuchte die Kranke zuvor noch einmal, fand sie heiter und zufrieden wie immer und dachte daher an keine Gefahr, obschon wir die Hoffnung auf dauernde Besserung seit einiger Zeit vollständig aufgegeben hatten. Als ich nach drei Tagen infolge der anstrengenden Reise und zweier fast schlafloser Nächte äußerst müde und ziemlich angegriffen nach Hause kam, empfingen mich die Schwestern mit der Bitte, ich möchte doch gleich zu der Kranken kommen, da sich inzwischen ihr Befinden ganz bedeutend verschlimmert habe. Da gab's natürlich keine Zögerung; ich eilte ins Krankenzimmer und fand ihren Zustand derart, daß ich keinen Augenblick säumte, ihr sofort die hl. Sterbesakramente zu spenden. Sie empfing dieselben bei vollem Bewußtsein mit großer Andacht und hauchte nicht ganz drei Stunden darnach, still und sanft, während ich die kirchlichen Gebete über sie verrichtete, ihre Seele aus. —

Muß übrigens noch bemerken, daß ich es nur dem Drängen meines Begleiters, des Hochw. P. Florian, zu verdanken hatte, daß ich am genannten Tage verhältnismäßig früh nach Oetting zurückgekommen war. Er hatte zum Aufbruche gedrängt, da er vor Einbruch der Nacht auf seiner eigenen Missionsstation Mariatrost, die noch mehrere Reitstunden von Oetting entfernt ist, eintreffen wollte. Doch nein, ich will lieber sagen, Gott hat es so gefügt, der die arme Kranke nicht ohne priesterlichen Beistand und ohne die hl. Sterbesakramente von hinnen abberufen wollte, eine Gnade, um welche die Kranke schon lange Zeit gar dringend gebetet hatte.

Schwester Emerita war tot; unter unseren schwarzen Kindern aber ging nun ein herzzerreißendes Jammern und Weinen um die teure geistige Mutter los. Ja, das waren traurige Tage in Oetting, und draußen herrschte so naßkaltes, trübes und stürmisches Wetter. Wir aber hoffen, daß die Schwester, die buchstäblich ein Opfer ihres Berufes geworden, nun im Lande des ewigen Friedens wohnt, wo der Herr selber jede Träne trocknet, und wo es kein Leid mehr gibt und keinen Schmerz.

Gewiß, bitter ist der Tod, allein er wird versüßt durch den Glauben an die künftige Auferstehung und durch die Hoffnung auf ein besseres, ewig glückliches Jenseits.

Dort über jenen Sternen,
Da ist ein schönes Land,
Mit seinen weiten Fernen
Dem Glauben wohlbekannt.

Da glänzen schöne Blüten
In ew'ger Herrlichkeit,
Da winkt dem Kampfesmüden
Die Ruhe nach dem Streit.

P. Maurus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Andacht

zum allerheiligsten Sakrament des Altares und zum göttlichen Herzen Jesu.

Der Monat Juni ist in ganz besonderer Weise der Verehrung des allerheiligsten Sakramentes, speziell des göttlichen Herzens Jesu geweiht. Die hl. Gertrudis die Große sagt: „Die Freuden des ewigen Lebens werden einst der Freude und Andacht entsprechen, womit wir auf Erden den im allerheiligsten Sakrament verborgenen Leib des Herrn angebetet und verehrt haben", und der große Bekenner-Bischof Martin von Paderborn fügt bei: „Ich brauche von einem Christen nur zu wissen, wie er zum allerheiligsten Altarssakrament steht, und ich weiß genug, denn das ist der sicherste Maßstab für seine ganze christliche Gesinnung. Dies gilt vom Einzelnen, wie von ganzen Gemeinden und Ländern. Die Religion sinkt und steigt mit der Verehrung dieses großen Geheimnisses."

Drum, mein Christ, hege und pflege in deinem Herzen allezeit eine große Ehrfurcht und Liebe zu Jesus im allerheiligsten Sakramente, gehe fleißig zur hl. Messe und zur hl. Kommunion, wohne mit Vorliebe den Segensandachten vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gute bei und mache, wenn deine Berufsgeschäfte es erlauben, täglich einen Besuch beim Tabernakel. Bete dort deinen lieben Heiland an, sage ihm Dank, opfere dich ihm auf und bringe vertrauensvoll all deine Anliegen vor. Du bist dabei an kein Buch und an keine besonderen Worte gebunden; die beste Sprache bleibt immer die des Herzens.

Aufs innigste damit verbunden ist die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu; denn hier im Tabernakel ist das wirkliche Herz Jesu zugegen, das aber leider von den undankbaren Menschen soviel Kälte und Undank erfahren muß. Der Segen, der auf dieser schönsten aller Andachten ruht, ist überaus groß. Der Herr selbst sprach einst zu seiner Dienerin Margaretha Alacoque: „Verkündige und lasse es in der ganzen Welt verkünden, daß ich meinen Gnadengaben kein Maß und keine Grenze setzen werde für all jene, die sie in meinem Herzen suchen. Ich werde ihnen alle in ihrem Stande notwendigen Gaben geben, werde ihren Familien den Frieden schenken, sie trösten in allen ihren Trübsalen; ich werde ihre Unternehmungen segnen und ihre sichere Zuflucht sein im Leben und im Sterben. Der Sünder wird in meinem Herzen ein Meer der Erbarmung finden, die Lauen werden eifrig werden und die Gerechten schnell zu großer Vollkommenheit gelangen. Ja, ich werde selbst die Häuser segnen, in denen das Bild meines Herzens aufgestellt und verehrt wird, und die Namen derjenigen, welche diese Andacht befördern, werde ich in mein Herz einschreiben und niemand wird sie daraus vertilgen."

Wer sollte durch solche Verheißungen nicht zu einem begeisterten Verehrer des göttlichen Herzens Jesu entflammt werden? Namentlich ist der erste Freitag, bzw. Sonntag eines jeden Monats diesem großen Geheimnisse geweiht. Wähle es zum besonderen Gegenstand deiner Liebe und Verehrung! (Himmelsleiter.)

An den hl. Schutzengel.

Geh', o heil'ger Engel mein,
Geh' für mich zur Kirch' hinein.
Knie' dich hin an meinen Ort,
Hör' die heil'ge Messe dort.

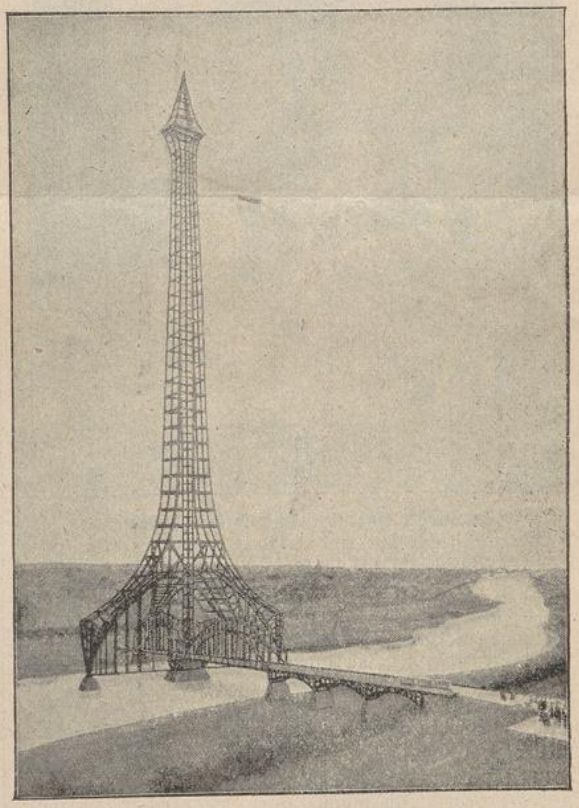
Bei der Opf'rung bring mich dar
Gott zum Dienste ganz und gar.
Was ich hab' und was ich bin,
Leg' als Opfergabe hin.

Bei der Wandlung dann
Bet' mit Seraph-Inbrunst an
Unsern Heiland Jesus Christ,
Der wahrhaft zugegen ist.

Bet' für die, die mich geliebt,
Bet' für die, die mich betrübt.
Denk auch der Verstorb'nen mein,
Jesu Blut wasch' alle rein.

Beim Genuß des Höchsten Gut
Bring mir Jesu Fleisch und Blut.
Mich im Geist mit Ihm verein',
Laß mein Herz Sein Tempel sein.

Fleh', daß allen Menschen Heil
Aus dem Opfer werd' zuteil.
Ist die heil'ge Messe aus,
Bring den Segen mir nach Haus!



Ein Rhein-Turm als deutscher „Eiffel"-Turm.

Ein Wunderwerk deutscher Technik soll am Rhein entstehen und zwar wollen zwei Ingenieure bei Düsseldorf einen 500 m hohen Eisenturm errichten, der also den Pariser Eiffelturm dann noch um 200 m überragt. Wie wir auf unserem Bilde sehen, wird der Rhein überbrückt und der Turm mitten in den Fluß auf Beton-Pfeilern gebaut. Der Turm soll natürlich nicht unbenützt dastehen. Er soll gleichzeitig als Telefunken- und meteorologische Beobachtungsstation, als Landungs- und Signalstation für Luftschiffe, sowie auch als Aussichtsturm 2c. dienen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gehet zu Joseph.

Ein Vergißmeinnicht-Leser aus der Oberpfalz schreibt: „Im Januar l. J. erkrankte ich an Gelenk-Rheumatismus. Ich litt die schrecklichsten Schmerzen, und niemand konnte mir helfen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph und begann zu seiner Ehre im Verein mit meiner Mutter eine Novene, auch gelobte ich im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Und siehe, mein Vertrauen wurde belohnt; am



Die Enkelkinder Hagenbecks mit ihrem Spielgefährten.
Nicht jedem Menschenkinde wird es beschieden sein, sich solche Spielgefährten auszusuchen, wie es den Enkelkindern des berühmten Tierimporteurs und Züchters Hagenbeck beschieden ist. Wir sehen den kleinen Karl Hagenbeck mit seinem Schwesterchen auf einem Lama spazieren reitend und wissen, daß die Lamas in ihrer eigentlichen Heimat sowieso zu Reitdiensten Verwendung finden. Clichotek, Berlin 68.

neunten Tage ließen die Schmerzen nach, ich konnte wieder ruhig schlafen und seitdem geht es stetig besser. Drum tausend Dank dem hl. Joseph, dem großen Helfer in jeder Not! Ich möchte allen Bedrängten zurufen: Wendet euch vertrauensvoll an die liebe Muttergottes und an den hl. Joseph, denn ihre Fürsprache vermag alles bei Gott."

Eine Leserin fühlt sich ebenfalls verpflichtet, ihrer Dankesschuld gegen den hl. Joseph gerecht zu werden, und zwar in zwei Fällen. Sie schreibt: „Das erstemal handelte es sich um das Examen eines lieben Angehörigen, der durch lange, schwere Krankheiten im Studium behindert worden war und dessen ganzes Nervensystem schwer gelitten hatte. Wochenlang betete ich täglich zum hl. Joseph und versprach Veröffentlichung, wenn die Sache gut ginge. Tatsächlich ist das strenge Examen über alle Erwartung gut ausgefallen. — Das andere Mal empfahl ich der Fürbitte des hl. Joseph ein Kind, das schwer krank war. Auch hier trat überraschend schnell eine Wendung zum Besseren ein. Ich bin durch das Lesen des „Vergißmeinnicht" eine Verehrerin des hl. Joseph geworden und wünsche nur, daß du diese Zeilen auch andere in ihrem Vertrauen zu diesem großen Heiligen bestärkt werden."

„Durch eine fromme Freundin wurde mir schon in meiner Jugendzeit ein großes Vertrauen zum hl. Joseph eingeflößt. Und wie glänzend hat der große Heilige dasselbe gerechtfertigt! Als junges Mädchen stand ich früh elternlos und verwaist da und hatte dabei die schwere Aufgabe, eine Reihe jüngerer Geschwister zu erziehen und zu versorgen. In meiner Not und Bedrängnis rief ich zum hl. Joseph und ernannte ihn zu unserem Hausvater. Alle meine Sorgen und Anliegen trug ich zu ihm und pflegte dann zu sagen: Du bist unser Hausvater; du hast einst so gut im Häuschen zu Nazareth gesorgt, du mußt jetzt auch u n s helfen! Und nicht ein einziges Mal ließ mich der liebe Heilige umsonst anklopfen. Sei es mit dem Studium und der Ausbildung der Geschwister, sei es mit einer Anstellung, sei es mit einer schweren Krankheit, immer half er mir, sowohl in zeitlichen wie in geistigen Nöten. Eine meiner lieben Schwestern war sehr ängstlich und skrupulös und blieb deshalb oft von den hl. Sakramenten weg. Da kam sie dem Tode nahe und hatte noch immer die hl. Sterbesakramente nicht empfangen. Ich rief in höchster Not zum hl. Joseph; plötzlich kehrte das geschwundene Bewußtsein wieder, die Schwester empfing bei vollem Verstande die hl. Sterbesakramente und starb bald darauf ruhig und friedlich im Herrn. Noch viele andere Fälle könnte ich anführen, wo mir der hl. Joseph als treuester Berater und Helfer zur Seite gestanden. Drum gehet immer und allezeit zu Joseph, er hilft im Leben und im Sterben!" —

„Ich war in großer Geldnot und konnte auf Neujahr die Miete nicht bezahlen, zudem fehlte uns zum Lebensunterhalt das Notwendigste. Alle meine Bemühungen, irgendwo ein Verdienst zu bekommen, waren umsonst; ich klopfte bei Bekannten und Verwandten an, ohne Erfolg. Zuletzt begannen wir mehrere Andachten zum hl. Joseph und versprachen, ein Jahr lang jeden Mittwoch zu seiner Ehre und zum Troste der armen Seelen eine Kerze brennen zu lassen. Kurz darauf ward mir Hilfe. Ich erhielt soviel Schülerinnen zum Unterricht, daß ich nicht nur die Miete bezahlen, sondern auch alles zum Lebensunterhalt Nötige bestreiten konnte. Veröffentlichung war versprochen."

„Ich war in Sorge, einem Schützling eine gute Lehrstelle zu verschaffen. Nachdem ich an vielen Türen vergebens angeklopft hatte, hielt ich recht vertrauensvoll mehrere Novenen zu Ehren des hl. Joseph, und da fand sich zuletzt ein Plätzchen, wie ich es besser gar nicht hätte wünschen können. Drum tausend Dank dem guten hl. Joseph! Möge er mir nun auch helfen in meinen Bemühungen für die S c h w e s t e r des so glücklich versorgten Knaben. Ja, hilf mir wieder, lieber hl. Joseph, denn du ließest mich bisher noch nie vergebens bitten!"

„Lange Zeit litt ich an einer sehr schmerzlichen Krankheit, die immer mehr zunahm, so daß ich mich im letzten Sommer einer gefährlichen Operation unter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziehen mußte. Man zweifelte an meinem Aufkommen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach im Falle der Erholung Veröffentlichung. Die Operation ist gut abgelaufen und ich habe mich ganz auffallend schnell wieder erholt, so daß ich fest überzeugt bin, es habe hier eine höhere Macht gewaltet. Ich erfülle mit Freuden mein Versprechen, sage dem hl. Joseph meinen öffentlichen Dank und rate allen Kranken und Bedrängten, ebenfalls zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen."

„Tausend Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius, die mir in großer Not geholfen! Es handelte sich um einen Betrag von fast 1000 Franken, und ich war außerdem in Gefahr, Ehre und guten Ruf und meine Stellung zu verlieren. In meiner Not betete ich recht vertrauensvoll zu den genannten Heiligen, und meine Sache nahm, als ich schon alles für verloren hielt, plötzlich die richtige Wendung, und nun ist alles wieder gut. Ich finde keine Worte, meinem Dankgefühle entsprechenden Ausdruck zu geben. Könnte ich doch allen Lesern ein felsenfestes Vertrauen auf die Macht der Fürbitte des hl. Joseph einflößen! Was mein eigenes Vertrauen zu diesem großen Heiligen so sehr weckte, war das „Vergißmeinnicht"."

„Als meine Frau schwer erkrankte, hielten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, und ich glaube fest, daß wir es nur der mächtigen Fürbitte dieses großen Heiligen zu verdanken haben, daß schon nach wenigen Tagen eine Besserung eintrat, die auch standhielt. Das gleiche war bei der Erkrankung eines meiner Kinder der Fall. Auf eine Novene zu Ehren des genannten Heiligen mit dem Versprechen der Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", dessen fleißiger Leser ich seit Jahren bin, besserte sich der Zustand des Kindes so, daß eine in Aussicht genommene Operation unterbleiben konnte. Mit innigem Dank zur allerseligsten Jungfrau Maria und dem hl. Joseph erfülle ich hiermit mein Versprechen und lege auch einen kleinen Betrag für eine Josephsstatue in Mariannhill bei."

„Aufgemuntert durch die öffentlichen Danksagungen im „Vergißmeinnicht" nahm auch ich in schwerer Bedrängnis meine Zuflucht zum hl. Joseph und zum hl. Antonius und betete täglich den hl. Rosenkranz zu Ehren der beiden lieben Heiligen. Mein Vertrauen wurde belohnt, wir kamen mit Gottes Hilfe aus der Geldnot wieder heraus, und es blieb mir und meinen alten Eltern das Haus und die Heimat erhalten. Veröffentlichung war versprochen. Mögen alle Notleidenden und Bedrängten ihre Zuflucht zu den beiden lieben Heiligen nehmen, die Macht ihrer Fürbitte bei Gott ist groß."

„Mein Bruder, Vater von vier unmündigen Kindern und Schlosser von Profession, war volle vier Wochen hindurch ohne Arbeit. Ich betete zum hl. Joseph, doch wie es schien, ohne Erfolg; mein Bruder konnte nirgends Arbeit finden. Als ich nun eines Morgens auf dem Wege zur Fabrik an unserer Klosterkirche vorbeikam, ging ich hinein, verrichtete vor der Statue des hl. Joseph eine kurze Andacht und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Noch am gleichen Tage fand mein Bruder Arbeit, zwar nicht in seiner Profession, allein bei der herrschenden Not war er um jede Arbeit herzlich froh. Später hielt ich zu Hause mit den Kindern meiner Schwester eine Novene zum göttlichen Herzen Jesu, und acht Tage darauf hatte mein Bruder wieder eine passende Stelle als Schlosser."

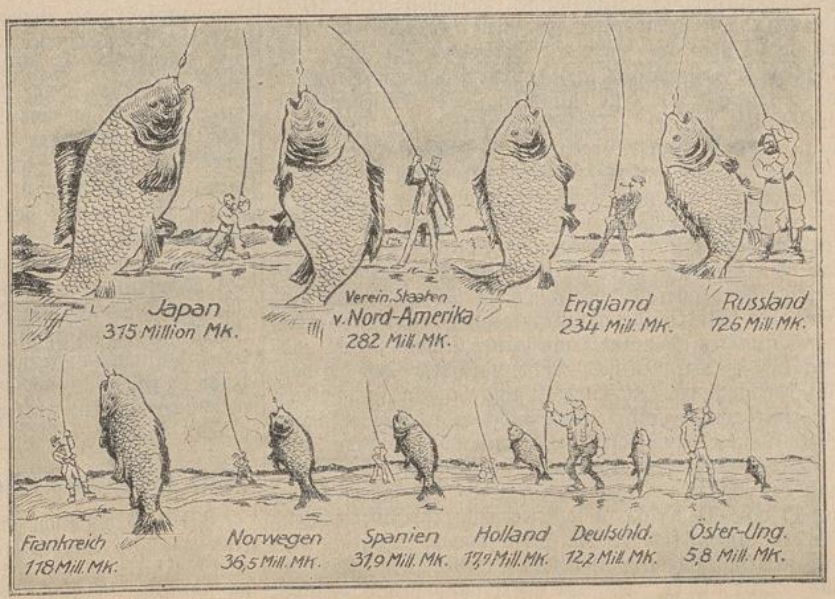
„Vor einem halben Jahre erkrankte ich an einem schweren Unterleibsleiden. Alle Mittel, die ich anwandte, waren erfolglos und ein Spezialarzt erklärte mir, daß eine Operation unbedingt notwendig sei. Da nahm ich meine Zuflucht zur lieben Muttergottes, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius, und siehe, kurz darauf besserte sich mein Zustand derart, daß die gefürchtete Operation unterbleiben konnte und ich seitdem imstande bin, im Haushalt wieder mitzuhelfen. Veröffentlichung war versprochen."

„Ich litt den ganzen Sommer hindurch an heftigen Zahnschmerzen. Alle Mittel, die ich anwandte, waren umsonst und mir die kranken Zähne ziehen zu lassen, fürchtete ich ebenfalls, denn es waren deren zu viele. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, von dessen machtvoller Fürsprache ich schon so viel im „Vegrißmeinnicht" gelesen hatte, fügte auch das Versprechen der Veröffentlichung hinzu, und — seitdem bekam ich Ruhe. Die Zahnschmerzen blieben aus. In einem zweiten, noch viel größeren Anliegen bekam ich ebenfalls nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph ganz auffallende Hilfe. Darum Dank dem großen hl. Joseph! Er vermag alles bei Gott. Möchten doch alle in leiblicher wie in geistiger Not recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zu ihm nehmen!

Zum Feste des hl. Antonius von Padua.

(Siehe Bild Seite 136.)

Am 13. Juni feiert die Kirche bekanntlich das Fest des hl. Antonius von Padua. Wohl wenige Heilige nach der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph sind



Statistik des Wertes des jährlichen Fischfanges in den wichtigsten Staaten.

so beliebt und werden so allgemein in der ganzen Christenheit verehrt, wie er. Papst Leo XIII. sagt treffend: „Der heilige Antonius ist nicht nur der Heilige von Padua, sondern der ganzen Welt." Er heißt geradezu der „Wundertäter". Ganz besonders wird er angerufen als Wiederbringer verlorener Sachen, als mächtiger Fürsprecher zur Bekehrung der Sünder, der Irr- und Ungläubigen und als Schutzpatron der Sterbenden. Viel verbreitet ist auch das sog. „Antonius-Brot"; es besteht in einem Almosen zu irgendeinem guten Zweck, um durch Vermittlung des hl. Antonius eine besondere Gnade zu erflehen.

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Ich hatte als Kassierin einen Fehler gemacht, wodurch in der Kasse ein ansehnliches Manko entstand. Beweise für meine Unschuld hatte ich nicht, und somit konnte die Sache für mich die schlimmsten Folgen haben, zum mindesten lag es nahe, daß ich das fragliche Manko selbst ersetzen mußte. In meiner Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Mein Vertrauen wurde glänzend gerechtfertigt, es ging alles über Erwarten gut und ich hatte nichts zu ersetzen. Drum tausend Dank dem lieben hl. Antonius! Möge jeder, der etwas verliert, oder wer in eine Sache verwickelt ist, die der Aufklärung bedarf, recht vertrauensvoll sich an diesen großen Heiligen wenden!"

Wer Zeichen sucht und Wunder will,
Bei St. Antony findt' er viel.

Ein furchtbarer Schlafgefährte.

In dem „Eclair" erzählt A. Hanne, der längere Zeit in Martinique geweilt hat, von dem außerordentlichen Schlangenreichtum dieser französischen Insel in Westindien und von den Verheerungen, die die furchtbaren Giftschlangen alljährlich unter den Eingeborenen anrichten. Dabei berichtet er von einem Vorfall, der sich vor nicht allzulanger Zeit in Fort de France ereignete.

Im Disziplinar-Gefängnis war ein junger Kolonialsoldat wegen eines geringfügigen Vergehens eingeliefert worden. Die Temperatur war heiß und drückend, und da der Soldat kein schweres Verbrechen sich hatte zuschulden kommen lassen, ließ der diensthabende Sergeant die Nacht über die Zelle halb offen. Der Aufseher selbst erzählt das weitere: „Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Als ich am Morgen um 5 Uhr mich der Zelle näherte, um meinen Gefangenen mit einem energischen „Aufstehen!" aus dem Schlummer zu wecken, blieb mir vor Entsetzen das Wort in der Kehle stecken. Der Mann lag auf dem Rücken, unbeweglich, und auf seiner Brust sah ich eine große gelbe Viper. Friedlich hatte sie sich dort zusammengerollt und schien zu schlafen. Auf den Fußzehen schlich ich davon, stürzte zur Polizei und kehrte nach wenigen Minuten mit einer Schale Milch und einigen Gefährten zurück. Leise, vorsichtig schob ich das Milchgefäß durch den Türspalt und begann zu pfeifen; was mir gerade einfiel, ich glaube, es war die „schöne blaue Donau". Bei der Walzerweise hob die Viper, die für Musik eine außerordentliche Vorliebe hat, den Kopf und dann glitt sie langsam zur Erde und näherte sich der Milchschale, welche sie sofort gewahrt zu haben schien. In dem Augenblick, da die spitze, schmale Zunge in die weiße Milch tauchte, sausten zehn Knüttel gleichzeitig auf das Reptil nieder. Es war ein prachtvolles Exemplar von fast zwei Meter Länge.

Der Gefangene aber lag besinnungslos in tiefer Ohnmacht. Er erzählte später, wie er um Mitternacht von einem Drucke auf der Brust erwacht sei und den glatten Schlangenkörper gespürt, den Kopf der verderblichen Viper deutlich gesehen habe. In starrem Entsetzen, in krampfhafter Unbeweglichkeit verbrachte er die Nacht, die Sekunden wurden zu Stunden und als er am Morgen endlich meinen Schritt hörte, wurde er ohnmächtig vor Nervenerschöpfung. Erst nach wochenlangem Aufenthalt im Sanatorium erholte er sich. Seine Haare aber waren in diesen fürchterlichen Stunden über Nacht schneeweiß geworden."

Von der jährlichen Fischproduktion in den wichtigsten Staaten.

(Siehe Bild Seite 141.)

Die Wichtigkeit der Fische für die menschliche Ernährung ist allgemein bekannt. Das meist zarte, schmackhafte und leicht verdauliche Fleisch ist sehr oft die einzige Nahrung vieler Rassen. Ganze Nationen, wie die Eskimos, Grönländer, Tschuktschen usw. sind fast einzig auf sie angewiesen.

Welchen Wert der Fisch als Volksnahrungsmittel besitzt, lehrt ein Blick auf unsere heutige Statistik. Dieselbe gibt in origineller Größendarstellung den Gesamtwert der in den einzelnen Ländern verbrauchten See- und Süßwasserfische an. Jedenfalls spielt der Fisch als Volksnahrungsmittel in anderen Ländern eine außerordentlich wichtige Rolle, nur in dem von Fleischteuerung betroffenen Deutschland sowie in Oesterreich-Ungarn, deren Gewässer ebenfalls große Fischvorräte bergen, sind weite Volkskreise über den großen Nährwert des dabei billigen Fisches noch immer nicht genügend aufgeklärt.

Aus den Schatzkammern der Erde.

Im Jahre 1910 förderte der Bergbau in den verschiedenen Ländern der Erde 1140 Millionen Tonnen oder 1140 Milliarden Kilo Steinkohlen zutage. Nimmt man das spezifische Gewicht derselben zu 1,3—1,4 an, dann umfaßt diese Riesenförderung im ganzen 850—875 Millionen Kubikmeter. Daraus ließen sich mehr denn 300 Pyramiden, so groß wie die von Cheops, aufbauen oder auch eine einzige von 1500 Meter oder 1,5 Kilometer Seitenlänge und 1130—1165 Meter Höhe. Nur nach dem sogenannten Grubenpreise berechnet, würde in dieser imposanten Steinkohlenpyramide ein Wert von mehr als 5 Milliarden, also 5000 Millionen Mark enthalten sein. Unser deutsches Vaterland war an jener Riesenproduktion mit 221, England mit 264 Tonnen beteiligt, und die nordamerikanische Union — das Land des Kolossalen in so mancher Beziehung — mit 440 Millionen Tonnen im Werte von ungefähr 2 Milliarden Mark. Da Handel und Industrie wieder einen erfreulichen Aufschwung zeigen, wird von ihnen im laufenden Jahre wohl noch eine beträchtlich größere Steinkohlenmenge beansprucht werden und in Rauch und Asche übergehen.

Wie viele Mahlzeiten hattest du bis heute?

Alban Stolz sucht die Christen durch folgende Betrachtung zur Dankbarkeit gegen Gott zu entflammen: Lieber Christ, wie alt bist du jetzt? Ich will annehmen, du bist jetzt 20 Jahre; das sind mehr als 7000 Tage. Ueberlege es dir, ob unter diesen 7000 Tagen ein ein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziger war, wo du nichts zu essen gehabt hättest. Du hast aber vielleicht an allen diesen Tagen gegessen, und zwar wenigstens dreimal täglich, also über 21 000mal gegessen. Gott hat dir also 21 000mal Ursache gegeben, ihm zu danken.

Du darfst nicht glauben, es müsse dem so sein, daß du immer zu essen haben mußt; es hat nämlich schon Zeiten gegeben — zum Beispiel im Kriege — daß Fürsten und Könige 1000 Dukaten, ja selbst ihre Krone hergegeben hätten, wenn sie ein Essen bekommen hätten, wie du hast.

In den Zeiten der Hungersnot und Kriege hat man Mäuse und Ratten um teures Geld gekauft und diese gierig gegessen. Man hat altes Leder und Schuhe gekaut und Erde geschluckt, um seinen Hunger zu stillen. Lieber Christ, denke auch an die Millionen Menschen, die in China, Indien und Afrika, wenn es dort jahrelang nicht regnet, des schrecklichen Hungertodes sterben. Du aber hast genug zu essen gehabt und bist dabei noch unzufrieden und böse gewesen. Hast du nicht da alle Ursache, Gott dem Herrn für diese vielen Gaben zu danken und ihn aus ganzem Herzen zu lieben?

Salomonisches Urteil.

In Illinois entgleiste im Jahre 1867 ein Eisenbahnzug und zwei Passagiere kamen zu Schaden; der eine fand den Tod, der andere verlor ein Bein. Dieser sowohl wie die Witwe des ersteren klagten gegen die Eisenbahngesellschaft auf Schadenersatz. Die Jury sprach darauf der Witwe 5000, dem Einbeinigen 15 000 Dollars zu. Das war der Witwe nicht recht und sie reklamierte bei dem Richter, weshalb denn ein Bein dreimal so viel wert sei, als ein ganzer Mann. Der Richter antwortete: „Die Sache ist ganz in Ordnung. Der Mann, dem jetzt sein Bein fehlt, bekommt für 15 000 Dollars kein neues wieder, aber eine Witwe mit 5000 Dollars findet sehr leicht wieder einen Mann, der nicht nur so gut wie neu ist, sondern vielleicht sogar noch besser als der erste.

Liebenswürdigkeit.

Liebenswürdig in der wahren Bedeutung des Wortes ist das, was der Liebe würdig ist, und das wird nur der Mensch sein, dessen Herz voll Liebe für die Mitmenschen erfüllt ist. Liebenswürdigkeit findet man bei einem in Gott gefestigten, harmonischen Gemüt, das die liebende Sorge für andere zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Diese Liebenswürdigkeit ist eine der schönsten Tugenden, sie erfüllt das Haus, in dem wohnt, mit Segen und gießt einen freundlichen Schimmer selbst über eine ärmliche Umgebung aus. Liebe, Sanftmut, Freundlichkeit und Demut sind die Grundbestandteile dieser Tugend.



Modesüchtig.

Herr: Warum ist denn Ihr Pferd heute so störrig?
Kutscher: Ah! so 'nen großen Hut will's habe des Luada!

Wer die angeborene Liebenswürdigkeit nicht besitzt, muß sich bemühen, sie zu erlangen. Das Streben, uns selbst zu vervollkommnen, ist sehr wichtig, aber viele Erwachsene vernachlässigen das Werk der Selbsterziehung in der irrigen Meinung, daß sie eben so genommen werden müßten, wie sie sind. Das ist aber eine sehr leichtfertige Entschuldigung, denn wir haben in jedem Lebensalter die Pflicht, an uns zu arbeiten zu Nutz und Frommen unserer Umgebung.

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man letztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder drittnächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogen. „Schleifen-Nummer", die sich auf jeder unserer Adressen findet.

Wir erlauben uns zu bemerken, daß der von einzelnen Wohltätern gestellte Wunsch, von ihren Patenkindern eine Photographie zu bekommen, oder im Vergißmeinnicht die Abbildungen jener Kinder zu sehen, denen sie Kleidchen usw. geschickt, vielfach nur schwer zu erfüllen ist, so gern wir denselben auch entsprechen wollten. Wir haben nämlich in Mariannhill nur einen einzigen Photographen von Beruf (Schwester Engelberta in Centocow ist nur Amateur-Photographin), der kaum alle 3—4 Jahre einmal auf gewisse Stationen kommt. Manche derselben sind aber über 100 Stunden von Mariannhill entfernt, und gerade dort sind in der Regel die ärmsten und hilfsbedürftigsten Kinder, die bei der Verteilung von Gaben in erster Linie berücksichtigt werden müssen. Eine Photographie derselben ist nur schwer zu erhalten; man wolle dies gefälligst beachten.

P. Leonard Siller, Superior unserer Missionsstation Maris-Stella in Südafrika, schreibt: „Die Reliefbilder für unsern Altar sind glücklich angekommen und fanden allseitig den größten Beifall. Der Künstler, Herr Schlegelmünig in Würzburg, verdient volle Anerkennung und beste Empfehlung. — Von Köln wurde uns ein recht schönes Bild des hl. Antonius zugesandt. Wir sagen dem edlen Spender unsern innigsten Dank! Es wird hier viel gebetet zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius."

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Wölfliswil, Rickenbach, Lachen-Vonwil, Steinen, Stalden, Bürchen, St. Fiden, Cham, Gersau, Brisek, Großwangen, Flüelen, Zürich, Root, Uznach, Gelfingen, Winterthur, Gossau, Heiligkreuz, Langgasse, Lambach, Dörlesberg, Heggelbach, Mannheim, Tresselstein, Arnau, Langenbrücken, N. N., Oberpfalz, Würzburg, Weiskirchen, Traunstein, Weyer a. Ems, Prauß, Zaberz, Lichtentanne, Römershag, Lenggries, Augsburg-Pfersee, Fristingen, Eigeltingen, Altstätten, Hainstadt, Neudenau, Haid, Oberfranken, Geiza, Kronau i. B., Ravensburg, Jachenau, Schneppenbach, Ramersdorf, Thau, Oberelsaß, Donauwörth, M. in Westfalen, Duisburg-Beeck, Bery-Born, Recklinghausen, Würselen, Wahrenach, Langenhorst, Kreseld, Wadersloh, Schönwald, Nürnberg, Breitenbach, Jengen, Aichach, Bolsterlang, Steyr, Falkenberg, Weyr, Linz, Wien, Dornbirn, Krieglach, Bülöding, Kronburg, Graz, Salzburg, St. Margarethen, Wels, Laibach, Amstetten, Kleinarl, Grafenried, Czernowitz, Mennrath, Bochum, Köln, Hagen, Marmette, Simmerath, Sinzig, Würselen, Blatten, Drove, Winden, Rommerskirchen, M.-Gladbach, A. D. Daisbach, Berzdorf, Eupen, Lütz, Wasserliesch, Thüle, Köln-Braunsfeld, Widdeshoven, Gürzenich, Contern, Buer, Frauweiler, Nonnenwerth, Oberdollendorf, Lohne, Madfeld, Koblenz, Oberkassel, Güsten, Oedingen, Wiltz, Neuwied, Wischerhöfe,

Schüren, Wickede, Jülich, Münster, Berburg, Wassenach, Wittlich, Cleve, Berg-Born, Bonn, Primsweiler, Börnste, Nordkirchen, Duisburg-Wanheimerort, Essen, Sevelen, Weißweiler, Berrenrath, Eicherscheid, Ochtrup, Honsfeld, Telgte, Eilendorf, Olpe, Lütringhausen, Neu-Ulm, Dornbirn, Gutenstein, Rainbach bei Freistadt, Weikersdorf, Mähren, Kriegslach, Siering, Kronburg, Micheldorf, Sibratsgfähl, Schumburg-Gistei, Ladis, Pram, Wörzl, Ried, Tirol, Lobendau, Hellmansödt, Obergrund a. d. B. N. B., Kefermarkt, O.-Ö., Sierning, O.-Ö., Pöllsing-Brunn, Linz, Felsökubin, Ungarn, Niedergrund, Ratibor, Falkenberg, Gr.-Lemkendorf, Krokau, Breidenbach, Farchant, Buchhausen, Freiburg, Oberammergau, Pfäffwiesen, Erstein, Dossenheim, Piegendorf, Rotachmühle, E. B., Königshofen i. Grabfeld, Altötting, München, Isny, Scheidegg, Kitzingen, Großmehring, Gersfeld, Rohrbach, Retzbach (2mal), Motten, Neundorf, Glashofen, Ratibor. Milwaukee, Wis. (2mal), Davenport, Jowa, St. Valentin, N.-Oe., Saalfelden, Pottenbrunn, Magyarkeresztes, Drafenhofen, Grezam, Gösting, Frankenburg, Triest, Steyr, Malé (Südtirol), Graz, Ehrenberg, Namkirchen, Linz, Neukirch, Horriwil, Attinghausen, Motten, Dahlen, Würzburg, Neudenau, Ampfing, Stuttgart, Großheubach, Traunstein, Mintard, Niedermending, Thalheim, Koblenz, Köln, Zabrze, Bozen, Flums, Muri, Korschenbroich, Münstermaifeld, Recklinghausen, Willich, Trier, Cornelmünster, Gelsenkirchen, Schüren, Heusweiler, Aachen, Ayl, Sprenellingen, Dobach, Contern, Paderborn, Herne, Eilendorf, Schüren, Wadern, Mayen, Griesborn, Ohligs, Dobach, Harfewinkel, Limburg (Lahn), Lüdinghausen, Dorstfeld, Cornelymünster, Kopstall, Borgholz, Duisburg, Amern St. Georg, Bredeney, Eupen, Mehlem, Nordhagen, Montpoie, Menkhausen, Launheid, Burgbrohl, Bemwegen, Köln, L. B., Thalheim, Mützenich, Rommerskirchen, Godesberg, Hüsten, Sögel, Simmenrath, Spessard, Wiehterich, Bubach, Herrentrop, Osterfeld, Hamich, Diedorf, Grüfflingen, Marienbaum, Düsseldorf, Eicks, Dinslaken, Hönningen, Johnsdorf, Schwaz, Villnös, St. Peter-Wimberge, Wien, Rotthalmünster, Bolsterlang, Hohenau, Görwihl, Motten, Au, Ravensburg, Gasseldorf, Würzburg, Freising, Neuburg, Großnottersdorf, Pfreimd, Herzogau, Freilassing, Dorsten, Frankfurt a. M., Batzendorf, Simbach, Röllbach, Grettstadt, Gmünd, Schrezheim, Sulz bei Lahr, Gehnkirchen, C. G. Pocking, Schönwald, Flinsberg, Uttenweiler, Doriprozelten, Schmachtenberg, Klosterau, Pfahldorf, Altötting, Isny, München, Schönbrunn, Neustadt, Haßfurt, Buch bei Kirchberg, Rohrbach, Schwaben, Struth, Denkingen, Trukseß, Stuttgart, Zell bei Eggenfelden, Dossenheim, Erstein, Willenreuth, Unterwaldbehrungen, Kissingen, Herzogauden, Endermettingen, Schafmühl, Flinsberg, Münstermaifeld, Horprath.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Adolf Schramm, Tayler, Tex. Jakob Lorenz Zenner, Cedonia, Minn. Johann Neugebauer, Baltimore, Md. Anton Stoll, St. Vincent, Ark. Rose Koß, Detroit, Mich. Anna Gern, Buffalo, N.-Y. Klara Esser, Cherokee, Jowa. Martha Becker, St. Helena, Nebr. Franziska Saxer, Cleveland, Ohio. Gottfried Schwander, Zürich. Johann Widmer, Uznach. Genovefa Achelbrauner, Saas-Tee. Franziska Kortz und Benedikt Peteref, Breslau. Heinrich Reck, Hausen. Wilhelm Heil und Anna Lotz, Keuzelbuch. Helena Kroll, Heidelberg. Helena Grützinger, Eggenfelden. Marg. Deuerling, Rattelsdorf. Karl Albert Zürny, Kleinlaufenburg. Jean Betsch, Niederlauterbach. Sophie Meier, Altstockach. Maria Herzog, Würzburg. Joseph Schiele, Ammerschweier. Josef Lintner, Straubing. Theresia Schuler, Hochwang. Antonia Weber, Motten. Franz Trauth, Oberursel. Ferdinand Bricker, Wehr. Rosina Muggenthaler, Hengersberg. Josephina Minni, Johannes Joseph und Magdalena Paul, Steinburg. Moritz Berteln, Beuren. Anna Mayer, Denzingen. Otto Brattinger, Günzburg. Juliana Endres, Schmalwasser. Fr. Grützinger, Eggenfelden. Agnes Hartmann und Karl Metz, Wollbach. Anna Marg. Lanning, Holzkirchhausen. Maria Windrich, Pankofen. Michael Wildeger, g. Rat, Nördlingen. Peter Bründl, Oberroidham. Josephine und Martin Brendel, Maria Knecht, Joseph Mangold und Maria Spannagel, Ammerschweier. Anna Gleißl, Burglengenfeld. Kreßz. Heindl, Gersthofen. Paul Bossel. Wilhelm Lauscher. Nikolaus Herms. Kath. Lörwald. Elisabeth Jochheim. Wilhelm und Maria Christine Wullweber. Bernard Hinsken. Franz Söller. Gustav Wolf. Anna Braun. Elisabeth Becker. Wilhelm Beckmann. Pauline Fröhling. Frau Lessel. J. P. Reuter. Anna Bartmann-Linnemann. Frau Nikolaus Schmitz. Johanna Wilhelmine Buenen, geb. Abbing. Franz Hufnagel. Anna Messing. Johann Behr. Valentin Weber. Maria Krisam. Wilhelm Hermesmeier. Anna Maria Nacke. Josef Platz. Maria Hausmeier. Franz Josef Jussel, Nenzing, Vorarlb. Alois Fasching, pens. Pfarrer, Graz. Agnes Cäsar, Videm. Herr Vielhaber, Aflenz. Maria Enzenhofer, Altenberg bei Linz. Joh. Georg Zehrer und Theresia Fuchs, Alberschwende. Maria Sauschneider, Weiz. Franz Forster, St. Florian, O.-O. Elisabeth Pospisch, Budapest. Josefa Dirnberger, Wien. Albert Markus, Linz. Johanna Lipp und Josefa Neuwirth, St. Nikolai ob Drößling. Mathias Hauser, Budapest. Viktora Reinprecht, Klagenfurt. Frau Anna Gruber, Waidbruck. Simon Strohmeier, St. Johann im Saggautal. Julianna Putz, Birkfeld. Maria Eicher, Gmunden. Christian Schallert, Franziska Greussing, Ernst Klotz, Marta Egger, Marta Jutz, Johann Jussel, Kath. Amann, Heinrich Bertagnolli, Elisabeth Riedle, Augustin und Katharina Steier, Filomena Zegg, sämtl. von Nenzing, Vorarlb. Franziska Brucker, Offenbach. Elisabeth Raich, Gebenhofen. Theres Bruckmeier, Freising. Gertraud Braun, Magdal. Blum, Heinrich Ries, Ballweiler. Josephine Esser, Erstein. Sophie Raudascher, Mahlberg. Christiana Bamberger, Unterbalbach. Adolf Strecker, Fechenbach. Luise Geißler, Büchenau. Martha Grug, Heggelbach. Frau Ill, Neufrach. Ursula Schneider, Kirchschletten. Therese Richert, Ammerschweier. Helene Sütterle, Zell. Konrad Raumer, Rampertshof. Franziska Hegy, Rüstenhart. Katharina Dilscher, Arzweiler. Gg. Krapf, Schwemmelsbach. Paul Bildstein, Kürnbach. Joh. Nep. Hörrmann, Regensburg. H. Sauerlacher, Frau Philipp, Ludwigshafen. Peter Hammer, Großenschwand. Theres Alt, Schömersdorf. Benefiziat Josef Laimer, Maria Mooser, Landau a. Isar. Johann, Josepha und Josephine Linz, Reute. Joseph Fecker, Franz Schmitt, Helena Frick, Anna Schuler, Johanna Lorenz, Anton Welu, Maria Josephina Simones, sämtl. von Dubuque, Jowa. Peter Maas, Scheboygan, Wis. Herr u. Frau Franz Söller. Frau Schuster. Klara Hershoff. Justin Meyer, Hochw. Mary und Luise Kreitz. Peter Schwarz. Joseph Göttgens. Frau Kath. Faßbender. Elisabeth Pfennigs. Joseph Gierkens. Johann Grundhöfer. Lina Klein. Herr Joseph Pieper, Hochw. Heinr. Hubert Peters. Bernhard Richter. Joseph Schäfer. Christan Braun. Joseph Stelte, Scharmede. Peter Förster, Eicherscheid. Kaspar Wahle, Hegendorf. Anna Duhme, Wiedenbrück. Frau Witwe Altena, Borghorst. Frau Gerh. Bielefeld, Aachen. Zäzilia Wimberger, Ernothofen. Gräfin Kunigl und Anna Kinzner, Innsbruck. Magdalena Moser, St. Peter. Adele von Pauer, Wien. Maria Schriebl, St. Stefan ob Stainz. Josefa Kurz, Mähr.-Schönberg. Karolina Klimek, Tattenitz. Rosa Meister, Nestelbach. Maria Pötz, Neunkirchen. Theres Schäfer, Reichstadt, Böhm. Frau Baumann, Wels. Heinrich Buschauer, Altach. Maria Königmann, Altlag bei Gottschee. Joh. Nep. Schöllhammer, Leopoldschlag. Josefa Kurz, Linz. Matth. Butscher, Buch. Josef Maier, Geratskirchen. Johann Hobelsberger, Rott. Marie Morath, Umkirch. Franz Xaver Wild, Frauenornau. Josef Wüst, Süßenmühl. Katharina Schaupp, Viechtach. Theresia Lang, Herzogau. Modestus Both, Mondfeld. Lekade Ulrich, Boxthal. Magdalena Grän, Mondfeld. Anastasia Stengelmeier, Reatshofen. Dorothea Wehr, Heuthen. Kath. Vierheilig und Gretchen Hamm, Würzburg. Therese Link, München. Anna Bäuml, Seebach. Therese Pfaff. Wilhelm Wald, Rasdorf. Franz Jos. Schmelz, Geismar. Magdalena Bauml und Rosina Hartl, Matzersreuth. Katharina Schmeller, Rosall. Maria Vogt, Obergebisbach. Augusta Stahl, Altheim. Margareta Mutter, Tiefenstein.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. April 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 7.

Köln a. Rh.
Juli 1913.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

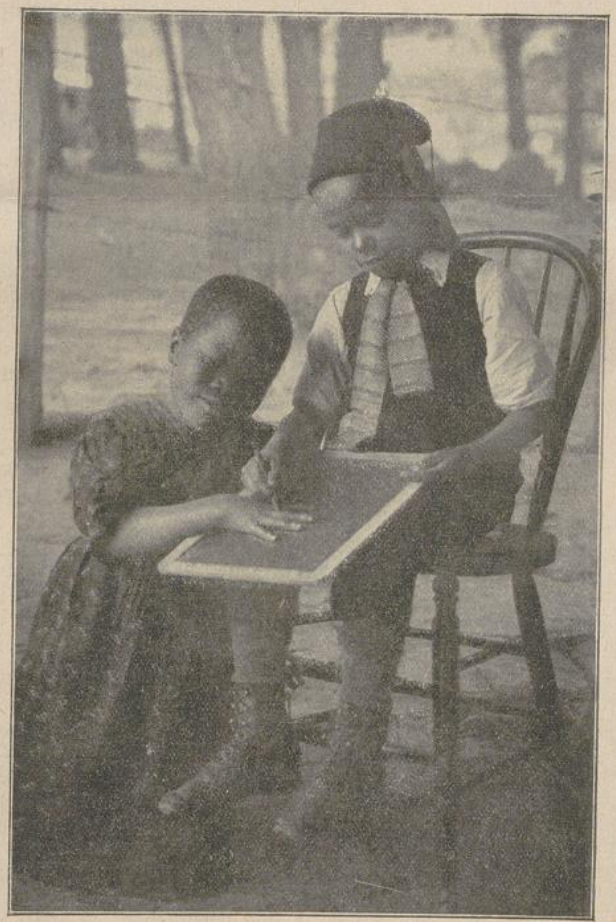
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Erster Kunstversuch. (Missionsschule in Kevelaer, Südafrika.)

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Lourdes-Grotte im Hain.

Eines Abends ging ich einsam
Durch den stillen Buchenhain;
Milde Balsamdüfte säuseln
Durch der Bäume lange Reih'n.

Durch der Buchen dichte Kronen
Blickt des Mondes Silberlicht,
Und der Sterne gold'ner Schimmer
Durch die Aest' und Zweige bricht.

Ei! was seh' ich in der Ferne!
Lichtlein rot und violett,
Grün und blau und mannigfaltig;
Was hat wohl mein Aug' erspäht?

Rascher wenden meine Schritte
Sich dem Lichterscheine hin; — —
Und — schon steh ich vor der Grotte
In des Waldes düsterm Grün.

Rechts in einer Felsennische
Steht Mariens schönes Bild;
O so schön, daß süße Freude
Mein betrübtes Herz erfüllt.

Links zu ihren Füßen kniet
Bernadette, die Hirtenmaid,
Deren klare Taubenaugen
Blinken voller Lieblichkeit.

Junge duftig süße Rosen
Zu Mariens Füßen blüh'n,
Die im Glanz der roten Lampen
Rot wie Feuerkohlen glüh'n.

Eine kühle Quelle sprudelt
Aus dem kalten Felsenbett;
Unwillkürlich wie der Bronnen
Quillt hervor mein Lobgebet.

Auf die Kniebank sink' ich nieder,
Von dem Anblick hoch entzückt,
Wenn ich auf die Jungfrau blicke,
Die mein Herz so sehr beglückt.

„Hier, wo auf geweihtem Grunde
Nur der stille Hain mich hört,
Will ich Dir vertraulich sagen,
Was mein armes Herz begehrt."

Oft hab' ich mit schwerem Herzen
Diese Grotte hier besucht;
Und jedesmal hat mich Maria
Still mit Tröstung heimgesucht.

Preis und Dank sei Dir, Maria,
Hier an diesem Gnadenort;
Denn bist Du der Armen Tröstung,
Aller Not ein Zufluchtsort.

Xaver Jäger.

David Livingstone.

(Fortsetzung.)

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Heimat kehrte Livingstone im Jahre 1857 nach Afrika zurück, und zwar in direktem Auftrag der englischen Regierung. Während dieser zweiten, sechs Jahre dauernden Wanderung durch den schwarzen Erdteil gelang ihm unter andern wichtigen Entdeckungen die Auffindung des Nyassa-Sees, aus dessen Umgebung alljährlich viele Tausende schwarzer Sklaven nach Sansibar geschleppt wurden.

Im Jahre 1866 wurde Livingstone zum britischen Konsul von Innerafrika ernannt. Er durchquerte von Sansibar aus weite Strecken bis zum Nyassa-See hin; als er aber nach dem Westufer des Sees übersetzen wollte, hinderten ihn die Araber daran, die ihn als den gefährlichsten Feind des Sklavenhandels kannten. Er mußte daher zu Fuß um den viele hundert Meilen langen See herumwandern und eroberte dem menschlichen Wissen Schritt für Schritt neue Gebiete, arbeitete Karten aus und legte Sammlungen an.

Viele seiner schwarzen Begleiter verließen ihn in treuloser Weise; einer derselben, Musa mit Namen, eilte nach Sansibar zurück und erzählte dort, Livingstone sei überfallen und getötet und all seiner Habe beraubt worden. Die englischen Zeitungen brachten spaltenlange Klagelieder über den Toten.

Livingstone selbst aber, der von all dem nichts wußte, machte sich inzwischen auf den Weg nach dem Tanganjika-See. Der Weg war weit und mühevoll und brachte ihm große Verluste. Die Lebensmittel gingen aus, und ein gemieteter Träger brannte mit der Reise-Apotheke durch. Infolgedessen war Livingstone aller Mittel gegen das Fieber beraubt, und seine Gesundheit wurde ernstlich erschüttert. Dennoch erreichte er die Südspitze des Tanganjika-Sees, und ein Jahr später entdeckte er den Bangweolo-See. Zu Boot besuchte er die im See liegenden Inseln und erregte großes Aufsehen unter den Eingebornen, die noch nie einen Weißen erblickt hatten.

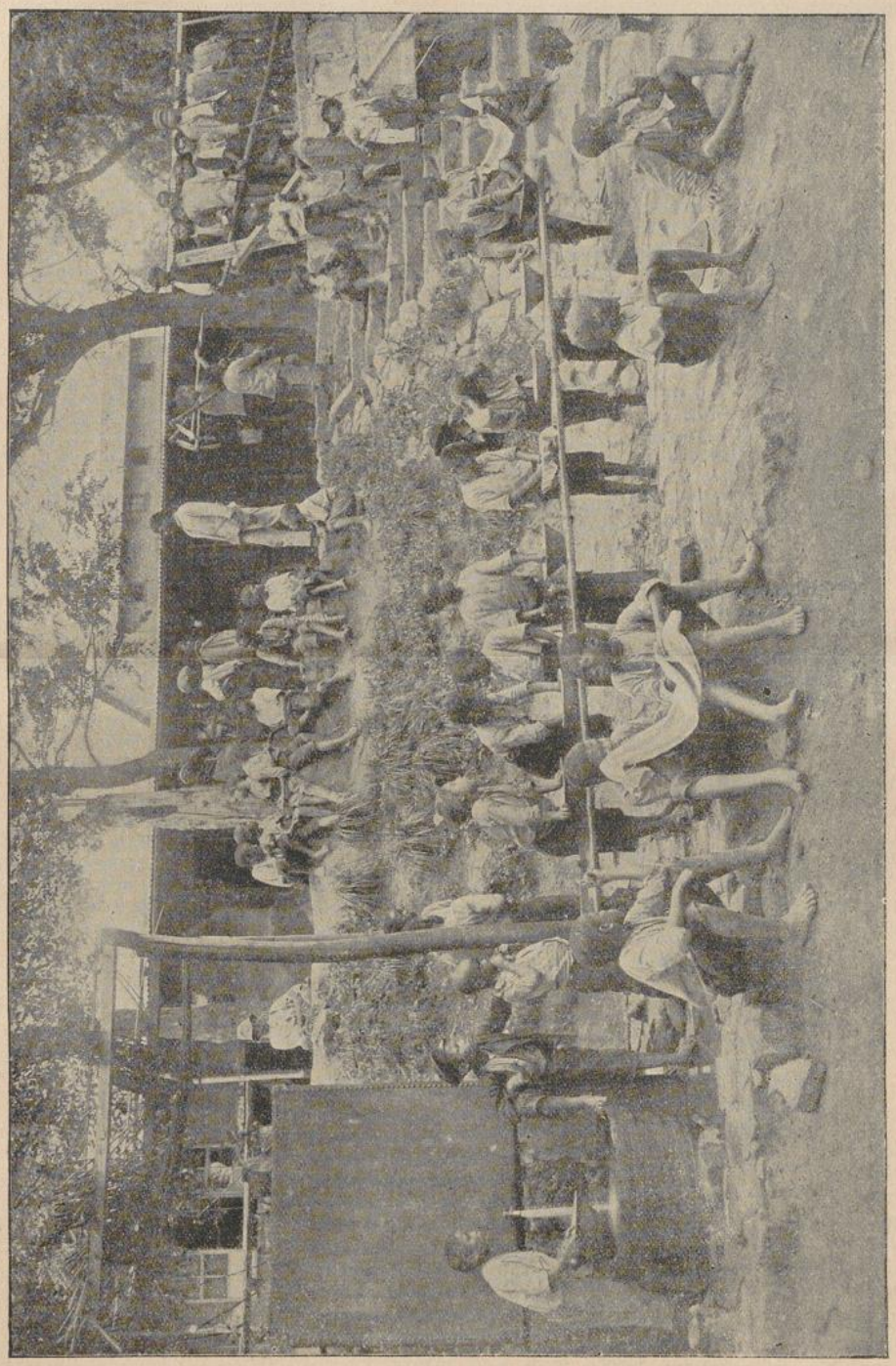
Rings um den See dehnten sich große Sümpfe. Livingstone glaubte, daß man in dieser Gegend die südlichste Quelle des Nil zu suchen habe; darin täuschte er sich; er hat nie erfahren, daß der aus dem Bangweolo-See strömende Fluß nicht zum Nil geht, sondern ein Nebenfluß des Lualaba oder oberen Kongo ist. Auf dieser Reise erkrankte er gefährlich und mußte auf einer Bahre getragen werden. Oft lag er bewußtlos in Fieberträumen und verlor zuletzt völlig die Zeitrechnung. Er wollte daher zum Tanganjika-See zurück; am östlichen Ufer desselben, in Udjidji, hoffte er Ruhe, neue Vorräte und Briefe aus der Heimat zu finden.

Von allem entblößt, erreichte er auch wirklich die genannte Stadt, die ein Hauptpunkt des arabischen Sklavenhandels war; aber die erwarteten Vorräte waren spurlos verschwunden, und von den zahlreichen Briefen, die er an den Sultan von Sansibar und in seine Heimat geschrieben hatte, ist niemals ein einziger angekommen. Dazu war Krieg; alle Stämme an der Ostküste des Sees lagen miteinander in Fehde. Livingstone zog daher abermals gegen Westen zu. Diesesmal wollte er den Lauf des Lualaba erforschen. Wenn es ihm gelang festzustellen, ob dieser mächtige Fluß dem Mittelländischen Meere oder dem Atlantischen Ozean zuströme, wollte er zufriedenen Herzens in die Heimat zurückkehren. Er wußte nicht, und hat es auch nie erfahren, daß der Lualaba identisch sei mit dem Kongo, der hier an seinem Oberlauf einen andern Namen führt. Erst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stanley hat dies konstatiert, und Livingstone hat der Lösung dieses Problems vergebens sein Leben geopfert.

Aber welch' ein märchenhaftes Land durchwanderte er da! Auf den Hügeln schwankten die Palmen im Wind, und Kletterpflanzen, so dick wie Kabeltaue, wanden sich um Riesenbäume, auf denen kreischende Papageien von Ast zu Ast flogen. Ganze Heerscharen munterer Affen lebten in den grünen Laubgewölben, und die Tierwelt wetteiferte mit der Vegetation an Mannigfaltigkeit und Reichtum. Seltsame Pflanzen, die Insekten an sich zogen und verspeisten, wuchsen an den Ufern der Flüsse, und für all solche Naturerscheinungen hatte Livingstone ein stets offenes Auge.



Morgentoilette auf der Missionsstation Tentocow.

Durch den Eintritt der Regenzeit verlor er mehrere Monate, und als er sich zur Weiterreise anschickte, hatte er nur noch drei Begleiter, darunter die beiden Getreuen Susi und Tschuma. In den dunklen Gestrüppen des tropischen Waldes zerriß er sich die Füße, über umgestürzte Baumstämme und morsche Aeste kletterte er vorwärts, durch hochangeschwollene Flüsse mußte er unter Lebensgefahr waten, während zwischen den Kronen der Bäume und in dem dichten Unterholz die Fieberdünste lagerten. Abermals erkrankte er und mußte lange in einer dürftigen Hütte auf einem Grasbett liegen, wo er seine Zeit damit zubrachte, sein Tagebuch zu schreiben und immer wieder seine schon ganz abgenutzte Bibel zu lesen.

So verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß auch nur das schwächste Echo des Weltgetümmels an Livingstones Ohr gedrungen wäre. In Europa herrschte damals der große deutsch-französische Krieg; er wußte von allem nichts. Im Februar 1871 verließ er Manjema und begab sich nach Njangwe, das ebenfalls ein Hauptnest des berüchtigten Sklavenhandels war. Er war hier Zeuge von Grausamkeiten so brutaler Art, daß sich die Feder sträubt, sie niederzuschreiben. Später ging das Gerücht von dem abscheulichen Treiben der arabischen Sklavenhändler durch die ganze englische Presse. Das

erregte in ganz Europa einen solchen Sturm des Abscheues, daß eine Kommission eingesetzt und nach Sansibar geschickt wurde, um daselbst Mittel und Wege zu seiner Ausrottung zu finden. Anfangs mit wenig Erfolg, denn es vergingen noch Jahrzehnte, bevor die Macht der Sklavenhändler gänzlich gebrochen war.

Livingstone selbst wollte wieder nach Udjidji zurück, wo sicherlich von der Küste her neue Vorräte für ihn eingetroffen waren. Unter tausend Gefahren bewerkstelligte er den Rückzug durch das empörte Land, das ihn ebenfalls für einen Sklavenhändler ansah und daher überall bedrohte. Halbtot von den beständigen Fieberanfällen und von allem entblößt, erreichte er endlich im Oktober 1871 Udjidji. Hier wartete seiner eine neue Enttäuschung! Die Vorräte waren freilich angelangt, doch der arabische Schuft, der Livingstones Sachen aufbewahren sollte, hatte sie verkauft; darunter waren 2000 Meter Zeugstoff und mehrere Säcke Perlen, die einzige gangbare Münze im Verkehr mit den Schwarzen. Der Araber erklärte einfach, er habe geglaubt, der Missionar sei tot.

Wie Livingstone in dieser hilflosen Lage zumute war, lesen wir in seinem Tagebuch. Er schreibt, er gleiche dem Manne, der nach Jericho hinabging und unter die Räuber fiel, und auch er warte vergebens auf den Priester und Leviten und den barmherzigen Samaritan, der ihm helfen solle. Doch fünf Tage später schreibt er in sein Tagebuch:

„Als ich am tiefsten niedergeschlagen war, näherte sich schon der barmherzige Samaritan! Denn eines Morgens kommt mein braver Diener Susi Hals über Kopf dahergerannt und schreit atemlos: „Ein Engländer kommt! Ein Engländer, ich sehe ihn!" Damit macht er wieder kehrt, um schon dem Fremden entgegenzueilen. —

Eine amerikanische Flagge an der Spitze der Karawane verriet die Landsmannschaft der Ankömmlinge. Warenballen, Zelte, Kochgeschirre, Zinkbadewannen usw. wurden da hervorgebracht, und ich mußte unwillkürlich denken: das muß ein reicher Herr sein, und kein so armer Schlucker wie ich!"

Wer war nun dieser unerwartete Besuch, und wie kam er hieher nach dem fernen Udjidji am Tanganjika-See? Das alles wollen wir in der nächsten Nummer unseres Blättchens hören.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Schon längst wäre ich gern der Einladung eines liebevollen Confraters, des Hochw. P. Matthieu O. M. J., gefolgt und hätte ihm auf seiner Missionsstation Oakford einen Besuch abgestattet. Jetzt bot sich dazu eine willkommene Gelegenheit, denn mein Weg nach Zululand führte mich dort vorüber. P. Matthieu schickte mir seinen feurigen Schimmel entgegen und hieß mich bei meiner Ankunft herzlich willkommen.

Dieser Pater hat wirklich Großartiges auf seinem Missionsposten geleistet! Da, wo ehedem eine öde Wildnis und der Aufenthaltsort wilder Tiere war, erblickt das staunende Auge eine große, herrlich aufblühende Missionsstation, eine Pflanzstätte der Wissenschaft für Weiße sowohl, wie Schwarze. Etwa 70 weiße Knaben und gegen 170 englische Mädchen besuchen die dortigen von Dominikanerinnen vortrefflich geleiteten Schulen. Die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge ist allerdings protestantisch, selbst einige Jüdinnen befinden sich darunter, aber trotzdem kann es nicht ausbleiben, daß der Unterricht und das gute Beispiel der katholischen Lehrerinnen und Missionsschwestern recht günstig auf Geist und Gemüt der Kinder einwirkt. Zum wenigsten werden sie einst keine Gegner unserer heiligen Religion werden.

Die Schule der Eingebornen besuchen etwa hundert schwarze Zöglinge. Die Station ist schön angelegt, hat wohlgepflegte Gärten- und Baumanlagen, und alle Schulen und Gebäude, namentlich aber die Kirche legen beredtes Zeugnis für den Kunstsinn des Hochw. P. Matthieu ab, der zu all dem persönlich die Pläne entworfen hat. An einem Abende gaben die Zöglinge der höheren Töchterschule ein schönes, reichhaltiges Programm. Ihre Leistungen sowohl auf der Bühne, wie in der Musik machten beiden Teilen, den Lehrerinnen wie den Schülerinnen, alle Ehre; kurz, die wenigen Tage, die ich in Oakford zubrachte, werden stets die schönsten Erinnerungen in mir wachrufen.

Die dortigen Schwarzen staunten namentlich darüber, daß ich in das verrufene, stockheidnische Zululand gehen wolle. Das schien ihnen ein überaus gefährliches Wagnis, von dem sie mir noch beizeiten abraten wollten. Eines Abends kommt daher ein junger Bursche zu mir, grüßt gar höflich und rückt endlich schön langsam und bescheiden mit der Frage heraus, ob es wirklich war sei, daß ich mich auf der Reise nach dem Zululande befinde?

„Gewiß, mein Freund," erwiderte ich zuversichtlich; „hast du vielleicht Lust, mich zu begleiten?" Bei diesen Worten malte sich auf dem Gesicht des guten Schwarzen ein Gemisch von Erstaunen, Angst und Entsetzen zugleich ab. „Ich — nach Zululand mitgehen?" fragte er mit Nachdruck; „nein, Baba, um alles in der Welt ginge ich nicht dorthin! Ich bleibe hier und bin nur gekommen, dich zu fragen, ob du wirklich den Mut hast, sozusagen allein in jenes Land zu reisen, wo erst vor kurzem der große Krieg gewesen, und wo so viele böse Zauberer hausen, die im geheimen zahllose Menschen morden, von denen niemand mehr etwas hört, ganz abgesehen von den vielen wilden Tieren, welche die ganze Gegend unsicher machen. Sag' mir doch nur, wovon willst du denn dort leben? Denn sei überzeugt, die Leute werden dir nichts zu essen geben, du wirst dort ein ganz anderes Volk finden, als hier in Natal. Dort sind nur Schwarze; und die Zulus sind alle voll von grimmigem Haß gegen die Weißen. D'rum, Baba, ich bitte dich, steh' ab von deinem verwegenen Vorhaben und kehre um, denn ich versichere dir, du wirst nicht lebend über den Tugela (Grenzfluß) zurückkommen!"

Ich erwiderte dem guten Schwarzen, der so sehr um mein Leben besorgt war, gelassen: „Guter Freund, sei ohne Sorge! Ich habe zwar von den Gefahren, die du so lebhaft schilderst, gehört, allein eine höhere Pflicht ruft mich dorthin; Gott und sein hl. Engel werden mich überall behüten." — Der Schwarze schüttelte den Kopf und ging mit ernster Miene von dannen.

Des andern Tags, noch vor Sonnenaufgang setzte ich meine Reise ins Zululand fort. Wir waren noch nicht lange auf dem Weg, da drängte sich George Mseleku, der sich mir in Centocow freiwillig als Reisegenosse angeschlossen hatte, heran und ließ merken, daß er etwas auf dem Herzen habe, daß ihm aber der Mut fehle, es mir offen zu sagen. „Baba," begann er schüchtern, „ist es wirklich wahr, daß wir ins wilde Zululand hineinreisen?" — Ich sehe ihn verwundert an und frage: „Was

soll das bedeuten? Wo anders wollen wir denn hingehen, als gerade ins Zululand?" —

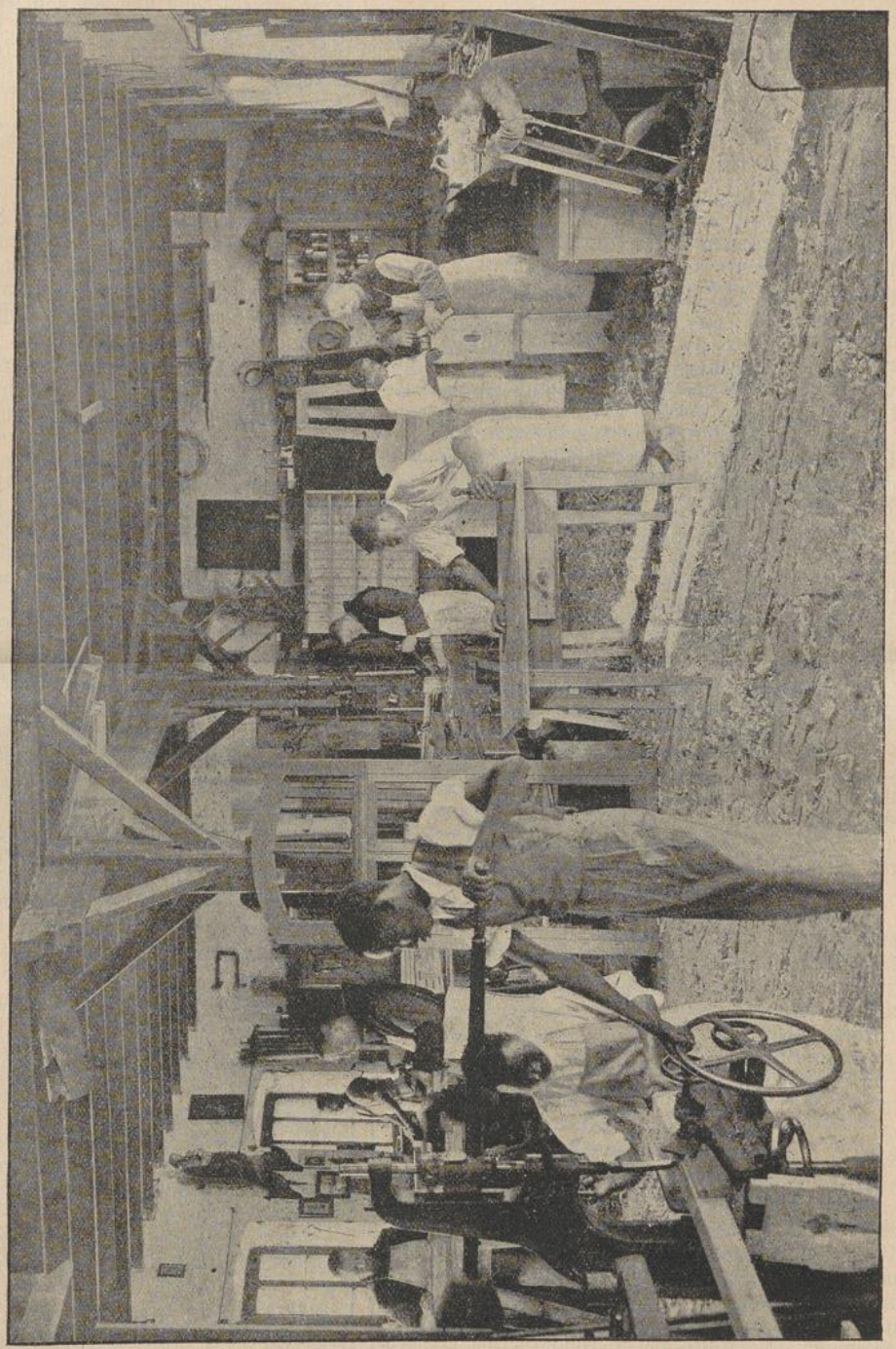
George schwieg, doch seine Unruhe war offenbar noch keineswegs beseitigt. Nach einer Weile begann er daher abermals: „Baba, kennst du den Weg nach dem Zululand?" — „Den werden wir schon finden," erwiderte ich kurz.

George schien mit meinen Antworten nicht recht zufrieden zu sein. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne; die afrikanische Sonne sandte allerdings bereits ihre heißen Strahlen auf uns herab, doch George schwitzte offenbar aus einem andern Grunde. Drum hub er nochmals an: „Baba, weißt du schon, daß die Ama-Zulu bei Mahlabatini vor kurzer Zeit einen Weißen umgebracht haben?"

„Ja, ich habe davon gehört."

Nun hielt George nicht länger mehr zurück. Er glaubte, er müsse deutlich mit mir reden, weil ich ihn gar nicht verstehen wollte, und bekannte daher offen: „Baba, ich fürchte mich, nach dem Zululand zu gehen!" — Ich bleibe stehen, sehe ihm scharf ins Gesicht und erwidere: „O du armer Bursche! Geh' nur wieder heim nach Centocow; ich werde auch ohne dich den Weg ins Zululand finden!"

Nun wurde der gute Junge arg verlegen und schämte sich seiner Worte. Wie? Allein soll er heimgehen, ohne den Baba? Diese Schande! Und welch' ein Spott würde seiner in Centocow warten! Noch mehr: welcher Vorwürfe mußte er gewärtig sein, wenn er seinen Umfundisi in der Gefahr feige verließ? Nein, das konnte und durfte er nicht tun! Er suchte daher seine Worte abzuschwächen oder wollte ihnen wenigstens eine andere Deutung geben, indem er beifügte: „Sieh', Baba, ich hätte ja an sich keine Angst, nach dem Zululand zu gehen,



Schreinerwerkstätte in Mariannhill.

aber bedenke den Umstand, daß ich einen Weißen begleite, kann offenbar verhängnisvoll für mich werden. Wird man mich nicht als einen Verräter der Schwarzen ansehen und dementsprechend behandeln? Doch allein kann und will ich nicht heimgehen." —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da mir selbst nichts ferner lag, als hier umzukehren, ohne Zululand auch nur gesehen zu haben, so spielte nun auch George den Tapferen und trabte entschlossen mit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Jesuitenmission am Sambesi.

Aus Katondue am Sambesi kommt die Kunde, daß die aus der portugiesischen Kolonie vertriebenen Jesuiten auf englischem Boden eine neue Mission in Angriff genommen haben.

„Wir haben," schreibt der Koblenzer Jesuitenmissionar P. Moskopp unter dem 15. Juli 1912, „die Mission Miruru den Steyler Patres übergeben, nur sind einige alte Jesuitenmissionäre zurückgeblieben, um die neuen einzuführen. Unterdessen begannen wir im englischen Rhodesia eine neue Mission. Gott sei Dank, daß es so gekommen ist. Auf diese Weise geht die alte Sambesimission nicht zu Grunde, und zu gleicher Zeit kann der heilige Glaube in einem Gebiete eingeführt werden, wohin ohne unsere Vertreibung wohl lange kein Missionar gekommen wäre.

Zuerst galt es, einen geeigneten Platz für die Neugründung zu finden. An und für sich ist es in Rhodesia leicht, Land anzukaufen, aber es fällt schwer, ein Grundstück zu finden, das sich zum Ackerbau eignet und genügend bewässert werden kann. Wir hatten das Glück, einen herrlichen Ort zu entdecken. Ein christlicher Neger von Miruru sagte uns, er wüßte nahe am Ruangwaflusse einen Platz mit viel Wasser. Wir ließen uns hinführen und trafen wirklich mitten im Walde versteckt einen kleinen Hügel, an dessen Fuß mehrere Quellen entspringen, die sich zum Katonduebache vereinigen. Der Katondue ist eigentlich kein Bach, sondern vielmehr ein zirka 400 Meter langes Sammelbecken von Quellwassern, das wie ein breiter Festungsgraben die ganze Westseite des Hügels umgibt. Obwohl wir in der trockensten Jahreszeit, im November, an den Ort kamen, fanden wir doch sehr viel Wasser im Bache! Wir konnten uns kaum durcharbeiten durch den üppigen Urwald und das hohe Gras und Schilf an seinen Ufern.

Da wir zwei Patres und nur ein Bruder hier sind, so besteht auch das Tagewerk der Patres fast ganz in Handarbeiten. Wir können uns nur wenig mit eigentlicher Missionstätigkeit abgeben. Es gilt ja auch in der Mission der Spruch: Zuerst essen, dann studieren. Darum kann ich auch nicht viel vom Taufen, Katechisieren usw. berichten, obwohl wir auch nach dieser Seite hin nicht ganz untätig sind.

Unsere Hauptaufgabe in diesen ersten Jahren wird also die materielle Arbeit sein. Darum will ich heute nur von unsern Beschäftigungen in Wald und Feld berichten. Es wird vielleicht manche interessieren, zu hören, wie in Afrika eine Mission gegründet wird.

Zuerst mußte mit Buschmesser, Axt und Feuer ein Stück Wald auf dem Hügel am Katonduebach gelichtet werden, wo wir unsere Wohnung bauen wollten. Diese Stelle liegt sehr gesund und man kann von ihr aus die ganze Ebene überschauen. Wir hatten zwar keine großartigen Bauten im Plane, sondern wollten nur eine Hütte aus Holz und Lehm errichten; dennoch hatten 30 Arbeiter zwei Monate lang zu arbeiten, bis der Palast fertig war. Wegen der weißen Ameisen konnten wir nur das Eisenholz verwenden. Um die vielen hundert Stämme für das Haus und die Hofpalisade zusammenzubringen, mußten die Neger lange im Wald herumsuchen.

Zu gleicher Zeit, als am Hause gearbeitet wurde, mußten andere Neger den Sumpf und Wald am Fuße des Hügels urbar machen. Dicke Bäume wurden gefällt und ihre weitverzweigten Wurzeln ausgegraben, das dichte Dorngestrüpp ausgehauen, das Schilf und das hohe Gras niedergemäht und das Wurzelwerk beseitigt. Als alles gut trocken war, zündeten wir die Haufen an. Um das Schilf niederzuhauen, bedurfte es eines wahren Heroismus. Es wächst nämlich zwischen dem Schilf eine Bohnenart, welche die Buren Büffelsbohne, die Neger aber sehr zutreffend chiriri, d. h. was schreien macht, nennen. Wehe dem, welcher dieser Bohne bei Wind nahe kommt oder an ihrer Ranke zieht! Sofort ist die Luft mit unzähligen unsichtbaren Härchen erfüllt, welche in die Haut eindringen und ein solches Brennen verursachen, daß die Brennesseln einfach Kinderspiel dagegen sind. Und in dieses höllische Gewächs mußten wir mit dem Buschmesser hineinhauen. Aus dem feuchten Boden stieg ein solch faulender Dunst empor, daß wir uns wunderten, daß wir davon nicht krank wurden.

Jetzt hat sich das Gesicht der Gegend schon gewaltig verändert. Wo früher im dunkeln Gebüsch die Wildschweine wühlten, stehen jetzt junge Orangenbäumchen und Bananen in Reih und Glied und Ananaspflanzen begrenzen die Gartenwege. Den Katonduebach entlang ließen wie die hohen Mirurubäume und die schlanken Palmen stehen, um unter ihrem Schatten Kohl, rote Möhren, Salat usw. zu ziehen. Im ehemaligen Sumpfe, diesem Schlangennester, sind Gräben gezogen, um das Wasser zu verteilen, und dieses Jahr schon zog der Pflug seine Furchen in dem hundert Jahre alten Humusboden.

Die Europäer, die uns besuchen, fragen uns stets, wie es möglich war, daß ein so guter Wasserplatz so lange verborgen blieb und wir denselben entdeckten. Da braucht man bloß zum Himmel hinaufzuzeigen, wo ein liebender Vater wohnt, der für seine Kinder sorgt und sie nicht verläßt.

Zu einer guten Missionsstation in Afrika gehört auch ein guter Viehstand sowohl wegen des Fleisches und der Milch, als auch wegen der Arbeiten im Feld. Wir begannen mit einigen Ziegen und Schafen, die Hühner kauften wir von den Negern. Doch das bei weitem nützlichste und notwendigste Haustier ist das Rind. Wenn man das Baumaterial, Brennholz, Steine usw. auf dem Rücken der Neger herbeischleppen wollte, käme die Arbeit teuer zu stehen, da ist ein Joch Zugochsen Goldes wert. Von einem Farmer kauften wir vier Ochsen, für 120 Mark jeden, eine Kuh mit Kalb für 100 Mark und einen Stier für 60 Mark. Die Ochsen waren noch wild und mußten zum Fahren angewöhnt werden. Bei dieser Gelegenheit geriet Br. Rodenbührer fast unter die Räder, und nur der heilige Schutzengel rettete ihn vom Tode. Sechs junge Schweine europäischer Rasse erhielten wir von einem Engländer. So ist der Grundstock für einen guten Viehstand gelegt.

Früher befanden sich am Katonduebach mehrere Negerdörfer, heute ist kein einziges mehr hier zu finden. Die Schwarzen mußten den Platz aufgeben, obwohl er so fruchtbar ist, weil sie kaum ihre Hütten verlassen konnten, ohne einem Löwen zu begegnen. Ihre Dörfer befinden sich jetzt ¾ Stunden entfernt am Ufer des Ruangwa. Sie werden sich darum verwundern, wie wir uns hier niederlassen konnten, da doch keine Neger hier wohnen. Gerade der Umstand, daß wir auf unserem Grundstück niemand antrafen, wird von großem Vorteil für die Mission sein; denn jetzt hängt es von uns ab, wer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine Hütte bei uns bauen will, und so können wir rein christliche Dörfer ansiedeln. Daß die Leute nicht fehlen werden, dafür bürgt die Fruchtbarkeit des Platzes.

Kein Wunder, daß der Katondue von den Raubtieren gerne besucht wird. Es finden sich wenig Wasserplätze, und da, wo Wasser zu finden ist, kommen auch die Gazellen, Antilopen, Zebras, Affen usw. Da fehlen dann auch nicht die Freunde dieses Wildfleisches. Wir müssen jetzt den Kampf gegen dieses Raubgesindel führen und mit Pulver, Gift und Fallen ihre Zahl zu verringern suchen. Manches Raubtier hat bis jetzt schon sein Fell lassen müssen. Während des Monats Mai bis Mitte Juni wurden wir von einer Bande Löwen, vier bis fünf Stück, buchstäblich belagert. Die Löwen schliefen tagsüber dicht neben dem Feld, etwa 200 Meter von der



Missionsschule „St. Anton" in Keiland.

Hütte, im Gebüsch. Kaum war abends die Sonne untergegangen und Angelus geläutet, so erhoben sich diese dickköpfigen Herren von ihrem Lager und begannen zu brüllen. Beim ersten Tone ihrer gewaltigen Stimme verstummte alles im Walde; kein Affe war mehr zu hören, kein Vogel, und unsere Katzen versteckten sich im Zimmer. Unsere Neger eilten schnell in ihre Hütte und verbarrikadierten die Türe mit dicken Hölzern, als wäre der Feind nahe. Bessere Nachtwächter als diese Löwen konnten wir uns nicht wünschen, denn nach Sonnenuntergang wagte sich niemand mehr vor seine Hütte. Wenn dann der Mond aufging, wuchs das Löwenkonzert immer crescendo. Da brüllte einer an unserer Quelle, ein anderer antwortete im Garten, dann heulten sie zusammen, manchmal schien es, als ob sie sich um eine Beute balgten. Dicht vor unsere Fenster kamen sie sogar und hielten dort ihre Serenade ab. Da brauchten wir nicht um Stoff für die Abendunterhaltung verlegen zu sein. Bis tief in die Nacht hinein gingen wir im Hof herum, die Flinte in der Hand. Jetzt gehen die Löwen zum Ochsenstall; wie die Tiere geängstigt hin und her rennen! Zum Glück ist er gut mit Dornen umgeben. Bum, bum, da schießt unser Ochsenkapitän, um die Raubtiere zu verscheuchen. Gib acht! Sie kommen jetzt zu uns. Schnell die Hähne gespannt und in das Gebüsch hinausgespäht. In der Richtung des Brüllens wird dann geschossen. Für gewöhnlich fürchtet sich der Löwe nicht vor dem dünnen Ton der gewöhnlichen Büchsen; wenn aber so ein alter Vorderlader, ordentlich mit Pulver geladen, losgeht und wie eine Kanone kracht, da ziehen sich die Löwen etwas zurück.

Vor Sonnenaufgang wurde ich bei der heiligen Messe manchmal durch die nahe Donnerstimme der Löwen aus dem Konzept gebracht. Wenn die Sonne über den Wald heraufzusteigen begann, legten sich unsere Belagerer im nahen Gebüsch wieder nieder; aber bevor sie einschliefen, brüllten sie noch einmal, als ob sie uns sagen wollten: „Hütet euch, in diese Nähe zu kommen!" Wir trieben dann auch unser Vieh in der entgegengesetzten Richtung zur Weide.

Tagsüber blieb es für gewöhnlich still, obwohl hie und da ein Knurren vernommen werden konnte. Einmal ging am hellen Mittag ein Löwe vor unserer Hoftüre vorbei. So wurde Tag für Tag den ganzen Mai und die Hälfte des Juni hindurch das Löwentheater aufgeführt, so daß wir uns schon an sie gewöhnt haben. Bis jetzt haben sie auch noch keinen Schaden angestellt. Von den Ziegen sind zwar schon viele auf der Weide verschwunden, aber diese Räubereien sind in das Schuldbuch der Leoparden zu schreiben. Seit einigen Wochen haben wir Ruhe, wenigstens hören wir nachts kein Löwengebrüll mehr, obschon die Bestien, den Spuren nach zu urteilen, in der Nähe sich herumtreiben müssen.

Vom Blitze getroffen.

Mariazell. Am 8. Jan. l. J. kam gegen 5 Uhr abends ein schweres Gewitter zum Ausbruch. Gewitter stehen die-

ses Jahr an der Tagesordnung, und fast täglich werden wir von einem derselben heimgesucht. Erst neulich wurde in der Fence ein Ochs vom Blitz erschlagen. Die Station blieb bisher von jeglichem Schaden verschont. Heute sollte es anders kommen.

Das Gewitter war ein sogenanntes „trockenes", d. h. es blitzte und donnerte, aber es regnete nicht. Immer näher kam der Blitz, immer schneller folgte der Donnerschlag. Da, gegen 6 Uhr ein leuchtender Blitz und Donner zugleich! Ich dachte, das ist mal wieder in den Mabele-Fluß hinein! Aber bald erschien Bruder Schaffner mit der Meldung: „Es hat in einem der Arbeiterkraale eingeschlagen . . . die Burschen sterben!" Ich eilte sofort zur Stelle und fand Hochw. P. Canisius, wie er gerade einem Bewußtlosen die hl. Nottaufe spendete. Darnach begann ich meine ehedem in der Pastoralmedizin gewonnenen Kenntnisse zu verwerten und hatte die Freude und den Trost, den Bewußtlosen schon nach einer halben Stunde zu neuem Leben erstehen zu sehen.

Zur eventuellen Beachtung in ähnlichen Fällen will ich die angewandte Prozedur hier folgen lassen. Im Krankenzimmer, wohin man den Bewußtlosen gebracht hatte, ließ ich sofort Türe und Fenster öffnen, damit möglichst viel frische Luft den eingeatmeten Schwefeldampf aus der Lunge vertreibe. Dann wuschen wir den Kranken am ganzen Leibe mit Essig, gaben ihm Essig-Kompreß auf den Kopf und wickelte seine Beine in ein mit Essig getränktes Tuch ein. Brust und Gesicht wuschen wir nochmals und zwar mit Kampferspiritus.

Hierauf sahen wir uns nach den Uebrigen um, denen es auch etwas „dumm" im Kopfe war. Wir ließen sie, einen nach den anderen in eine Badewanne steigen, daselbst ein gründliches Bad nehmen und nachher, in Decken eingewickelt, sich niederlegen. Als ich um 9 Uhr abends nachsehen ging, fand ich sie alle schlafend. — Außer diesen 7 Arbeitern waren noch zwei andere im Kraal, die aber mit dem bloßen Schrecken davonkamen. Tausendfacher Dank dem heiligsten Herzen Jesu, das so sichtlich wieder einmal unser Schutz gewesen!

P. Eucharius.

Hagelschlag.

Reichenau. — In der Nacht vom 7. auf den 8. Januar vor Mitternacht ging ein schreckliches Unwetter über die Station hernieder. Etwa eine Viertelstunde lang fiel der Hagel mit Schlossen in der Größe von Taubeneiern und zwar so gewaltig, daß man mit Grund befürchtete, die Blechdächer könnten nicht länger Stand halten, und daß so manche ihre Decke über den Kopf zogen, um sich gegen die Wucht des Elementes zu schützen. Einer der Insassen schlief in der Krankenstube, wo der Hagel zwei Scheiben eingeschlagen hatte. Durch diese Oeffnung trieb der Sturm die Schlossen mit ungestümer Gewalt bis in die Mitte des Zimmers. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm.

Am nächsten Tage sah man, welch schreckliches Unheil das Gewitter angerichtet hatte: Weintrauben und Aepfel mit Blättern und Eis vermischt lagen auf der Erde. Der Wein ist gänzlich ausgehauen, vom Getreide ist nur noch das Stroh abzumähen. Obwohl der Weizen von der Trockenheit stark gelitten hatte im Frühjahr, so hätten wir doch ohne diesen Hagelsturm noch zwei Drittel einernten können. Mais, Bohnen und Erbsen haben auch stark gelitten, so daß nur noch wenig zu erhoffen ist. Und, wer sollte es glauben? Nur wenige Minuten nach dem Sturme waren hingegangen: da blickte der nächtliche Himmel klar und heiter auf uns nieder, als ob er von dem ganzen gräßlichen Vorgange nicht die geringste Ahnung habe. Nur tief drunten am Horizonte gewahrte man noch die letzten Ausläufer des feindlichen Gewölkes.

Die Weizenfelder werden jetzt umgepflügt und Winterfutter gesäet. Das abgefallene, halbgrüne Obst wurde gekocht und muß uns als Kompott dienen — ein kleiner Ersatz für den Ausfall des Gemüses. Von letzterem hatte nämlich der Garten nur noch die Stengel aufzuweisen, und auch hier, d. h. im Garten, heißt es jetzt: „umgraben und säen!" Somit sind die Hoffnungen Reichenaus für dieses Jahr nicht groß, und so manche Station wird von „ihrer Nährmutter" heuer nichts zu erwarten haben!

In dem langen Zeitraum von 27 Jahren ist es wohl nicht das erste Mal, daß Reichenau von Sturm und Unglück heimgesucht wurde, aber selbst die ältesten unserer Brüder können sich nicht erinnern, zur Nachtszeit je ein solches Hagelwetter erlebt zu haben. Trotzdem ließ die Gemeinde in jener Nacht kein Wort der Klage hören, sondern gleich Job demütig die schreckliche Heimsuchung über sich ergeben.

Nach einigen Tagen gab das massenhaft auf der Erde liegende Laub der Bäume einen intensiven Geruch von sich, ganz so, wie man ihn gewöhnlich nach den Fronleichnamfeierlichkeiten wahrnimmt, wenn nämlich das zum Verzieren gebrauchte Laubwerk abzudorren beginnt.

Br. Alois.

Unsere Missionsstation Clairvaux.

Von Br. Casimir.

Unsere bescheidene Missionsstation trägt ihren Namen von der einst so berühmten Zisterzienser-Abtei Clairvaux (sprich Clärwo) in Frankreich, deren erster Abt der hl. Bernard war. Der Gründungstag war das Herz-Jesu-Fest des Jahres 1896. Die Station selbst ist recht malerisch auf einem Bergsattel des Impendschle gelegen, wird im Hintergrunde von einem hohen Berge überragt und ist in weitem Halbkreis von einer Hügelkette umgeben. Eine gute Tagreise davon entfernt liegt gegen Norden zu die viele hundert Kilometer lange, wildzerklüftete Gebirgskette der Drakensberge.

Bezüglich der Missionsarbeit ist die Station insofern recht günstig gelegen, als in unmittelbarer Nähe ein großer, ausschließlich für die Schwarzen reservierter Bezirk liegt, der sich vom Impendschle-Berg bis zum Umkomazi-Fluß erstreckt und gegen tausend Kaffernhütten zählt. Clairvaux wird ohne Zweifel im Laufe der Zeit eine bedeutende Missionsstation werden, so bescheiden auch seine Anfänge zu nennen sind. Auch in der Mission hat alles seine Zeit. Die Schwarzen, die sich anfangs ziemlich hart und dem Christentum, speziell dem Katholizismus, wenig geneigt zeigten, beginnen allmählich aufzutauen und fühlen sich immer stärker zu uns angezogen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Getauften 960, die letzte größere Tauffeierlichkeit war am Feste Allerheiligen 1912; daran reihte sich am Neujahrstag 1913 die Feier der ersten hl. Kommunion. Beidesmal belief sich die Zahl der Auserwählten auf 30. Der Erstkommunion gehen immer mehrere Tage spezieller Vorbereitung durch sogen. Exerzitien voraus, und die Andacht und Sammlung der schwarzen Neubekehrten ist jedesmal in hohem Grade erbauend.

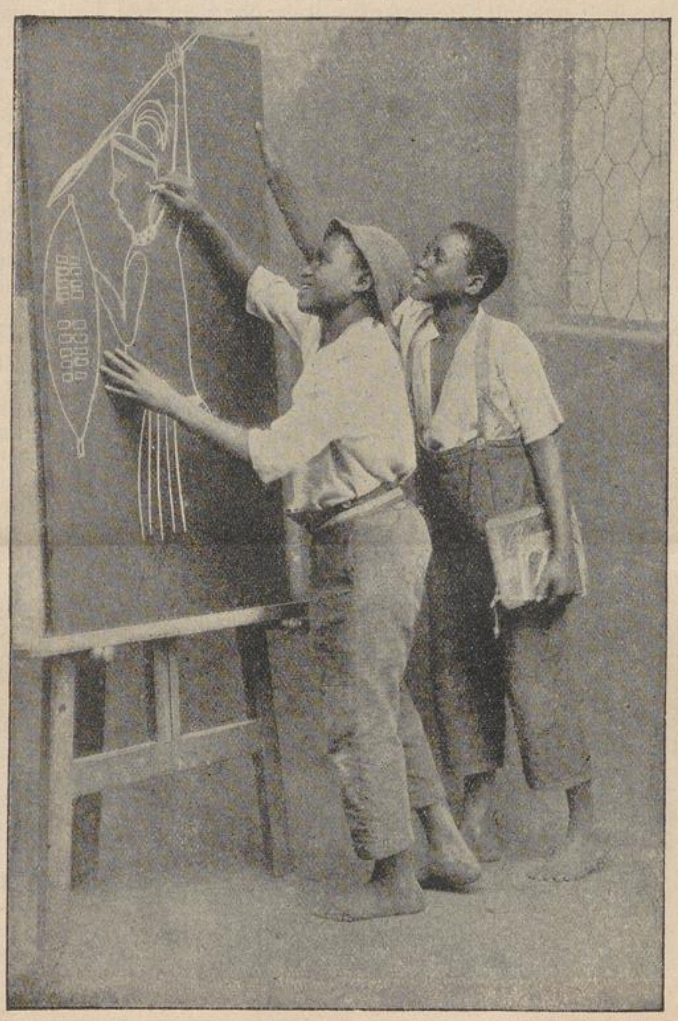
Die entfernte Vorbereitung nimmt natürlich mehrere Monate in Anspruch und stellt hohe Anforderungen an die Arbeitskraft des Missionars, denn die älteren Leute können in der Regel weder lesen noch schreiben, und somit

muß ihnen alles mündlich beigebracht werden, was bei ihrem schlechten Gedächtnis doppelt schwierig ist. Die Schulkinder allerdings müssen den Katechismus auswendig lernen, was sie auch mit lobenswertem Fleiße tun. Schwächer talentierte bringen dabei oft ganz erstaunliche Opfer an freier Zeit und an Schlaf, um ja beim Examen gut zu bestehen; denn sie wissen, der „Baba" selbst prüft genau und streng, und wer mehrere wichtige Antworten schuldig bleibt, wird bis zum nächsten Termin zurückgestellt. Nun glücklicher Weise haben diesmal von den eigentlichen Schulkindern das Examen rigorosum alle bestanden

Es waren schöne Gnadentage, die auf der ganzen Missionsstation lauten Jubel weckten, am prächtigsten jedoch verlief das Fest Christi Himmelfahrt 1912; denn am genannten Tag kam der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle, O. M. J., persönlich hieher, um 100 Neuchristen das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. Mehrere Tage hindurch waren Dutzende von Händen tätig gewesen, der ganzen Station, speziell dem armen, aus Lehm und Stroh gebauten Missionskirchlein ein recht festliches Aussehen zu geben. Einige Kinder meinten zuletzt, wenn der hl. Vater von Rom selber käme, könnte man wohl nicht mehr tun, andere widersprachen und sagten, dann müßte man vor allem noch in der Kirche einen neuen Boden legen, denn so ein vornehmer, hochehrwürdiger Greis könnte doch unmöglich auf einem unebenen Pflaster gehen, wo alle Steine los seien. —

Unser Hochwürdigster Herr Bischof ist noch jung, da war also die Gefahr geringer, auch hat er hier in Südafrika schon manch rauhen Weg gehen müssen, und ist somit an vieles gewöhnt. Im Flug hat er durch sein freundliches, äußerst herablassendes Wesen die Herzen aller gewonnen. „Mit Freuden bin ich zu euch nach Clairvaux gekommen", sprach er bei seiner Ankunft, „und hoffe unter meinen hiesigen Kindern recht glückliche Tage zu verleben!" — Ja, es waren schöne, uns allen unvergeßliche Tage! Am Himmelfahrtstage selbst ertönten in aller Frühe Freudenschüsse, die in den nahen Bergen lauten Widerhall weckten und von allen Himmelsgegenden eine Menge schwarzen Volkes herbeilockten. Um 10 Uhr wurde der Hochwürdigste Herr Bischof prozessionsweise zur Kirche geleitet, P. Superior, der Hochw. P. Ildephons Wohlgenannt, sang ein feierliches Hochamt, P. Hieronymus spielte das Harmonium, und so kam eine prächtige, vierstimmige Messe zustande. Das baufällige Missionskirchlein war gedrängt voll, und viele mußten sich mit einem Stehplatz im Freien begnügen. Die Firmlinge bestanden aus allen Klassen und Altersstufen; da kamen neben kleinen Schulkindern kräftige junge Burschen, ergraute Männer und Frauen und hochbetagte Greise; oft war der Firmpate bedeutend jünger als der Firmling; doch aller Herzen waren voll von dem Einen großen Festgedanken und alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die ergreifenden Worte ihres verehrten Oberhirten, der sie vor allem ermahnte, durch Gebet und Opfer und durch ein frommes, wahrhaft christliches Leben nach dem Himmel zu streben, wohin am heutigen Tage der liebe Heiland uns vorangegangen. Die schöne Feier schloß mit dem kurz darauf in recht feierlicher Weise gespendeten sakramentalen Segen.

Im Laufe des Nachmittags besuchte Se. Gnaden die einzelnen Abteilungen unserer Missionsstation, lobte unser schönes, friedliches Einvernehmen und sprach sich recht anerkennend über alles aus, was hier im Laufe der Jahre gemacht und geschafft worden war. Am Abend kam seitens unserer Schulkinder noch ein schönes Fest-Programm zur Aufführung, das ebenfalls den vollsten



Ein Kunstmaler.

Anklang fand. Am folgenden Tag verabschiedete sich der Hochwürdigste Herr Bischof wieder; die überglücklichen Schwarzen aber redeten noch viele Wochen hindurch fast von nichts anderem, als von dem überaus schönen Fest und von der Liebe und Freundlichkeit des H. H. Bischofes.

Wie steht es in materieller Beziehung auf unserer Station? Da kann ich weniger Günstiges berichten. Der Boden ist arm; es wachsen etwas Bohnen und Kürbisse, in manchem Jahr auch Kartoffeln; doch den Mais müssen wir immer um teures Geld kaufen, um unsere 120 Schulkinder ernähren zu können. Infolge der ringsumher grassierenden Viehseuche sind wir vom

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verkehr mit der Außenwelt fast abgeschnitten; jeder Transport mit Ochsenfuhrwerk ist verboten, und andere Zugtiere stehen uns nicht zur Verfügung. Wir hatten früher von unsern Bläckwattel-Pflanzungen etwas Rinde verkauft, die in Gerbereien sehr gesucht ist, doch gegenwärtig, da wir auf fremdes Fuhrwerk angewiesen wären, käme uns der Transport bis zur nächsten Bahnstation, die 50 Kilometer von hier entfernt ist, per Tonne auf 75 Mark zu stehen. Da hört die Handelschaft von selber auf.

Alle hiesigen Bauten sind aus Lehm und Flechtwerk hergestellt und mit Gras gedeckt. Unser Kirchlein steht so schief, daß man jeden Tag das Einfallen fürchten muß.



Eine schwarze Musikantin.

Wahrlich, das ist keine würdige Wohnung des Allerhöchsten; überdies ist sie für den beständig wachsenden Kirchenbesuch viel zu klein. Wir haben uns daher entschlossen, eine neue Kirche zu bauen und zwar aus Sandstein, der in nächster Nähe gewonnen wird. Alles hilft zusammen; auch die Mädchen wollten mittun. Sie mußten den Platz einebnen und die Fundamente ausgraben, teilweis 15 Fuß tief. Sie gaben sich mit großem Eifer an die Arbeit und haben schon ein tüchtiges Stück fertig gebracht. Einer unserer Brüder aber bearbeitet mit 10 bis 12 Knaben die Steine, von welchen schon 460 Stück behauen sind. Die wackeren Jungen sind mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit. Als sie jüngst am Namensfeste des Hochw. P. Superiors einen Vakanztag bekamen und einen Spaziergang machen durften, verzichteten sie aus freien Stücken darauf und arbeiteten energisch drauf los. „Wir wollen dem Herrn ein Haus bauen", sagen sie, „und das ist eine große, heilige Sache!"

Trotzdem kommt uns der Bau noch teuer genug zu stehen; und wenn er fertig ist, so ist uns mit den leeren Wänden auch noch nicht geholfen, denn außer einem armseligen provisorischen Altärchen, einer Herz-Jesu-Statue und den Kreuzwegstationen fehlt uns zur inneren Ausstattung noch alles. Was tun? Ich gestehe offen, zu betteln schäme ich mich. Fast in jeder Nummer des Vergißmeinnicht wird an die Opferwilligkeit unserer geehrten Wohltäter appelliert, und da muß ich mit Grund fürchten, daß schließlich die besten Leute und die freigebigsten Hände des ewigen Bettelns überdrüssig werden, sodaß schließlich für uns im armen Clairvaux nichts mehr übrig bleibt. Da muß der liebe Gott sorgen, und der hl. Joseph den Baumeister machen; wir selbst bringen es nicht fertig. Wir haben uns zwar, als wir die Heimat verließen, ganz und gar in den Dienst Gottes gestellt und opfern hier alle unsere Fähigkeiten und Kräfte für das große Werk der hl. Mission, doch zeitliche Güter stehen uns nicht mehr zur Verfügung.

Gebe Gott, daß sich noch irgendwo eine hochherzige Seele finde, die noch Eifer hat für des Herren Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen. Möge sie erkennen, was es Großes ist, dem Herrn im Heidenlande ein würdiges Haus zu bauen, eine Stätte des Segens und der Gnade für Tausende, ja für ganze Generationen! Wir wollen in der neuen Kirche eine Tafel anbringen, auf der die Namen der größeren Wohltäter in Stein eingegraben werden sollen. Den eigentlichen Lohn aber wird ihnen der liebe Gott ausbezahlen; Er wird, so hoffen wir zuversichtlich, diese Namen auch ins göttliche Herz Jesu einschreiben und ins Buch ds Lebens, und Er wird auch die kleine Gabe des Armen in Anschlag bringen und den Heller der Witwe. Fürwahr, Gott läßt sich von uns armen Menschenkindern an Großmut und Hochherzigkeit nicht übertreffen, und auch Er zahlt für jedes Sümmchen, das wir ihm zuliebe spenden, seine überreichen Zinsen nicht nur für diese kurze Spanne Zeit, sondern für die ganze Ewigkeit.

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, Nov. 1912. — Etwa zwei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte ein gewisser Sigasini Mtembu, ein Zulu von altem Schrot und Korn. Mit eiserner Zähigkeit hielt er fest an seiner Väter Brauch und Sitte; ein jeder Zoll ein „igaba", ein Stockheide. Trotz der 70 Jahre oder noch mehr, die er schon zählen mochte, blieb er unentwegt seinem Losungsworte treu: „Halte fest am Alten!"

Er hatte nur eine Frau; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Die eine Tochter ließ sich taufen und heiratete einen Katholiken. Das entsprach allerdings seinem Wunsche nicht, doch als Ehrenmann ließ er seiner Tochter freie Wahl. Das lohnte ihm jedenfalls der allgütige und barmherzige Gott. —

Auf Allerheiligen v. J. kam die Kunde hieher, Sigasini sei krank und lasse den P. Missionar rufen. — P. Julius, unser schwarzer Hilfspriester. war gerade auf unserer

Außenstation „St. Gabriel", ich selbst in der Kirche beim Gottesdienst. Es ging daher ein Katechet, um nachzusehen, ging voll Verwunderung und den Kopf voll Zweifel. Denn Sigasini hatte bis in die letzte Zeit herein auf die „amakolwa" (Gläubigen) geschimpft und gewettert, was das Zeug hielt. Und dieser sollte sich nun plötzlich bekehren? Unmöglich!

Nach geraumer Zeit kam der Katechet zurück und erstattete folgenden Bericht: „Sigasini will den P. Missionär haben, um Verschiedenes wegen seiner Kinder mit ihm zu besprechen. Auch bittet er um die heilige Taufe, denn er sagt, er müsse bald sterben, wolle aber nach dem Tode an einen guten Ort kommen."

So der Katechet; da er jedoch im Verein mit andern versicherte, eine unmittelbare Gefahr bestehe bei Sigasini nicht, ließ ich dem Kranken melden, am Allerseelentage in der Frühe würde ich zu ihm kommen.

Inzwischen kam auch P. Julius zurück. Ich erzählte ihm, was geschehen war. Auch er konnte es kaum fassen. „Wie?" rief er aus, „Sigasini will sich bekehren und bittet um die Taufe? Der wütete doch bis in die letzten Tage herein gegen unsere heil. Religion und gegen alle Gläubigen! Nein, da wäre es gewagt, auch nur einen Versuch zu machen, ihn auf andere Wege zu bringen!" — — —

Am nächsten Morgen, kurz nach der hl. Messe und der Katechese machte ich mich auf den Weg zum Kraale des Sigasini. P. Julius schüttelte skeptisch den Kopf; andere auch. — Auf halbem Wege kommt mir schon ein Boto entgegen und meldet, ich möge schnell kommen, Sigasini warte auf mich.

Bei der Hütte angekommen, trat ich ein und schaute mich nach den üblichen Begrüßungszeremonien nach dem Kranken um. Er lag rechts neben der Feuerstelle, war in Decken eingewickelt, atmete schwer — und schlief. Ich erkundigte mich bei der Frau und Tochter nach seinem Befinden, da plötzlich wird er wach! — „Wo ist der Umfundisi (Missionär)?" fragte er. Dann richtete er sich auf und rückt sofort mit seinen verschiedenen Anliegen heraus. Vor allem will er getauft werden, dann soll ich seine letztwilligen Bestimmungen betreffs seiner Kinder anhören und aufschreiben, damit es nachher keinen Streit gebe. (Es handelte sich dabei namentlich um gewisse Rückstände bezüglich der Lieferung von Ochsen, die er für die Verheiratung seiner Tochter von seinem christlichen Schwiegersohn zu fordern hatte. Letzterer hatte, wie es schien, seiner Pflicht noch nicht vollständig genügt, und dies war auch Mitursache gewesen, weshalb er so sehr gegen die Christen wetterte.)

Ihn ließ ihn ruhig reden und sah mir dabei den alten Herrn etwas genauer an. Er litt wohl an Atmungsbeschwerden, auch die Beine und der Leib waren seit gestern etwas angeschwollen, doch Brust und Gesicht waren voll, und von einer Todesgefahr entdeckte ich nicht eine Spur. Ich glaubte daher die Sache nicht überstürzen zu dürfen und riet ihm vor allem, die beiden Punkte: Taufe und letztwillige Verfügung in zeitlichen Dingen strenge auseinander zu halten.

Nun erzählte er mir eine Halbmeilen-Geschichte, wie er dies und das geordnet haben wolle, und flocht dazwischen, um seine Sache durch Vergleiche zu illustrieren, ein Anzahl ähnlicher Begebenheiten aus alter und uralter Zeit ein. Ich ließ ihn ruhig reden; das Mundstück ging noch ganz vorzüglich. Zuletzt sagte ich: „Nun, wir wollen sehen, was da zu machen ist. Ich werde dir sofort P. Julius schicken. Lege ihm nochmals alles klar; er ist ein eingeborner Priester und versteht das alles viel besser als ich."

Damit gab er sich auch zufrieden, kam aber sofort auf die Taufe zurück. „Hast du die Taufsachen bei dir?" fragte er, „ich will getauft werden!" — Nun stellte ich ein Examen an. Und siehe, der alte Herr bestand es prächtig! Auch seine Gesinnung ließ nichts zu wünschen übrig. „Von den Geistern der Vorfahren", sagte er, „und von den heidnischen Gebräuchen will ich absolut



Komm, greif zu!

nichts mehr wissen. Ich verabscheue dies alles und bin im Herzen schon ein Christ. Wenn ich sterbe, will ich an einen guten Ort kommen, zu Gott. Ich glaube alles, will auch ein christliches Leben führen, wenn ich gesund werde. Doch ich fühle, es naht der Tod, darum taufe mich!" —

Ich konnte noch immer nicht schlüssig werden. Einerseits trieb es mich an, ihn zu taufen, anderseits wollte ich vorsichtig sein, denn ich konnte keine Gefahr entdecken. Zuletzt verabschiedete ich mich mit der Erklärung, sofort den P. Julius zu schicken. „Gut", sagte der Kranke, „schicke ihn, aber bald, denn mich verlangt nach der hl. Taufe!"

Zu Hause angekommen, teilte ich alles P. Julius mit. Der richtete sofort alles Nötige her und ging. „Soll

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich ihn taufen?" fragte er beim Weggehen. „Ja", sagte ich kurz, „taufen Sie!" (Es kam mir das so plötzlich auf die Zunge.)

Nach zwei Stunden kommt P. Julius zurück mit der Meldung: „Ich habe Sigasini getauft und zwar auf den Namen Joseph;" und nun erzählte er mir, wie bestimmt der resolute Greis nach der Taufe verlangt habe. Bei der Abschwörungszeremonie sei er in die höchste Erregung geraten und habe unter den lebhaftesten Gebärden ausgerufen: O, vom Satan will ich nichts mehr wissen! Der brennt die Menschen mit Feuer! Weg mit ihm! Ich hasse ihn und widersage ihm auf immer. Zu Gott will ich kommen, will alles tun, was er von mir haben will. All das Böse, das ich als Heide getan, verabscheue ich! Ich glaube und will getauft werden!" — Solche Naturmenschen führen ihre eigene Sprache und wollen dementsprechend auch beurteilt sein. —

Wir gingen in den Beichtstuhl. Eine halbe Stunde darauf kommt eine Bote und meldet: „Sigasini ist tot! Soeben ist er still und friedlich gestorben!" — Wer beschreibt unser Staunen? „Das hat Gott getan!" riefen wir unwillkürlich aus. „Seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke!" Gottes allvermögende Gnade allein konnte in so kurzer Zeit eine solch' gründliche Sinnesänderung bewirken.

Doch Gottes Gnade will auch durch Gebet und Opfer erfleht sein. Drum zum Schlusse eine Bitte, die ich namentlich an die Kinder richte, denn das Gebet der Kleinen vermag viel bei Gott. Betet fleißig und opfert namentlich recht viele heilige Kommunionen für die Bekehrung der Sünder und der armen Heiden auf; und wir werden im heiligen Missionswerke beständig Ursache haben, die Erbarmungen des Herrn zu lobpreisen. Auch den christlichgesinnten Eltern rufe ich zu: „Lasset eure Kleinen fleißig für die armen Heidenkinder beten, schicket sie oft in die hl. Messe und führet sie zum Tische des Herrn, dann kann es uns gegenseitig an Gottes Segen nicht fehlen. Endlich sollen sie auch fleißig zu ihren heiligen Schutzengeln beten, damit diese durch die Schutzengel der armen Heiden auf deren Bekehrung einwirken. Das gebe Gott!



Eine Vogelscheuche im Basutoland.

Feld- und Gartenarbeiten der Kaffern.

Die Bebauung des Feldes ist bei den Kaffern hauptsächlich dem Frauenvolk überlassen; in alter Zeit waren die Männer fast beständig mit der Jagd und mit Kriegführen beschäftigt und konnten sich daher schon aus diesem Grunde wenig mit Feldbau befassen. Seit einigen Jahrzehnten ist allerdings auch hierin eine wesentliche Aenderung eingetreten, und der Pflug, den sie inzwischen von den weißen Kolonisten kennen gelernt haben, wird stets von Männern und jungen Burschen geführt. Aber auch jetzt noch reißen in vielen Gegenden Südafrikas die Frauen mit bloßen Hacken den Grund auf; im Zululand benützt man hiezu langstielige Hacken, am Sambesi und auch anderswo nur solche mit kurzen Griffen.

Ist das Feld genügend präpariert, dann streuen die Weiber den Samen aus, d. h. sie werfen ihn die kreuz und quer, wie es eben kommt, unter Hüpfen und Springen über das Land hin. Zuweilen macht man es auch umgekehrt, d. h. man sät zuerst und pflügt sodann den Samen unter. Die Zeit der Aussaat ersehen sie aus der Konstellation der Gestirne, namentlich der Plejaden; steht das Siebengestirn gerade vor Sonnenaufgang am Himmel, dann beginnt bei ihnen das neue Jahr. Der Beginn der Feldarbeit hängt aber wesentlich auch vom Eintreffen der ersten Frühlingsregen ab, denn im Winter regnet es oft monatelang keinen Tropfen, und die steinharte Erde zu pflügen hat keinen Zweck.

Hauptprodukt des kaffrischen Feldbaues ist Mais und Amabele, eine kleinkörnige, rostbraune Hirsenfrucht von der Größe des Hanfsamens. Dieses Amabele wird vorzugsweise zur Bereitung des Kaffernbieres, utshwala genannt, verwendet und ist ziemlich nahrhaft. (Mancher alte Kaffer lebt fast ausschließlich von diesem Getränke. Im Uebermaße genossen, wirkt es berauschend.) Außerdem kennt und pflanzt der Schwarze verschiedene Gartenfrüchte. Fast in jedem Maisfeld kann man z. B. auch Kürbisse sehen, die oft eine ganz unglaubliche Größe erreichen. Von Süßkartoffeln zählt man wenigstens

vier Arten: rote, weiße, braune und lilafarbige. Daneben gibt es einheimische Bohnen (indhlube), eine Art Kartoffeln, amadumbi genannt, die auch dem Europäer trefflich munden, Bananen, Ananas, Tomaten und verschiedene andere Früchte. Allzu großes Interesse haben jedoch in der Regel die Schwarzen für solche Sachen nicht, und die meisten begnügen sich damit, nur das zu pflanzen, was ihnen sozusagen vor der Türe wächst.

Den Küstenstrichen entlang gedeiht auch Zuckerrohr, und am Sambesi wird Reis gebaut. Tabak gab es früher fast bei jedem Kaffernkraal, jetzt, seit die aus Indien eingewanderten Kulis starken Tabakbau betreiben, nicht mehr so viel. Auf das Zerreiben des Tabaks verstehen sich die Kaffernmädchen ganz vorzüglich — sie schnupfen auch selbst — und mischen, um ihn noch stärker und kräftiger zu machen, auch Aloe-Asche darunter. Indischer Hanf, Dacca genannt, wächst wild und wird zum Rauchen verwendet. Leider sind die damit verbundenen Folgen sehr traurige; der Hanfraucher ruiniert sich physisch und moralisch vollständig, und wer dieses Laster einmal kennen gelernt hat, ist nur äußerst schwer davon zu kurieren.

In alter Zeit durfte vor der Wohnung eines großen Häuptlings weder Feld noch Garten angelegt werden; denn in diesem Falle hätte man das Vieh bewachen müssen, damit es nicht in die Felder gekommen wäre, und solches schien ihnen mit der Würde einer fürstlichen oder gar königlichen Herde durchaus unvereinbar zu sein. Drum verzichtete man lieber ganz darauf und aß um so mehr Fleisch, woran damals kein Mangel war.

Das Unkrautjäten ist Sache der Frauen und Mädchen. Reift das Getreide, namentlich das Amabele, allmählich heran, so werden Kinder angestellt, um die Vögel daraus zu verscheuchen. Man baut mitten im Feld eigene Wachhäuschen, worin die Kinder, Knaben und Mädchen, den ganzen Tag zubringen, aber fleißig Ausschau halten müssen, daß nicht die massenhaft auftauchenden und stets hungrigen Vögel die halbe Ernte auffressen. Die munteren Kleinen verrichten diesen Wachdienst gerne und finden ein besonderes Vergnügen daran, da und dort, mitten im Feld, grünes Gras anzuzünden, das einen schrecklichen Rauch und Qualm erzeugt, aber auch die Vögel mitverscheuchen hilft. Auch künstliche Vogelscheuchen sieht man hie und da aufgestellte, greuliche Dinger und so schrecklich anzusehen, daß man denken könnte, sie sollten nicht nur die Vögel, sondern auch Menschen, ja Tiger und Löwen in Schrecken setzen und in weiter Ferne halten.

Der heidnische Kaffer läßt seine Gärten und Felder auch vom Zauberdoktor in Behandlung nehmen, um sie fruchtbar zu machen. Im Betschuanaland pflegte man in alter Zeit einfach einen Mann zu ergreifen, den man zunächst total betrunken machte und dann tötete. Sein Blut wurde aufs Ackerfeld gegossen, der Leib verbrannt, und die Asche ebenfalls übers ganze Feld ausgestreut; das verlieh ihm in ihren Augen eine ganz unglaubliche Fruchtbarkeit. Der Engländer Kidd erzählt, er habe in den Basutobergen gesehen, wie die Eingebornen Bier auf den Rand eines Feldes gossen, um dadurch die Geister der Vorfahren gnädig zu stimmen und bei guter Laune zu erhalten. Bei anderen Stämmen zünden die Doktoren am Rande des Feldes Feuer an und werfen geheimnisvolle Zaubermittel in die Flammen; das gibt dem Felde Gedeihen und Fruchtbarkeit und hält zugleich von der Frucht allen verderblichen Brand und Rost ab. Fragt man den Kaffer, woher denn diese sonderbare Wirkung kommen solle, so weiß er natürlich darauf keine



Aus der afrikanischen Tier- und Pflanzenwelt.

Antwort zu geben, doch der Glaube an das alte Zaubermittel bleibt in ihm gleich stark wie zuvor. Auch hier heißt es: je weniger Glauben ein Volk hat, desto größer und stärker ist sein Aberglaube.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Zirpte leise, leise Weisen:
Harter Winter, kalter Winter,
Lange Nacht, — wann will es tagen?"
(Weber, Dreizehnlinden.)

Um 17 Jahre zurück und mitten hinein ins große Zululand, in die dunkle und dunkelste Nacht des wilden

Heidentums will ich heute mit meinen freundlichen Lesern im Geiste wandern.

Ja wandern! Das ganze Menschenleben ist ein Wandern, das keinen Stillstand kennt, es sei denn am Grabe. Aus den lauschigen Gründen der Kindheit geht es hinein in die lachenden Blütengefilde der Jugendzeit, hinein ins heiße Mannesalter mit seinen Arbeiten, Opfern und Kämpfen. Dann kommt die öde Steppe des Greisenalters, und zuletzt das gemeinsame Reiseziel aller, das Grab. — Dazu welch' ein Treiben und Drängen auf dem ganzen Weg, welcher Wechsel der Gedanken, Stimmungen und Gefühle! Bald geht es wie auf staubiger Landstraße daher mit den alltäglichen Gedanken und Sorgen um Nahrung und Kleidung, bald klimmt der Menschengeist empor wie ein kühner Alpenjäger zum höchsten Grat, hinauf zu Gott und seiner ewigen Liebe, um bald wieder abwärts zu steigen und neuerdings sich abzuquälen in diesem Tale der Tränen.

Glücklich der Erdenpilger, der im Schoße der hl. kath. Kirche geboren! Ihre Gebote und Räte stehen wie Wegweiser und Meilensteine auf seinem Lebenswege. Sie öffnet ihm einen Garten voll der herrlichsten Früchte, bietet ihm das Wasser des Lebens an und bleibt ihm mit mütterlicher Liebe treu bis zum Grabe, ja bis über das Grab hinaus. — Ganz anders der arme Heide. Er wandert wie in Finsternis, kennt nicht Weg noch Steg, und hat keinen andern Führer als die Stimme des Gewissens, tief drinnen in seinem Herzen. Wohl kann auch er mit Gottes Hilfe den rechten Weg noch finden, doch unter Mühen und Kämpfen, mit unsicherem Suchen und Tasten, von dem der im Christentum Geborene nichts weiß.

Zum Wandern hab' ich den geneigten Leser eingeladen, zum Wandern ins Zululand. Es ist auf der einen Seite ein schönes, hochromantisches Land mit seinen stolzen Bergkuppen, seinen Tälern und Schluchten, seinen klaren Bächen und endlosen Wiesengründen, alles eingetaucht in das Licht und die Farbenpracht des Südens. Anderseits ist aber das Land auch wild, wild wie seine Bewohner ohne jede Kultur. Da dehnt sich in unzugänglichen Tälern und Bergschluchten der unheimliche, afrikanische Urwald. Man muß ihn selbst gesehen haben, um sich von ihm eine klare Vorstellung machen zu können. Ein Naturforscher schreibt darüber also: „Große Länderstriche im Zululand sind mit mächtigen Wäldern bedeckt, stellenweise sumpfig und feucht. Nur schmale Fußpfade führen da durch mannhohes Gras und Uferschilf. Kolossale Baumriesen hüllen den Wald in ein unheimliches Dunkel. Ein jeder solcher Baum bildet mit den Hunderten von Schlingpflanzen und Parasiten, die an ihm hängen, eine förmliche Baumgruppe für sich. Dazu diese bunte Abwechslung! Jeden Augenblick wechselt die Pracht der Szenerie. Die größten europäischen Treibhäuser und Parkanlagen sind wahre Stümpereien gegen dieses Werk der Natur, von der sich die kühnste Phantasie eines Ausländers kaum einen Begriff machen kann."

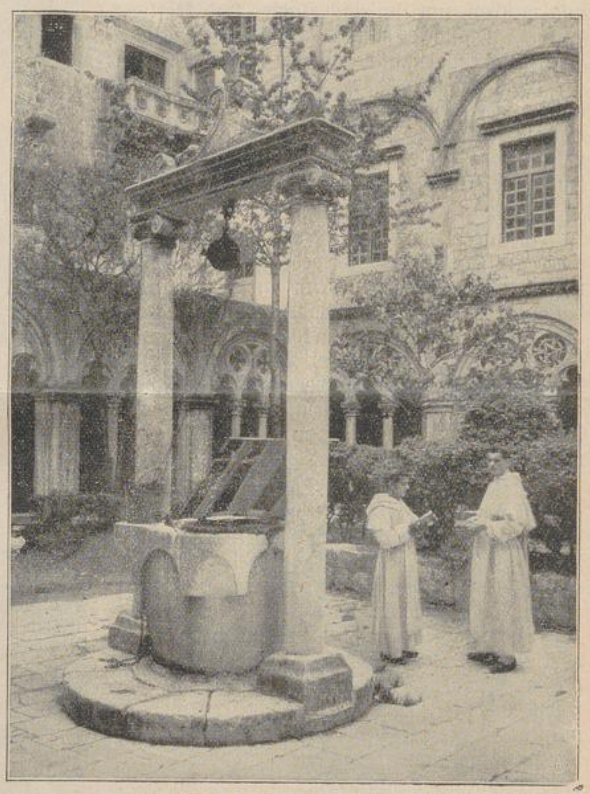
Doch der mächtige Urwald hat auch seine dunkeln Schattenseiten. Nur wenige schmale Fußpfade führen durch das stachlichte Gewirr des Unterholzes; die Luft ist mit schädlichen Miasmen geschwängert, giftige Schlangen und gefährliche Raubtiere hausen in den Sümpfen und lauern in sicherem Versteck auf die ahnungslose Beute. Zu ihnen gesellen sich als lästige Menschenplage Tausende stechender Fliegen und Mosquitos, während in dem breiten Flusse, von den Schwarzen umvolosi omnyama genannt, der seine schmutziggelben Gewässe

träge durch den Urwald wälzt, auch die gefährlichen Krokodile hausen.

Wie das Land, so seine Bewohner. Wild, von keiner Kultur gehoben und gepflegt, gehen sie einher, mit einem bloßen Lendenschurz um die Hüften, oder, wenn es hoch hergeht, mit einigen Fellen und Wolldecken bekleidet, während die schwarze Kinderwelt noch im Adamskostüm sich herumtreibt.

Dies ist nun das Heimatland der Heldin unserer Geschichte, der schwarzen Prinzessin Nomjiba (sprich Nomtschiba.) Nach den Angaben, die sie mir persönlich machte, ist sie ungefähr im Jahre 1885 geboren, zwei Jahre nach der Gefangennahme ihres königlichen Großoheims Cetshwayo.

Ich selbst hatte im Jahre 1883 die Ehre, Se. Majestät, den Zulukönig Cetshwayo mit seinem schwarzen



Ragusa. Dominikanerkloster. Clichotek, Berlin 68.

induna (Reichskanzler) im Prater, dem bekannten Volksgarten, in Wien zu sehen. Damals hatte ich allerdings keine Ahnung, daß ich noch einmal Land und Leute dieses schwarzen Fürsten sehen würde, noch viel weniger, daß eine Tochter seines Stammes, die kgl. Prinzessin Nomjiba (jetzt Maria genannt) einst zu meinen Füßen sitzen würde, um mir ihre höchst merkwürdigen Lebensschicksale, mit allen ihren Kämpfen, Leiden und Geistessiegen zu erzählen. Fürwahr, Gottes Wege sind wunderbar! —

Ihr Vater hieß Tshinyane und war ein Bruder des Königs. Er hatte 40 Weiber zu eigen, und daher ist die Zahl der Brüdern und Schwestern Nomjibas eine erstaunlich große. Dennoch aber fühlt sich das Mägdlein einsam und verlassen. Sie war eben von früher Kindheit an ganz anders geartet, als ihre Stammesgenossen: still und ernst, die Ruhe und Einsamkeit liebend. Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte diesen Geist offenbar von ihrer Mutter Godosi geerbt, die auch sehr ernsten Sinnes war und einen tiefen, nach Wahrheit forschenden Geist hatte. Bei ihr hielt sich die kleine Nomjiba mit Vorliebe auf. Doch da kam der unerbittliche Tod. Etwa 10 Jahre mochte Nomjiba alt sein, als ihre gute Mutter am Sterben lag.

Weinend kniete das Töchterlein an ihrem Binsenlager, umfaßte krampfhaft die langsam erkaltenden Hände und fragte unter Tränen: „O Ma (Mutter), wohin gehst du, wenn du tot bist?" — Da antwortete die sterbende Mutter: „Mein Kind, ich gehe zu dem großen Geiste, der uns geschaffen hat." — „Mutter, wo ist der große Geist, damit ich auch einmal zu ihm gehen kann? Wo ist Unkulunkulu, der Große-Große, Somandhla, der Mächtige?" — „Dort oben", flüsterte



Photographische Union. **Petri Fischzug.** Von J. v. Schraudolph. Clichotek, Berlin 68.

die sterbende Mutter, „er hat alles gemacht und sieht und weiß alles. Zu ihm will ich nun gehen!" Sprach's und hauchte ihre Seele aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet in letzter Stunde.

Maria-Ratschitz. — In der Nähe unserer Missionsstation wohnte ein hochbetagter schwarzer Mann, der früher ein eifriger protestantischer Prediger gewesen war. Er gehörte der anglikanischen Hochkirche an, kam aber zeitweilig auch zu uns. Das letztemal hatte ich ihn hier am hl. Weihnachtsfeste gesehen. Ich zeigte ihm in der Schule den festlich geschmückten Christbaum und führte ihn dann in unsere neue, ziemlich geräumige Kirche, die ihm recht gut gefiel.

Bald darauf wurde er krank. Ich fand ihn eines Tages in seiner Hütte sitzend, unfähig auch nur ein paar Schritte zu gehen. Die Füße trugen ihn nicht mehr, er konnte nur noch mühsam umeinanderkriechen, indem er sich sitzend mit Händen und Füßen weiterschob. Ein paar Aprikosen, die ich ihm mitgebracht hatte, nahm er mit sichtlicher Freude entgegen und fortan war ich bei ihm jederzeit ein gern gesehener Gast.

Später äußerte er den Wunsch, von unserm Hochw. P. Missionär getauft zu werden, doch sein ältester Sohn, der ebenfalls protestantischer Prediger war, protestierte energisch dagegen und wollte es um keinen Preis zulassen. Die übrigen Verwandten waren besser gesinnt. Sein zweitältester Sohn hatte eine katholische Frau und vier seiner Kinder waren bei uns getauft worden. Vorläufig hieß es also in Geduld den rechten Zeitpunkt abwarten.

Als ich ihn später wieder einmal besuchte, klagte er mir seine Not. Am einen Fuße hatten sich zwei große Wasserblasen gebildet, die ihn sehr schmerzten und ihm alle Möglichkeit, die Hütte zu verlassen, benahmen. Ich stach ihm dieselben auf und zog einen Seidenfaden durch, damit das Wasser ablaufen konnte. So wurde das Uebel schnell behoben. Als ich ihn beim Abschiede ermahnte, er solle seine Hoffnung auf Jesus setzen, erwiderte er: „Ja, ich liebe Jesus, ich hoffe aber auch auf die Fürbitte Marias, von der du mir jüngst ein so schönes Bild geschenkt hast." Diese Aeußerung freute mich sehr. Warum sollte dieser Mann nicht getauft werden können? Er hatte ja offenbar den besten Willen, und was kümmerte uns da der Protest seines ältesten Sohnes? Allerdings auf Gewalt und einen offenen Skandal wollten wir es nicht ankommen lassen; allein vielleicht fand sich einmal Gelegenheit, ihn im stillen zu taufen. Und siehe, diese Gelegenheit kam früher, als wir gedacht hatten.

Eines Tages ging der älteste Sohn, der sich als der Herr des Hauses gerierte und nach kaffrischen Rechtsbegriffen es auch war, fort zu einem Biergelage. Ich wußte das und zog unsern Bruder Schaffner, einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alten erfahrenen Katecheten, ins Vertrauen. (Dem Hochw. P. Superior wollte ich absichtlich nichts sagen. Ein Bruder handelte in diesem prekären Falle viel leichter als ein Priester. Nachher aber säumte ich nicht, ihn vom Geschehenen in Kenntnis zu setzen.) Nach einigen Bedenken und Einwendungen machte sich der Bruder auf, besuchte den armen Kranken, fand ihn sehr gut disponiert und taufte ihn zuletzt bedingter Weise —, wie alle hiesigen Protestanten, die zu uns übertreten wollen — auf den Namen Joseph. Als ehemaliger Protestant mußte er aber auch b e i c h t e n, denn die Taufe war ihm, wie gesagt, nur bedingter Weise erteilt worden. Auch dazu fand sich bald ein willkommene Gelegenheit. Unser Hochw. P. Superior benützte eine abermalige Abwesenheit des ältesten, fanatisch gesinnten Sohnes, hörte den Kranken Beicht und nahm ihn formell in die katholische Kirche auf. Später, als sich der Zustand des Kranken verschlimmerte, spendete ihm unser zweiter Priester, der Hochw. P. Odilo Kißlinger, der um jene Zeit eben sein 25jähriges Ordensjubiläum feierte, auch die letzte Oelung.

So hatte also der gute Alte sämtliche Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen und konnte getrost dem Tode ins Auge sehen. Am Mittwoch in der Charwoche, also an einem dem heiligen Joseph geweihten Tage, hauchte er still und friedlich seine Seele aus. R. I. P.

Br. Quirinus.



Die Inthronisation des neuen Kölner Erzbischofs. Clichotek, Berlin.

Heiratsverhältnisse in Rhodesia.

Missionsstation Monte-Cassino. — Hier in Rhodesia werden, wie schon wiederholt in unserem Blättchen angedeutet wurde, die Mädchen im zarten Alter von 2—3 Jahren, ja manchmal noch früher, an den nächstbesten Bräutigam, der eben dem Vater des Kindes eine bestimmte Summe anbietet, verkauft. Daß sich bei solch' armen, verkauften Wesen später, wenn sie erwachsen sind, oft keine Liebe zum Bräutigam zeigt, ist selbstverständlich. Doch darnach fragen die heidnischen Eltern in ihrem Eigennutz wenig.

Da hatten wir z. B. kürzlich in unserer Schule ein Mädchen, das als sechstes Weib an einen stockheidnischen, schon halb ergrauten Kaffer verkauft war. Das Mädchen heißt Urombo, zu deutsch: A r m u t. Ja, sie ist ein armes, bedauernswertes Kind! Schon früher hatte sie unsere Tagesschule besucht, war aber dann von ihrem heidnischen Vater aufgefordert worden, sich mit dem bezeichneten Bräutigam gerichtlich trauen zu lassen. Das Mädchen weigerte sich, denn sie wollte Christin werden und nicht das Weib eines alten, finsteren Heiden. Durch Schläge und furchtbare Drohungen ließ sich das geängstigte Geschöpf endlich dazu bewegen, zum Gericht zu gehen und dort ihr Jawort zu geben. Doch gleich darauf kehrte sie nach Hause, zu ihren Eltern zurück. Da gab es nun neue brutale Mißhandlungen; man stieß sie hinaus und forderte sie auf, zu ihrem Manne zu gehen. Sie aber konnte sich nicht dazu entschließen und eilte in ihrer Not hieher, zur Missionsstation, wo sie um Aufnahme in die Schule bat. Die Bitte wurde gewährt, und das arme Mädchen zeigte sich in allem willig und gehorsam wie ein Kind. Doch lange sollte ihres Verweilens bei uns nicht sein.

Nach acht Tagen kam ihr Vater, zeigte ein amtliches Schreiben vor und führte sie zum Gericht. O wie bemitleideten wir das arme Kind! Es war krank, hatte Fieber, wozu jedenfalls die Angst und all die Aufregung während der letzten Wochen auch viel beigetragen hatte, und wollte um jeden Preis bei uns bleiben, wo es ein so stilles, friedliches Heim gefunden hatte; doch wir konnten ihm leider nicht helfen. Bei Gericht wurde ihr kurz und bündig erklärt: „Du bist gesetzlich verheiratet und hast

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daher zu deinem Manne zu gehen!" Daß sie ihr Jawort nur gezwungen abgegeben hatte, wurde nicht berücksichtigt. Arme Urombo! Unter neuen Mißhandlungen stieß man sie am nächsten Tage aus dem elterlichen Kraale hinaus und schleppte sie zu dem alten heidnischen Manne, dessen sechstes Weib sie nun machen muß. Wie soll dort ihr Herzenswunsch in Erfüllung gehen, Christin zu werden? — Wer von unsern geehrten Lesern betet für das arme, bedrängte Geschöpf ein Ave Maria, daß Gott ihr Mut und Stärke verleihe in solch' überschwerer Prüfung? —

Ein anderer Fall; er zeigt ein etwas freundlicheres Bild. Willy, ein junger, kräftiger Bursche, hatte schon längere Zeit unsere Tagesschule besucht, war dann voriges Jahr dauernd hieher zur Missionsstation gekommen, und hatte am letzten hochheiligen Weihnachtsfeste die hl. Taufe erhalten. Seine Braut aber war noch heidnisch und wollte leider von Bekehrung und Taufe nichts wissen. So oft Willy ihr zuredete, unsere Missionsschule zu besuchen, erwiderte sie kalt: „Andidi, ich habe keine Lust!" Dem braven Burschen war das sehr leid; konnte und durfte er ein heidnisches Mädchen heiraten? Schon vor Empfang der hl. Taufe hatte er die ernste Frage an sich gestellt: Was werde ich tun, wenn ich Christ bin, und meine Braut eine Heidin bleibt? Die resolute Antwort war: Ich werde auf ihre Hand verzichten.

Willy wurde Christ. Während der Weihnachtsferien ging er heim, trat vor sein Mädchen hin und sprach: „Entscheide dich! Entweder gehst du zu den Schwestern in die Schule, oder du gibst mir meine Ochsen zurück. Ich bin ein Christ und werde keine Heidin heiraten!" — Das war für das Mädchen eine harte Nuß! Sie wagte noch die Einwendung, sie habe kein Kleid. „Das Kleid will ich dir kaufen," entgegnete Willy, „doch meine Forderung halte ich aufrecht!" — So wanderte das Mädchen, nachdem sie das Kleid erhalten, wohl oder übel, der Missionsschule zu. Großen Eifer zeigte sie natürlich zum Lernen nicht, doch hoffen wir, daß derselbe mit zunehmender Kenntnis der christlichen Wahrheit wächst. Solch' heidnische Kinder haben oft mit großen Vorurteilen zu kämpfen, die ihnen frühzeitig gegen das Christentum eingeimpft werden. Sind diese glücklich überwunden, so werden sie nicht selten die eifrigsten Christen.

Möchte zum Schlusse noch auf einen Punkt aufmerksam machen: Unsere Mädchen sind sehr arm; sobald sie nämlich einen Burschen haben, bekommen sie von ihrem Vater nur noch das Essen, für alles übrige muß der Bräutigam sorgen. Ist dieser vermöglich oder kann er sich bei Weißen etwas verdienen, so geht es ja an, anders aber, wenn er bei uns in der Missionsschule ist; da bekommt er keinen oder nur geringen Lohn und das wenige, das er sich früher erspart hatte, ist rasch verbraucht, weil er eben für sein Mädchen sorgen muß. Wie gern würden wir solch' jungen Leuten, wenn sie sich jahrelang in der Schule gut gehalten haben, ein kleines Brautgeschenk geben.

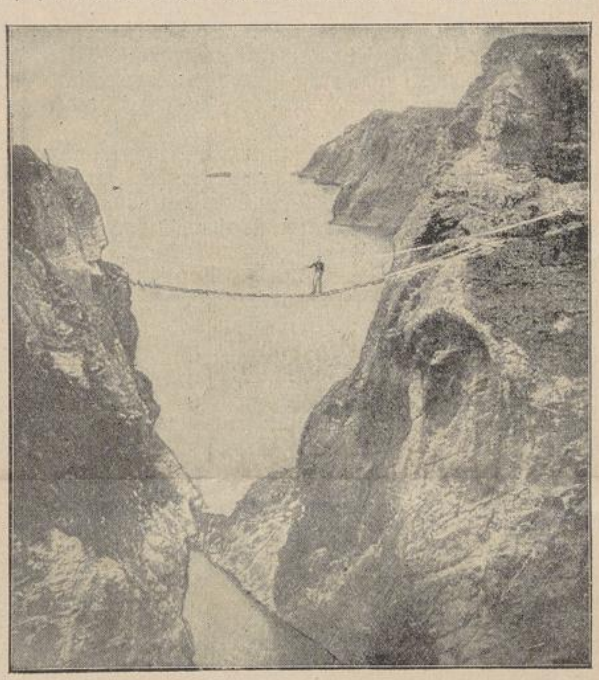
Die Lehrschwestern.

Ein treuer Hund.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 5. November 1910. — Einer unserer Brüder hatte auf einer Missionsstation als Feldschaffner volle 16 Jahre hindurch ein gutes Stück Arbeit getan, hatte wilde Grasflächen urbar gemacht, Ziegel gebrannt, Oekonomiegebäude hergestellt, Bäume gepflanzt usw., kurz, den Beweis erbracht, daß sich auch ein gewöhnlicher Laienbruder in der Mission überaus nützlich machen könne. Zuletzt bat er seinen Obern aus den denkbar edelsten Gründen um Versetzung auf eine andere Station. Sein Wunsch ward erhört, und so kam er hieher nach Emaus.

Hier fand er ein neues schönes Arbeitsfeld, doch konnte er seinen alten Posten nur schwer vergessen. Dort war er wie daheim gewesen, hier aber war ihm noch alles fremd und neu. Unter anderm vermißte er auch gar sehr seinen treuen Hund. Nun, in letzterem Punkt war leicht Abhilfe zu schaffen. Man schickte ein-



Eine gefährliche Passage über Felsschluchten im Wildwesten in Amerika. Clichotek, Berlin 68.

Im wilden Westen Amerikas trifft man vielfach eigenartige primitive Brücken an, die aus Strickleitern bestehen, welche von einer Seite der Schlucht zur andern hingespannt sind. Gleichzeitig ist ein Seil über die Schlucht gespannt, an dem man sich beim Uebergang festhalten kann. Das Ueberschreiten einer solchen Brücke ist trotzdem sehr gefährlich und es gehören schon starke Nerven dazu, um solche tiefen Gebirgsschluchten zu überschreiten.

fach einen Boten ab und eines schönen Tages siedelte „Phylax" zur großen Freude seines Herrn ebenfalls nach Emaus über. Das Tier hat wirklich viele gute Eigenschaften, ist seinem Herrn mit unbedingter Treue zugetan und schützt ihn mutig gegen jeden Feind. Dabei ist der Hund ein guter Wächter; er macht nie unnützen Lärm, wenn er aber anschlagt, so hat es auch etwas zu bedeuten. Er ist auch ein Rattenfänger, was unter den hiesigen Umständen ebenfalls hoch anzuschlagen ist. Einmal erlegte er einen großen Springbock, rührte ihn aber dann weiter nicht an, sondern wartete ruhig ab, bis sein Herr kam und den Bock in die Küche trug.

Vor zwei Tagen jedoch wäre ihm beinahe ein großes Unglück zugestoßen. Das kam so: Bruder Schaffner bemerkte seit längerer Zeit, daß sich in der ehemal. Höhle eines Ameisenbäres ein Stachelschwein häuslich nieder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gelassen hatte. Das war nun eine schlimme Sache; denn die Stachelschweine machen auf den Feldern oft großen Schaden, dabei sind sie außerordentlich schwer zu fangen, denn sie gehen nur zur Nachtzeit an ihre Wühlarbeit, während sie unter Tags, tief in ihrem Baue versteckt, schlafen. Schon die vielen Löcher, die sie graben, sind eine Gefahr, zumal auf den Wiesen, wo sie vielfach durch überhängendes Gras verdeckt sind. Gar oft sind Roß und Reiter dadurch schon zu Schaden gekommen.

Der Bruder macht sich nun mit seinem Hunde auf den Weg und geht zur bezeichneten Höhle. Auf einen Wink seines Herrn macht sich Phylax gleich an die Arbeit, dringt mutig in die Höhle ein, gräbt da mit den Vorderfüßen weiter und weiter, bis endlich die Erde hinter ihm zusammenrutscht. Der Bruder ruft und ruft, doch der arme Hund kommt nicht mehr zum Vorschein; er kann offenbar nicht mehr zurück, denn der Eingang ist verschüttet! —

In seiner Not eilt der Schaffner zur Missionsstation zurück und ruft einige schwarze Arbeiter herbei. Er sagt ihnen, was geschehen sei, doch keiner hat den Mut in die Höhle zu kriechen, jeder fürchtet, es möchte ihm ähnlich ergehen, wie dem armen, spurlos verschwundenen Phylax. Zuletzt kroch der Bruder selber hinein, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Uebrigens bekam dadurch einer der anwesenden Kaffern Mut, ein Trinkgeld, das man ihm in Aussicht stellte, tat das weitere, und so kroch er denn so tief in die Höhle hinein, daß er zuletzt vollständig darin verschwand und von dem Bruder an den Füßen wieder mühsam herausgezogen werden mußte. Nun machte der Schaffner folgenden Vorschlag: „Madoda, ihr Männer," sagte er, „ich krieche jetzt nochmals selbst hinein, und wenn es mir gelingt, den Hund an einem Hinterbeine zu fassen, so gebe ich euch ein Zeichen. Zieht dann aus Leibeskräften uns beide heraus."

Gesagt, getan. Der Bruder kriecht hinein, wühlt und wühlt — und ruft, die Kaffern ziehen kräftig an, und nach einer Weile erblicken Herr und Hund wieder das Tageslicht und atmen in vollen Zügen die frische, die köstliche Luft! —

Später stellte man die „Stachelschwein-Jagd" klüger an. Man legte Fallen und machte damit manch' glücklichen Fang.

Kinderkreuzzug.

Es kam ein Ruf. Wer weiß woher?
Von Franken oder übers Meer?
Zündend wie des heiligen Geistes Flammen,
Schneite allerwegen die Kinder zusammen,
Landauf, landab bis an den Rhein,
Wollten Kreuzträger und Gottesstreiter sein.

Es wehte eine Wolke durchs deutsche Land:
Viel tausend Kinder hielten sich an der Hand,
Ganz weiß in Unschuldsschleiern und Myrten,
Ohne väterlichen Führer und Hirten,
Mit Himmelsaugen und Gottverlangen,
Unirdisch lächelnd, traumumfangen,
Spielzeug in Händen, blumengeschmückt
Und aller Erdentrübsal entrückt.

Streckten auf fremden, unwirtlichen Wegen
Gefahr und Tod ihre Händchen entgegen.
Hatten für alle Feindestücke
Diese heilige, klare Sehnsucht im Kinderblicke.
Wollten mit Lächeln und frommem Singen
Das Reich Gottes auf Erden erringen.

Haben nicht lange lächelnd gesungen,
Die hungrige Fremde hat sie verschlungen.
Litten Marter und Todespein,
Gingen schmachtend zum Himmel ein.
— Aber Maria, voll Mutterschmerz,
Nahm sie stumm an ihr gütiges Herz
Und koste sie mit leidvollen Händen,
Auf daß sie ihr Lächeln wiederfänden.

Julius Berstl.

Gehet zu Joseph.

Gegen hundert Briefe laufen allmonatlich bei uns ein, die alle die Macht der Fürbitte des hl. Joseph rühmen. Sie würden unser ganzes Blättchen füllen, wenn wir sie alle aufnehmen wollten; darum für heute nur folgende kleine Auswahl:

„Wir hatten ein sehr unfolgsames, widerspenstiges Kind; weder Härte noch Strenge wollten bei ihm etwas fruchten. Wir wußten nicht mehr, was wir mit ihm anfangen sollten; zuletzt entschlossen wir uns, unsere Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, begannen eine Novene, ließen zu seiner Ehre eine hl. Messe lesen und versprachen Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Merkwürdig, schon nach der dritten Andacht, die wir hielten, besserte sich das Kind ganz augenscheinlich und ist jetzt so willig und folgsam, daß wir die größte Freude daran haben. Möge uns der hl. Joseph, dem wir hiemit unsern öffentlichen Dank aussprechen, auch fernerhin ein guter Fürsprecher bei der Erziehung all unserer Kinder sein!"

„Sende Ihnen per Zahlkarte 20 *M*, die Sie in Ihrer Mission nach freiem Ermessen zu Ehren des hl. Joseph verwenden wollen. Seit Jahren konnte ich in einer Wohnungsangelegenheit nicht zum gewünschten Erfolge kommen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, versprach im Falle der Erhörung obigen Betrag für Ihre Mission nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". In kurzer Zeit war mein Wunsch erfüllt, und mit Freuden erfülle ich mein Versprechen. Dem großen hl. Joseph sei offen Preis und Dank gesagt!"

„Vor einiger Zeit gerieten wir in große Zahlungsschwierigkeiten; ich sah absolut keine Möglichkeit, meinen Verpflichtungen gerecht zu werden. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, zu dem ich infolge der Berichte im „Vergißmeinnicht" ein großes Vertrauen gefaßt hatte und versprach ein kleines Almosen für die Mariannhiller Mission sowie die Veröffentlichung in Ihrem lieben Missionsblättchen, falls wir alle Rechnungen begleichen könnten. Mein Vertrauen wurde herrlich belohnt. Zunächst nahm sich eine liebe Anverwandte unser an, dann kam ein günstiger Landverkauf, und zuletzt noch eine Geldsendung als Ersatz für eine frühere Schädigung. Damit war uns geholfen! Drum möchte ich allen zurufen: Betet recht innig und vertrauensvoll zum hl. Joseph, er wird euch sicher helfen, falls es so Gottes Wille ist."

„Mein jüngerer Bruder hatte zu meinem Leidwesen eine Anstellung bei einem Kino. Infolge der vielen Nachtarbeit an Samstagen, stellte er den Kirchenbesuch am Sonntag ganz ein; dazu war sein Kostherr ein Nichtkatholik. Die Sorge um das Seelenheil meines Bruders bewog mich, meine Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen. Mein Gebet war nicht umsonst; mein Bruder verlegte sein Kosthaus in eine katholische Familie und hat Stellung in einem Geschäft genommen, wo er seiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sonntagspflicht leicht genügen kann. Dem hl. Joseph sei für seine rasche Hilfe tausend Dank gesagt!"

„Uebersende Ihnen per Postscheck 10 Fr. als Beitrag zu einer Josephs-Statue in Mariannhill. Es ist dies eine Gabe der Dankbarkeit zu Ehren des lieben heiligen Joseph, dessen Hilfe wir in großen Drangsalen und Widerwärtigkeiten angerufen haben und der uns, als wir von allen Seiten verlassen waren, ganz augenscheinlich geholfen hat. Wir hatten oft im „Vergißmeinnicht" die auffallenden Gebetserhörungen gelesen und versprochen, im Falle der Erhörung ebenfalls eine Veröffentlichung einrücken zu lassen, damit auch andere in ihren Nöten und Anliegen recht vertrauensvoll zum hl. Joseph ihre Zuflucht nehmen möchten. Heute sei dieses Versprechen mit Freuden erfüllt!"

„Unser Kind war schwer erkrankt. Trotz der sorgfältigsten Pflege verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, und es war schon von den Aerzten aufgegeben worden. In diesem großen Kummer wandte ich mich recht vertrauensvoll an den heil. Joseph; und siehe, schon in der folgenden Nacht besserte sich der Zustand des Kindes und bald war es außer aller Gefahr. Pflichtschuldig sage ich hiemit dem hl. Joseph meinen innigsten Dank, denn ich hatte im Falle der Erhörung Veröffentlichung versprochen."

„Ich war in großen Gewissensängsten; denn beständig quälten mich Zweifel über die Giltigkeit meiner Beichten und zuletzt kam es soweit, daß ich gar nicht mehr zu den hl. Sakramenten gehen konnte. Da wandte ich mich an die liebe Gottesmutter und an den hl. Joseph, versprach auch, im Falle der Erhörung es im Vergißmeinnicht bekannt geben zu wollen. Bald kam die ersehnte Hilfe. Die göttliche Vorsehung schickte mir einen erfahrenen Priester, der mich von meinen Zweifeln befreite. Ich erfülle hiemit mein Versprechen und lege in aufrichtigem Dank gegen Gott 10 ℳ für die armen Heidenkinder bei."



Der Senior der Firma, Karl Hagenbeck, mit „jungem Gemüse".

Clichotek, Berlin 68

„Durch Gottes weise Fügung bekam ich vor einiger Zeit einen Jahrgang des „Vergißmeinnicht" in die Hände. Mit großem Interesse durchlas ich die einzelnen Hefte und staunte namentlich über die vielen Gebetserhörungen nach frommer Anrufung des hl. Joseph, die in jedem Monat verzeichnet waren. Um dieselbe Zeit stellten sich bei mir starke Schmerzen in der Hüftgegend ein, die zuletzt so zunahmen, daß ich mich schon zu einer schweren Operation entschließen wollte. Doch nach einer Novene zu Ehren der lieben Muttergottes und des hl. Joseph hob sich das Leiden rasch, und gegenwärtig bin ich wieder vollständig gesund. Ich sage den genannten Heiligen öffentlich herzinnigen Dank und füge bei: Gehet alle zu Joseph! Ihr werdet sicher Hilfe bei ihm finden, falls es Gottes Wille und eurem Seeenheile dienlich ist. Mit Sehnsucht erwarte ich jedesmal die nächste Nummer des „Vergißmeinnicht".

„Bin eine langjährige Abonnentin und fleißige Leserin der „Vergißmeinnicht". Voriges Jahr wurde ich schwer krank; die Aerzte sagten allgemein, ich leide an Blinddarmentzündung und müsse operiert werden. Mit schwerem Herzen willigte ich ein und rief in meiner Herzensangst zur lieben Muttergottes und zum heiligen Joseph, daß sie mir doch dieses Mal noch das Leben erhalten möchten. Das Fieber stieg immer höher und sterbenskrank wurde ich auf den Operationstisch gebracht. Die Operation, die mehrere Stunden in Anspruch nahm, verlief glücklich, so daß ich nach Verlauf von vier Wochen gesund nach Hause gehen konnte. Ich bin überzeugt, daß der Himmel über mich gewacht hat und sage der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph meinen herzlichsten Dank."

„Ich lese das „Vergißmeinnicht" stets mit großer Freude und habe schon mehrere Hefte auch andern zu lesen gegeben, um recht viele Freunde der Mariannhiller Mission zu gewinnen und alle mit rechtem Vertrauen zum hl. Joseph zu erfüllen. Gerade den Artikel „Gehet zu Joseph" pflege ich immer zuerst zu lesen, wenn das schöne Monatsheft kommt. Ich selbst bin dem lieben hl. Joseph vielen Dank schuldig, denn er hat mir schon oft geholfen und zwar in den verschiedensten Anliegen und Nöten, desgleichen andern Personen, die mir nahe standen. Es ist mir jedesmal eine große Freude, wenn ich an seinem Altare und zu seiner Ehre die hl. Messe lesen kann. Der ehrw. Diener Gottes Paul Scupoli sagt in seinem Buche „Der geistliche Kampf", Nr. 50, so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schön: Bitten wir die seligste Jungfrau Maria und ihren Sohn und den Himmelvater, daß sie uns die große Gnade gewähren mögen, uns den hl. Joseph als Schutzpatron und Fürsprecher zu geben."

„Ich hatte Jahre hindurch für einen armen Knaben gesorgt. Da wurde ich durch Gottes Zulassung selber so arm, daß ich nichts mehr für ihn tun konnte. Mir wollte fast das Herz brechen; in meiner Not rief ich zum hl. Joseph: „Lieber hl. Joseph, du siehst, daß ich nichts mehr für den armen Knaben tun kann, drum sorge du für ihn an Leib und Seele, und du, liebe Muttergottes, wolleſt fortan seine Mutter sein!" So betete und weinte ich, und siehe, kurz darauf kam mir Hilfe von einer Seite, wo ich es am wenigsten erwartet hätte. Drum tausend Dank der lieben Muttergottes und dem großen hl. Joseph!"

„Eine unserer Mitschwestern, welche das Amt einer Novizenmeisterin und Assistentin bekleidet, war zweimal schwer krank und mußte mit den hl. Sterbesakramenten versehen werden. Wir wandten uns an den hl. Joseph, doch wurde unser Vertrauen auf eine starke Probe gestellt. Zuerst mußte die Schwester eine lebensgefährliche Operation durchmachen und trotzdem wandte sich die Krankheit mehr zum Schlimmern als zum Bessern. Wir aber ließen in unsern Gebeten zum hl. Joseph nicht nach, und jetzt hat sich der Zustand der Kranken wenigstens soweit gebessert, daß sie wieder den meisten ihrer Berufspflichten nachkommen kann. Möge ihr der hl. Joseph die volle Gesundheit bei Gott erbitten. Wir legen für die armen Heidenkinder 50 K bei."

„Ich litt viele Wochen an heftigen Fieberanfällen, die mich ungemein schwächten. Die Aerzte untersuchten mich überall mit den modernsten Instrumenten, konnten aber die Ursache des Fiebers nicht finden und dieses daher auch nicht bekämpfen. Da wandte ich mich vertrauensvoll an den hl. Joseph, worauf plötzlich eine Besserung in meinem Befinden eintrat, so daß ich nun meiner Genesung entgegengehe. Ich lege 10 Kronen für eine Dankmesse zu Ehren des hl. Joseph bei und bitte, diese Zeilen im „Vergißmeinnicht" zu veröffentlichen."

„Trotz meiner Jugend hatte ich oft heftige Zahnschmerzen. Ich ließ mir drei Zähne nacheinander ziehen; es half nichts und das Leiden griff immer weiter um sich. Nun hielt ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Gerard und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Von dieser Zeit an verspürte ich kein ernstliches Zahnweh mehr und sage daher den genannten Heiligen meinen herzinnigen Dank!"

Geht alle zu Joseph,
Dem Vater der Armen!
Er stillet den Kummer
Und heilet den Schmerz.

Sein Vaterherz glühet
Von Lieb' und Erbarmen;
Fleht innig und öffnet
Ihm kindlich das Herz!

Leitsterne auf dem Wege des Heiles.

Ein Jahrmarkt ist das Leben, Gewühl und bunter Schein,
Verschleud're drum dein Geld nicht und kauf' was Rechtes ein!

Wenn ein Dichter in diesen Worten das Leben mit einem großen Jahrmarkte vergleicht, so hat er vollständig recht. Ein Jahrmarkt ist die Welt, zu dem aus aller Herren Länder die Leute zuströmen. Bist gewiß schon auf einem solchen Jahrmarkt gewesen. In engen Gassen Bude an Bude, vor dieser und jener Neugierige, dort mehr, hier weniger zahlreich. Dann auf dem weiten Platz Vergnügen und Volksbelustigung. Dann wieder ein Krämer, der marktschreierisch seine Ware als die beste der Welt preist. Dort drängt sich ein Knäuel von Menschen zusammen, ein Taschenspieler zeigt seine Künste, hier bahnt sich ein Kameltreiber mühsam den Weg durch die Menge. Ein Treiben und Hasten überall, jeder will mehr sehen wie der andere, jeder billiger und besser zu Ware kommen wie sein Nachbar. Und jeder Verkäufer will den größeren Gewinn machen und möglichst reich nach Hause kommen. Die einen kommen, die andern gehen, der eine sucht, der andere wird gesucht. Und überall Suchen und Hasten nach einem nur, nach irdischem Gewinn, nach irdischem Erfolg und Glück. Eine Sorge aber sucht man vergebens auf diesem Jahrmarkt, so sehr alle auch suchen und sorgen, die Sorge nach dem, was allein aller Sorge und Mühe würdig ist, die Sorge nach dem Reiche Gottes.

Länder und Weltteile verbindet man mit Bahnen und Schiffen, die Lüfte beherrscht man, die Tiefen der Erde durchwühlt man nach Schätzen, nach neuen Erfindungen ringt man: Mit einem Worte— Glück, lauter irdisches Glück sucht man, nur das Reich Gottes sucht man nicht. Keine Mühe wird den Menschen zu hart, keine Ausdauer zu schwer, kein Opfer zu groß, wenn es gilt, ein Stücklein Erdenglück zu erraffen. Wie selten aber wendet einer sein Auge und Hoffen, sein Ringen und Opfern einem Ziele zu, das das schönste und wertvollste ist: Dem Reiche Gottes!

Eine wahre Spukgeschichte.

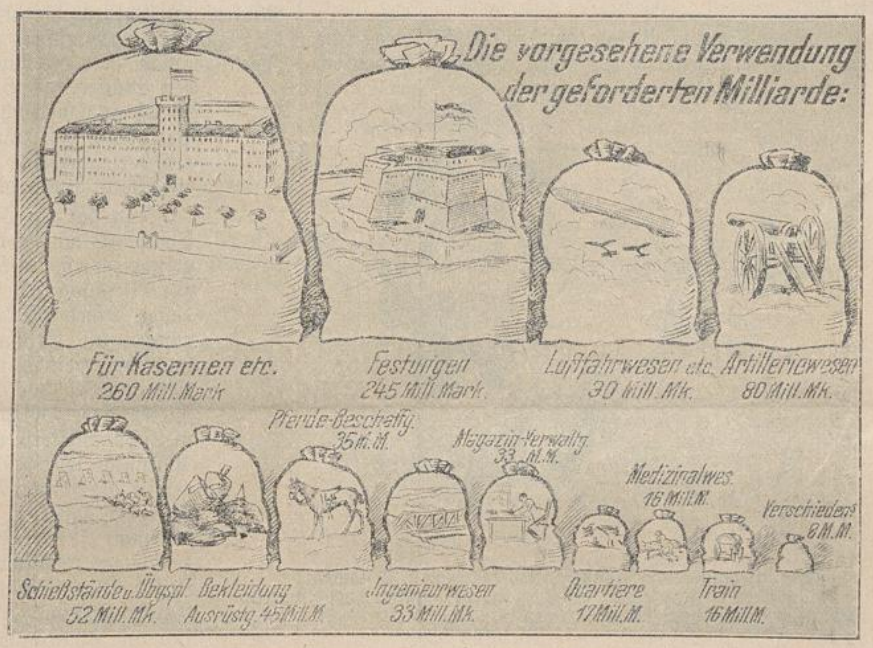
Ein Offizier, der bei mir in Quartier lag, erzählte mir — so schreibt ein Leser der „Tägl. Rundschau" — folgendes merkwürdiges Monövererlebnis: Für den Abend eines Manövertages war ich mit einigen Kameraden in das Herrenhaus eines Gutsbesitzers zu einem gemütlichen Beisammensein eingeladen. Weil ich von meinem Quartier aus einen ziemlich weiten Weg hatte, legte ich ihn zu Pferd zurück. Bei einer guten Tafel, einem vorzüglichen Tropfen, tadelloser Zigarre und angeregter Unterhaltung flogen die Stunden nur so dahin. Um Mitternacht mußten wir, weil in aller Frühe die militärischen Uebungen ihren Fortgang nehmen sollten, von unseren liebenswürdigen Wirten, so bedauerlich es auch war, Abschied nehmen. Unterwegs bog ein Kamerad nach dem andern ab, um in seinen Quartierort zu gelangen; bis ich zuletzt meinen Weg allein fortsetzen mußte.

Es war eine dunkle, schwüle Spätsommernacht, und als nun gar ein Gewitter heraufzog und ich durch einen Wald reiten mußte, war es bald so finster, daß ich die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Um die Richtung nicht zu verfehlen, ließ ich dem Roß die Zügel und vertraute mich seinem sicheren Instinkt an. Inzwischen war das Gewitter näher gekommen, der Donner ließ sich vernehmen, einzelne Regentropfen fielen und Blitze erhellten zuweilen den Weg, der sonst in undurchdringlichem Dunkel vor uns lag. Plötzlich machte der Gaul Halt, heftig schnaufend und scharrend, stand er wie festgemauert und war durchaus nicht von der Stelle zu bringen. Schon wollte ich absteigen, um bei einem angezündeten Streichholz die Sache zu untersuchen, als wiederum ein Blitz die Straße taghell erleuchtete. Und, was meinen Sie wohl, was ich unmittelbar vor dem Tiere erblickte? Quer über den Weg stand ein Sarg in mächtiger Größe! Ich bin sonst nicht abergläubisch, aber bei diesem unvermuteten Anblick in dieser Stunde und bei der rabenschwarzen Finsternis, die alsbald wieder herrschte, war mir doch etwas unheimlich zumute geworden, und dies Gefühl steigerte sich noch ganz beträchtlich, als ich bei einem neuen Blitzstrahl bemerkte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie der Deckel des Sarges sich hob und eine menschliche Gestalt darunter sichtbar wurde. Das Geräusch, welches dabei laut wurde, bestätigte die Wahrnehmung, die ich mit den Augen gemacht hatte. Sie können sich vorstellen, was für eine Gänsehaut ich bekam, und meine Haare hätten sich buchstäblich gesträubt, wenn sie nicht schon, kurzgeschnitten, wie sie waren, von Natur diese Stellung gehabt hätten.

Allein, ein königlich preußischer Offizier darf sich nicht so leicht von einem Gespenst um Mitternacht ins Bockshorn jagen lassen, und so zündete ich denn schnell ein Streichholz an, um dem Spuk mutig ins Antlitz zu leuchten und dem Geist auf den Leib zu rücken. Die Lösung des Rätsels erfolgte denn auch auf der Stelle. Sie war so komisch und erheiternd, daß ich mich hätte krank und schief lachen mögen. Es verhielt sich nämlich so: Ein biederer Tischlermeister der Gegend hatte den Auftrag bekommen, zum nächsten Morgen nach einem Nachbarorte einen Sarg zu liefern. Er war spät mit der Arbeit fertig geworden und entschloß sich, noch in der Nacht den Sarg auf einer Karre hinüberzubringen. Gedacht, getan. Inzwischen war, wie wir wissen, ein Gewitter heraufgezogen, und als es anfing zu regnen, hatte sich der gute Meister, um nicht naß zu werden, in den Sarg gelegt, und war, weil müde, bald eingeschlafen. Durch das Getrampel meines Pferdes wach geworden, hatte er sich wieder erhoben und war nun auch seinerseits nicht wenig verwundert und belustigt über die Situation, in der ich mich befunden hatte. Lachend schieben wir voneinander . . . Sie sehen also wieder einmal: Man muß den Dingen nur auf den Grund gehen. Manchem „Spuk" liegt so ein — pfiffiger Tischlermeister zugrunde!



Finanzstatistik zur neuen deutschen Militärvorlage.

Ein Haus, das in 12 Stunden erbaut worden ist.

Herr und Frau Slack, ein junges Ehepaar aus Chicago, kamen dieser Tage in St. Joseph City im Staate Missouri an, um dort ein Heim zu gründen. Beim Absuchen des ganzen Ortes fand sich nicht eine einzige brauchbare Wohnung, und so verfielen die Neuvermählten als echte Amerikaner darauf, sich ein Haus bauen zu lassen. Ein Baumeister der Stadt, Silas Grant, erklärte sich bereit, in 12 Stunden ein Haus fertig zu stellen, und am nächsten Morgen um 6 Uhr begann die Rekordarbeit, die das 24stündige Gußhaus aus Zement nach Angaben Edisons in den Schatten stellt.

Alle Leute in St. Joseph City, die sich irgend frei machen konnten, waren am nächsten Morgen um 6 Uhr am Bauplatze versammelt, um Zeuge zu sein, wie Herr Grant „die Ehre von Missouri rettete". Schlag 6 Uhr ertönte seine Pfeife. Pfähle wurden an den künftigen Ecken des Hauses eingeschlagen, der Boden wurde anderthalb Fuß tief ausgehoben und sogleich darauf wurde die Grundsteinlegung vorgenommen. Die Fundamente des neuen Hauses bestehen aus Zementblöcken. Während dieser Arbeit waren draußen die Zimmerleute und Maler mit den Holzteilen des Hauses beschäftigt, die Gas- und Wasserrohrleger machten ihre Röhren fertig und während die Maurer die Mauern aufzuführen begannen, entstanden außerhalb des Hauses die Teile, die fix und fertig eingefügt werden sollten. Schlag 12 Uhr ertönte wieder Herrn Grants Pfeife und die wackeren Arbeiter durften sich eine halbstündige Mittagspause gönnen. Um ½1 Uhr wurde die Rekordarbeit fortgesetzt; die Wände wurden getüncht, das fertig gezimmerte Holzdach wurde mittels einer Winde emporgehoben, der Schornstein wurde gesetzt, die Zimmerleute und Tischler brachten Türen und Fenster an, die Maler besorgten die Innenarbeiten, Klempner, Mechaniker usw. brachten die Leitungen für Gas, Wasser und elektrischen Strom an, auch die Brenner und Glühlampen wurden aufgeschraubt. Punkt 6 Uhr pfiff Herr Grant wieder, alles war fertig, und als der Baumeister dem Bauherrn die Schlüssel überreichte, bekam er einen Scheck über 10 000 Kronen.

Herr und Frau Slack schlossen natürlich eine Minute nach 6 Uhr ihr neues Heim auf, um die Möbelleute einzulassen, und als nach wenigen Stunden alles vollendet und die Wohnung fix und fertig zum Beziehen war, gaben Herr und Frau Slack ein großes Festessen: die Ehre Missouris war gerettet!

Wie ein rasender, führerloser Eisenbahnzug aufgehalten wurde.

Eine kühne und kluge Tat eines russischen Arztes, der in Verbannung in Sibirien lebt, wird, wie der „Inf." aus Petersburg geschrieben wird, von sibirischen Zei-

tungen erzählt. Vor einigen Tagen wurden die Stationsvorsteher mehrerer kleiner Eisenbahnhaltestellen dadurch erschreckt, daß ein Eisenbahnzug nicht vorschriftsmäßig hielt, sondern in größter Geschwindigkeit an allen Stationen vorüberraste. Die Eisenbahnpassagiere blickten voll Entsetzen aus den Fenstern, ohne daß ihnen ein Mensch helfen konnte, denn der Zugführer war nirgends zu sehen. Die Lokomotive war völlig führerlos. Die bestürzten Stationsvorsteher benachrichtigten sofort die Vorsteher der anderen Eisenbahnhaltestellen, um Abwehrmaßregeln treffen zu können. Alles schien aber ratlos, denn der Eisenbahnzug setzte seine unheimliche Fahrt mit unverminderter Geschwindigkeit fort. Es war nur ein Glück, daß die Eisenbahnstrecke bei dem geringen Verkehr auf den Nebenstationen Sibiriens stets frei war.

Auf der Station Bjelow im Innern Sibiriens kam ein Hilfsarbeiter endlich auf einen rettenden Gedanken.



Sonntagsjäger: So, Lampe, jetzt mach dein Testament! Nachdem er ihn fehlte: Sapperlott! der nimmt's wortwörtlich und läuft gleich zum Notar!

Es war der Arzt Dr. Martow, der zwangsweise in Sibirien angesiedelt war und von der Eisenbahn als Hilfsarbeiter eingestellt worden war. Er rüstete in aller Eile einen Eisenbahnzug aus, der aus einer Lokomotive und sechs leeren Wagen bestand. Dann fuhr er mit mehreren Lokomotivführern wenige Minuten, bevor der Eisenbahnzug an der Station vorüberkommen mußte, in derselben Richtung voran. Als er das sausende Ungetüm in der Ferne erblickte, ließ er die größte Geschwindigkeit der Lokomotive einstellen, sodaß es gleichsam eine Wettfahrt zwischen zwei Eisenbahnzügen war. Der führerlose Eisenbahnzug kam immer näher. Als er auf wenige Schritte herangekommen war, wurde die Schnelligkeit um ein ganz geringes gesteigert, sodaß endlich der Zeitpunkt herankam, wo die beiden Eisenbahnzüge auf wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. Der Zusammenstoß war nun derartig gering, daß niemand eine Erschütterung verspürte. Sobald der Arzt sah, daß die Eisenbahn Puffer an Puffer mit seinem Zuge fuhr, begann er seinen eigenen Zug mit großer Gewalt zu bremsen und verminderte dadurch stark die Geschwindigkeit des führerlosen Zuges. Die Gewalt der Maschine war aber so groß, daß der Rettungszug trotz der gebremsten Räder immer noch vorwärtsgeschoben wurde. Nun ließ der Arzt Gegendampf geben, und so gelang es, den Zug zum Stehen zu bringen.

Sofort begaben sich die Lokomotivführer auf die Lokomotive, um sie abzustellen. Jetzt entdeckte man auch den Grund, warum der Eisenbahnzug dahinraste. Der Führer lag in tiefer Ohnmacht auf dem Boden. Er war anscheinend ganz plötzlich erkrankt, bevor er noch die Maschine zum Stehen bringen konnte. Von nun an sollen auch die kleineren Eisenbahnen zwei Mann zur Bedienung der Lokomotive erhalten, um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern.

Die Fledermaus im Kampfe gegen die Malaria.

Seit Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft mit dem Problem, die Malaria auszurotten, und eine ganze Reihe von Methoden wurde — teilweise mit recht günstigen Ergebnissen — erprobt. Vor allem galt es, jene Mücken und Larven, die als Träger der Malariakeime die Krankheit hervorrufen, zu beseitigen und zu diesem Zwecke empfahl man die Austrocknung der Sümpfe, die den Mücken als Brutplätze dienen. Mehrfach wurde auch versucht, die Sumpfgegenden mit Petroleum zu tränken; es bildet sich dann auf der Oberfläche eine Petroleumschicht, die zur Vernichtung der Mückenlarven führt.

Nun hat ein amerikanischer Forscher, Dr. Campbell, wie in der „France Medicale" ausgeführt wird, in Texas ein neues Verfahren zur Bekämpfung der Malaria angewendet, dessen Ergebnisse nach den bisherigen Erfahrungen die Erfolge aller anderen Methoden noch bei weitem übertreffen. Dr. Campbell ließ sich in der Malariagegend eine zwölf Meter hohe Holzpyramide errichten, die auf vier Holzpfeilern ruht. Die vier Seiten der Pyramide wurden durch wagrechte Oeffnungen geteilt, die in ihrer Art etwa einer halbgeöffneten Jalousie ähnelten. Die Pyramide ist dazu bestimmt, Fledermäusen einen Zufluchtsort zu bieten; nach ihren Dimensionen ist sie imstande, etwa 10000 Fledermäuse aufzunehmen. Im Innern sind Schlupfwinkel und Brutstätten für die Tiere eingerichtet. Die ganze Pyramide ist beweglich, so daß sie von Zeit zu Zeit an einem anderen Orte aufgestellt werden kann. Der Versuch brachte überraschende Resultate. Seit der Verpflanzung der Fledermäuse in die Malariagegend ist die Krankheit aus diesem vorher völlig verseuchten Distrikt so gut wie verschwunden. Denn die Fledermäuse sind die erbittertsten Feinde jener Mücken, die die Malaria übertragen und nur in der Nacht schwärmen. Es hat sich gezeigt, daß die Fledermäuse ungleich mehr dieser Insekten vertilgen, als eine Vogelart. Und zugleich konnte man feststellen, daß der Feldzug von den Fledermäusen gegen die Malariamücken viel gründlicher geführt wird als von jenen Fischen, die man schon mehrfach in Malariasümpfen aussetzte, um die Larven der Insekten zu vertilgen. So wird die vielgeschmähte Fledermaus zum Verteidiger der Menschheit und im Kampfe um die Beseitigung der Malaria zum Bundesgenossen des Arztes.

Die Inthronisation des neuen Kölner Erzbischofs.

(Siehe Bild Seite 160.)

Unter Teilnahme von über 200 Vereinen und in Gegenwart des Oberpräsidenten von Rheinbaben, sowie der Spitzen der Militär- und Zivilbehörden von Köln fand am 9. April die feierliche Inthronisation des Erzbischofs von Köln, Dr. Felix v. Hartmann, statt. Unter Glocken-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geläute und Orgelklang hielt er seinen Einzug in den Dom, wo ihn der Dompropst und das Metropolitan-Kapitel empfingen. Nach Verlesung der päpstlichen Präkonisationsbulle zelebrierte der Erzbischof das feierliche Pontifikalamt und hielt dann seine erste Predigt an die Erzdiözesanen, in der er u. a. betonte, daß er das schwere Amt nur auf ausdrücklichen Befehl des Papstes übernommen habe. Beim Zuge nach dem Dom sowie bei der Rückkehr bildeten Militär und Vereine Spalier.

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man letztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder drittnächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogen. „Schleifen-Nummer", die sich auf jeder unserer Adressen findet.

Tausend Dank und ein herzliches „Vergelts Gott" den edlen Wohltätern, welche die Güte hatten, unserer Mission ein so schönes, wohlklingendes Harmonium zu spenden! Unsere Neuchristen freuten sich gar sehr darüber und werden fleißig für die hochherzigen Wohltäter beten.

Desgleichen sagen wir unsern aufrichtigsten Dank den hochherzigen Missionsfreunden in Schlukenau (Böhmen) und anderen Orten, die uns Stoffreste und sonstige recht nützliche Sachen schickten. Unseres dankbaren Gebetes, sowie des Gebetes unserer schwarzen Kinder dürfen dieselben stets versichert sein.

T. M. — 100 Mark zu einer Glocke für die St. Joseph-Station dankend erhalten. Gott und der hl. Joseph möge es Ihnen lohnen!

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Zbuny, Todtmoos, Münster, Altdorf, Luzern, Zürich, Würenlos, Steinach, St. Fiden, Celerina, Benken, Kirchberg, Arth, Domodossola, Heilsberg, Köln, Essen, Ebelsberg, Breslau, Neustadt, O.-Schl, Schirgiswalde, Kreimitz, Buslawitz, Unterendingen, Luzern, Glarus, Udligenswil, Berlin, Hohenlohehütte, Budapest, Linz, Steyr, Graz, Dürreldorf, Köln, Billerbeck, Luxemburg, Düsseldorf, Reydt, Kirchhunden, Würselen, Paderborn, Bottrop, Bingen a. Rh., Brand, Saarbrücken, Eißen, Derichsweiler, Aßling, Murau, Thal-Aßling, Linz, Zell bei Zellhof, Csávály (Ungarn), Wien, Laskafalu, Vöcklabruck, Eichkögel, Eggersdorf, Innsbruck, Admont, Thüringen (Vorarlberg), St. Peter a. Ottersbach, Zwettl, Flierich, Weng, Freistadt, O.-O., Rumburg, Spital a. d. Drau, Temes-Gyarmata, Aussig, Kronburg-Zams, Steyr, Steinabrückl, Neukirchen b. Zipf, Amstetten, Salzburg, Friesach, Switschin, St. Marein b. Pikelbach, Birchabruck, Graz, Keskend, St. Ulrich-Gröden, Wagrein, Troppau, Markt-Türnau, Osterhofen, Würzburg, Niederroning, Rosenheim, Weißensberg, Bühlerzell, Bregenz, Scheinfeld, Assamstadt, Kempten, Asch, Staig, Offenburg, Arzweiler, Attinghausen, Altstätten, Arth, Altdorf, Berschisch, Gurtnellen, Gersau, Herisau, Luzern, Pfaffenau, Uster, Willisau, Kaltbrunn, Buch, Erfurt, Obernburg, Asenham, Bernsfelden, Hochwang, Wulfertshausen, Freiburg, Wachurt, Auburn, Dubuque, Nordheim, Bonndorf, Neckargerach, Niederhomburg, Breuschthal (Elsaß), München, Heilberg, Gedilgen, Marspich, Waischenfeld, Freiburg, Mötzing bei Sünching, Karlsruhe, Viechtach, Kitzingen 2mal, Oberwinden, Waldstetten, Kleinarmschlag, Ehingen a. d. Donau, Wagshurst, Neustadt, Böhlingen, Odenheim, Kürnach, Würzburg, Kotzau, Grünsfeld, Blienschweiler, Gerichtstetten, Seethal, Geiselhöring, Immenstadt, Oexing, Straßtruding, Aub, Freising, Offenburg 2mal, Ulm, Henkersgraben, Ringingen, Ruhstorf, Roth, Ottersweier, Rottweil, Polling, Bühlerzell, Neufang, Asbach, Kaufbeuern, Augsburg.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Klara Geisler, Breslau. Berta Kiwitt, Glattau. Theresia Ehler, Odrau. Anton Pohl, Kottwitz. Maria Kummer, Graz. Stefanie Schnetzinger, Amsten. Johann Ortner, Ranshofen. Rosina und Florian Gusenbauer, Ried bei Mauthausen. Barbara und Johann Sapper, Feldbach, Katharina Seil, Waidring. Johann, Anna und Gabriele Wiltbret, Tattenitz, Alois Meusburger, Egg, Vorarlberg. Katharina Göbl, Franz Kaltenbrummer, Josef Schausberger, Sebastian Griesmeier, Anna M. Hemetzberger und Anna Kriechbaum, sämtl. von Neukirchen bei Zipf. Aloisia Stieger, Obertrattnach. Anna Moser, Mutters. Sophie Bach, Großrinderfeld. Agnes Hoffmann, Hatzenbühl. Rosalia Straub, Franz Höffler, Waldstetten. Fidel Merz, Neustadt. Margaretha Seestaller, Heilbronn. Therese Diefenbeck, Abensberg. Pfarrer Joh. Leuchtle, Freystadt. Pfarrer Joh. Schwarz, Rettenberg. Pfarrer Josef Kempf, Finthen. Pfr. Rudolf Zürn, Sigmaringen. Anna Drescher, Escherndorf. Salome Frank, Erfeld. Josef Mangelkrammer, München. Mar. Klimmer, Hinderviechtach. Frz. Löffler, Waldstetten. Anna Schönherr, Altheim. Franziska Holzinger, Birkenhördt. Marg. Schänderl, Deiselkühn. Gg. Kestler, Pfr., Neustadt a. S. Hochw. Hr. Prälat Dr. A. Göpfert, Würzburg. Anton Pfeiffer, Ottersweier. Philipp Barthel und Maria Anna Derr, Grünsfeld. Konstantin Herold, Unterwittstadt. Maria Anna Walter, Marg. Lannig, Seb. Berberich, Philomena Baunach, Holzkirchhausen. Adam Maurer, Altheim. Louis Kachler und Anton Keßler, Dollern. Josef Schubert, Oberdürrbach. Bahnverwalter Leipold, Würzburg. Karl Hoffmann, Oberehnheim. Franziska Birkholz, Stadtprozelten. Kunigunda Hack, Marianna Kaiser, Eggolsheim. Lehrer Joh. Merkt und Franz Josef Kurz, Bieringen, Josefa Karmann, Dinkelshausen. Anna Beck, Rohr. Frau Hauptmann Link, München. Therese Becker, Niederbronn. Josef Heilmeier und Helena Grützinger, Eggenfelden. Johann Kieger, Rottenburg. Franz Reißig, Neufang. Anna Dorsch, Würzburg. Hochw. Direktor Richard Hoffmann, Lohr a. M. Herr Stotz, Gmünd. Wendelin Huber, Aichach. Dorothea Eisenmann, Würzburg. Magdalena Mutter, Brig. Theresia Schneider und Kaspar Hildebrand, Gampel. Jos. Anton Büchler, Haslen. Maria K. Kühne, Benken. Herr Ackermann, Mels. Elisabeth Oegerli, Trimbach. Dominika Hartmann, Spiringen. Franz Winkler, Hedingen. Jos. Wigger, Schüpfheim. Anna Holzherr, Bärschwil. Jakob Kohler, Kansas-City, Mo. Fritz Rubly und Margaretha Deutmeyer, Calmar, Iowa. Anna Schneider, Bird-Island, Minn. Joseph Tennissen, Caßville, Wis. Rev. Felix Graf, Bryant, Ind. Katharina Mugerl, Agnes, Johann Koß, Detroit, Mich. Gertrud Ahles und Angela Pollmann, Cincinnati, Ohio. Rev. Father Franz Miller, Detroit, Mich.

Rev. Father Franz Miller

gest. 19. April 1913.

Der edle Verblichene war seit 13 Jahren in Detroit, Mich. (Nordamerika) ein besonderer Freund und Gönner unserer Mission. Möge ihm der barmherzige Gott alles reichlich vergelten! Sein Andenken bleibt in Ehren. R. I. P.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. Mai 1913.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der
Mariannhiller Missions-Kalender
fürs Jahr 1914

hat sich bereits auf den Weg gemacht. Er kommt etwas früh; der Genossen und Konkurrenten sind eben viele, und da fürchtet er, es möchte ihm bei längerem Zuwarten ergehen, wie einst dem lieben Jesukind in Bethlehem, das keinen Einlaß mehr fand, weil schon alles voll von Gästen war. Nun, ich denke, an der Türe der geehrten Vergißmeinnichtleser darf der Mariannhiller Kalender getrost anklopfen und ist er einer freundlichen Aufnahme sicher. Unser Vergißmeinnicht und der Kalender gehören zusammen wie zwei Geschwister; sie stammen aus dem gleichen Haus und erstreben ein gemeinsames Ziel: Gottes Ehre und das Heil der Seelen, zumal unter den Schwarzen Afrikas.

Unser Kalender hat übrigens auch wieder ein recht schönes Festtagskleidchen angelegt; er prangt mit mehr als 80 Bildern, teils dem afrikanischen Missionsleben, teils den mannigfachsten Gebieten menschlichen Könnens und Schaffens entnommen. Zum besondern Schmuck gereicht ihm namentlich ein recht schönes, herzinniges Farbenbild aus der rühmlichst bekannten Firma des Herrn B. Kühlen in M.-Gladbach. Es stellt den seligen Hermann Joseph dar, wie er in der Kirche vor dem Muttergottesaltar dem lieben Jesukinde einen Apfel überreicht, und predigt laut von der Herrlichkeit eines lebendigen Glaubens, von Kindesunschuld und Opferliebe und von dem Himmelssegen, der auf solcher Gesinnung ruht.

Dem bunten mannigfachen Bilderschmuck entspricht der Text. Es seien von den vielen hochinteressanten Erzählungen und Berichten nur folgende erwähnt:

Bilder aus dem Missionsleben,
Die Mariannhiller Mission,
Die Klöster und die Landwirtschaft,
Der politische Flüchtling,
Eine Woche im Belagerungszustand,
Nur ein Tröpfchen,
Die Todesbraut,
Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Kaffee und Tabak bei den Türken,
Kinderwahl im Rosenhag,
Der Kaffer auf der Jagd,
Das Torpedo,
Die Hilzerbuben,
Gottes Wege sind wunderbar,
Der Totengräber,
Wie sie beten lernte,
Ein hochherziges Opfer,
Raubtiere als Patienten,
Die Giraffe,
Der Wettermacher,
Humoristisches,
Gemeinnütziges,

usw. usw.

Wer den Mariannhiller Kalender verbreiten hilft, befördert zugleich das große Werk der katholischen Mission. Schon in mancher Seele ist durch die Lektüre desselben der Entschluß erwacht, persönlich in die Heidenmission zu gehen und sich im heiligen Ordensstande für immer Gott zu weihen.

Unser Kalender ist von den auf dem Titelblatt des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen der Mariannhiller Mission, sowie von einzelnen Förderern zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 50 Pfennig, für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Einzeln per Post zugesandt, für Deutschland 60 Pfennig, für Oesterreich-Ungarn 70 Heller und für die Schweiz 70 cts.

Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 8.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Die kleine Strickerin.

Köln a. Rh.
August 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Edle Taten sterben nicht.

Sinn' auf Edles, wirke Gutes,
Säe Liebe, wo du kannst!
Scheint's gering, sei guten Mutes,
Wenn du wenig nur gewannst!

Bleibt es lange auch vergessen,
Was im Stillen du getan,
Keimt es dennoch unterdessen,
Wächst und blühet himmelan.

Bist du längst schon heimgegangen,
Einst nach vieler Jahre Flucht,
Bricht ein Wandrer voll Verlangen
Deines Wirkens Blüt' und Frucht.

Und es wird sein Herz erquicken,
So er Frucht und Blüte bricht,
Dank wird aus dem Auge blicken,
Kennt er auch den Sä'mann nicht.

Ferd. Heitemeyer.

Das Kaffernland in alter Zeit.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher der Jesuit Pedro Martinez, dem wir die in den vorausgegangenen Nummern des „Vergißmeinnicht" veröffentlichte Schilderung seiner Seereise nach Südafrika verdanken, die Küste Ostafrikas verließ, um nach Indien zu gehen, landete in Mozambique der Dominikaner-Missionar Joao dos Santos. Er arbeitete jahrelang an der Ausbreitung des Christentumes unter den Kaffernstämmen und übertraf an Erfolg alle seine Vorgänger.

Im jugendlichen Alter von kaum 22 Jahren schiffte er sich Mitte April 1586 in Lissabon ein, umsegelte am 2. Juli das Kap der guten Hoffnung und lief am 13. August im Hafen von Mozambique ein, von wo er sich später nach dem südlicher gelegenen Sofala begab. Hier schlug er seinen eigentlichen Sitz auf und durchwanderte das Land nach allen Richtungen. Mit seinem Ordensgenossen Johann Madeyra wanderte er am Sambesi hinauf bis nach Tete, wo die Dominikaner eine Niederlassung hatten, besuchte die längs der Küste zerstreuten Inseln, erbaute überall Kirchen und Kapellen und arbeitete mit seinen im ganzen Lande zerstreuten Ordensgenossen so unermüdlich im Weinberge des Herrn, daß im Jahre 1593 die Taufbücher schon die Namen von 20 000 bekehrten Kaffern aufwiesen.

Während seiner vielen Missionsreisen hatte er die beste Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, weshalb seinen diesbezüglichen Aufzeichnungen ein großer historischer Wert zukommt. Wir lassen dieselben der Hauptsache nach hier folgen, bemerken aber zum voraus, daß jene Gebiete, die er als „Kaffernland" schildert, nicht mit dem heutigen „Kaffraria", auch nicht mit Natal und Zululand identisch sind; sondern etwa 200 Stunden nördlich davon im portugiesischen Ostafrika liegen.

„Die Gegend von Sofala," schreibt Joao dos Santos, „ist äußerst fruchtbar. Alle Felder ringsum sind mit den seltensten Fruchtbäumen, wie Orangen, Zitronen, mehreren Arten von Ananas usw. bedeckt. Den schönsten Anblick aber gewähren offenbar die Granatbäume, welche das ganze Jahr hindurch blühen, und an denen zu gleicher Zeit grüne und reife Früchte prangen. Die Rebe steht den übrigen Gewächsen so wenig nach, daß man eine doppelte Ernte erzielt, die eine im Januar, die andere im Juni. Den Flußläufen entlang gedeiht auch Zuckerrohr. Die Kaffern pflanzen es gern, weil es ihnen das ganze Jahr hindurch eine willkommene Nahrung bietet, doch auf die Zuckerbereitung selbst verstehen sie sich nicht.

Die gewöhnliche Nahrung der schwarzen Eingeborenen sowohl, wie der ärmeren portugiesischen Ansiedler besteht namentlich in Limonen, Orangen und Zitronen. Man macht diese Früchte auch ein, um sie für die schlechtere Jahreszeit aufzubewahren oder um sie nach Indien zu schicken, wo sie als Zuspeise zu Reis sehr gesucht sind. Für Getreide dagegen ist die hiesige Gegend wenig geeignet. Man bereitet wohl aus einem Gemische von Hirse und Reis eine Art Brot, das man aber nur warm genießen kann. Sobald es erkaltet, wird es rauh und unschmackhaft; ja es läßt sich gar nicht mehr genießen, wenn man es nicht zuvor in Wein eintaucht.

Die Kaffern machen auch aus Hirse ein Bier, das säuerlich schmeckt und berauschend wirkt. Die Portugiesen lieben es nicht und ziehen ihm den Palmwein vor. Fehlt hier auch das Brot, so doch keineswegs das Fleisch. Das ganze Land ist reich an Wild, auch gibt es eine Menge Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe, Schweine und Geflügel. Um einen Vertangy (etwa eine halbe Mark) kauft man 15 fette Hühner, so daß hierzulande auch ärmere Leute ganz anständig leben können. Auch wissen die Kaffern sich eine Art Butter zu verschaffen, die sie zu gekochtem Reis essen. Sie stampfen nämlich den in ihrem Lande wachsenden schönen und weißen Sesam in irdenen Töpfen zu Brei, pressen den Saft, der besser brennt als Olivenöl, aus und verwenden die Ueberbleibsel als Butter.

Unter den wilden Tieren des Landes nimmt der Elefant die erste Stelle ein. Da er auf den mit Hirse und Reis bestellten Feldern großen Schaden anrichtet, suchen ihn die Eingeborenen auf verschiedene Weise zu fangen. meist durch List, weil ein offener Angriff mit allzu großer Gefahr verbunden ist. Gewöhnlich fangen sie ihn in Fallgruben oder durch Schlingen und töten ihn dann aus der Ferne mit ihren Pfeilen und Wurfspießen.

Zwei Kaffern hatten eines Tages zwei Elefanten mit ihren Speeren verwundet, doch, wie es schien, nur leicht, und weil die Nacht hereinbrach, wagten sie es nicht, ihnen weiter nachzusetzen. Am nächsten Morgen aber folgten sie der Blutspur und kamen, nachdem sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatten, an einen Fluß. Hier fanden sie die beiden Elefanten wieder; der eine lag am Ufer, der andere aber stand im Wasser und spritzte seinem Genossen die Wunden aus. Die Schwarzen waren vor Erstaunen ganz außer sich; da sie sich aber dem im Wasser stehenden Elefanten zu sehr nahten, ergriff dieser den einen Kaffer mit seinem Rüssel und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf den am Ufer liegenden Kameraden, daß er sofort starb. Dann richtete das erzürnte Tier seine Blicke auf den zweiten Jägersmann, dem es aber gelang, sich durch eiligste Flucht zu retten.

Joao dos Santos fügt bei, man erzählt noch viele andere Beispiele von dem Verstand und der Ueberlegung dieser Tiere. So befand sich zu Goa in Indien ein zahmer Elefant, Perico oder Trunkenbold genannt, weil er gerne Wein trank und an keiner Schenke vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

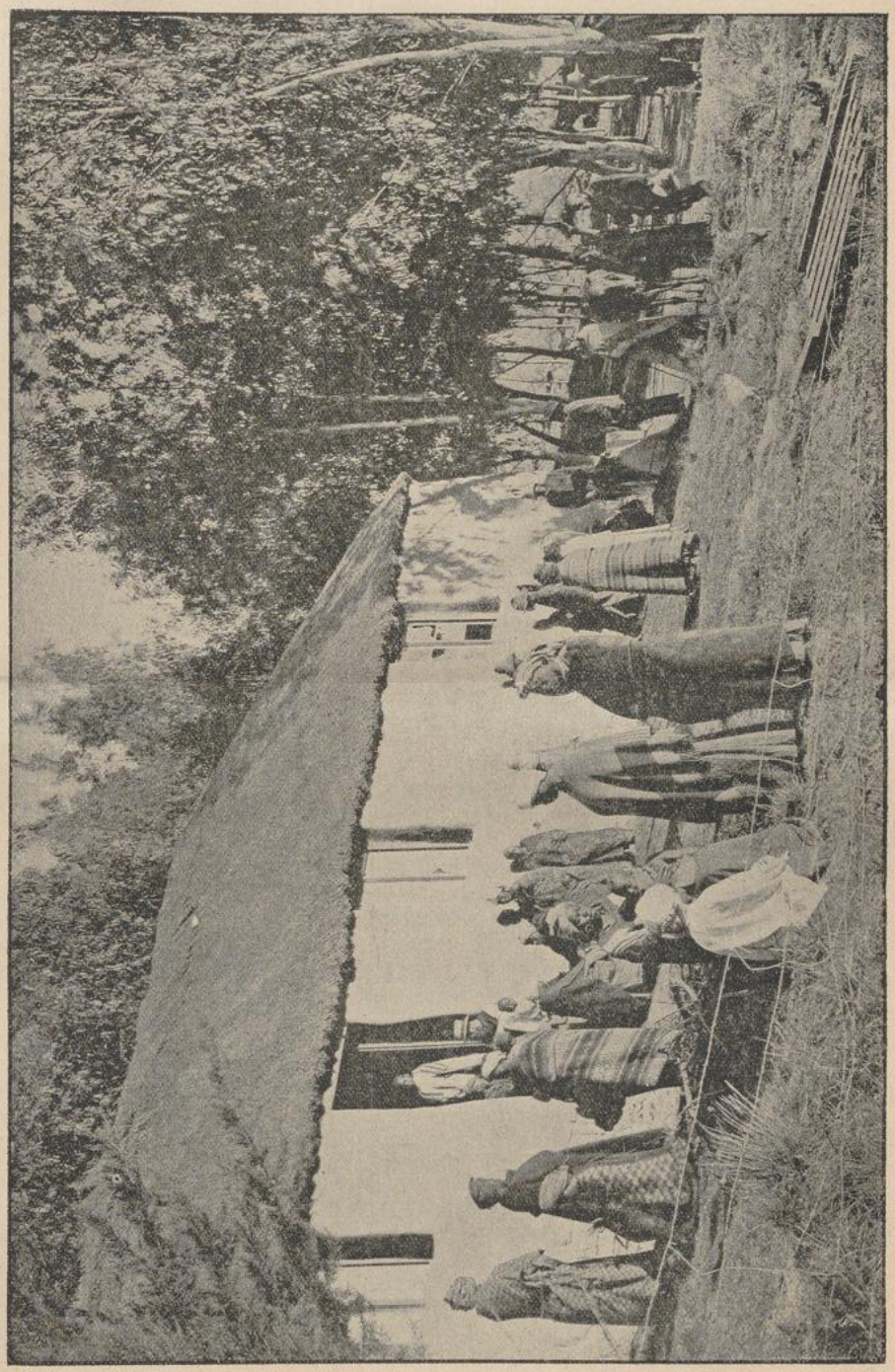
überging, ohne einen tüchtigen Schluck zu nehmen. Gab man ihm Geld, so trug er es ins beste Wirtshaus, denn er wußte sehr wohl einen guten Wein von einem schlechten zu unterscheiden, und die Trinker pflegten deshalb nur „Elefantenwein" zu verlangen.

Im Jahre 1600 schickte der Vizekönig von Indien dem König von Spanien einen Elefanten, der alles verstand, was man ihm auf Portugiesisch oder Italienisch sagte; wenigstens tat er immer, was man ihm in einer dieser beiden Sprachen sagte. Auch liebte er die Musik und schlug mit seinem Rüssel dazu den Takt. Wenn sein Wärter ihn zankte oder unzufrieden mit ihm schien, zeigte er sich darob sehr empfindlich und ließ traurig den Kopf hängen, bis man wieder in freundlichem Tone zu ihm sprach.

Die Kaffern zähmen diese Tiere nicht, legen aber doch großen Wert auf sie, weil ihr Fleisch ein beliebtes Nahrungsmittel ist, und die Zähne ihnen als Handelsartikel einen gar ansehnlichen Gewinn einbringen.

Die Elefantenzähne werden von hier in großer Menge exportiert, gehen doch jährlich von Mozambique drei mit dieser kostbaren Ladung befrachtete Schiffe nach Indien ab. Die Ladung findet gewöhnlich am 30. Juli, dem allgemeinen Zahlungstermine, statt, und man sieht an diesem Tage nichts als Elefantenzähne auf die Schiffe tragen. Manche dieser Zähne sind über Manneslänge groß und so schwer, daß zwei Personen daran zu tragen haben. Die portugiesischen und asiatischen Handelsleute kaufen übrigens nur die schwereren, weil die kleinen in Asien fast keinen Wert mehr haben.

Die Elefantenzähne werden in großer Menge gefunden, was keineswegs zu verwundern ist; denn in den unermeßlichen Wäldern und Einöden schweifen die Elefanten in zahlreichen Herden umher und verlieren ihre Zähne im hohen Alter und manchmal auch im Kampfe unter einander. Auch gibt es unter den Kaffern eigene Elefantenjäger, die ihr Geschäft mit großer Ge-



Vor Beginn der Katechese in der Dorfschule bei Mariazell in der Kapkolonie.

schicklichkeit zu betreiben wissen. Ist das Tier erlegt, so schneiden sie ihm die beiden Zähne aus, mit dem Rüssel aber machen sie häufig den Portugiesen ein Präsent, weil es ein seltener Leckerbissen sein soll. Manchmal lösen sie auch die Füße ab und hängen das Fleisch in Stücken an der Sonne auf, namentlich um das Fett, das als vorzügliches Mittel gegen Gichtschmerzen gilt, herausrinnen zu lassen. Wird ein Elefant auf fremdem Eigentum erlegt, so gehört der Zahn, womit er beim Falle die Erde berührt, dem Besitzer des Grundstückes, der andere aber dem Jäger, der ihm den Todesstoß versetzte.

(Fortsetzung folgt.)

David Livingstone.

(Fortsetzung.)

Während Livingstone im Herzen Afrikas weilte, vollständig abgeschnitten von der ganzen zivilisierten Welt, befand sich im Oktober 1869 ein junger amerikanischer Journalist in der Hauptstadt Spaniens. Es war Henry Stanley, Angestellter der großen Newyorker Zeitung „Harald", deren Besitzer der Multimillionär Gordon Bennett war. Eines Morgens weckte ihn sein Diener mit einem Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Kommen Sie in wichtiger Angelegenheit nach Paris. Gordon Bennett."

Mit dem ersten Zug fährt Stanley nach Paris, wo ihn Bennett mit der Frage empfängt: „Was glauben Sie, wo mag wohl Livingstone sein?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen," entgegnete Stanley.

„Meinen Sie, er sei noch am Leben?"

„Mag sein, vielleicht — vielleicht auch nicht."

„Ich bin überzeugt, daß er noch lebt," erklärte nun Bennett, „und Sie sollen ihn suchen." —

„Wie? Ich soll nach Zentralafrika gehen?"

„Ja, ich wünsche, daß Sie dorthin reisen und Livingstone ausfindig machen. Vielleicht leidet der alte Mann großen Mangel; nehmen Sie daher alles mit, was er etwa brauchen könnte. Handeln Sie ganz nach Belieben, aber — finden Sie mir Livingstone!"

Stanley wagte noch einzuwenden: „Eine solche Reise kostet Geld," doch Bennett erwiderte einfach: „Lassen Sie sich von der Bank 1000 Pfund Sterling (20 000 Mark) holen, und wenn Sie die ausgegeben haben, so erheben Sie weitere 1000 Pfund und so fort, solange es eben nötig ist, aber — finden Sie mir Livingstone!"

„Gut," sagte nun Stanley, „ich werde mit Gottes Hilfe tun, was ich kann." Und so ging er nach Afrika. Im Januar 1871 kam er nach Sansibar, wo er nun weitgehende Vorbereitungen zur Reise ins Innere traf. Er kaufte soviel Zeugstoff zusammen, daß sich hundert Mann zwei Jahre lang damit kleiden ließen, ferner Glasperlen, Metalldraht und andere Dinge, die den Schwarzen lieb sind; auch Sättel und Zelte, Flinten und Patronen, Arzneimittel, Werkzeug, Proviant und Esel. In Bagamoyo wurde die letzte Hand an die Ausrüstung gelegt, und nun galt es zu eilen, um den Marsch noch vor Beginn der Regenzeit antreten zu können.

In fünf Abteilungen, zusammen 192 Mann, darunter 20 Soldaten, zog die große und reiche Karawane westwärts. Führer der letzten Abteilung war Stanley selbst, und als er, das amerikanische Sternenbanner voran, abzog, war ganz Bagamoyo auf den Beinen. In dem tiefen Schatten der Mimosenhecken marschierten die Soldaten dahin, das Gewehr geschultert, und sangen muntere Lieder. Vor ihnen lag die Wildnis, Zentralafrika mit seinen dunkeln Rätseln!

Beizeiten langte der sangesfrohe Zug an seinem ersten Lagerplatze an. Hier wuchs ringsum hoher Mais, und auf weiten Flächen wurde die Maniokpflanze gezogen. Um die nahen Sümpfe herum standen niedrige Fächerpalmen und Akazien zwischen mannshohem Gras und Farnkräutern in üppiger Fülle. Am nächsten Tag marschierte die Karawane unter Ebenholzbäumen und Kalebaßstauden. Fasanen und Wachteln, Sumpfhühner und Tauben flogen erschreckt auf, als sich die lange Reihe der schwarzen Männer durch die endlosen Grasflächen dahinschlängelte. In den Wasserläufen, die sie überschritten, lagen Flußpferde, die gar keine Scheu zeigten und behaglich schnaubten.

Anfangs war prächtiges Wetter, dann aber zogen die Vorläufer der Regenzeit mit Geplätscher und Gerassel über das Land hin. Die beiden Pferde der Karawane brachen zusammen, etliche Träger rissen feige aus, ein Dutzend anderer erkrankte an Fieber. Trotzdem beeilte Stanley seinen Marsch nach Kräften; er selbst schlug jeden Morgen auf einer Blechkanne die Reveille. Durch dichte Dschungeln ging es weiter. In einem kleinen Tal wiegten sich Maisfelder im Winde und linde Lüfte säuselten durch regennasses Zuckerrohr. Die hängenden Bananen glichen vergoldeten Gurken, und rechts und links vom Pfad dufteten Tamarisken und Mimosenbäume. Bisweilen rastete man in Dörfern, die aus gutgebauten Lehmhütten bestanden.

Nach vierzig Tagen ging die Regenzeit am letzten April zu Ende. Wälder prachtvoller Palmyrapalmen umgaben nun die Wanderer. Das Land wurde hügelig, und im Westen überragte ein Bergkamm den andern. Soldaten und Träger freuten sich, aus dem feuchten Küstenland in trockene Gegenden zu kommen, aber den Eseln wurde der Weg jetzt recht sauer. Man lagerte in Dörfern, deren bienenkorbartige Hütten mit Bambusrohr und Bast gedeckt und mit Lehmmauern umgeben waren. An einem kleinen See fand man zahlreiche Spuren von Büffeln, Zebras, Giraffen, Wildschweinen und Antilopen, die zur Tränke dahin zu kommen pflegten.

In einem Dorfe holte Stanley eine große arabische Karawane ein, mit der er das kriegerische Ugogo-Land durchzog. Der gemeinsame Zug zählte nun 400 Mann, die niemand anzugreifen wagte. In Tabora, einer der vornehmsten Siedelungen in Ostafrika, holte Stanley seine vorderen Karawanenabteilungen ein, und die Araber erwiesen ihm alle möglichen Ehren. Prächtig angebaute Felder dehnten sich ringsum, auf denen große Viehherden weideten, und den stattlichen, schöngebauten Männern sah man nicht an, daß auch sie Sklavenhändler waren.

Als Stanley Tabora verließ, nahm er nur noch 54 Mann mit sich; auch machte er einen großen Umweg nach Süden, um die im Kriegszustand befindlichen Stämme zu vermeiden. Mit jedem Tage wuchs seine Spannung und seine Sorge. Wo mochte wohl Livingstone stecken, von dem die ganze Welt sprach? War er schon längst tot, oder wanderte er noch immer in den Wäldern Afrikas umher, wie seit fast dreißig Jahren?

Später wandte sich Stanley wieder nordwärts nach einem Flusse zu, der sich in den Tanganjika-See ergießt. In kleinen, zerbrechlichen Kähnen setzte die Karawane über, während die Esel hinüberschwimmen mußten, wobei eines der Tiere die Beute eines Krokodils wurde. Da begegnete Stanley eines Tages einer aus Udjidji

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

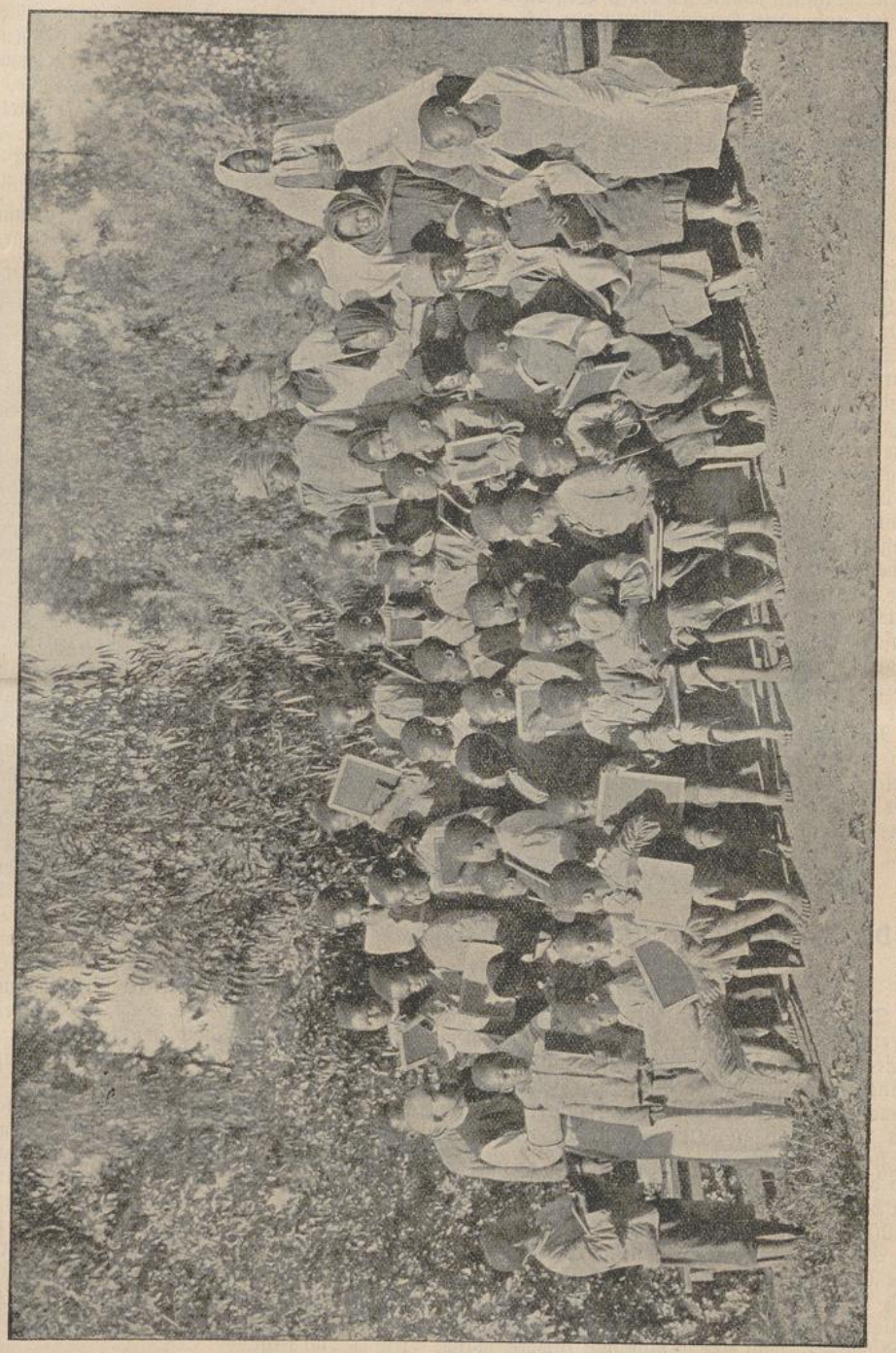
kommenden Karawane und hörte von ihr, daß sich dort ein weißer Mann befinde! „Glückauf!", dachte er, das kann kein anderer sein, als Livingstone! Von da an steigerte sich sein Eifer, nordwärts zu kommen, aufs höchste. Durch gute Bezahlung vermochte er seine Träger zu längeren Tagmärschen, und die Häuptlinge, durch deren Land er zog, befriedigte er durch angemessene Geschenke.

So brach der 10. November des Jahres 1871 an. Es war ein prächtiger, sonniger Tag, und sechs Stunden lang marschierten Stanley und seine Leute. nach Südwesten. Durch dichtes Bambusrohr führte der Pfad auf eine Anhöhe, von der man den silberhellen Spiegel des Tanganjika-Sees vor sich erblickte. Da erhob die ganze Karawane ein lautes Jubelgeschrei. Von einem letzten Landrücken aus wurde Udjidji mit seinen Tausenden von Hütten und Palmen sichtbar. Stanley spähte wie ein Falke am Ufer umher. Das Gerücht vom Verweilen eines weißen Mannes am See war in den letzten Tagen immer bestimmter geworden. Wo war die Hütte des Gesuchten? War es Livingstone, oder war's ein anderer, oder war sein Name nur noch eine Sage oder wie ein Traum?

Nun wird die Fahne geschwenkt. Die Schwarzen aus Udjidji strömen den Ankommenden unter ohrenbetäubendem Geschrei entgegen; es beginnt ein Begrüßen, Fragen und Durcheinanderrufen. Da ruft einer aus dem Gedränge: „Good morning, Sir!!" — Wer kann das sein? Ein schwarzer, mit einem Hemd und Turban bekleidet!

„Wer in aller Welt sind Sie?" fragte Stanley.

„Ich bin Susi, der Diener Dr. Livingstones!"



Schulkinder von M. Telgte in der Kapkolonie. (P. Paternus Mono.)

„Also Dr. Livingstone lebt und ist hier?"

„Ja, Herr, dort in jener Hütte."

„Dann laufen Sie nur schnell und holen Sie mir den Doktor!"

Und Susi lief, so schnell er konnte. — Als Living-

stone die überraschende Kunde von der Ankunft einer Karawane unter amerikanischer Flagge erhielt, stieg er von der Veranda seines Hauses herab in den Hof, wo sich auch die in Udjidji wohnenden Araber versammelt hatten. Stanley bahnte sich einen Weg durch die Menge und sah nun einen kleinen Mann vor sich, ergraut und blaß, mit einer blauen Konsulmütze, deren ehemals goldenes Band ganz verblichen war, einem Wams mit roten Aermeln und abgetragenen grauen Beinkleidern. Stanleys erste Regung war, auf ihn zuzueilen und ihn zu umarmen; aber in Rücksicht auf die Volksmenge nahm er nur seinen Hut ab und fragte:

„Dr. Livingstone, nicht wahr?"

„Ja, der bin ich," entgegnete jener freundlich, indem er leicht die Mütze lüftete.

„Gott sei Dank, Doktor, daß es mir gegönnt ist, Sie zu treffen."

Livingstone antwortete: „Und auch ich danke Gott dafür, daß ich hier bin, um Sie willkommen zu heißen."

Die beiden ließen sich nun auf der Veranda nieder, während die umherstehenden Eingeborenen ihnen verwundert zuschauten. — Später wurde Stanley einmal gefragt, wie ihm wohl zumute gewesen sei, als er Livingstone so mitten im Herzen Afrikas nach langer Wanderung gefunden? Er antwortete, sein Gefühl sei viel zu überwältigend gewesen, als daß er es beschreiben könnte. Er habe den berühmten Einsiedler, der seit fast dreißig Jahren unter den schwarzen Völkern Afrikas umhergewandert war, immer wieder ansehen müssen und habe jede einzelne Runzel seines bleichen Gesichtes betrachtet, in dem sich Leiden und Ernst, die Jahre der Einsamkeit und Arbeit, der Krankheit und Sorge ausprägten; und er habe immer wieder an Gordon Bennetts Worte denken müssen: „Gleichgiltig, was es kostet, — aber finden Sie mir Livingstone!" —

Noch spät am Abend saßen die beiden beisammen und plauderten miteinander. Die Nacht breitete ihre Schleier über die Palmenhaine aus, und es wurde finster über den Bergen, von denen Stanley herabgestiegen war. Eine dumpfe Brandung aber schlug rauschend an das Ufer des Tanganjika-Sees.

(Schluß folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Das Totenfest für die Mutter Nomjibas wurde gefeiert, zunächst von den Frauen und Mädchen. Sie schrieen und lärmten, zerrauften sich die Haare und weinten und klagten um die teure, vielgeliebte Fürstin. Hierauf begannen die schwarzen Zauberer und Doktoren das Opferfleisch zu bereiten und die amadhlozi, die Geister der Vorfahren, zu versöhnen; es versammelten sich die Männer und waffenfähigen Burschen und feierten das Totenfest durch wilde, echtheidnische Spiele und Trinkgelage auf ihre Art.

Nomjiba aber, die zehnjährige Prinzessin, das Kind mit dem sanften, leuchtenden Rehaugen, machte sich los aus dem wilden, heidnischen Lärm, wandte sich einer stillen, einsam gelegenen Quelle zu, setzte sich nieder und weinte, daß eine Träne die andere schlug. Ihr Herz aber schrie zu dem großen Gott, von dem die sterbende Mutter gesprochen hatte, den sie zwar nirgends sah, von dem auch niemand in ihrer ganzen Umgebung sprach, dessen Nähe sie aber in innerster Seele fühlte.

So saß sie lange, lange da. Der wilde, ausgelassene Lärm, das Singen, Tänzen und Stampfen, das vom Königskraale her zu ihr drang, widerte sie an; sie fürchtete sich förmlich, heimzukehren, und doch senkten sich schon allmählich dunkle Schatten über Quelle und Wald. Die Sonne war dem Untergange nahe, das Käutzchen schrie im dunkeln Buschwerk, und unheimlich raschelte es zuweilen zu ihren Füßen. Siehe, da erglänzte plötzlich, droben am hohen Firmamente, der Abendstern. Sein mildes Licht leuchtete und funkelte so freundlich und lieb, daß sie glaubte, sie schaue ins liebe, traute Mutterauge, und damit kehrte Friede und wundersamer Trost in ihre Seele ein. Nomjiba erhob sich, schnürte ihr Lendentüchlein fester und eilte leichten Schrittes dem heimatlichen Kraale zu. —

Geh' nur heim, du Kummervolle;
Deine Bitten, deine Klagen
Wird ein kleiner, lichter Engel
Weinend in den Himmel tragen.

(Webers, Dreizehnlinden.)

Nomjiba konnte ihr gutes Mütterchen nicht vergessen. Es waren wohl noch viele andere Frauen im Königskraal, die sie kaffrischer Sitte gemäß ebenfalls „Mutter" nennen mußte, doch sie waren nicht wie die eigene, unvergleichlich gute Mutter, wohl hatte sie noch zwei ältere Brüder und ein kleines Schwesterchen; Nomjiba liebte sie herzlich, dennoch aber fühlte sie sich im großen Königskraal, wo alles nur so wimmelte von lärmendem Volk, von jungen Burschen und trotzigen Männern, emsigen Frauen, Mädchen und Kindern, oft recht einsam und verlassen. Die andern Frauen ihres Vaters mochten das stille, seltsame Kind mit den ernsten, fragenden Augen nie recht leiden. Nomjiba war nicht nach ihrer Art, nicht so wild und lebensfroh, wie die andern heidnischen Kinder. Sie ging ihre eigenen Wege, schien immer nach etwas zu suchen, kurz, die grübelnden Träumerin war ihnen lästig und unverständlich.

Nomjiba fühlte das wohl; um so treuere Liebe wandte sie ihrem Schwesterchen zu. Sie trug es auf dem Rücken, sprach mit ihm und sang ihm die süßen Wiegenlieder vor, die sie vom verstorbenen Mütterchen gelernt hatte. Perlten aber trotzdem nur allzu oft die hellen Tränen über ihre schwarzbraunen Wangen, so fragten die Weiber mit Murren: „Was weint denn das sonderbare Mädchen den ganzen Tag? Kann es nicht auch lustig und munter sein, wie die übrigen Kinder?" Auch die Männer und Räte des Königs schüttelten die Köpfe und betrachteten Nomjiba mit kritischen Blicken. Sie glaubten, es wachse an ihr eine gefährliche Zauberin heran, doch schützten sie das Kind als nahe Verwandte des Königs; niemand durfte ihm ein Leid zufügen. —

Seit jenem Abend, da man die Totenklage für die Mutter gehalten hatte, liebte Nomjiba die Sterne. Stunde um Stunde konnte sie mutterseelenallein dasitzen und unverwandten Auges hinaufblicken zum funkelnden Sternenhimmel. Dort oben, meinte sie, müsse ihre Mutter sein, und der große, milde Abendstern erinnerte sie immer wieder an das treue Mutterauge und an das ernste Mahnwort, das sie ihr auf dem Sterbebett gegeben, nach dem großen Geiste zu forschen, der alles gemacht hat, der in der Höhe wohnt, und alles weiß und sieht.

Ja, sie suchte ihn beständig, der ihr so nahe schien und den sie dennoch nirgends finden konnte. Besonders nahe schien er ihr jedesmal drunten, am stillen Waldesrand, bei der silberhellen Wasserquelle zu sein, wo sie Tag für Tag hinging, um in einem Kürbiskruge Wasser zu holen. Doch sie ging nicht mit den übrigen Mädchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

am hellen Nachmittag; die lärmten und schwätzten ihr zu viel und hatten den Kopf voll törichter Dinge. Sie war am liebsten allein und wartete daher bis zur stillen Abendstunde. Da ließ sichs gut träumen bei der murmelnden Quelle und dem geheimnisvollen Rauschen im Walde. Da zirpten Tausende von Zikaden, sangen die Vöglein und schwirrten buntfarbige Leuchtkäfer durch die milde Abendluft.

Es stürmten auch wundersame Fragen auf sie ein: Wer hat denn dies alles gemacht? Woher stammt die große, wunderbare Welt mit all ihrer Pracht? Wer läßt die Quelle hier ohne Unterlaß fließen, woher hat das Vöglein dort sein buntes Kleidchen und seine helle melodische Stimme? Wer hat die Berge, die Täler gemacht, Fluß und Wald, Mensch und Tier; wer die funkelnden Sterne alle da hinaufgesetzt ans unermeßlich große Himmelsgewölbe? . . . .

Das waren große, inhaltsschwere Fragen. Ist denn niemand da im ganzen Zululand, der dem guten, so heiß und unablässig forschenden Mädchen Aufschluß gebe auf seine Fragen. Nomjiba will Klarheit haben. Je älter sie wird, desto stärker wächst dieser ihr Wissensdurst. Sie ist ein frühreifes Kind; schon mit 15 Jahren ist sie physisch und geistig voll entwickelt, und dabei so rein, so edel und gut. Je älter sie wird, desto mehr erkennt sie die Greuel des Heidentums und wendet sich geekelt von ihnen ab. Die eitlen Spiele und Tänze der Jugend haben für sie keinen Reiz; sie fühlt, ihre Seele ist für Besseres und Höheres erschaffen. Doch, wo ist derjenige, der ihr Aufschluß gibt auf alle ihre Fragen, wer vermag das dunkle Sehnen ihres Herzens zu stillen? Ja, wenn ihr gutes Mütterchen noch lebte! Sie könnte ihr gewiß gar vieles sagen, doch die schläft drunten in der kalten Erde unter einem Gewölbe von Steinen.

„Die mir ratend helfen könnte,
Schläft hier unterm kalten Steine;
An der Linde, ihr zu Füßen
Sitz' ich oft, und weine, weine! —
Leise nur; ein Mutterschlummer
Ist so leicht, sie wird es hören;
Nein, es darf des Kindes Klage
Ihre Seligkeit nicht stören! —

Wenn es schauert hoch im Wipfel,
Neig' ich mich zu bangem Lauschen:
Sind es liebe Flüsterworte?
Ach, es ist nur Windesrauschen! — —
(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

(Fortsetzung folgt.)

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

Ich gebe im Nachstehenden eine Erzählung wieder, die sich der Hauptsache nach schon im Mariannhiller Ka-



P. Pius auf der Missionsreise, übersetzt einen Fluß auf primitivem Boot.

lender 1911, Seite 72—73 findet. Der Kalenderbericht stützt sich auf die Mitteilungen des Hochw. P. Hornig, S. J.; inzwischen hatte ich aber Gelegenheit, darüber aus dem Munde hiesiger Eingeborner eine Menge interessanter Details zu erfahren. Da sich die Geschichte in nächster Nähe unserer Missionsstation abspielte, und weil jenes Ereignis von so tief einschneidender Bedeutung für den ganzen Amaxosa-Stamm war, daß es in seinen Folgen bis auf unsere Tage nachwirkt, obschon seitdem fast 60 Jahre verflossen sind, so kann ich nicht umhin, es unsern Lesern in seinem ganzen traurigen Verlaufe mitzuteilen. Die Sache verhielt sich so:

Im Mai 1856 begab sich eines Morgens ein Mädchen zum nahen Flusse ihres heimatlichen Kraals, um dort Wasser zu schöpfen. Es war Nonggausi, die Tochter des Mschlakasa, eines Beamten des großen Gcaleka-Häuptlings Sarili. In ihrer Begleitung war ihre Freundin Nonesi. Als nun das Mädchen vom Flusse zurückkam, teilte es seinem Vater mit, es habe am Flusse fremde Männer gesehen, die sich in ihrem Aeußern gar sehr von allen unterschieden, die sie bisher kennen gelernt hatte. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mschlakasa eilt zum Fluß und findet an der bezeichneten Stelle ebenfalls diese sonderbaren Männer. Sie geben ihm die Weisung, zurückzukehren, sich auf die herkömmliche Weise durch Heilkräuter und geheime Medizinen zu reinigen und den Geistern der Verstorbenen einen Ochsen als Opfer darzubringen. Nach vier Tagen solle er zu einer bestimmten Stunde wiederkommen, und da würde er dann von ihnen wundersame Dinge zu hören bekommen.

Die fremden Männer hatten in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Gebieterisches, somit tat Mschlakasa aufs Wort, was sie ihm befohlen hatten. Am vierten Tage ging er abermals zum Flusse. Die fremden Männer waren wieder da. Zu seiner größten Verwunderung sieht Mschlakasa seinen leiblichen Bruder unter ihnen, der doch schon vor mehreren Jahren gestorben war. Da geht ihm mit einem Schlage ein Licht auf! — Er weiß, wer die fremden Männer sind: es sind amadhlozi, Geister der Vorfahren!

Diese aber teilen ihm mit, sie seien die Feinde des „weißen Mannes", den sie mit unerbittlichem Hasse verfolgten. Soeben kämen sie von einem fernen Kriegsschauplatz, wo sie ihren schwarzen Landsleuten bei der Vertreibung der Engländer durch ihre große, unsichtbare Macht geholfen. Sie seien bereit, auch dem Volke der Amaxosa zu helfen, und er (Mschlakasa) solle ihr Bote sein und ihre Befehle den Häuptlingen aller umwohnenden Stämme verkünden. Falls man ihnen glaube und ihre Hilfe annehme, würden ganz außerordentliche Dinge vor sich gehen, Ereignisse so wundersam und groß, wie sie bisher unerhört gewesen seien im Lande der abantu (des Kaffernvolkes).

So die Sage, wie sie gegenwärtig unter den hiesigen Eingebornen kursiert. Ob ein Körnchen Wahrheit an der Sache ist, ob nämlich Mschlakasa und seine Tochter wirklich mit fremden Männern am Flusse verkehrten und von diesen betrogen wurden, oder ob das Ganze nur ein Machwerk eines schlauen Häuptlings war, der die beiden zu politischen Zwecken mißbrauchte, wer kann das heute sagen? Tatsache ist, daß schon eine große Gärung im Volke gegen die Engländer da war; die Amaxosa hatten schon im Jahre 1835 und 1847 versucht, das verhaßte Joch der weißen Ausländer abzuschütteln und hatten erst im Jahre 1853 notgedrungen die englischen Friedensbedingungen angenommen. Der alte Haß aber war geblieben, und es bedurfte nur eines Funkens, um das Pulverfaß neuerdings in die Luft zu sprengen. Und dieser Funke fiel.

Die Erzählung Mschlakasas und seiner Tochter, die seitdem immer wieder zum Flusse ging und immer neue Befehle und Offenbarungen mit nach Hause brachte, zündete wie der Blitz. „Die Geister der Vorfahren sind da und wollen ihnen helfen! Was braucht es mehr? Ein Tor, der eine solch' günstige Gelegenheit nicht mit beiden Händen ergreift!" —

Die Geister der Vorfahren verlangten Opfer, man solle Ochsen schlachten. Das war ja immer so. Bei jedem wichtigen Anlasse schlachteten die Kaffern von jeher das eine oder andere Stück ihrer zahlreichen Herden. Das sicherte ihnen die Gunst der amadhlozi, der Geister ihrer teuren Ahnen, und wandte jedes Unheil vom Land und Volke ab. Diesmal war die Zahl der verlangten Opfer größer, im ganzen Lande, bei allen Stämmen sollte fleißig geopfert werden. Was verschlug's? Vieh war ja in Menge da, und die von den Geistern in Aussicht gestellte Hilfe war ja einzig in ihrer Art.

In aller Eile wurden Boten zu allen Stämmen diesseits des Großen Keiflusses gesandt, und alle Häuptlinge wurden von den neuen Wundern in Kenntnis gesetzt und zu treuer Mitwirkung am großen Werke eingeladen. Kaffraria sollte frei werden, und darum mußten vor allem große Opfer dargebracht werden! Mit einem Schlag war das ganze Kaffernland in heller Aufregung. Magoma, Pato, Stokwe und wie die großen Häuptlinge alle hießen, verbanden sich mit dem Gcaleka-Fürsten Sarili und begannen zu schlachten.

Die englische Regierung hörte von der Sache und ließ dem Gcaleka-Häuptling einen vertraulichen Wink zugehen, er könne zwar in seinem Kraale handeln, wie er wolle, sie müßte aber dagegen Protest erheben, daß er Leute, die zu den britischen Untertanen zählten, aufforderte, freventlich ihr Hab und Gut zu zerstören. Falls er von diesem Beginnen nicht ablasse, würde man in exemplarischer Weise gegen ihn einschreiten. Doch eine solche Drohung hatte unter den obwaltenden Umständen wenig mehr zu bedeuten. Warum noch lange die Engländer fürchten? In wenigen Wochen waren sie alle über die Grenze gejagt. Bald wendet sich der Spieß; nur Geduld! Schon stehen unsichtbare Rächer parat, dem armen schwarzen Volke zu helfen!

Wohl gab es auch einige Klügere unter den Kaffern, welche der Geschichte nicht recht trauten, und der christliche Häuptling Kama setzte alle Hebel in Bewegung, seinen schwarzen Landsleuten den unbegreiflichen Mißgriff klarzulegen, umsonst, er und alle übrigen wurden einfach niedergeschrien. Wer nicht mittat, galt als Abtrünniger und als Verräter an der heil. Sache; andere gaben aus Schwäche nach, wieder andere schlachteten ihr Vieh, einfach weil der Chief oder Häuptling es so wollte, kurz, die Sache nahm ihren Lauf; es war, als ob das ganze Land eine Art religösen Wahnsinns ergriffen habe. (Fortsetzung folgt.)

Ernteleben im Kaffernland, Dreschen, Mahlen, Kochen usw.

Die Einheimsung der Feldfrüchte ist alljährlich ein großes Ereignis im Kaffernland, und alle verfügbaren Kräfte werden dazu eingespannt. Bei der Maisernte werden die gepflückten Kolben auf dem nackten Boden aufgeschichtet, und die ganze Gesellschaft setzt sich im hellen Sonnenschein rings herum in einen Kreis und beginnt mit großer Geschäftigkeit die äußere weiße Hülle davon abzustreifen. Das scharfe Sonnenlicht gibt der arbeitenden Gruppe einen ganz merkwürdigen Lichteffekt, denn die weißen Hülsen stechen von den dunkelbraunen Händen und dem ganzen der Schokolade ähnlichen Kolorit der Menschen recht malerisch ab.

Die Maiskörner selbst werden durch Reiben vom Kolben losgemacht und dann in eigentümlichen Vorratskammern verwahrt. Meistens sind das Gruben, die im nahen Viehkraal ausgeworfen werden. Sie werden ganz mit Dung überdeckt, und die Flüssigkeit, welche durch die Erde sickert, macht den hier vergrabenen Mais säuerlich, schützt ihn aber auch gegen den äußerst gefährlichen Kornwurm. Der Geschmack einer Frucht, die in solch einer Grube gelagert hat, ist für den Gaumen eines Weißen im höchsten Grade widerlich, für den eines Kaffern dagegen geradezu delikat. Jetzt hat die Sache bei ihm erst Kraft und Leben bekommen und nun weiß er, was er genossen hat! Das Vieh und alles, was von ihm kommt, ist gut. Uebrigens wird die Frucht nicht

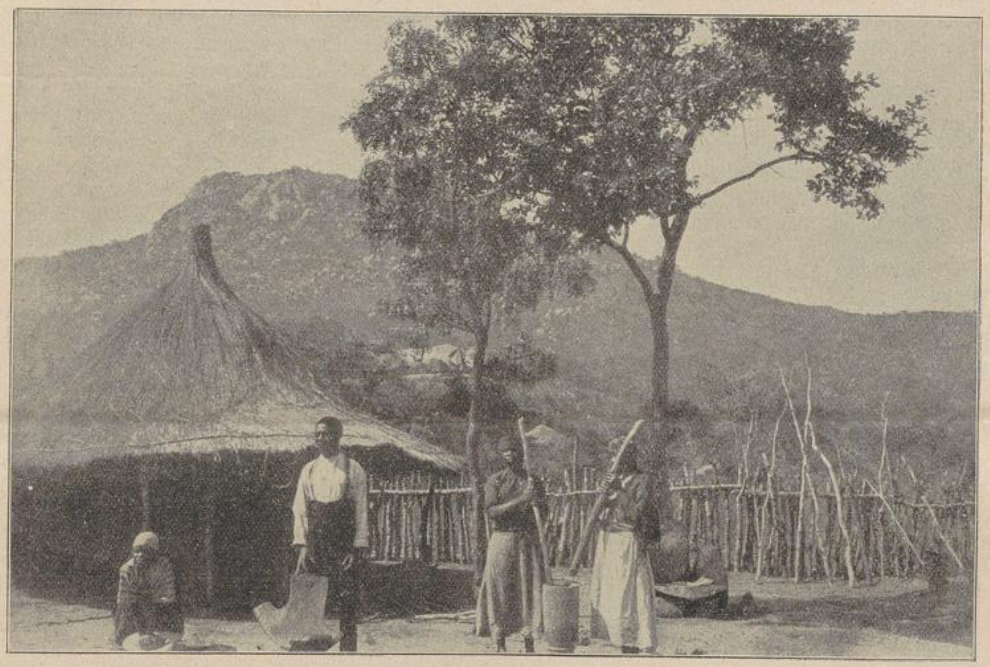
immer in diesen Gruben, sondern vielfach auch in eigenen Hütten innerhalb oder hart außerhalb der Kraal-Umzäunung aufbewahrt.

Anders geht man bei der Amabele-Frucht zu Werke. Die Fruchtstengel werden oben in mäßiger Länge abgeschnitten und in kleine Garben gebunden. Vor dem Dreschen wird ein Platz schön eingeebnet und mit Kuhmist überstrichen, um ihn glatt und fest zu machen. Die Garben werden darauf ausgebreitet, und nun beginnen die Frauen und Mädchen in knieender Stellung mit Stecken darauf loszuschlagen, bis gründliche Arbeit getan ist. Manche bestreichen zuvor das Gesicht mit Ocker, um sich so gegen den feinen, beißenden Staub zu schützen, der beim Dreschen in die Poren eindringt. Die Mütter haben bei all diesen Arbeiten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken. Daß letztere dabei oft bös geschaukelt werden und ihr kleines Stumpfnäschen oft hart an den Rücken der Mutter stoßen, wird als etwas Selbstverständliches angesehen und nicht weiter beachtet. Des Menschen Leben ist ein Kampf von Jugend auf, sagt schon der Dulder Job. Soll eine große Menge Amabele gedroschen werden, so werden vielfach Ochsen dabei benützt; man treibt sie, paarweis aneinander gekoppelt, solange über die Aehren hin, bis diese gehörig ausgetreten sind.

Eine Windmühle hat der Kaffer natürlich nicht; auch das Worfeln des Getreides kennt er nicht, und dennoch muß dasselbe gereinigt werden. Die Kaffernfrauen gehen dabei auf folgende Weise zu Werke: Sie füllen einen aus Binsen geflochtenen Korb mit Amabele und schütten den Inhalt aufrecht stehend in einen zweiten, am Boden stehenden Behälter. Der Wind bläst dabei die leichte Spreu, sowie Staub und Schmutz hinweg, während die schwerere Körnerfrucht in den unteren Behälter fällt. Der Prozeß wird nötigenfalls ein oder zweimal wiederholt, daß aber trotzdem die Reinigung nur eine sehr unvollkommene ist, und noch viel Schmutz und Staub zurückbleibt, ist klar, wird aber von den Schwarzen gerne mit in den Kauf genommen. Die Masse weist ein ansehnlicheres Quantum auf, ja gewinnt sogar an Wohlgeschmack, wie die Kaffern fest und steif versichern. Der Weiße, der hier anderer Meinung ist, versteht einfach von solchen Dingen nichts.

Doch die Frucht muß nicht nur gedroschen und gereinigt, sondern auch gemahlen werden. Ist eine Mühle in der Nähe, die natürlich immer einem Weißen gehört, so tragen die Frauen Mais und Amabele dorthin und tauschen die Frucht gegen Mehl um; wo nicht, so behelfen sie sich auf folgende Weise: Sie nehmen einen breiten Stein, der durch den Gebrauch von Generationen muldenförmig ausgehöhlt ist, legen einige handvoll Getreide hinein und besprengen die Masse mit etwas Wasser, wozu bloß die naßgemachten Finger benützt werden. Zum Mahlen selbst nimmt man einen kleineren Stein, er ist rund und langgestreckt und wird ähnlich gehandhabt wie etwa der Nudelwalker von einem zivilisierten Koch. Hält die mahlende Person die Frucht für genügend verkleinert und zerrieben, so schiebt sie das Mehl auf eine gut geflochtene Binsenmatte, wo sich allmählich der ganze Vorrat ansammelt. Daß sich auch manche Steinpartikelchen und sonstige Fremdkörper in diesem Mehle finden, liegt auf der Hand. Der Europäer hält so etwas für unappetitlich oder gar der Gesundheit in hohem Grade gefährlich. Der Kaffer nimmt's da weniger genau, und sein Straußenmagen verarbeitet solche Dingerchen mit Leichtigkeit.

Das Mehl ist fertig, jetzt kann gekocht werden! Wenn wir einer kaffrischen Volkssage, die aus uralter Zeit stammt, Glauben schenken dürfen, so wandten die Schwarzen früher zur Zubereitung von Speisen heiße Steine an. Gegenwärtig geschieht das nicht mehr. Maisbrei, wohl die gewöhnlichste und beliebteste Speise der Kaffern, wird dadurch bereitet, daß



Aus dem Missionsleben in Keiland.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man in einen großen dreifüßigen Kessel, den man mit Wasser gefüllt und über ein offenes Feuer gestellt hat, Mehl hineinrührt, sobald das Wasser zu sieden beginnt. Als Rührlöffel dient ihm das nächstbeste Stück Holz, das er gerade zur Hand hat. Kann er Salz und Zucker haben, so muß auch davon eine ordentliche Portion hinein. Hat sich das Mehl gut mit dem Wasser vermischt, so kommt der Deckel auf den Topf, doch so, daß eine kleine Spalte offen bleibt, durch die der Dampf entweichen kann. Jetzt kann man den Kessel samt seinem Inhalt so ziemlich sich selbst überlassen, ohne sich viel darum zu bekümmern oder in unkluger Weise an ihm herumzumanipulieren. Denn es soll sich nun am Boden des Gefäßes eine starke Kruste bilden, welche die ganze Masse mit einem feinen Aroma durchdringt. Es darf schon ein wenig „brandeln", das macht nichts; durch zu langes Umrühren aber würde der Brandgeruch zu stark, und das muß vermieden werden.

Ist die Speise gar, so wird sie in ein hölzernes Gefäß getan, so man eines hat, und in aller Gemütsruhe verzehrt. Man bedient sich dabei der bloßen Finger, die schön zierlich aneinander gelegt und nur bis zum ersten oder zweiten Glied in die Schüssel getaucht werden. Das gilt ihnen als durchaus anständig. Hat man aber einen Löffel zur Hand, so benützt man diesen; das ist aber dann schon fein und nobel, ganz nach Herrenart. Die am Boden angebrannte Kruste dient als großer Leckerbissen, wovon jeder seinen Teil haben muß. Er vertritt die Stelle unseres Desserts, ist die Tasse Kaffee, das Gläschen Likör, kurz, der feine, würdige Abschluß der splendiden Mahlzeit.

Im Frühjahr, wenn die ersten Maiskolben reifen, wird die Frucht auch am Feuer geröstet. Das ist wirklich eine Delikatesse, die auch dem Europäer trefflich mundet, nur muß man gute Zähne dazu haben, denn die Körner sind hart. Uebrigens werden die Kolben auch im Wasser gesotten, wodurch sie weich werden. Der Kaffer macht da in der Regel weniger Umstände und ißt die Kolben auch grün, so wie er sie auf dem Felde gepflückt hat; bei ihm ist alles „kumnandi kakulu", überaus lecker und fein! —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem schwarzen Heidentum.

St. Michael. — Ein gewisser uGuguda Ncwadi, in der Nähe unserer Station wohnhaft, erzählte den Arbeitern folgende Schauergeschichte:

Drei Mädchen gingen nach Umzinto, um im Store daselbst Bohnen zu kaufen. Es waren zwei erwachsene und ein kleineres Mädchen; ob Heiden oder Christen, weiß ich nicht. Gegen Abend verließen sie Umzinto, um nach Hause zu gehen. Auf dem Wege kehrten sie in einer Hütte ein und baten um Nachtherberge. Eine Frau, die allein zugegen war, erlaubte es und wies den dreien eine Hütte an. Als es zu dunkeln begann, trat ein Mann in die Hütte, sah die Mädchen und fragte die Frau, wer die Fremden wären, und — woher, wohin? Sie gab kurzen Aufschluß, und der Mann entfernte sich. Die Mädchen bereiteten sich jetzt zur nächtlichen Ruhe, legten die Bohnensäckchen als Polster nieder, hüllten sich in ihre Decken und waren bald eingeschlafen. Doch nein! Das kleinere Mädchen konnte nicht einschlafen. Es hörte — wie es später aussagte — eine innere Stimme, die zu ihr sprach und sie unaufhörlich mahnte: „Wache! Schlafe nicht!"

Nachdem es völlig dunkel geworden, kam die Herbergmutter ein über das andere Mal, schaute nach den Schlafenden und verschwand aufs neue. Da wurde der Kleinen, die verstohlen alles bemerkt hatte, noch banger zu Mute und sie wurde von großem Schrecken befallen in der sicheren Ahnung, daß etwas nicht in Ordnung, ja daß etwas Böses im Werke sei. Sie weckte die beiden anderen Mädchen auf, um ihnen ihre eigene Befürchtung mizuteilen; diese aber wiesen die kleine Ruhestörerin, schlaftrunken, wie sie waren, ab, und schliefen zu ihrem Verderben weiter.

Da, auf einmal wird die Türe von außen geöffnet, und vier Männer mit Speeren bewaffnet treten ein! Diese sehen und zwischen ihnen durch die kleine Oeffnung sich ins Freie stürzen, war für das Kind das Werk eines Augenblickes. Wohl schleuderte einer der Männer seinen Assagai der Fliehenden nach und verwundete sie in der rechten Hüfte, doch nur leicht, so daß sie ihre Flucht fortsetzen konnte. Wie ein gescheuchtes Reh rennt sie vorwärts in der Richtung der Straße zurück nach Umzinto zum Store, wo sie die Bohnen gekauft hatte. Sofort wird Alarm geschlagen, Europäer kommen zur Stelle, lassen sich von dem Mädchen den Vorfall erzählen und schon nach wenigen Augenblicken ist unter Führung des Mädchens ein Trupp von Weißen und Schwarzen nach dem Schreckenskraal auf dem Wege. Bald ist die Hütte, welche das Kind als die Stätte der Untat bezeichnet, erreicht, sie wird umzingelt, man klopft an der Tür und fordert Einlaß. Weil keine Antwort erfolgt, wird sie aufgebrochen. Bei ihrem Eintritte finden die Männer das Weib, welches das Mädchen sofort als die Herbergmutter erkennt. Auf dem Boden der Hütte ist eine große Blutlache.

„Wo sind die vier Männer mit ihren Waffen, die hier eingedrungen, wo sind die beiden Mädchen, die mit diesem Kinde hier die Nacht verbracht?" herrschten die Leute von Umzinto das Weib an. „Ich weiß nichts," war die Antwort. Da wurde es Ernst! Man legte Hand an das Weib und unter Androhung der schlimmsten Folgen wiederholt man die Frage: „Wo sind sie?" „Sie sind drüben im Tale verschwunden" kommt es jetzt von den Lippen des Weibes. Sofort geht alles durch dick und dünn nach der bezeichneten Richtung. Dort angekommen, bietet sich ihnen ein gräßlicher Anblick dar! Die vier Teufel in Menschengestalt waren noch eben dabei, die Leichen ihrer Opfer aufzuschlitzen und einzelne Organe herauszuschneiden zum Zwecke von abergläubischen Medizinen, die sie bereiten wollten. —

Im Nu sind die Menschenschlächter überrumpelt, niedergeworfen und gefesselt. Wie viele Hiebe und Püffe es auf den Rücken dieser Schandbuben abgesetzt hat, ist leider nicht registriert worden. Die herumliegenden Körperteile der grausam gemordeten Mädchen wurden in Säcke verpackt, und nun ging der Marsch zurück nach Umzinto zum Gericht. Wie dieser Zug in nächtlicher Stunde sich vollzog, läßt sich bei der gerechten Wut, die sich der Truppe bemächtigt hatte, leicht vorstellen. Was weiter geschehen, wußte der Erzähler damals nicht, was ich aber als Richter getan hätte, weiß ich wohl.

P. Erasmus.

Wer hilft uns, dem Herrn einen würdigen Altar bauen?

Triashill, 1. März 1913. — Unsere neue Missionskirche ist fertig! Auf sonniger Bergeshöhe, rings von einer ganzen Gebirgskette umgeben, blickt sie gar freund-



Auf der Missionsreise! (P. Emmanuel Hanisch und P. Thomas Neuschwanger.)

lich ins Tal hinab. Es war keine leichte Arbeit für unsern Bruder Cassian, nur mit Hilfe einiger ungeschulter schwarzer Burschen den Bau herzustellen.

Gott sei Dank, der Rohbau ist nun vollendet und gut gelungen, denn er zeigt bei aller Einfachheit ein schönes Ebenmaß und Stil mit edlen Linien. Die Kirche ist 35 Meter lang und 12 Meter breit, doch wir wollen schon sorgen, daß sie voll wird; eigentlich haben wir da gar nichts mehr zu tun, denn schon an gewöhnlichen Sonntagen ist sie mäßig gefüllt, für hohe Festtage aber, an denen das eifrige Volk meilenweit von allen Himmelsgegenden zusammenströmt, keineswegs zu groß. Der Herr hat uns hier in Triashill ein dankbares Ackerfeld zur Bebauung angewiesen, ein gutes,

williges Volk. Es brauchte keine vier Jahre, und wir hatten im Taufbuch die Nummer 1000 schon überschritten, und ins Familienbuch sind schon nahezu 100 rein katholische Familien eingetragen. Tag für Tag gehen zahlreiche schwarze Neuchristen zum Tische des Herrn, und an Sonntagen zählen die Kommunikanten nach Hunderten. Möge der liebe Gott auch fernerhin seinen Segen geben, damit das Werk bestehe und immer weiter sich entwickle! Schenken Sie uns alle die Hilfe Ihres Gebetes, denn an Gottes Segen ist alles gelegen.

Ja, wir haben jetzt ein neues, geräumiges Gotteshaus. Von weit her schauen die Schwarzen mit Freuden zu ihm auf und bewundern namentlich das in der Sonne blinkende Dach aus Zinkblech, doch das Innere ist noch leer. Da gähnen einem die kahlen Wände entgegen. Das Blechdach ist ohne Holzverschalung und statt des Kirchenpflasters sehen wir den nackten Lehmboden. Da ist weder Türe, noch Fenster, so daß Wind und Regen überall herein können; da ist nichts zu sehen von Kirchenbänken, nichts von einem Beichtstuhl, einer Kanzel oder Kommunionbank, nichts von Bildern und Statuen an den Wänden. Doch all das macht uns vorläufig wenig Sorge und wir wollen gerne in Geduld warten, bis das eine und andere nach und nach ankommt und fertig wird. Nur eines ist es, was wir ungern missen und daher mit Sehnsucht erwarten, nämlich den heiligen Opfertisch, den Altar des Herrn. Bruder Cassian hat allerdings schon die Altarstufen hergerichtet, aber wir haben noch keinen Altar, ihn daraufzustellen. Wegen Platzmangel gehen wir an Sonntagen schon jetzt in die neue Kirche, aber es ist ein überaus armseliges, provisorisches Altärchen, womit wir uns da behelfen müssen. O, daß doch bald der Tag käme, an dem wir einen festen, dem ganzen Bau entsprechenden Altar aufstellen könnten!

Bruder Nivard, unser Architekt, hat sich allerdings schon mit einer Firma in Verbindung gesetzt, um einen schlichten, doch würdigen und stilgerechten Altar für unsere Missionskirche in Auftrag zu geben. Doch werden wir auch die Kosten bestreiten können? Meine Bitte geht also dahin: Helft uns, dem Herrn einen würdigen Altar bauen! Ist es auch nur ein kleines Scherflein, das der eine oder andere geben kann, viele solcher Gaben machen schließlich auch etwas Beträchtliches aus.

Man bedenke, es handelt sich hier in erster Linie um die Ehre des Herrn, dem man hier, im Heidenlande, auf Jahrhunderte hinaus eine würdige Opfer- und Wohnstätte bereiten will, dann aber auch um die Erbauung der schwarzen Neuchristen. Es wird mir viel leichter werden, ihnen einen hohen Begriff von der Größe und Erhabenheit des heiligen Meßopfers beizubringen, wenn sie sehen, an welch' ehrwürdiger Stätte es dargebracht wird. Dabei werde ich allerdings nicht versäumen, ihnen zu sagen, daß dem Herrn ein sündenreines und mit Tugenden geschmücktes Herz noch lieber sei als der schönste Altar, und daß sie daher jedesmal mit recht reinem Gemüte dem hochheiligen Opfer beiwohnen müßten. Auf alle aber, die irgendwie zum Altarbau beisteuern werden, wollen wir unaufhörlich, speziell aber beim heiligen Meßopfer, Gottes reichsten Segen herabrufen, daß sie gesegnet seien im Leben und im Sterben.

Bis diese Zeilen in Ihre Hände kommen, sind jedenfalls in unserer neuen Missionskirche von unseren braven Brüdern die Türen und Fenster eingesetzt und ist alles soweit fertig, daß der Altar nur zu kommen braucht und sofort aufgestellt werden kann, ohne Furcht, er möchte durch Staub und Regen Schaden leiden. Wer also hilft uns, dem Herren einen würdigen Altar bauen?

(P. Adalbero Fleischer.)

Bruder, Bruder, wir haben nichts bekommen!

Von Br. Cassian Zengel.

Triashill. — In meinen Jugendjahren kannte ich eine arme, mit vielen Kindern gesegnete Nachbarsfrau. Wenn nun diese aufs Feld hinausgehen oder sonst längere Zeit abwesend sein mußte, brachte sie ihr Häuflein Kinder in einem andern Hause unter, wo es ebenfalls recht arm herging. Man nahm sich daselbst zwar der Kinder in christlicher Nächstenliebe an und hielt sie unter gehöriger Aufsicht, doch kleiden und nähren konnte man sie beim besten Willen nicht. Da litten nun die armen Kinderchen manche Stunde bittere Not. Sie hielten fleißig Ausschau, ob denn die Mutter nicht bald heimkomme und ihnen etwas zu Essen mitbringe; und sobald sie dieselbe von ferne erblickten, eilten sie ihr mit dem Rufe entgegen: „Mutter, Mutter, wir haben nichts bekommen! Mutter, gib uns etwas zu essen, wir haben so großen Hunger!" — „Geduld, Geduld, meine lieben Kinderchen", sprach dann gerührt die Mutter, „wartet noch ein wenig, bis wir heimkommen, ich will sehen, ob ich etwas finde, euren Hunger zu stillen."

Ich hatte diese Frau mit ihren vielen hungrigen Kindern schon längst vergessen, doch hier in Afrika ist sie mir am letzten Weihnachtsfeste wieder recht lebendig in Erinnerung gekommen. Wir hatten recht schöne, gnadenreiche Weihnachtsfeiertage; die Schwarzen kamen haufenweise von allen Himmelsgegenden herbei, die Christen empfingen mit großer Andacht die hl. Sakramente, und alle freuten sich über die neue geräumige Missionskirche, in der an jenem Tage zum erstenmale der Gottesdienst abgehalten wurde, obschon sie noch nicht vollständig unter Dach war. Unsere Kleinen aber freuten sich auf die schönen Sachen, die ihnen das liebe Christkind mitbringen würde, denn sie hatten oft in der Schule gehört, daß das liebe Jesukind die schwarzen Kinder gerade so liebe, wie die weißen, und daß es ihnen, wenn sie schön brav und fleißig wären, manch' schöne Sachen, wie Kleidchen, Hefte, Bücher, Spielsachen usw. mitbringen werde. Da gab es dann frohe Gesichter und alle machten den kräftigsten Vorsatz, ja recht fleißig und gehorsam zu sein, um nicht die Gunst des lieben Jesukindes zu verscherzen, und viele brachten manches halbe Stündchen vor dem Tabernakel zu, um dem lieben Heiland im geheimen zu sagen, was sie sich vor allem andern als Weihnachtsgabe wünschten.

Wir selber freuten uns mit den Kleinen, denn wir hatten gesehen, wie manches Paket und die eine und die andere Kiste angelangt war, die alle mit schönen und nützlichen Sachen angefüllt waren, lauter Weihnachtsgaben für die armen schwarzen Kinder. Tausend Dank und ein herzinniges Vergelts Gott all den edlen Wohltätern drüben in Europa und Amerika, die irgendwie dazu beigesteuert haben."

Nun gings am hochheiligen Weihnachtstage an die Verteilung. Die Christbescherung war immer ein Akt, an dem ich mich mit besonderer Vorliebe beteiligte. Ich war schon auf mancher Missionsstation, und überall war es für mich ein wahrer Hochgenuß, die Freude und den Jubel dieser schwarzen Kinder mitanzusehen, und ich weiß nicht, wer sich da oft mehr freute, die Kinder oder wir Alten. Hier in Triashill aber gab es mir einen Stich ins Herz! Der schwarzen Hände, die sich da zum Empfang einer Weihnachtsgabe ausstreckten, waren viel zu viel, als daß wir in jede auch nur eine Kleinigkeit hätten legen können. Für die Schulkinder der eigenen Missionsstation hätte es ja so ziemlich gereicht, doch da kamen sie auch von allen

Außenstationen von St. Barbara, St. Anton, St. Paul und wie unsere Filialen alle heißen mögen, daher, und wie sie hörten, daß die Christgaben verteilt würden, da nahten sie eben auch, hielten gleichfalls die Hände auf und baten um ein kleines Weihnachtsgeschenk. Schon längst war das letzte Stoffrestchen und die kleinste Spielsache verschenkt, und noch immer stand ein ganzer Haufen Kinder da, die nichts erhalten hatten und denen wir beim besten Willen auch nichts geben konnten.

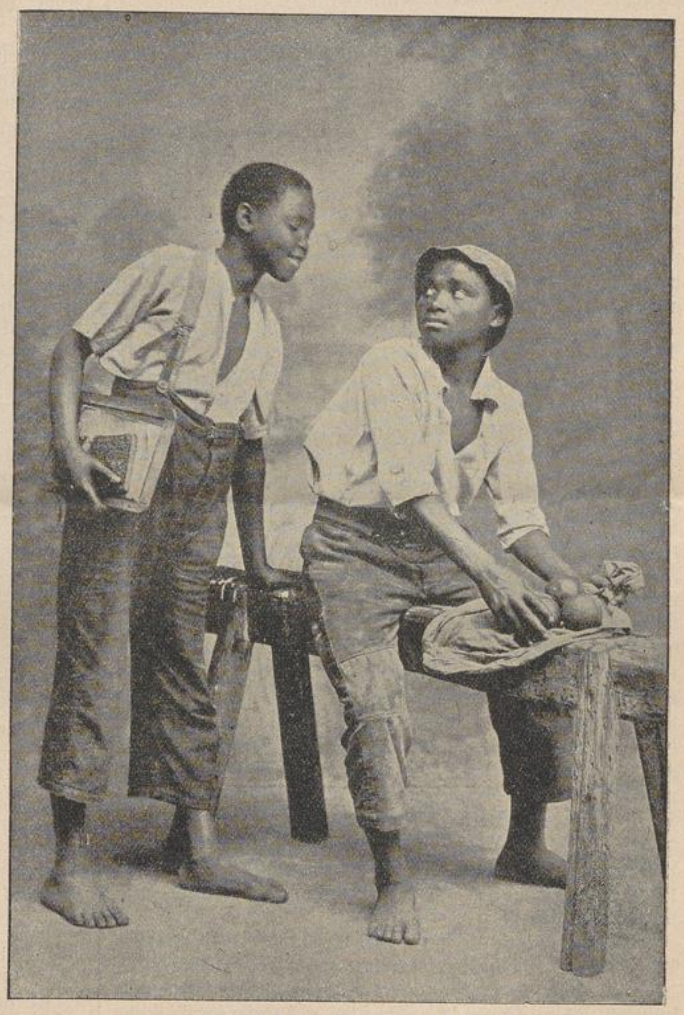
„Bruder, Bruder, wir haben nichts bekommen!" riefen sie mir zu. — Mit nassen Augen ging ich hinaus, denn ich kann es nicht mit ansehen, wenn bei einer Verteilung von Gaben auch nur ein einziges Kind leer ausgeht, und hier waren der leeren Hände so viele! Ich ging, wie gesagt, hinaus, doch da kam ich aus dem Regen in die Traufe. Vor der Schule stand ein Haufen Kaffernweiber, die mir ihre halbnackten Kinder entgegenhielten und mich dringend um ein Hemdchen oder irgend ein Stoffrestchen baten, ihre armen Würmchen darin einzuhüllen. — So ein Anblick tut weh! Selber ist man ja gerne arm und entbehrt willig Gott zuliebe dies und das, aber die Not anderer mitansehen zu müssen und nicht helfen können, schneidet viel tiefer ins Herz.

Es sind in ganz Triashill mit all seinen Filialen bei 800 Kinder, die alle mehr oder weniger auf unsere Hilfe angewiesen sind. Was plagen sich unsere beiden seeleneifrigen Priester ab, um den Bedürfnissen aller gerecht zu werden, und mit ihnen unsere Lehrer, Katecheten, Brüder und Missionsschwestern! Seit etwa einem Jahre ist Fr. Benno mit der Leitung der hiesigen Knabenschule betraut. Ich kann wohl sagen, er muß bei diesen Kindern Vater- und Mutterstelle zugleich vertreten; oft 10—11 Uhr abends sitzt er noch da und flickt und stopft die zerrissenen Kleider, und bedauert nur, daß er nicht Lappen und Stoffreste genug hat, all' den zahllosen Schäden abzuhelfen.

Die hiesigen Leute sind überaus arm. Der Boden ist an sich hart und steinig, dazu gab es jetzt schon mehrmals nacheinander wahre Hungerjahre wegen totaler Mißernte; und dennoch klagen diese guten Schwarzen nicht und zeigen nach wie vor einen außerordentlich guten Willen für's Christentum. Alles kommt zur Schule und Kirche, und die Neuchristen sind überaus eifrig im Empfange der heiligen Sakramente. Keine Entfernung und kein sonstiges Opfer ist ihnen da zu groß. Da beobachtete ich z. B. im letzten Winter drei Knaben; die hatten zur Kirche einen Weg von vollen drei Stunden zu machen, und dennoch kamen sie Tag für Tag in die hl. Messe und in die Schule, selbst bei schneidender Kälte — hier in diesen Bergen kann es zur Winterszeit oft bitter kalt werden — und beim schlimmsten Unwetter, obschon sie nur sehr dürftig gekleidet waren. Das Schlimmste aber war der Hunger, den sie erdulden mußten, denn sie bekamen nur alle zwei Tage einmal eine Kleinigkeit zu essen! — Wer bewundert nicht den Starkmut und den Opfersinn dieser schwarzen Neubekehrten? Wahrlich, solche Kinder sind einer Unterstützung wert, und ich denke, daß es der liebe Gott jedem hoch anrechnet und für Zeit und Ewigkeit mit tausendfachem Segen vergilt, der diese seine Lieblinge mit irgend einer Gabe unterstützt.

Ich erlaube mir jetzt schon aufs kommende hl. Weihnachtsfest hinzuweisen, denn sollen die Sachen rechtzeitig hier eintreffen, so müßten sie schon im September von Europa abgeschickt werden. Besonders willkommen sind uns für unsere schwarzen Kinder Stoffe und Stoffreste. Abgetragene Kleider zu schicken, lohnt sich wenig der hohen Auslagen wegen, die wir für Transport, Zoll und verschiedenes andere zu zahlen haben. Die Bedürfnisse auf einer Missionsstation sind übrigens mancherlei, und da läßt sich manches, was in zivilisierten Ländern nur mehr geringen Wert hat, in Schule und Haus, in der Sakristei und Kirche wohl verwerten. Als spezielle Weihnachtsgeschenke eignen sich neben Kleidern und Zeugstoffen namentlich Schulrequisiten wie Schreibhefte, Griffel, Bleistifte, neue Federn (alte sind wertlos), Federhalter usw., dann Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Man zeihe mich nicht der Unbescheidenheit, wenn ich



Gefunden oder gestohlen?

alles dies anführe; ich tue es nur, um zu zeigen, womit unsern Kindern eigentlich gedient wäre. Nun übergebe ich diese Zeilen dem hl. Joseph und dem hl. Antonius. Mögen diese beiden großen Heiligen, die das Christkind so sehr geliebt, hochherzige Wohltäter aufsuchen und statt meiner um milde Gaben bitten für die armen schwarzen Heidenkinder. Gebe Gott, daß sie an keiner Türe umsonst anklopfen, sondern daß sie vielmehr mit reicher Christbescherung zu uns nach Afrika zurückkehren! Die Zahl unserer Pfleglinge und Schulkinder ist allerdings groß, aber auch nicht eines soll am kommenden heiligen Weihnachtsfeste klagen können: „Bruder, Bruder, ich habe nichts bekommen!"

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

So wanderten wir zusammen weiter durch die südafrikanische Landschaft, bis wir endlich den großen Tugela-Fluß, und damit die Grenze vom Zululand erreichten. Die Gegend daselbst ist prächtig; wild zerklüftetes Gebirgsland wechselt mit anmutigen Tälern und immergrünen Urwäldern und Palmenhainen ab, während sich der Tugela einer gewaltigen Riesenschlange gleich mitten hindurch seinen Weg bahnt.

Wir waren im Zululand, standen auf historischem Boden! Hier war es, wo im Jahre 1879 der große Zulukrieg begonnen hatte. Einfache Denksteine erinnerten an den Heldentod der englischen Soldaten, die hier unter den Speeren der wilden Zulukriegern gefallen waren.

Es war Mittag, und so hielten wir kurze Rast. Mein schwarzer Begleiter suchte nach etwas Brot in der Tasche und ließ es sich trefflich munden, obschon es schon ziemlich trocken war. Ich folgte seinem Beispiel. Da kam ein Engländer an uns vorbei; er fragte nach dem Woher und Wohin, und so kamen wir ins Gespräch. In einer solchen Gegend werden zwei Europäer schnell Freunde, wenn sie sich treffen, mögen sie sonst in ihren Ansichten und Bestrebungen sich noch so sehr gegenüberstehen. Er erzählte mir von seinen Reisen und Jagdabenteuern im Zululand, das er gut zu kennen schien. Zum Schluß bemerkte er: „Mein lieber Freund, nehmen Sie sich in acht, wenn Sie den Amatikulu-Fluß überschreiten müssen, denn ich habe erst letzte Woche eine große Zahl Krokodil-Eier daselbst gefunden". — George Mseleku zuckte bei dem Worte „Krokodil" unwillkürlich zusammen. Der Engländer aber nahm mit einem kräftigen Händedruck Abschied, und auch wir machten uns wieder auf den Weg.

Unser heutiges Reiseziel war Endulinde. Dort sollte sich ein Weißer befinden, der mitten in der Wildnis mit den umwohnenden Stämmen Tauschhandel treibt; ihn wollten wir aufsuchen. Wir mußten auf unserem Marsche tüchtig schwitzen; wir gingen zu Fuß. Pferde sind hier unbekannte Tiere; sie können der vielen Moskitos wegen nicht existieren.

Bald zogen wir auch die Aufmerksamkeit der heidnischen Bevölkerung auf uns. Stramme, prächtig gebaute Männergestalten gingen fragenden Blickes an uns vorbei. Sie waren nur mit einem Lendenschurz aus Tiger- oder Leopardenfell bekleidet, trugen Schild und Speer und hatten bunte Federn in ihrem Wollhaar stecken. Nur selten stellte einer die eine oder andere kurze Frage an meinen schwarzen Begleiter.

Plötzlich kam singend und jauchzend eine überaus muntere Gesellschaft uns entgegen. Die jungen Leute kehrten offenbar von einem Hochzeitsschmause zurück. Die Mädchen in ihrem kleidsamen Perlenschmuck gingen voran, die Burschen kamen hintendrein. Sie konnten in Wahrheit singen: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!" Der Schwarze weiß in der Regel nichts von Sorge und Kummer. In der Nahrung ist er nicht wählerisch, und die Kleidung macht ihm noch weniger zu schaffen. So lebt er froh und seelenvergnügt in den Tag hinein, unbekümmert darum, was die Zukunft bringen mag.

Bald hatte uns die neugierige Schar umkreist. Ich fragte sie: „Wie weit ist es noch nach Endulinde?" Einer der Burschen zeigte mit seinem Assagai gen Himmel mit den Worten: „Siehe, wenn die Sonne dort an jener Stelle steht, wirst du nicht mehr weit vom Ziele sein." Hierauf ging die lustige Gesellschaft singend und lärmend ihres Weges, während wir nach Endulinde zu marschierten. Wir hatten noch einen hohen Berg zu ersteigen. In weiter Ferne, hoch oben auf steiler Bergeshöhe, sahen wir ein kleines Wäldchen; dort sollte Endulinde sein.

Wir kamen nur langsam voran; es wurde uns recht warm auf dieser afrikanischen Tour, und die Nachmittagssonne brannte uns gewaltig auf den Rücken. Zeitweilig machten wir unter einer großen, schattigen Sykomore Halt und ruhten ein wenig aus. Je höher wir stiegen, desto herrlicher wurde das zu unsern Füßen sich ausbreitende Panorama. Wir sahen bis zum Indischen Ozean hinüber, und dem Küstengürtel entlang dehnten sich große Zuckerplantagen aus, die sich unter der starken Seebrise wie wogende Getreidefelder hoben und senkten.

Ungefähr eine Stunde mochten wir noch von Endulinde entfernt sein, als sich uns aus den vielen runden Kaffernhütten, die wie mächtige Bienenkörbe aussehen, eine gar lustige Gesellschaft anschloß. Es waren Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von sieben bis vierzehn Jahren. Anfangs waren es nur vier oder fünf, bald aber wuchs ihre Zahl auf etliche dreißig an. Sie umringten mich mit großem Jubel und boten sich an, mir meine Sachen zu tragen. Das eine nahm den Mantel, das andere die Tasche, ein drittes den Stock usw., und jedem leuchtete dabei die helle Freude aus den Augen; alle fühlten sich königlich geehrt, dem fremden Umfundisi seine Sachen tragen zu dürfen! — Ich selbst dachte unwillkürlich daran, wie einst vor vielen Jahren ein afrikanischer Neger durch meine Heimat kam, und wir Kinder ihm scharenweise nachliefen und die Hand zum Gruße boten, dabei aber auch Versuche anstellten, ob die schwarze Farbe auch echt sei und nicht abgehe. Dazumal hatte ich freilich keine Ahnung, daß mir selbst einmal im Süden Afrikas schwarze Zulukinder in ähnlicher Weise nachlaufen würden. —

Die Sonne war eben untergegangen, als ich in Begleitung der schwarzen Kinderschar in Endulinde ankam. Der Besitzer des kleinen Blechhauses hatte mein Kommen schon längst beobachtet und sich verwundert gefragt, was denn das für eine Karawane sei, die sich da in buntem Gedränge seiner Wohnung nähere? Er hieß mich freundlich willkommen und bot mir sein Häuschen zur Nachtherberge an.

Die Kinder aber boten mir zum Abschied noch einmal die schwarzbraunen Händchen dar und eilten sodann unter lautem Jubelgeschrei wie flüchtige Gazellen den Berg hinab, ihren heimatlichen Kraalen zu.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie der schwarze Prediger Matumbu zu seiner Ordination kam.

Vom Hochw. P. Florian Rauch.

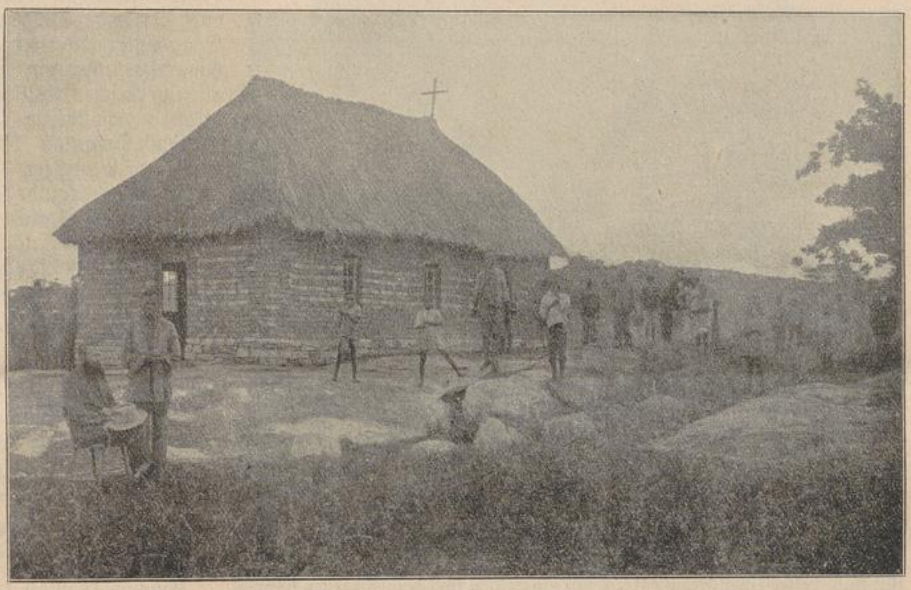
Mariatrost. — Matumbu war Hilfsprediger einer schwarzen Missionsgemeinde in Südafrika und zählte zu einer amerikanischen Sekte. Sein Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, Herrn Pastor N., ließ an Vertrauen und Innigkeit zu wünschen übrig. Matumbu beklagte sich, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt, er habe bloß vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten, die sonntägliche Kollekte aber stecke sein Herr und Meister ein, kurz, die Kluft, welche die beiden trennte, wurde von Tag zu Tag größer.

Nun fing der Hilfsprediger zu kränkeln an, jammerte und wehklagte über seine durch die vielen Arbeiten zerrüttete Gesundheit und bat zuletzt um einige Wochen Ferien, um sich einigermaßen wieder erholen zu können. Die Bitte wurde in Gnaden gewährt und Matumbu wählte als Kurort eine kleine Küstenstadt in der Kapkolonie. Als er jedoch nach längerer Zeit auf einem Dampfer wieder nach Natal zurückkehrte, fand er bei seiner Landung ein Schreiben vor, worin ihm sein früherer Pastor in dürren Worten erklärte, daß er seine Dienste nicht mehr benötige und daß sie fortan geschiedene Leute seien.

Was nun? Arbeiten mochte Matumbu nicht, das war ihm viel zu beschwerlich und zu niedrig, das Predigerspielen war entschieden leichter und ehrenvoller, auch war er es seit Jahren schon gewohnt. Er entschloß sich daher, aus der amerikanischen Sekte auszutreten und eine eigene, ganz neue Sekte zu gründen, deren geistliches Oberhaupt natürlich er selbst sein wollte. Dem Entschluß folgte rasch die Tat. Er veranstaltete unter seinen schwarzen Landsleuten eine große Versammlung, erklärte, was zwischen ihm und seinem protestantischen Pastor vorgefallen sei und rückte endlich mit dem Plan heraus, eine neue Religions-Genossenschaft zu gründen, deren Mitglieder nur Schwarze sein könnten. „Afrikanische Kongregation" sollte ihr Name sein, und er, Matumbu, wolle sie in Liebe und Treue leiten.

Die Idee fand Anklang. „Afrika den Afrikanern" war ein Losungswort, das mächtig zog, die Trennung von den Weißen, zunächst in religiöser Beziehung, wurde ebenfalls mit Freuden begrüßt, ja man fand es sogar sehr klug und weise, als Matumbu erklärte, die Lehre Christi sei viel zu alt, als daß man sie heutzutage noch halten könne, und es müsse daher etwas Neues, recht Schönes, Leichtes und Zweckentsprechendes an deren Stelle gesetzt werden. Matumbu war überhaupt ihr Mann: er war ein Schwarzer, also ihr Stamm- und Volksgenosse, hatte jenseits des Meeres studiert, trug einen Gummikragen und einen Zwicker und war jüngst mit dem stolzen Dampfroß in der großen Hafenstadt gelandet, lauter Dinge, die ihm einen höchst respektablen Nimbus verliehen und jung und alt mit großer Hochachtung zu ihm aufblicken ließen. Ja, Matumbu sollte ihr geistliches Oberhaupt, ihr Vater, Führer und Gesetzgeber sein!

Soweit war alles gut, nur einen Haken hatte die Geschichte noch: Sein Pastor hatte den Titel „Reverend" oder Hochwürden geführt, er hatte auch eine geistliche Gerichtsbarkeit ausgeübt und zwar offenbar auf Grund einer eigenen Weihe. Diese fehlte ihm. Gab es denn kein Mittel, sie zu erlangen? So ein hochgestellter Superintendent hätte sie ihm sicher erteilen können; doch von den Weißen wollte er ja nichts mehr wissen. Er hatte sich mit Vorbedacht von ihnen getrennt und wollte das eigene, durchaus selbständige Oberhaupt einer ausschließlich schwarzen Religionsgemeinde sein.



Außenstation St. Padua in Rhodesia, 60 Kilometer von Monte Cassino entfernt.

Da fiel ihm ein, daß er sich früher einmal mit einem jüdischen Advokaten angefreundet hatte. Der wohnte jetzt in der Goldstadt Johannesburg, ihn wollte er aufsuchen! So ein geriebener Advokat und Jude obendrein wußte sicher Rat.

Gesagt, getan. Er reist nach Johannesburg, findet seinen alten Freund, setzt ihm des langen und breiten auseinander, wo ihn der Schuh drückt und bittet ihn schließlich gar demütig um Hilfe. Der Jude hört aufmerksam zu, räuspert sich ein paarmal, sagt, das sei eine große, wichtige Sache, die vielen Nachsinnens und schweren Kopfzerbrechens bedürfe und läßt den Zweifel durchblicken, ob Matumbu überhaupt die nötigen Geldmittel besitze, so eine geistige Arbeit und einen solch wichtigen, tiefeinschneidenden Rat zu bezahlen; unter 5 Pfund oder 100 Mark könne dies nicht geschehen.

Matumbu versicherte, daß er im Notfalle gern bereit sei, die genannte Summe zu erlegen und bat neuerdings gar flehentlich um Hilfe. — Der Jude schritt eine Weile in schweren Gedanken auf und ab, setzte sich dann nieder

und flüsterte dem schwarzen Prädikanten etwas ins Ohr, was sofort dessen vollste Zustimmung fand. Matumbu nickte und nickte, denn, was er da hörte, war so einfach und leicht, so selbstverständlich und gerade deshalb so hell und klar, so überzeugend und herzgewinnend, daß er sofort ganz und gar dafür eingenommen war und dem Juden unter endlosen Bücklingen für seinen Rat dankte.

Er eilte schleunigst zu seiner Gemeinde zurück, berief abermals eine große Versammlung, wozu in erster Linie die angesehenen und einflußreichen Männer geladen wurden, und redete sie folgendermaßen an: „Ihr Männer unserer Nation! Ihr wißt, welch' schweres Joch bisher auf uns allen lastete und wie sehr uns die weißen Fremdlinge in jeder Beziehung bedrängten und knechteten. Denkt bloß an all das viele Geld, das sie euch jeden Sonntag erpreßten, während sie sich um unser leibliches und geistiges Wohl nicht im geringsten kümmerten. Das soll in Zukunft anders werden! Wir wollen das unerträgliche Joch abschütteln und eine neue Religion gründen. Gott ist gewiß auch der Vater der Schwarzen, und auch wir können in den Himmel kommen; darum soll unsere Genossenschaft nur aus schwarzen Mitgliedern bestehen, und ich, euer Freund und Bruder, will euch Vater, Prediger und Vorstand sein. Gott selbst hat mich dazu berufen; es fehlt mir nur noch Eines: die W e i h e, und diese sollt i h r mir heute verleihen. Die Sache ist einfach und leicht, ein großer Advokat in Johannesburg hat mir den Rat dazu gegeben. Höret:

„Ein jeder von euch Männern soll einzeln herantreten und mir ernst und feierlich unter allgemeinem Stillschweigen beide Hände aufs Haupt legen. Dadurch werde ich eurer geistliches Oberhaupt, ein wahrer Prediger und Missionar, kann taufen, Gottes Wort verkünden, Pässe ausstellen, kurz alles tun, was auch die weißen Prädikanten und Missionäre zu tun pflegen."

Das wirkte. Voll Ehrfurcht und Staunen hörten ihm die Schwarzen zu, bis endlich einer der Aeltesten das Wort ergriff und sprach: „O Vater, wir danken dir! Du hast kluge Worte gesprochen und sie bedürfen keiner weiteren Erklärung. Ja, du sollst unser Vater und geistliches Oberhaupt sein, denn lange genug haben wir unter dem Joche der Fremdlinge geseufzt und geduldet. Endlich ist die Stunde der Erlösung gekommen! Dein Wunsch sei erfüllt; gerne wollen wir dir unsere Hände auflegen. Möge der Himmel dich ausrüsten mit aller Gewalt und jeglicher Vollmacht und möge Gottes Segen dich führen und geleiten auf allen deinen Wegen, dir und uns zum Heile!"

Dann standen sie auf, legten ihm einzeln still und feierlich beide Hände aufs Haupt und blickten dabei zum Himmel auf. Das übrige Volk aber, Jünglinge, Frauen und Kinder waren mit Staunen und Ehrfurcht Zeugen des großen Aktes und erblickten fortan in Matumbu ihren rechtmäßigen Prediger und Missionar.

Dieser aber kehrte sofort nach Johannesburg zurück, zahlte dem Juden die versprochenen 100 Mark und erhielt dafür von dem geriebenen Advokaten eine Urkunde ausgestellt des Inhalts: „Ich Endesunterzeichneter erkläre hiemit, daß Undaba Matumbu ein rechtmäßig geweihter, mit allen geistlichen Vollmachten ausgerüsteter Prädikant ist, vollbefugt seines Amtes zu walten."

Im Triumph kehrt Matumbu mit dem kostbaren Certifikat in der Tasche zu seiner schwarzen Gemeinde zurück und beginnt mit Eifer seines Amtes zu walten. Doch die Freude dauerte nicht lang. Die Regierung erhielt von dem sonderbaren Vorgang Kenntnis und machte dem Treiben des schwarzen Missionärs ein jähes Ende.

Gegenwärtig hat sich Matumbu ins Privatleben zurückgezogen und spielt eine ganz unbedeutende Rolle. Ich wünsche nur, daß er von Gottes Gnade erleuchtet und geführt, noch rechtzeitig die Wahrheit finde und damit den Weg, der allein zum Frieden führt.



Mr. Mill, Leiter einer Straußenfarm mit einem von ihm eingefahrenen Hahn.

Meine Krankenbesuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 16. Nov. 1910. — Vorigen Sonntag schickte Hyazintha, eine unserer schwarzen Christenfrauen, ein Kaffernmädchen hieher mit der Bitte, ich möchte doch kommen und ihre kranke Tochter taufen, die über heftiges Stechen in der Brust klage. Es war 2 Uhr nachmittags, und ich hatte einen strengen Arbeitstag hinter mir, denn ich hatte bis 12 Uhr mittags vollauf zu tun gehabt, doch in solchen Fällen gibt es für den katholischen Seelsorger kein Bedenken. Ich machte mich trotz meiner Ermüdung sofort auf den Weg und nahm „Charley", unser Stationsrößlein mit, weil ich so rascher voranzukommen hoffte.

Doch da tauchte ein Hindernis nach dem andern auf. Zunächst versperrte mir hoch oben auf dem Berg ein Drahtzaun den Weg, den man jüngst auf Regierungskosten der neuen Viehseuche wegen gezogen hatte. Ich mußte einen weiten, weiten Umweg machen, bis ich endlich ein Tor fand, wo ich durchkonnte. Nach einem weiteren dreiviertelstündigen Ritt kam ich in diesem Gewirre von Hügeln und Schluchten in Zweifel, ob ich überhaupt auf dem rechten Wege sei. Da begegnete mir ein berittener Kaffernjunge aus Umkitis Kraal. Er war noch ein Heide, aber fein aufgeputzt, trug eine neue Reithose, Gamaschen und Sporn, stieg aber dennoch sofort ehrerbietig von seinem Rößlein ab, als ich ihn nach dem Wege zu Hyacinthas Hütte fragte. Doch, er,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Heide, kannte keine Hyacintha; den alten heidnischen Namen hätte er wohl gewußt, allein diesen hatte ich vergessen. Da war also nichts zu wollen.

Nach mehreren Ritten kreuz und quer stieß ich auf einen zweiten Kaffer, von dem ich eine Auskunft zu bekommen hoffte. Doch der erklärte, er sei hier fremd, kenne keinen Menschen und wolle heute noch nach dem Umzimkulu kommen. Endlich kam ich zu einem christlichen Kraal. Hier wies man mir den richtigen Weg, wenn man solche rauhe, steinige, überaus steile Fußpfade überhaupt einen Weg nennen kann. Da ging es zunächst in eine tiefe Schlucht hinab, an deren oberem Rand noch einige kleine Parzellen von einem ehemaligen Urwald zu sehen waren, unten im Tale folgten mehrere vom Regenwasser tief aufgerissene Rinnsale, wo mein gutes Rößlein kaum Fuß fassen konnte. Ich stieg daher ab und ging meist zu Fuß, mühsam das zögernde Pferd hinter mir nachziehend. Endlich war ich tief unten in einer schmalen Talsohle; rechts und links türmten sich himmelhohe Bergwände auf. Noch ein kurzer Ritt mehr bergauf und ich stand mit meinem Rößlein vor Hyazinthas Hütte, die mich mit Schmerzen erwartet hatte.

„Meine Tochter weint," sagte sie, „sie leidet sehr und will sofort getauft werden. Auch mein Mann, obschon noch Heide, ist ganz damit einverstanden." Mit diesen Worten führte sie mich in die Hütte. Und was fand ich da? Ein Kind von etwa 3½ Jahren, ein überaus liebes Mädchen mit einem runden, kastanienbraunen Gesichtchen und gar klugen, treuherzigen Augen. Selten habe ich ein Kind mit solcher Freude getauft, wie diese Kleine. Sie erhielt dabei den Namen „Edmunda" und konnte zwei Tage darauf schon ihren Namenstag feiern. Ich gab ihr auch noch eine stärkende Medizin. Hoffentlich tut sie ihre Wirkung. Sollte aber der liebe Gott die kleine Edmunda unter seine Engel abberufen, so müßte ich auch darin seine Barmherzigkeit preisen.

Ich machte mich frühzeitig auf den Rückweg, ritt den hohen Berg hinauf, kam mitten in einen Nebel hinein und wußte bald nicht mehr, wo an und wo aus. Einmal traf ich eine Herde weidender Pferde und hoffte dabei auch Hirten zu finden. Ich rief wiederholt, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Zuletzt sah ich mich genötigt abzusteigen, um nach einem Pfade zu suchen. Da plötzlich macht mein „Charley„ einen Satz und erhebt den Kopf. Ich steige auf, mein Rößlein dreht sich um und rennt in munterem Trab geraden Wegs der Missionsstation zu. Trotz meiner vielfachen Irrfahrten war ich um ½6 Uhr abends, kurz vor Eintritt der Nacht, wieder unter Dach und Fach im trauten, schützenden Heim. Gott sei Dank!

Tags darauf sollte ich bei einem andern kranken Mädchen den „Doktor" machen. Es mochte etwa 9 Jahre alt sein, hatte Lungenentzündung und war wegen seines gefährlichen Zustandes kurz zuvor getauft worden. Es hatte hohes Fieber, denn ich maß 105 Grad Blutwärme nach Fahrenheit.

Außer dem Medikamente, das ich ihr gab, verordnete ich eine stündliche kalte Abwaschung des ganzen Körpers, sowie nasse, erregende Umschläge auf der Brust. Der betreffende Kraal lag in der Ebene neben einem Sumpfe. Die Leute holten Wasser in einem emaillierten Eimer, der aber von außen recht schmutzig war; auch das Wasser war ganz trübe. Da schwand meine Hoffnung auf die Wirkung dieser Wasserkur ganz bedeutend. Doch was konnte ich machen? Es ist eben auch unter den Kaffern ein großer Unterschied. Die einen sind reinlich in der Kleidung, in der Wohnung, im Essen, in allem, bei den andern dagegen ist Schmutz und Unordnung völlig zu Hause. So war es hier; überall, wo ich hinblickte in der ganzen Hütte, lag alles kraus und quer durcheinander. Da hat das Christentum noch eine große Aufgabe, bis alle diese Spuren des Heidentums verwischt sind, und wahre christliche Kultur ihren Einzug hält.

(Fortsetzung folgt.)



Die Krönung Mariens von Hieronymus Richter. (Originalbild.)
Haage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgartenstraße 14.

„St. Padua."

(Siehe Bild Seite 183.)

Unter diesem Namen wurde vor etwa 1½ Jahren von unserer Missionsstation Monte-Cassino in Rhodesia aus eine kleine Nebenstation eröffnet. Grund und Boden hiezu, d. h. den Bauplatz zu einer Schule und ein kleines Ackerfeld für den Lehrer, hatte in generöser Weise ein Engländer, Mr. Japson, zur Verfügung gestellt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Schule sollten die Leute selbst bauen; sobald sie fertig wäre, hatte unser Hochw. P. Superior erklärt, würde er auch den Lehrer schicken.

Das ließen sich nun die guten Leutchen nicht zweimal sagen. Sofort machte sich alles ans Werk: die Jungen fällten Bäume und stellten den Lehmbau her, während die Mädchen fürs nötige Deckgras sorgten. Nach kaum 14 Tagen traf schon die Meldung ein, der Bau sei fertig, nun möge aber auch der langersehnte Lehrer kommen!

Versprechen macht Halten; P. Superior (P. Bonaventura Jäckel) geleitete Robert, seinen schwarzen Lehrer, nach „St. Padua" und führte ihn in sein Amt ein. Beide wurden von den dankbaren Eingebornen mit Jubel empfangen, und bald war die neue Schule voll von lernbegierigen Kindern.



Der neue Fürsterzbischof Friedrich Piffl von Wien. Clichotek, Berlin 68.

Inzwischen kam die Regenzeit; doch da zeigte es sich, daß die schwachen Lehmwände einer lang anhaltenden schlechten Witterung nicht standhielten; überdies erwies sich die Schule als zu klein, denn der Andrang von Schülern mehrte sich von Tag zu Tag. Am meisten bedauerte diesen Uebelstand Robert, der eifrige Schulmeister, selbst. Er sann auf Abhilfe und trat eines Tages vor seine Leute hin mit dem Vorschlag, eine neue große Schule aus Ziegeln zu bauen. „Ich habe in „Monte-Cassino", sprach er, „mehrere Jahre hindurch bei den Ziegelarbeiten geholfen und verstehe mich daher wohl auf dieses Geschäft. Wer von euch will mir zur Seite stehen und fleißig Ziegel machen helfen, damit wir eine neue, große und solid gebaute Schule bekommen, die bequem alle unsere Kinder faßt und stark genug ist, jedem Unwetter zu trotzen?"

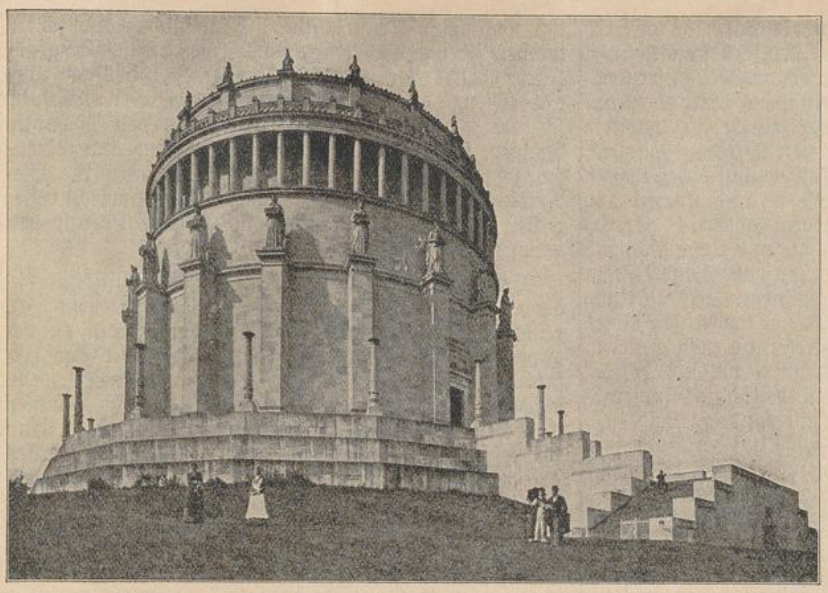
Alles wollte mithelfen, keinem schien das verlangte Opfer zu schwer, und so waren nach einigen Monaten die nötigen Ziegel fertig. Zur Ausführung des Baues leistete Bruder Zacharias die nötige Aushilfe. Die neue Schule ist der Stolz unserer Kaffern. Einmal in jedem Monat wird daselbst auch die heilige Messe gelesen, und in der Osterwoche waren auch wir Schwestern das erstemal dort, um alles für den Gottesdienst in Ordnung zu bringen und den Kindern Unterricht im Nähen und Singen zu geben. Wir würden gern öfters kommen, doch die Sache ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. „St. Padua" ist von Monte-Cassino 64 Kilometer entfernt, Eisenbahnzüge gehen hier in Rhodesia nicht so häufig, wie in Natal und der Kapkolonie, ein Personenzug nur zwei bis dreimal in der Woche.

Notgedrungen wählten wir daher in der Nacht vom Ostermontag auf den Dienstag einen Güterzug. Als wir um ½3 Uhr morgens auf der Endstation Matenidza anlangten, sahen wir uns nach einem Wartesaal um; doch da war nicht einmal ein Bahnhof zu erblicken, geschweige denn ein Wartesaal. Ein Pfahl mit einem Brett und der Aufschrift „Matenidza", das war alles. Wohl stand in der Nähe eine Blechhütte, ein ehemaliger Store (Kaufladen), allein der Besitzer war fortgezogen und hatte sein Häuschen gut verschlossen. — Langes Warten hatte da keinen Zweck; wir legten also unser Gepäck unter einen Baum und marschierten mit dem schwarzen Lehrer, der unsere Decken trug, nach „St. Padua", das noch eine ziemliche Strecke von der Bahnstation entfernt ist. Von einem Weg war nichts zu sehen; es ging durch mannhohes Gras, das vom starken Morgentaue förmlich tropfte. Der Führer ging voran, ich folgte mutig hintendrein, und den Schluß der kleinen Karawane bildete meine liebe Mitschwester. Diese hatte offenbar den besten Teil erwählt, denn da der Lehrer und ich beim Voranschreiten die Tautropfen tüchtig abstreiften, blieb sie hübsch trocken, während ich selbst nach kurzer Wanderung vollständig durchnäßt war. Doch allzulange sollte sich meine Begleiterin dieses glücklichen Vorzuges nicht erfreuen. Siehe, da kommt ein großer Bach! Mein schwarzer Führer und Schutzengel ist mit einem ritterlichen Sprunge schon drüben und zeigt mir nun mit seinem Stecken die Stelle, wo ich selbst den Uebergang wagen soll. Der Fleck war mit schönem Gras überwachsen und schien sicheren Halt zu geben, doch im nächsten Moment sank ich schon bis an die Kniee ein, arbeitete mich aber rasch wieder heraus und erreichte auch ohne weiteren Unfall das andere Ufer. Eben, wie ich glücklich lande, da — plumps, liegt meine arme Mitschwester bis zum Hals im Wasser! Nun, schließlich kommt sie auch mit heilen Gliedern vollends herüber, doch mit dem Trockensein war's aus. Alles an ihr tropfte von Wasser, nur der Schleier war trocken geblieben. Uebrigens machte die stramme Wanderung den Schaden rasch wieder gut, und wir hatten zusammen über das glücklich überstandene Abenteuer köstlichen Spaß.

In „St. Padua" wurden wir natürlich mit Jubel empfangen! Das Grüßen und Händedrücken wollte kein Ende nehmen. Am meisten wunderten sich die guten Leutchen, daß die Masisita (Schwestern) während der Nacht gekommen waren, denn als um sechs Uhr früh von allen Seiten die Schulkinder eintrafen, waren wir schon da. Bald begann die Schule. Zuerst war das gemeinsame Morgengebet, dann Katechese, endlich bis gegen 10½ oder 11 Uhr Nähunterricht. Alle zeigten große Lust, und hatte jemand glücklich ein Loch zugenäht, so machte das reparierte Kleidungsstück im ganzen Kreise die Runde und wurde männiglich bewundert. Den Höhepunkt der Freude aber brachte jeden Abend die Gesangstunde. Kein Regen und Unwetter hielt sie ab; um fünf Uhr war schon alles da. Sie sangen und jubelten mit ihren hellen, klangvollen Stimmen bis gegen 8 Uhr, und selbst da kam ihnen die Stunde der Rückkehr in ihre Kraals noch zu früh.

Da sie gehört hatten, daß wir am Samstag wieder nach Monte-Cassino zurück wollten, baten sie uns am Freitag nach beendigter Nähstunde noch singen zu dürfen. Wir erlaubten es natürlich mit Freuden. Als sie aber um 12 Uhr mittags noch nicht aufhören wollten, fragten wir sie erstaunt: „Ja, Kinder, seid ihr denn noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Befreiungshalle bei Kelheim.

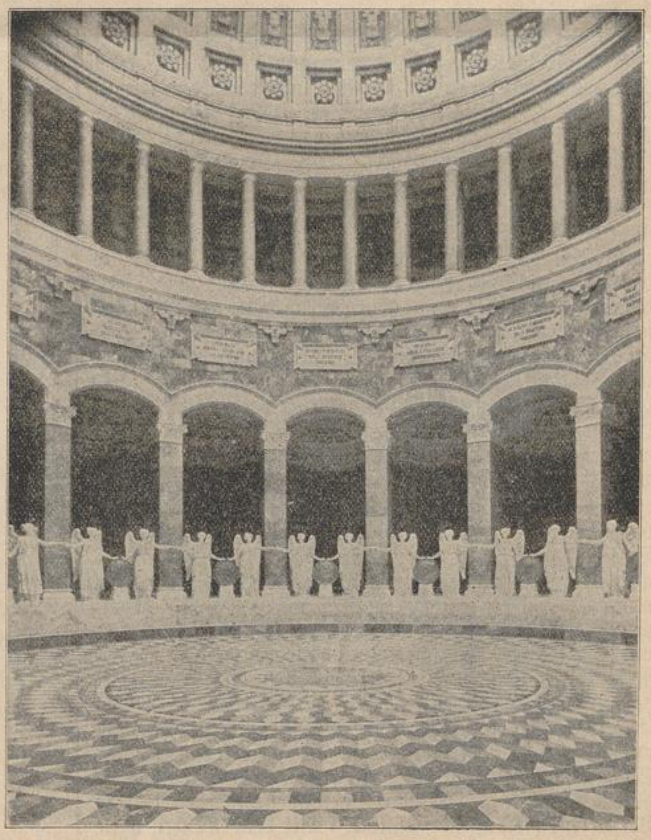
nicht müde? Auch müßt ihr sehr hungrig sein, denn ihr seid ja noch nüchtern und habt nicht das geringste gegessen." Die schelmische Antwort war: „Singen macht nicht müde, wohl aber das Hacken auf dem Felde. Letzteres müssen wir alle Tage tun, heute aber wollen wir nochmals gehörig singen, denn es ist der letzte Tag, daß ihr da seid!" Um ½1 Uhr gingen endlich die meisten unter Sang und Klang nach Haus; doch um 4 Uhr waren manche schon wieder da und lockten durch ihr Singen auch die andern herbei. Um ½8 Uhr hielten wir das Abendgebet, um endlich Ruhe zu haben. Das muntere Völkchen aber meinte, die alten Weiber könnten jetzt heimgehen, sie jedoch wollten noch lange singen. Wer konnte da widerstehen? Wir ließen sie also fortsingen bis ½10 Uhr; dann aber räumten wir das Haus und schlossen die Türe. Die lustigen Sänger aber marschierten nun zu einem benachbarten Kraal und setzten hier ihr Singen fort bis nach 11 Uhr.

Am nächsten Morgen kam um 4 Uhr morgens von Monte-Cassino her unser P. Superior. Wir fürchteten, es würden diesmal wegen der langen Nachtwache nur wenige Leute zur hl. Messe kommen, doch um 5½ Uhr war wieder alles da, und bei unserm Abschied begleitete uns die ganze Schule unter lautem Gesang eine ganze Strecke weit. „Tinotenda, kwazwo, kwazwo, wir danken sehr, recht sehr!" riefen sie uns noch lange nach.

Wie gerne wollten wir die guten Leutchen öfters besuchen, doch was uns davor zurückschreckt, sind nicht die Beschwerden — diese kleinen Opfer würden wir mit Freuden bringen! — sondern die mit der Reise verbundenen Unkosten. Unsere Geldmittel sind an sich schon knapp genug, und der sonstigen Auslagen sind gar viele. Wer will ein Vater unser beten, daß der Herr uns Wohltäter erwecke, die unsere Arbeit durch christliche Almosen unterstützen? Besonders willkommen wäre uns für „St. Padua" auch eine kleine Glocke; denn bis jetzt wird zum Gebet und zum Beginn der Schule mit einem Stück Eisen auf einen alten Hafendeckel geklopft, was sich doch gar zu armselig anhört. Für jede milde Gabe sage ich zum voraus den besten, aufrichtigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott" sowohl im Namen der Mission, wie im Namen der fleißigen Schüler und munteren Sänger von „St. Padua". Schw. A.

Wie ich meinen ersten Reiskuchen bereitete.

Heute Abend erzählte ich unsern Postulanten bei der Rekreation, wie ich einmal meine Kochkunst probierte. Als man ausgelacht hatte, meinte einer, das gehöre eigentlich ins „Vergißmeinnicht". Der Gedanke gefiel mir, und um das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, setze ich mich gleich hin und schreibe, denn sonst könnte mein Vorsatz wieder zu Wasser werden. Die Sache also trug sich folgendermaßen zu:



Das Innere der Befreiungshalle bei Kelheim.

Im Jahre 1906 — ich war damals Superior unserer Missionsstation „St. Peter" in Deutsch-Ostafrika — wollte ich auf einem etwa zehn Kilometer entfernten Platz eine neue Außenstaion gründen. Die dortige Bevölkerung zählt zu den Wambugu, einem Hirtenvolke, das nur von seinen Herden lebt, von Ackerbau dagegen absolut nichts wissen will. Zu kaufen gibt's bei ihnen nichts als Milch, und selbst diese ist nicht immer zu haben. Als ich z. B. einmal mit dem Hochw. P. Erasmus Hörner einen Besuch dort machte und einen Mbugu um Milch ersuchte, entgegnete er, er habe keine, denn das Vieh gebe wegen Mangel an Regen keine Milch mehr. Auf unsere weitere Frage, ob er auch einen Gott kenne, gab er folgendes Gottesbekenntnis zum besten: „Es gibt zwei höchste Wesen, ein gutes und ein böses. Um das gute braucht man sich nicht weiter zu kümmern, denn es ist ja gut und fügt daher niemand ein Leid zu; vor dem bösen dagegen muß man wohl auf der Hut sein, daß es einem nicht schade." Zuletzt fügte er, zu P. Erasmus gewendet, bei: „Wenn du uns jetzt Regen machst, will ich dich als meinen Gott ansehen und dir ein Kalb zum Opfer bringen." — —

Also bei diesen Wambugu, von denen wir soeben einen würdigen Vertreter kennen gelernt haben, wollte ich eine neue Station gründen. Weil, wie gesagt, nichts Eßbares dort zu kaufen war, nahm ich selbst das Nötigste mit, nämlich Brot, Fett, Reis, Kakao, Tee und Zucker.

Damit glaubte ich für eine ganze Woche auszukommen. Zum Abhauen des Gehölzes, zum Einebnen des Platzes und dem Bauen einer Hütte nahm ich eine Zahl der stärksten Schuljungen mit; für diese war der Reis bestimmt.

Als ich einige Tage von Brot, Tee und Kakao gelebt hatte, wurde mir der Küchenzettel doch etwas gar zu einfach und ich beschloß daher, mir zum Abendessen einen Reiskuchen zu bereiten, wie ihn unsere Schwestern in St. Peter zeitweilig auf den Tisch zu bringen pflegten. Der Plan war gewiß sehr löblich, doch mit der Ausführung hatte es seine Haken. Die edle Kochkunst war mir fremd. Im elterlichen Hause durfte sich von uns Jungen keiner in der Küche blicken lassen, solange die Mutter am Kochen war, und in der Fremde ißt man eben, was einem vorgesetzt wird. Indessen verlor ich den Mut nicht und sagte: Probieren geht über Studieren. Ich hatte auch schon wiederholt, wenn unsere schwarzen Jungen ihren Reis kochten, beobachtet, daß derselbe so schön aufquoll, ob er aber beim Braten dieselbe löbliche Eigenschaft an den Tag legen würde, wie beim Kochen, war eine Frage, die ich weder selbst beantworten konnte, noch meine Jungen, denn für letztere war „Braten" ein vollständig fremder Begriff. Die Praxis sollte es mich lehren!

Ich tue also soviel Reis in die Pfanne, als ich glaube verzehren zu können, und fügte dem trockenen Reis einen Eßlöffel voll Fett bei. Ihn zuvor in Wasser aufquellen zu lassen oder gar etwas Salz beizufügen, fiel mir gar nicht ein. Ueber drei Steinen war ein Feuerchen angemacht, ich setze die Pfanne darüber und fange mit Geduld an zu rühren und zu rühren. Doch der Reis will nicht aufquellen, will nicht braten. Ich denke, da fehlt es am nötigen Fett, füge daher einen zweiten Eßlöffel voll bei und rühre aufs neue. Umsonst, er will sich nicht heben, nicht zum Kuchen formen. Die Sache kommt mir allmählich bedenklich vor; doch aller guten Dinge sind drei, sage ich, und gebe einen dritten Löffel voll Fett in die Pfanne. Mit dem Rühren hatte ich inzwischen ausgesetzt, nur sah ich zeitweilig nach, ob sich noch keine Kruste bilde. Schließlich zeigte ich zu meiner Freude auch eine solche, nur die schwarzgraue Farbe wollte mir nicht recht gefallen. Ich begab mich ans Essen, würgte auch einiges hinunter, schließlich schenkte ich aber mein Koch-Erzeugnis den schwarzen Jungen, die es mit Mut vertilgten, ohne eine Miene dabei zu verziehen. — Warum mir dieser mein erster Reiskuchen so mißraten, wird die lesende Hausfrau besser wissen als ich, brauche daher auch keine Erklärung beizufügen.

Ein zweites Beispiel, wie sich zwei Missionäre in der edlen Kochkunst versuchten: Ich hatte mit dem oben genannten P. Erasmus eine mehrtägige Tour in der ostafrikanischen Steppe zu machen. Da wir aus Erfahrung wußten, daß es nichts Angenehmes sei, wenn man nach stundenlangem Marsche mit einer am Gaumen klebenden Zunge am Rastplatze ankommt und dann nichts anderes hat, als heute Brot und Tee und morgen Tee und Brot, so wollten wir für eine kleine Abwechslung sorgen. Wir nahmen also etwas Erbsen und Bohnen mit; doch weil wir keine Lust hatten, jedesmal zu warten, bis die harten Bohnen und Erbsen gar gekocht waren, ließen wir sie zu Hause mahlen. Mit Erbsen- und Bohnenmehl, so dachten wir, könne man am Rastplatze schnell eine kräftige Suppe kochen.

Der Gedanke war gewiß nicht übel, nur Eines übersahen wir, daß man nämlich das Mehl in kochendes Wasser laufen lassen solle. Wir machten es umgekehrt, taten unser Bohnen- oder Erbsenmehl — ohne Salz natürlich! — in k a l t e s Wasser und wollten die „Suppe" dann erst kochen lassen. Zuerst rührte einer der uns begleitenden schwarzen Jungen die Brühe kräftig um, und als es bei diesem nicht mehr recht gehen wollte, tat P. Erasmus sein Bestes, das Mehl am Anbrennen zu hindern. Als auch er den Mut verlor, kam ich selbst an die Reihe. Bald erklärte ich: „Die Suppe ist fertig!". Denn ich sah nicht ein, weshalb ich mich da noch lange mit Rühren abquälen sollte. Der Ruf schien für meinen Kollegen etwas sehr Verlockendes zu haben; er kam sofort herbei, und so setzten wir uns zusammen und begannen von der famosen Suppe zu kosten. Das Ende vom Liede war auch hier, daß wir bald mit dem Essen inne hielten und den Topf von unseren schwarzen Begleitern leeren ließen. Fortan nahmen wir wieder mit Tee und Brot vorlieb und nahmen auf keine Reise mehr Erbsen- und Bohnenmehl mit. Geschwiegen haben wir über unsere damalige Kochkunst auch; erst heute habe ich sie an die große Glocke gehängt.

P. Isembard Leyendecker.

Die vier Jahreszeiten.

Wenn im Mai die Knospen springen,
Eil ich hin zum grünen Hain;
Ich muß jubeln, ich muß singen,
Und die Vöglein stimmen ein.

Wenn die gold'nen Aehren schwellen,
Und die holde Sonne glüht,
Wiegt man sich auf blauen Wellen,
Singt im Kahn ein Schifferlied.

Wenn die süßen Trauben blinken,
Und im Glase perlt der Most;
Singen muß man, will man trinken,
Heit'res Lied würzt ja die Kost.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn die Silberflocken fallen,
Tönet wieder munt'rer Sang,
Und zum hehren Christfest hallen
Glocken ihren Weiheklang.

Darum heget süße Lieder
Tief und rein in eurer Brust!
Morgens singt und abends wieder,
Denn im Sang wohnt Leid und Lust.

Gehet zu Joseph.

„Ich hatte lange Zeit mit einem furchtbaren Seelenleiden zu tun, das mich ganz unglücklich machte. Da wandte ich mich recht vertrauensvoll an den hl. Joseph und versprach, in der Mariannhiller Mission einen Knaben auf den Namen dieses großen Heiligen taufen zu lassen. Meine Bitte wurde ganz auffallend schnell erhört, und ich fühle mich seitdem von jeder Versuchung vollständig frei. Dem lieben heiligen Joseph sei tausend Dank gesagt. Gehet alle zu ihm, denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist groß! — Veröffentlichung war versprochen."

„Wir hatten zwei Jahre hindurch schwere Unglücksfälle im Stall. Dieses Frühjahr wollte sich das Uebel neuerdings einstellen. Wir wandten uns in unserer Not an den heiligen Joseph, sowie an den heiligen Benedikt und den heiligen Antonius von Padua mit dem Versprechen der Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Schon zwei Tage darauf war uns geholfen und seitdem ist jede Gefahr beseitigt."

„Bin Kontoristin von Beruf, hatte aber lange Zeit so wenig Geschick und Talent für die einschlägigen Arbeiten, daß ich daran dachte, eine andere Lebensstellung zu wählen. Auf verschiedenes Anraten hin nahm ich zuvor meine Zuflucht zum hl. Joseph, und siehe, er half mir wunderbar. Ich bin jetzt in meinem Fache so firm und sicher, daß ich mit Leichtigkeit jeder Anforderung genügen kann. Neues Glück ist in meine Brust eingekehrt und ich kann nun aus eigener Erfahrung jedem raten, er möge in seinem Anliegen zum hl. Joseph gehen;— er ist in der Tat ein mächtiger Helfer in jeder Not."

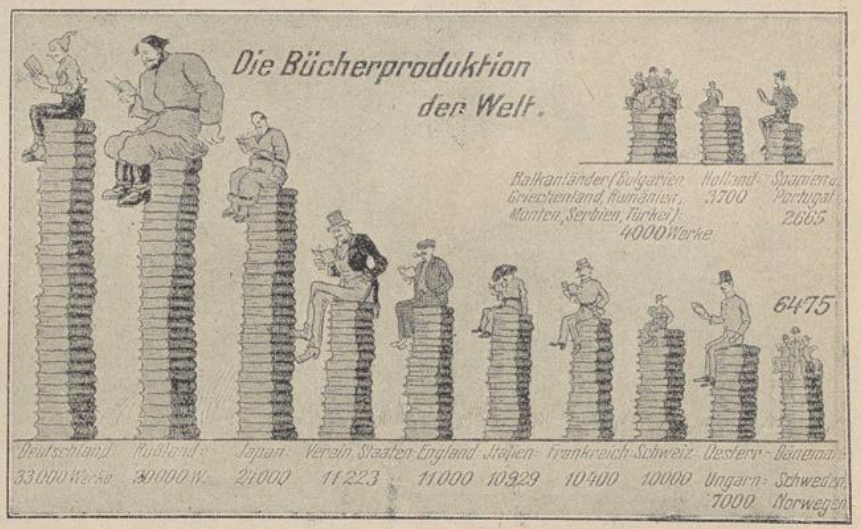
„Ich war in großer Verlegenheit; ich hatte ein bedeutendes Kapital auf bloße Handschrift hin ausgeliehen, und die Aussicht, dasselbe wieder zu bekommen, war nicht groß. Im Verein mit mehreren andern hielt ich nun eine Novene zu Ehren des hl. Joseph. Der Erfolg war, daß ich am letzten März, also noch im Monat des hl. Joseph, die volle Summe zurückbezahlt erhielt. Leider unterließ ich längere Zeit die versprochene Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, bis mich die vielen Dankesbezeugungen anderer neuerdings an diese meine Pflicht erinnerten. Drum will ich nicht länger zögern, sage ebenfalls dem großen Heiligen öffentlich meinen pflichtschuldigen Dank und ermahne jeden, in seiner Not zum heiligen Joseph zu gehen, denn er hilft immer, soferne es Gottes heiliger Wille ist."

„Ich war in großer Angst, denn ich mußte eine schwere Prüfung machen, von deren glücklichem Bestehen mein ganzes Lebensglück abhing. Ich betete fleißig zum hl. Joseph und zur schmerzhaften Mutter Gottes und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Es ging alles gut; ich habe die Prüfung prächtig bestanden und sage nun der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph öffentlich meinen herzinnigsten Dank."

„Volle neun Jahre hindurch litt ich an peinlichen Kopfschmerzen. Ich konsultierte mehrere Aerzte, selbst Spezialisten, machte eine Menge Kuren und hatte dabei recht bedeutende Auslagen zu bestreiten, ohne die gewünschte Hilfe zu erlangen. Zuletzt gab ich die Hoffnung auf natürliche Mittel auf und wandte mich an den hl. Joseph. Ich hielt die sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Freuden und Schmerzen und erbat mir das Gebet frommer Kinder; und jetzt bin ich von dem Kopfleiden, das mir 9 Jahre anhaftete, vollständig frei. Wer in Not ist, wende sich vertrauensvoll an den hl. Joseph und empfehle sich dem Gebete frommer, unschuldiger Kinder, die Hilfe von oben wird dann nicht ausbleiben."

„Im November v. J. erlitt ich in einer Zuckerfabrik einen Schenkelbruch. Die Sache sah bedenklich aus und die Hoffnung auf baldige Heilung war gering. Nun hielt meine Frau ohne mein Wissen eine Andacht zum hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung, und von jener Stunde an besserte sich mein Zustand ganz merkwürdig. Dem großen hl. Joseph sei dafür öffentlich Dank gesagt!"

„Die Unvorsichtigkeit meines Kindes brachte mich in große Verlegenheit, ich sollte eine Entschädigung zahlen, und überdies stand mir ein Prozeß in Aussicht. Da ging ich zum hl. Joseph, versprach hl. Messen lesen zu lassen und ein Heidenkind zu kaufen, auch wollte ich die Erhörung im Vergißmeinnicht veröffentlichen lassen. Wider Erwarten ging alles gut, die Sache wurde friedlich beigelegt. Gegenwärtig bin ich wieder in großer



Statistik: Die Bücherproduktion der Welt. Clichotek, Berlin 68.

Die Statistik wurde von einem spanischen Schriftsteller auf Grund einer sorgfältigen Enquete zusammengestellt. Ueberraschend ist das Ergebnis der ungeheuer angewachsenen Bücherproduktion in Rußland und Japan.

Not, doch diesmal scheint mich der hl. Joseph nicht erhören zu wollen. Da kommt mir der Gedanke, es komme daher, weil ich die versprochene Danksagung unterlassen hatte. Ich erfülle daher nachträglich meine Pflicht und bitte alle Leser des Vergißmeinnicht um ein kurzes, kräftiges Gebet."

„Ich konnte meine alte Schwiegermutter jedes Jahr nur schwer bewegen, ihrer Osterpflicht zu genügen. Heuer wollte sie gar nicht zu den heiligen Sakramenten gehen. Da wandte ich mich an den heiligen Antonius, versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung und sandte an die Mission fünf Mark Antoniusbrot ein. Die ersehnte Hilfe kam sofort. In einem großen Anliegen, das mich selbst betraf, betete ich mit festem Vertrauen zum hl. Joseph und ließ zu seiner Ehre eine hl. Messe lesen. Auch hier fand ich so-



Der kleine Vogelhändler. Nach einem Gemälde von Cipriano Cei.

fort Erhörung. Ich erfülle nun mein Versprechen und sage den beiden großen Heiligen meinen innigsten Dank."

„Ich war in großer Sorge wegen meiner beiden Söhne, die mir schon geraume Zeit nicht mehr geschrieben hatten. In mütterlicher Sorge begann ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph. Die neun Tage waren vorbei, und noch immer war keine Nachricht eingetroffen, schon fürchtete ich, der große Heilige, auf den ich seit Jahren ein felsenfestes Vertrauen setze, habe mich diesmal im Stich gelassen; mit Unrecht, schon Tags darauf erhielt ich einen Brief, der mir all meine Sorgen benahm. Veröffentlichung war versprochen."

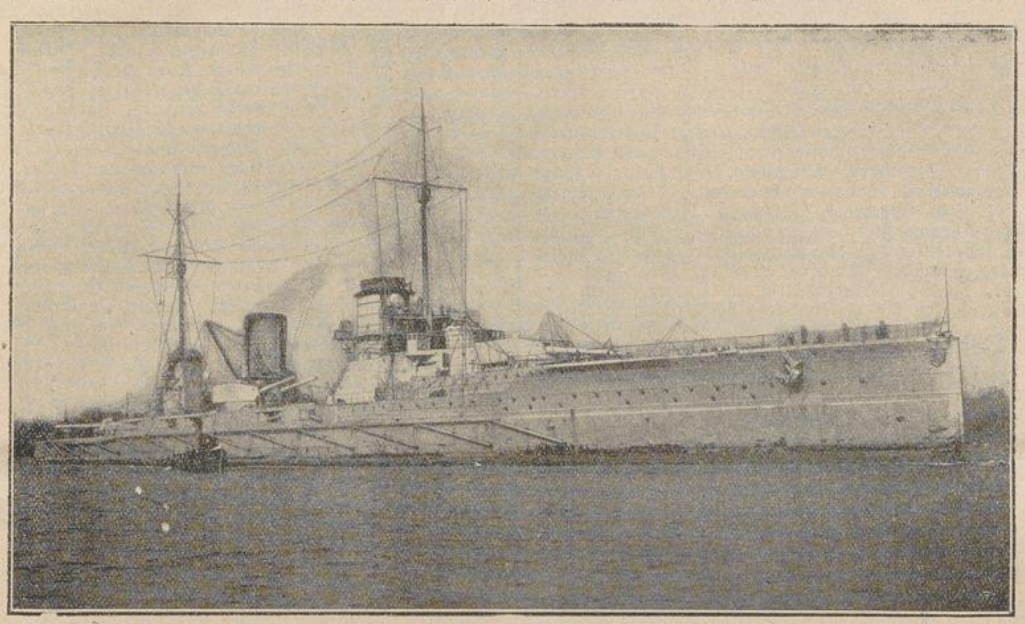
„Heute kommt auch eine arme Fabrikarbeiterin, dem hl. Joseph zu danken. Er hat mir schon oft geholfen, erst jüngst wieder in einem traurigen Falle, bei dem infolge eines Streites eine Klage bei Gericht unabweisbar schien. Ich wandte mich an den hl. Joseph und versprach eine kleine Muttergottes-Statue der Mariannhiller Mission zu schenken. In einem andern Anliegen gelobte ich, mir jeden Tag 5 Pfennig zu ersparen und am Schlusse des Jahres den Betrag der Mariannhiller Missionsvertretung einzusenden, um dafür Stoffe für die armen Heidenkinder zu kaufen. In beiden Fällen hat der hl. Joseph geholfen. — Das Kind meiner Schwester wurde plötzlich gelähmt. Zur Besorgung des Kindes muß die Schwester stets ein Mädchen haben, um selbst der Arbeit nachgehen und ihr Brot verdienen zu können. Nun verließ das eine Mädchen den Dienst, und ein zweites verlässiges war nicht zu finden. Da riet ich meiner Schwester, das „Vergißmeinnicht" zu abonnieren und fleißig zum hl. Joseph zu beten. Sie tat es und fand nun bald ein braves Mädchen, und auch das kranke Kind ist schon bedeutend besser geworden. Ich schicke aus Dankbarkeit hiefür einen kleinen Betrag in Briefmarken ein, sowie ein Paket mit Kleiderstoffen; der eine Stoff ist für einen Knaben bestimmt, der andere für ein Mädchen. Ich bitte um keine Empfangsbestätigung, wohl aber um das Gebet der schwarzen Kinder."

Zur Jubiläumsfeier in der Befreiungshalle bei Kelheim,

an welcher sämtliche deutsche Bundesfürsten teilnehmen.

(Mit 2 Bildern Seite 187.)

Die Befreiungshalle auf dem Michaelsberge bei Kelheim wurde im Jahre 1842/63 von König Ludwig I. errichtet zur Erinnerung an die Freiheitskriege 1813. Auf einer Terrasse lagert der 66 Meter hohe, in griechisch-römischem Stile von Klenze geschaffene Rundbau, umgeben von 18 Strebepfeilern, die mit den Kolossalstatuen germanischer Frauen besetzt sind. Diesen sind 18 Kandelaber vorgelagert. Die Innenwand der Befreiungshalle, mit farbigem Marmor bekleidet, enthält 34 Siegesgöttinnen aus Carrara-Marmor, welche 17 Bronzeschilde, aus erbeuteten französischen Geschützen gegossen, mit den Namen der gewonnenen Schlachten halten. Auf weißen Marmortafeln neben den Arkadenbogen stehen die Namen von 16 deutschen Heerführern, oben darüber die Namen von 16 eroberten Festungen. Am 25. August wird daselbst auf Veranlassung des Prinzregenten Ludwig eine Hunderjahrfeier der Freiheitskriege stattfinden. An der Feier werden sämtliche deutsche Bundesfürsten, die Vertreter der Freien Städte und der Erzherzog-Thronfolger von Oesterreich-Ungarn teilnehmen.



Der Turbinenkreuzer Seydlitz, der neueste und größte Panzerkreuzer der deutschen Marine, der gegenwärtig seine Probefahrten macht. Der Seydlitz übertrifft den Goeben, der während des Balkankriegs im Mittelmeer lag, an Größe und an Schnelligkeit. Man erwartet von ihm eine Geschwindigkeit von mindestens 30 km pro Stunde, da die Turbinen mit mehr als 50000 PS. arbeiten. Die Besatzung wird mehr als 1000 Köpfe betragen. Phot. A. Renard.

Briefkasten.

Herzinnigen Dank all den edlen Wohltätern, die irgendwie dazu beigetragen haben, die schwere Hungersnot in Keilands zu mildern! Der liebe Gott möge es ihnen reichlich lohnen. Die schwarzen Kinder werden gewiß fleißig für ihre Wohltäter beten.

H. in A. — Meßstipendien können nicht als Entgelt für den Abonnementspreis des Vergißmeinnicht angesehen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Ingbert. — Betrag zum Besten unserer Mission als Dank gegen Gott, gegen den hl. Joseph und den heiligen Antonius von Padua für wiedererlangte Gesundheit erhalten.

Neustadt. — Betrag als Antoniusbrot für die armen Kinder der Missionsstation Mariatrost dankend erhalten. Des eifrigen Gebetes unserer schwarzen Kinder dürfen die geehrten Wohltäter stets versichert sein.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Würzburg, Langenreihen, Wagenhofen, Kaufbeuren, Haßfurt, Asbach, Oberachern, Heidingsfeld, Günzburg, Jordanbad, Sindorf, Steckenborn, Würselen, Schwyz, Zürich, Pfaffenau, Baltschieder, Langgueid, Westheim, Detroit, Wallerdorf, Vättis, St. Gallen, Feusisberg, Altstätten, Andermatt, Gersau, St. Gallen, Reinickendorf, Lähn, Zawodzie, Kobiclitz, Breslau, Horfeld, Buer i. W., Beurig, Geldern, Aachen, Ehlingen, Dirlos bei Fulda, Widdeshoven, Düsseldorf, Düren, Mühlheim a. d. Ruhr, Lette i. W., Altenahr, Langerwehe, Dortmund, Eilendorf, Ittenbach, Weilerswist, Düdelingen in Luxemburg, Agram, Passau, Oeblarn, Leitmeritz, Graz, Steyr, Amstetten, Greisdorf, Beuthen, Pyschcz, Hennersdorf, Breslau, Würzburg, Ochsenhausen, Oggelsbeuren, Faunzenhof, St. Ingbert, Perlesreut, Kleinbuchfeld, Fischen, Muggensturm, Steinburg, Assamstadt, Ohlungen, Donauwörth, Wörishofen, Radheim, Landshut, Elsthal, Weingarten, München, Bamberg, Zimmern, Ringsheim, Neumarkt, Erbenschwang, Budapest, Dallapoosa (Georgia), Passau, Reischach, Waldulm, Mindelheim, Bayersoien, Burggen, Regensburg, Stambach, Amberg, Ernsdorf, Rohr, St. Bernard-Nebr., Jo-Dak., Cincinnati-Ohio, Aachen, Essen, Kelberg, Bottrop, Gürzenich, Limburg, Warendorf, Niedefeld, Godesberg, Helenabrunn, Eupen, Esch, Koblenz, Kreuzau, Ochtrup, Gladbeck, Bottrop, Neuhaus, Combüchen, Bochum, Gressenich, Bingen, Weywertz, Brück, Berresheim, Derichsweiler, Luxemburg, Hülzweiler, Bitburg, Echtz, Basel, Köln, Metzdorferberg, Linz, Leutkirch, Brieg, Wagenhofen, Kaufbeuern, Haßfurt, Asbach, Ochsenfurt, Hörmannsberg, Wörishofen, Au, Westernhausen, Witterda, Würzburg, Rimpar, Steinburg, Rainfurt, D. F. G., Malsch, Siegenburg, Niederrieden, Mallersdorf, Rohr, Walf, Mooshausen, Kühnhausen, Landau a. Isar, Neudorf, Burggen, Kempten, München-Rmkt., Erolzheim, Greßweiler, Neumarkt (Obpflz.), Nebelschütz, Birkenhördt, Höglorf, Eichlögel-Stulenzen, Wien XVI. Merkelsdorf, Groß-Köstendorf, Brünn, St. Ruprecht a. d. Raab, Obergrund a. d. B. M. B., Wolfern, Wien XVIII., Podersam, Weiz Reichenau, Aigen-Schlägl, Ludweis, Mariazell, Meran, Mosonszölnök, St. Lorenzen (Pustertal), Schruns, Heiligen-Kreuz a. Wansee (2mal), Kirchdorf, Fohnsdorf, Abbazia, Budapest (2mal), Kirchbach, Bezau, St. Nikolai ob Draßling, Trautenau, Stein in Böhmen, Brixen, Kaidling, Weiz, St. Johann im Saggautal, Gleinstätten, Pößmitzhofen, Ilz, Fürstenfeld, Brünsee, Linz, Uznach, Wohlen, Bremgarten, Eberdingen, Ragaz, Inwil, Niederwil, Appenzell, Winterthur, Eschenbach, Lugano, Obererlinsbach, Willisau, Pfaffnau, Loo, Samnaun, Wildhaus, Bisperterminen, Eschenbach, Grub, Balgach, Silenen, Altstätten, Berg, Würenlos, Wiedenhub, Zürich, Nels, Gersau, Sulgen, Ahaus, Dirlos, Bonn, Aachen, Köln, Heimbach, Ehlingen, Widdeshoven, Brück, Würselen, Beurig, Holthausen, Petzkin, Rhede, Eschweiler, Uder, Borbeck, Ekel, Carum, Köln, Ober-Valbert, Heidemühle, Krefeld-Linn, Grevenbroich, Dudelingen, Hachen, Münster, Eilendorf, Wesel, Wallen, Wolfzen, Bochum, Godesberg, Praest, Münstereifel, Mündelheim, Wolfsfeld, Mülheim-Rhein, Rolfzen, Lennep, Dortmund, Godesberg, Eilendorf, Wallen, Ruhrort, Wissel, Ahaus i. W.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Frau Kottmann, Wohlen. Philomena Gasser, Altdorf. Frau Trozler, Mettenwil. Remig. Ettlin, Sarnen. Jakob Muheim und Ww. Walker-Frider, Altdorf. Louise Jud, Rieden. Bezirksamtmann Keel, Rorschach. Elisa Locher, Feitieren. Frl. Köllis, Werndorf. Juliana Wiesler, Nestelbach. Anna Maria Fürich, Neumarkt-Mühlkreis. Frau Christine Ploder, Hainsdorf-Mureck Maria Kinateder, Breitenberg, Bayern. Juliana Hauser, Graz. Johanna Zettl, Sopron. Peter Gar, St. Michael i. Lungau. Josef Emgrechtinger, Mehrnbach. Anna Wippel, Stainz. Josef Huber, Minning. Theresia Felber, Preding. Josefine Kottek, Budweis. Frau Taferner, Abbazia. M. Katharina Jäger, Mellau. Sr. Peter Kuen, Exposit., Tisens. Theresia Maier, Friedland. Hedwig Mugrauer, Leitmeritz. Rotburga Stock, Lanersbach. Franz Susam, St. Ulrich i. Gröden. Helena Edlinger, Vardernberg. Karl Gschweitl, Weiz. Anna Lerch, St. Stefan ob Stainz. Helene Edlinger, Trafaiach. Therese First, Pömbsen. Sibilla Weinand, Aachen. Helene Buschmeier, Eggeringhausen. S. Schreiner, Trier. Frau Joh. Förster, Hannover. Agnes Funke, Aachen. Susanna Hottna, Niederfeulen. Theresia Bockmann, Borken. Frl. Paschen, Münster. Anna Timersch, Prümzurlay, Frau Schweizer-Rupp, Hülzweiler. Peter Blanken, Wockeroth. Frau Joh. Kickermann, Gelsenkirchen. Frau Rupp-Jungmann, Hülzweiler. Josephina Ortmanns, Burtscheid. Frau Bausch, Eiks. Elise Conzencius, Bettendorf. Maria Gertruda Lessina, Velen. Engelbert Hubert Schumacher, Oekoven. Frau Georg Steiner, Bocholt. Katharina Teohey, Albany, N.-Y. Paul Groß, West-Hoboken, N.-Y. Karoline Durczok, Teschen. Anna Geisler, Landeshut i. Schl. Maria Papst, Unterleitersbach. Engelhard Pfaff, Neustadt, Baden. Barbara Leupolt, Neunkirchen. Katharina Schmitt, Erfurt. Elisab. Weis, Killingen. Louise Fischer, Winkel. Maria Renner, Landa a. J. Emil Staudascher und Susanna Weber, Mahlberg. Margareta Ott, Marg. Argauer, Bechtsried. Nikolaus Seeonbuchner, Anna Schömig, Klingenberg. Rudolf Bleuel und Karl Schmitt, Steinau. Leo Schuchert, Wiesenfeld. Cäcilia Fladung und Liobo Höll, Rasdorf. Adolf Becker, Waisenrat, Ettlingen. Mathilde Feder, Steingaden. Pfr. Jos. Wiedenmann, Rieden. Alex. Guldner, Grafing. Maria Staudinger, Witterda. Pfr. Mich. Wenig, Neuötting. Lehrer Buntschuh, Ellwangen. Anna Hörmann, Raisting. Barbara Hofmann, Eggenthal. Emilie Schell, Sebastian Berberich, Holzkirchhausen. Bibiana Hohmann, Roßbach, Klingenmünster. Frau Rothmeier, Oberbeuren. Gertrud Hoff, Rimlingen. M. Marg. Zorn, Würzburg. Jakob Zeilinger, Mühldorf a. Inn. Xaver Arzet, Kalzhofen.

Mariannhiller Missionskalender 1914.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur:

Der politische Flüchtling.
Eine Woche im Belagerungszustande, nur ein Tröpfchen.
Die Todesbraut.
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Kaffee und Tabak bei den Türken.
Der arme Franzerl und seine Gatterkreuzer.
Das Torpedo und seine Verwendung.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, den sel. Hermann Joseph darstellend, wie er vor einem Muttergottes-Altar dem lieben Jesukind einen Apfel reicht, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen teils aus unserer eigenen Mission, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von unserer auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretung zu beziehen und kostet ohne Postgebühr in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Der bescheidene Reingewinn ist für Missionszwecke bestimmt.

Redaktionsschluß am 15. Juni 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

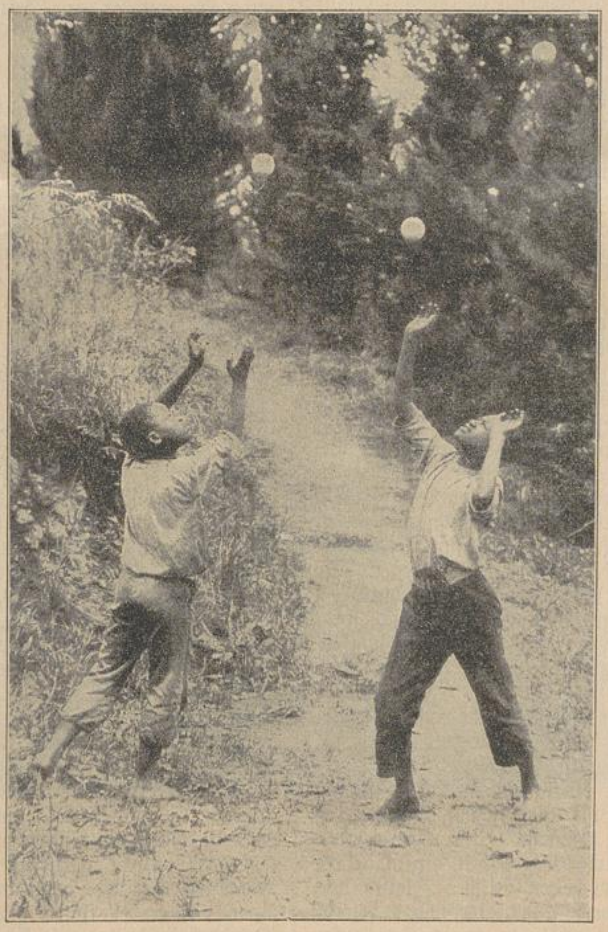
Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 9.

Köln a. Rh.
September 1913.



Beim Ballspiel in Mariannhill.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Blume im Tal.

Verborgen blüht im tiefen Tal
An silberklarem, frischem Quell
Ein wunderbares Blümlein, hell
Wie erster Frühlingssonnenstrahl.

Wo diese holde Blume steht,
Da glänzt es rings wie Himmelsschein,
Und ihrem Kelche zart und rein
Ein süßer Wohlgeruch entweht.

Um sie zu suchen, rastlos zieh'n
Gar viele Pilger durch das Land,
Doch glücklich, wer sie wirklich fand,
Wem sie zu eigen ward verlieh'n!

Denn wer die Wunderblume bricht,
Aus dessen Aug der Himmel strahlt,
Und Seelenfriede, Anmut malt
Sich zart auf seinem Angesicht.

Doch nur im Tal der Demut blüht
Am tiefen Born der Frömmigkeit
Die Blume hold, Zufriedenheit,
Die läuternd hebt uns das Gemüt.

Alinde Jakoby.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

In den Flüssen von Sofala, namentlich aber am Sambesi, gibt es eine große Menge Krokodile, die dem Menschen äußerst gefährlich sind. Sie lauern beständig am Ufer, und kommt ein Unvorsichtiger, um Wasser zu schöpfen oder sich zu baden, so schlagen sie ihn mit ihrem langen, starken Schweife nieder und fahren mit ihm unters Wasser, wo sie ihn sofort verschlingen.

Aus dem gleichen Grunde muß man sich, wenn man auf dem Flusse fährt, sehr hüten, einen Arm oder einen Fuß aus dem Boote zu strecken. In unserer Hauptresidenz Sena sind in einem einzigen Jahre 18 Personen durch diese Tiere ums Leben gekommen.

In seiner Form gleicht das Krokodil einer Eidechse, hat aber eine Länge von zwei Klaftern und die Dicke eines mäßigen Baumes. In seinem Rachen sitzen starke, äußerst spitzige Zähne. Es legt seine Eier in den Sand, vergräbt sie und überläßt das Ausbrüten der Sonne. Sobald aber die Jungen aus der Schale kriechen, laufen sie sofort dem Wasser zu.

Merkwürdig ist die Vertraulichkeit eines gewissen Vogels mit diesem Tiere. Hat sich nämlich das Krokodil vom Raube eines Menschen oder eines Tieres gesättigt, so legt es sich mit offenem Rachen am Ufer auf den heißen Sand. Der Vogel aber fliegt ihm ungescheut in den Rachen und pickt das noch zwischen den Zähnen hängende Fleisch heraus. Uebrigens gehen in der Regel nur die kleineren Krokodile vollständig ans Land, die großen aber bleiben zur Hälfte im Wasser liegen. So wild und furchtlos sie ferner in ihrem Elemente, im Wasser sind, so furchtsam zeigen sie sich am Land, weshalb sie sich beim geringsten Geräusch ins Wasser werfen, es sei denn, daß der Hunger sie zwinge, auf Beute zu lauern.

Manche Kaffern machen mit Vorliebe auf Krokodile Jagd, deren Fleisch sie als wahren Leckerbissen erklären. Zum Fange selbst bedienen sie sich eines äußerst einfachen Mittels. Ein etwa einen halben Meter langes und ziemlich dickes Stück Holz wird in der Mitte durchbohrt und an einem Tau befestigt. Am untern Ende des Klotzes wird eine starke Angel mit einem Köder angebracht, wozu man am besten frisches Fleisch verwendet. Das Krokodil verschlingt gierig das Fleisch samt dem Klotze. Dieser bleibt ihm im Rachen stecken und würgt es ganz entsetzlich, so daß die Kaffern leichte Mühe haben, das gequälte und halberstickte Tier vollends totzuschlagen.

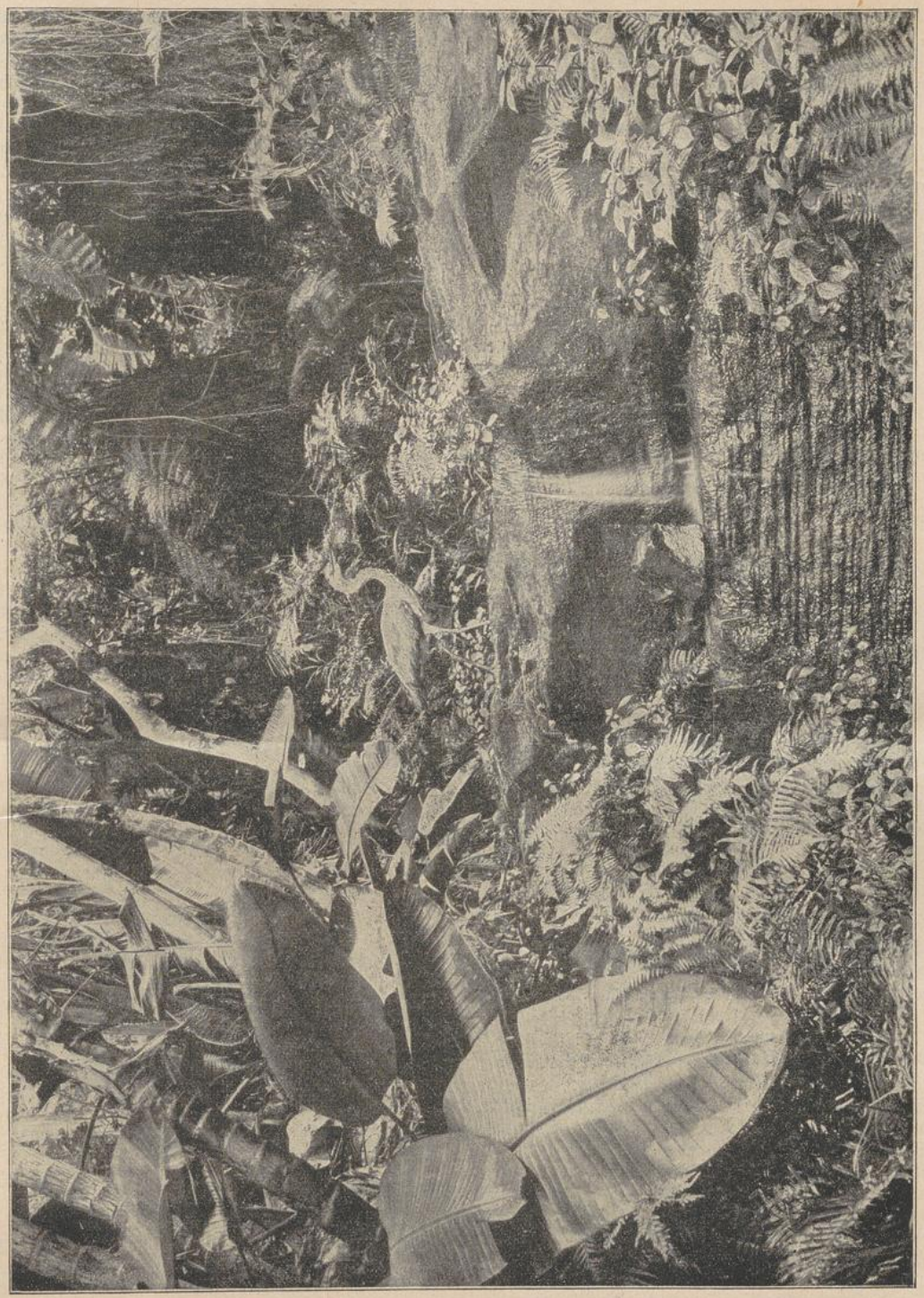
In den Sümpfen Sofalas findet sich ein Fisch, den die Eingeborenen Macon nennen. Er hat, wie die Lamprete, zwei Oeffnungen am Halse. Trocknet das Wasser im Sumpfe aus, so geht er aufs Land, und zwar manchmal große Strecken weit, bis er eine feuchte Stelle findet, wo er sich dann eingräbt und fortlebt, mag auch die Trockenheit vier bis fünf Monate dauern. Bei Regenwetter kommt er aus seinem Loche heraus und eilt wieder dem Sumpfe zu. Die Kaffern warten diesen Augenblick ab und trachten ihn auf jegliche Weise zu fangen.

Höchst merkwürdig ist auch der in diesen Gegenden häufig vorkommende Zitterfisch. Er ist von mäßiger Größe und wird in den Flüssen geangelt. Sobald er sich aber gefangen fühlt, macht er durch elektrische Schläge die Schnur, die Fischrute und sogar den Fischer so erzittern, daß die Kaffern den größten Schrecken vor diesem Fische haben und ihn nicht einmal tot angreifen wollen. Sie benutzen dazu vielmehr einen unschuldigen Knaben, weil sie glauben, daß er einem solchen keinen Schaden zufügen könne. Die Portugiesen lachen natürlich darüber und betreiben eifrig dessen Fang, weil sein Fleisch einen feinen Leckerbissen bildet.

Ein äußerst wildes Tier ist das Nashorn. Es gilt als der geborene Feind des Elefanten. Mit dem gewaltigen, fast eine Elle langen Horne, das ihm über der Nase sitzt, sucht es demselben unter den Leib zu kommen, um ihn aufzuschlitzen. Verfehlt es aber seinen Anlauf, so ist es verloren, denn der Elefant wirft es dann mit seinem Rüssel zu Boden, durchbohrt es mit den Zähnen und zerstampft es mit den Füßen. Das erwähnte Horn hat eine schwärzliche Farbe; man macht daraus Becher, Tabaksdosen, Ringe und ähnliche Gegenstände zum täglichen Gebrauch.

An der Seeküste und den Flußläufen des Kaffernlandes entlang gibt es auch eine Menge Flußpferde, die jedoch auf dem Trockenen leben, wo sie ihre Jungen werfen und des Nachts weiden. Es sind große, wilde und grausame Tiere, die nicht nur die Leute auf dem Lande anfallen, sondern auch im Wasser die Boote verfolgen und umstürzen, um so ihrer Beute habhaft zu werden. Ihre Haut ist so dick, daß ein Pfeil oder selbst eine gewöhnliche Flintenkugel nicht durch sie dringt. Die Kaffern greifen es gerne mit ihren Assegais an und sagen, wenn es ihnen gelinge, ihm nur eine kleine Wunde beizubringen, so sei es verloren, weil die Fische, von dem süßen Blute angelockt, sich daran festsetzen und saugen und nagen, bis es stirbt. Gelingt es ihnen, ein Flußpferd, dem sie in der Regel auf ihren Kähnen nach-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



In den Bergschluchten von Mariannhill.

stellen, zu erlegen, so veranstalten sie ein großes Freudenfest, denn von dem Fleische können sie nun mehrere Tage lang schmausen. Die Portugiesen essen selten davon; sie halten es für ungesund.

Das Tier ist etwas größer als ein Pferd; es hat kurze Füße, einen kleinen Schweif und nur wenige Haare. Seine ganze Form hat mehr Aehnlichkeit mit einem Schweine, als einem Pferde; auch sein Fleisch soll ähnlich wie Schweinefleisch schmecken. Nur wenn es seinen schrecklichen Kopf aus dem Wasser hebt, glaubt man einen Pferdekopf zu sehen, woher es offenbar den Namen „Flußpferd" erhalten hat.

Die Schiffer bedienen sich einer großen Trommel und einer langen Stange, womit sie auf das Wasser schlagen, um es zu verscheuchen. Ich selbst, sagt unser alter Gewährsmann, war oft Zeuge dieses Verfahrens

und wurde dadurch nicht selten in großen Schrecken versetzt.

Aus den Zähnen des Flußpferdes werden mancherlei Bildwerke geschnitzt, auch Rosenkränze gedrechselt, die ihrer schönen, weißen Farbe wegen sehr geschätzt sind. Da hierzulande der Sambesi als Hauptwasserstraße gilt, und wegen Mangel an Straßen und Fuhrwerken eine Menge Lasten darauf befördert werden, sind beständig eine Menge Kaffern dort beschäftigt. Sie haben eine schwere Arbeit und kommen oft in Gefahr, von den Flußpferden, den Krokodilen oder andern gefährlichen Tieren getötet zu werden. Nicht einmal des Nachts, wenn das Schiff vor Anker liegt, und die Passagiere am Ufer in Zelten schlafen, sind sie vor einem Anfalle sicher denn die Flußpferde gehen ebenfalls während der Nacht ans Land auf die Weide. Das beste Mittel, sich gegen sie zu schützen, ist ein wohlunterhaltenes Feuer, das sämtliche Raubtiere fürchten. Die Schwarzen lösen sich auch in der Wache ab, um wenigstens einige Stunden ruhen zu können. Bei einer auftauchenden Gefahr macht der Posten Lärm und ruft schnell alle übrigen zur Hilfeleistung herbei.

Zum Schlusse seien noch die Affen erwähnt, die in den hiesigen Wäldern in unglaublicher Anzahl hausen. Die kleinen haben vielfach ein sehr schönes Fell und sind ganz harmloser Art, die großen dagegen sind mehr gefürchtet, weil sie zuweilen auch Menschen anfallen. Außerdem findet man hier noch Löwen, große Tiger, die imstande sind, mit einem Kalbe im Rachen über eine Mauer zu springen, afrikanische Büffelochsen, die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben, Luchse, Bären und Zebras. Das Fell der letzteren ist schneeweiß und mit fingerbreiten, kohlschwarzen Streifen überdeckt, als wäre es von einem Maler angestrichen worden. Man überzieht damit vielfach die Stangen der Palankins oder Tragbahren, die hierzulande die Kutschen und Pferde ersetzen. (Fortsetzung folgt.)

David Livingstone.

(Schluß.)

Vier Monate blieben Stanley und Livingstone beisammen. Sie mieteten zwei große Boote und ruderten nach dem Nordende des Tanganjika-Sees. Die beiden Forscher stellten hier zwar fest, daß der See nördlich keinen Abfluß habe, aber ihr eigentliches Problem, ob der Tanganjika-See mit dem Nil oder dem Kongo in Verbindung stehe, war damit noch nicht gelöst.

Stanleys Zeit war übrigens abgelaufen; er mußte nach Sansibar zurück, um der großen Welt zu berichten, Livingstone sei noch am Leben. Sie reisten zusammen nach Tabora, wo Livingstone neue Vorräte und Träger erwarten sollte. Stanley schenkte ihm von seinem Ueberfluß noch vierzig Lasten Kattun, Glasperlen und Metalldraht, ein Boot aus Segeltuch, ein wasserdichtes Zelt, zwei Hinterlader und reichliche Munition, ferner Werkzeug und Kochgeschirre, lauter Dinge, die für Livingstone von unschätzbarem Werte waren. Seine Tagebücher, Briefe und Karten händigte er dem Abreisenden ein, was für Stanley selbst von größter Wichtigkeit war; denn als er nach England zurückkam, bezweifelte man die Wahrheit seiner Berichte, bis die Tagebücher und Karten Livingstones jeden Einwurf verstummen machten.

Livingstone selbst trat Ende August mit 57 frischen, zuverlässigen Trägern eine neue Reise an, seine letzte! Am Neujahrstag 1872 befand er sich wieder in der Nähe des Bangweolo-Sees. Der Regen goß diesmal nieder, wie nie zuvor, und die Karawane kämpfte sich auf den schlammigen Wegen nur mühsam vorwärts. Bisweilen marschierte man stundenlang im Wasser, und die Flüsse waren nur an ihren Wellen von den sie umgebenden Sümpfen und dem weit überschwemmten Lande zu unterscheiden. Auch die Eingeborenen waren unfreundlich, verweigerten Lebensmittel und machten falsche Angaben über die Wege. Solch eine schwere Reise hatte Livingstone noch niemals durchgemacht!

Er war der ungeheuren Aufgabe, die er sich gesteckt, nicht mehr gewachsen, und seine Tage waren gezählt. Sein Körper war aufgerieben und von beständigem Fieber und mangelhafter Ernährung geschwächt. Sein Geist jedoch war noch immer frisch und klar. Lange wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, und so schleppte er sich einen Monat nach dem andern weiter. Am 21. April 1873 schrieb er mit zitternder Hand nur folgende Worte in sein Tagebuch: „Versuchte zu reiten, mußte mich aber niederlegen, und man trug mich ganz erschöpft ins Dorf zurück." Am 27. April heißt es dann: „Mit mir ist's völlig aus; ich bleibe hier am Ufer des Molilamo." Mit diesen Worten schließt sein Tagebuch, das dreißig Jahre umfaßt.

Am 1. Mai 1873 traten Susi und Tschuma, die treuen Diener Livingstones in aller Frühe in seine Hütte, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Livingstone kniete neben seinem Bett, den Kopf auf die gefalteten Hände gebeugt. So hatten sie ihn oft im Gebete versunken gesehen, und sie zogen sich daher in ehrerbietigem Schweigen zurück. Aber es war ihnen dabei ganz eigentümlich zumute, und als sich nichts regte, näherten sie sich wieder leise. Livingstone atmete nicht mehr! Einer der Diener berührte die Wange des Knienden, sie war kalt. Afrikas größter Erforschungsreisende war tot!

Die treuen Diener legten die Tagebücher und Briefe des Doktors, seine Bibel und seine Instrumente in eiserne Kisten, um sie gegen Nässe und die alles zerfressenden Termiten zu schützen; den Leib des großen Toten aber wollten sie nach Sansibar zurücktragen, viele hundert Stunden weit, eine Heldentat, die sie unter ungeheuren Opfern auch ausführten und die einzig dasteht in der Geschichte aller Entdeckungsreisenden.

Livingstone war bei seinem Tode so zusammengeschrumpft, daß sein Leib nur noch aus Haut und Knochen bestand. Herz und Eingeweihte wurden herausgenommen und in einem Blechkasten tief in die Erde gegraben. Ein Christ unter den Dienern sprach die Gebete. Der Leib wurde mit Salz ausgefüllt und vierzehn Tage lang der afrikanischen Sonnenglut ausgesetzt, um zu vertrocknen und der Verwesung zu entgehen. Dann wurde die Leiche fest in Kattun eingenäht; von einem Baum schälte man einen Rindenzylinder ab, schob die Leiche hinein, schnürte das Ganze mit Segelleinen zusammen und befestigte das Paket an einer Stange, um es bequemer tragen zu können.

Als alles fertig war, hoben zwei Männer die kostbare Last auf ihre Schultern, die andern nahmen ihr Gepäck auf den Rücken, und nun begann eine Wanderung, die neun Monate dauern sollte, der eigenartigste Leichenzug, von dem die Geschichte erzählt. Der Weg führte bald durch freundlich, bald durch feindlich gesinnte Stämme, und es gehörte viel Mut und List dazu, um sich überall glücklich durchzuschlagen; auch muß man wissen, wie abergläubisch die Schwarzen sind und wie sehr sie sich vor einem Toten fürchten. Trotz aller Vertuschungsversuche eilte der Karawane das Gerücht von dem Tode des weißen Mannes überall voraus und ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

breitete sich durch ganz Afrika. In einigen Gegenden flüchteten die Leute aus Furcht vor dem unheimlichen Todeszug, in andern eilten sie neugierig herbei, um die sonderbare Karawane zu betrachten. Die Affenbrotbäume streckten ihre Zweige über den Weg, als wollten sie einen Thronhimmel über dem heimkehrenden Sieger bilden, und die Palmen, die Sinnbilder des Friedens und der Auferstehung, hielten am Wege treue Wacht. Eine Meile nach der andern zog man so unter den grünen Laubgewölben nach dem Osten zu.

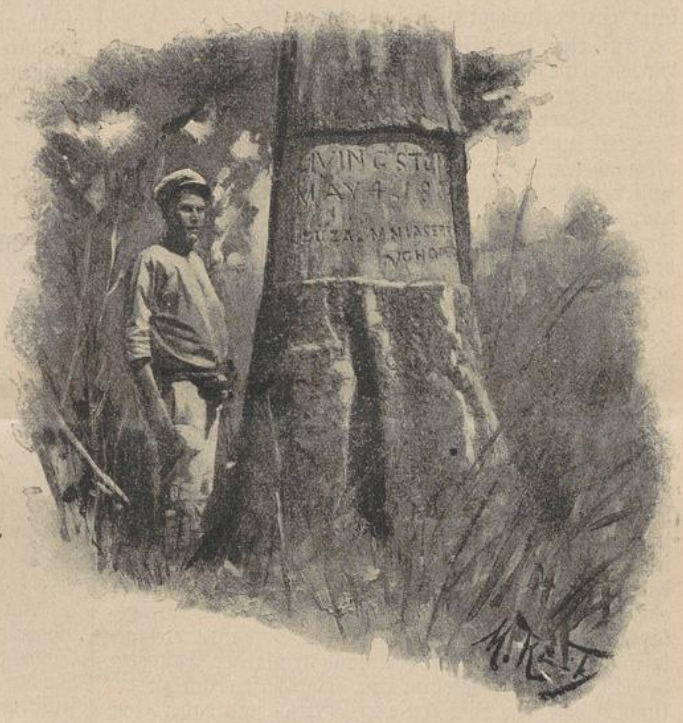
Im Februar 1874 erreichte man Bagamoyo, und der Tote wurde nun von einem englischen Kreuzer nach Sansibar und von dort nach England gebracht. In London zweifelte man aber, ob dieser Tote wirklich Livingstone sei. Doch der gebrochene, schlecht wieder angewachsene Arm, den vor Jahren der Löwe in Mabotsa so übel zugerichtet hatte, schloß jeden Zweifel aus.

Nun wurde Livingstone unter den Helden der englischen Nation, in der Westminsterabtei, mitten im Hauptschiff der Kirche begraben. Unter den Trägern des Leichentuches befand sich auch sein Freund Henry Stanley, der später das in Afrika begonnene Erforschungswerk so glänzend fortsetzen sollte. Das Grab bedeckt eine schwarze Granitplatte mit der Inschrift: „Hier ruht, von treuen Händen über Land und Meer getragen, David Livingstone, Missionar, Entdeckungsreisender und Menschenfreund, geboren am 19. März 1813 in Blantyre, gestorben am 1. Mai 1873 im Dorfe Tschitambos. Dreißig Jahre seines Lebens opferte er in unermüdlicher Arbeit der Verbreitung des Evangeliums unter den Eingebornen, der Erforschung bisher unentdeckter Gebiete und der Ausrottung des verderblichen Sklavenhandels in Zentralafrika.“ —

Noch heute gedenken die Schwarzen des „weißen Herzens“ und des „liebevollen Helfers“, wie sie Livingstone nannten, mit dankbarer Erinnerung und freuen sich, daß sein Herz in Afrikas Erde unter dem Baum im Dorfe Tschitambos ruht.

Livingstones Traum, die Nilquelle aufzufinden und den weiteren Lauf des Lualaba festzustellen, erfüllte sich nicht. Aber sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert. Er entdeckte den Nyami, den Nyassa und andere große Seen, den Viktoriafall und den Oberlauf des Sambesi und hat von bisher weltfremden ungeheuren Landstrecken treffliche Karten aufgenommen.

Die Arbeit der Wissenschaft und der Humanität hat seit Livingstones Zeiten riesengroße Fortschritte im schwarzen Weltteil gemacht, aber diese Fortschritte wären kaum zu denken ohne die entsagungsvolle Vorarbeit dieses heldenmütigen Mannes und seine bewundernswerte Ausdauer.



Der Baum, unter dem Livingstones Herz ruht, südlich vom Bangweolo-See.

Kaffernbier und Trinkgelage.

Hat der Kaffer eine tüchtige Portion Fleisch und ein entsprechendes Quantum Bier, von ihm utshwala genannt, so lebt er in einer Art irdischer Glückseligkeit und verzichtet auf alles übrige. In alter Zeit gab es Ueberfluß an beidem, an Fleisch und Bier; jetzt ist das anders geworden. Das früher so zahlreiche Wild ist infolge der Ausrodung der Wälder und der immer mehr vorschreitenden Bodenkultur fast ganz verschwunden — Löwen, Tiger, Elefanten, Giraffen gibt es in Südafrika nur noch in ganz abgelegenen Bezirken, und die Viehherden wurden durch schreckliche Seuchen hinweggerafft. Auch das utshwala ist bei den meisten Kaffern etwas knapp geworden, was allerdings weniger zu beklagen ist, denn der Schwarze weiß beim Genusse geistiger Getränke noch weniger Maß zu halten, als der Weiße.

Das Kaffernbier wird von den Frauen und Mädchen hergestellt; und wenn es von einer Person heißt, sie verstehe es, ein ganz ausgezeichnetes Bier zu brauen, so ist das ein Ruhm, dem kaum ein zweiter gleichkommt. Der Brauprozeß vollzieht sich in Kürze folgendermaßen: Es wird eine entsprechende Quantität amabele oder Kaffernkorn (eine Art Hirsenfrucht) ins Wasser gelegt, bis sie zu keimen beginnt. Dann wird die Masse herausgenommen, getrocknet, zerrieben und in mächtigen Flaschenkürbissen oder auch in Gefäßen aus Ton angesetzt. In manchen Gegenden mischt man auch einen gewissen Gärstoff bei, der aus Pflanzen gewonnen wird und den Brauungsprozeß beschleunigt, oder man kocht und siedet die Mischung in großen eisernen Kesseln. Das Resultat ist schließlich das gleiche; man gewinnt ein dickes, schmutzig aussehendes Gebräu, das einer wässerigen Schleimsuppe nicht unähnlich ist und einen säuerlichen Geschmack hat. Der Kaffer schätzt letzteren über alles, der Weiße muß sich erst daran gewöhnen und trinkt utshwala in der Regel nur im Falle der Not.

Es gibt Kaffern, die fast nur von utshwala leben; es gilt ihm als Speise und Trank zugleich; auch kann er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganz unheimliche Quantitäten davon vertilgen. Im Notfall macht er auch einige kurze Pausen oder legt sich vor seiner Hütte an die Sonne, um die überflüssige Feuchtigkeit auszuschwitzen, dann kann das Trinken von neuem losgehen. Bei gewissen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten usw. dauern solche Trinkgelage oft mehrere Tage nacheinander, und damit es nicht am nötigen Naß fehlt, tragen die Weiber auf ihren Köpfen große Utschwala-Töpfe herbei, manchmal aus ganz beträchtlicher Entfernung. Zu gewissen Zeiten, namentlich kurz nach der Ernte, wenn überall amabele in Ueberfluß zu haben ist, finden regelmäßige Trinkgelage statt, heute in diesem Kraal, morgen in jenem, wobei es natürlich hoch hergeht. Ein Fest, eine Beratung, eine größere Zusammenkunft ohne utshwala kann sich der Kaffer kaum denken; die Hauptsache würde da einfach fehlen und er käme ein zweitesmal nicht so leicht wieder.

Auf eine spezielle Einladung braucht niemand zu warten; eine solche wird nämlich nur an Personen von hohem Stand, wie an Häuptlinge und seine Räte geschickt. Jeder, der kommt, nimmt ohne weiteres am Gelage teil, und sei er auch ein weltfremder Mensch, den niemand kennt. An Gästen fehlt es nie. Man sagt, der Kaffer rieche es, wenn irgendwo im Umkreise von ein paar Stunden utshwala getrunken wird. Tatsächlich ist ihm da kein Weg zu weit und kein Wetter zu schlecht; das alles nimmt er gern mit in Kauf, wenn er nur wieder einmal zu seinem Lieblingsgetränk kommt.

Uebrigens kennt auch der Schwarze bei seinen Mahlzeiten und Trinkgelagen eine gewisse Etikette, über die sich niemand hinwegsetzen darf. Einer der Anwesenden, in der Regel der Hausherr selbst oder dessen Frau, schäumt das Bier ab, füllt damit eine ukamba, ein kleineres Gefäß, das aber immerhin noch mehrere Liter faßt, und nimmt zuerst davon einen herzhaften Schluck, um dann das Gefäß mit verständnisvollem Blick dem harrenden Nachbarn zu reichen, worauf es in dem betreffenden Zirkel in die Runde geht. Etwa je fünf oder sechs haben zusammen eine eigene ukamba. Wieviel dabei der einzelne getrunken, ist schwer zu sagen; aber fast jeder meint, er sei eigentlich etwas zu kurz gekommen und sein Nachbar habe des Guten zu viel getan. In Natal und im Zululand trinkt der Gastgeber deshalb vor allen andern, um dadurch feierlich zu bekunden, daß sein Bier frei von Gift sei und daher ohne Bedenken getrunken werden könne. Und dennoch kommen bei solchen Trinkgelagen Vergiftungen vor. Man sagt, daß sie das starke Gift zwischen ihre langen, schmutzigen Fingernägel stecken und es in dem Augenblick in die ukamba fallen lassen, wenn sie, nachdem sie selbst getrunken, mit ihren Fingern den Rand des Gefäßes abwischen.

Kommen die Zecher in eine animierte Stimmung, so gibt es bald Streit und Schlägereien. Jeder Kaffer ist mit ein paar tüchtigen Stöcken versehen und ein Meister im Fechten. Ohne Stock geht er nicht aus; er sagt, er tue es der Schlangen wegen, die überall im Grase lauern; tatsächlich aber macht er auch sonst davon ergiebigen Gebrauch. Da kann's entsetzliche Prügeleien, förmliche Schlachten absetzen. So ein richtiger Kaffernschädel kann aber auch an Hieben etwas ertragen. Einen Schlag mit einem dicken Knotenstock, der jeden Weißen töten oder wenigstens auf viele Stunden betäuben würde, achtet er kaum. Es grauelt ihm wohl etwas im Kopf, allein das scheint erst Leben und Kraft in ihn zu bringen, er erwidert Hieb auf Hieb, bis endlich einer sitzt und der Gegner am Boden liegt. Am nächsten Tag, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, laufen sie dann mit ihren Beulen und Löchern im Kopf zum Doktor und lassen sich verbinden. Meist hat die Sache wenig zu bedeuten, denn diese Naturmenschen haben eine eiserne Gesundheit, und die größten Wunden heilen bei ihnen auffallend schnell.

Das Gesagte bezieht sich allerdings zunächst auf heidnische Verhältnisse. Es gibt protestantische Sekten, wie die der Methodisten, welche den Mitgliedern ihrer Kirche alle geistigen Getränke vollständig verbieten, wir tun das aus guten Gründen nicht. Unsere Missionäre begnügen sich mit einer entsprechenden Ueberwachung solcher Zusammenkünfte; Genuß von Bier wird den schwarzen Neuchristen erlaubt, doch nur in bescheidenem Maße; und will einer ein Trinkgelage veranstalten, so muß er sich zuvor die Erlaubnis hiefür einholen, und wird genau Zeit und Ort bestimmt. So bleibt alles in anständigen Grenzen und sind gewisse Ausschreitungen zum voraus abgeschnitten. Wir haben übrigens eine beträchtliche Zahl Christen, welche zeitlebens ganz aus freien Stücken dem Biergenuß vollständig entsagt haben; das sind allerdings Leute, die auch sonst in jeder Beziehung als Musterchristen gelten können.

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

Die „Offenbarungen" der Geister, die an Mschlakasa und seine Tochter Nonggausi ergingen, wurden immer zahlreicher und bedeutungsvoller. Das Mädchen steht im Angesichte einer ungeheuren Volksmenge mitten im Fluß. Sie hört unter ihren Füßen ein geheimnisvolles Singen und Rauschen. Es sind die Stimmen der Geister, die in der Tiefe zu einem großen Rat versammelt sind. Was wollen sie? — Opfer, Opfer! — Hat man nicht schon genug Tiere geschlachtet? — Nein, die Geister verlangen neue Opfer, noch mehr, immer mehr!

Ein gewisser Häuptling, Sandile mit Namen, hatte bisher der Sache nicht recht getraut und daher mit dem Schlachten seiner Herden gezögert. Da kommt sein Bruder Magoma zu ihm mit der Versicherung, er selbst habe mit seinen eigenen Augen die Geister gesehen — der Wahn wirkte, wie es scheint, ansteckend! — und mit zwei verstorbenen Indunas (Räten) seines Vaters verkehrt. Diese ließen ihm sagen, er möge sofort alle seine Rinder töten, falls er nicht mit dem „weißen Mann" zu Grunde gehen wolle. Das wirkte! Wenn der eigene Bruder solches sah und verkündete, mußte es doch wahr sein.

Viele hunderte von Tieren hatte man schon im ganzen weiten Bezirk den Geistern geopfert, da erging von ihnen an Mschlakasa der Befehl, vollends den letzten Rest zu opfern, von all den vielen Herden sollte auch nicht ein einziges Stück am Leben bleiben. Noch mehr: auch das Getreide in den Kornspeichern, Mais und Amabele (Kaffernkorn, eine Art Hirse) sollte man vernichten! — Aber wovon dann leben? — Nur keine Sorge, das ist alles nur ein kurzer Uebergang, ein kleines Opfer, eine leichte Prüfung, die Einleitung einer neuen, geradezu paradiesischen Zeit. Hört, was die Geister in der Tiefe verkünden:

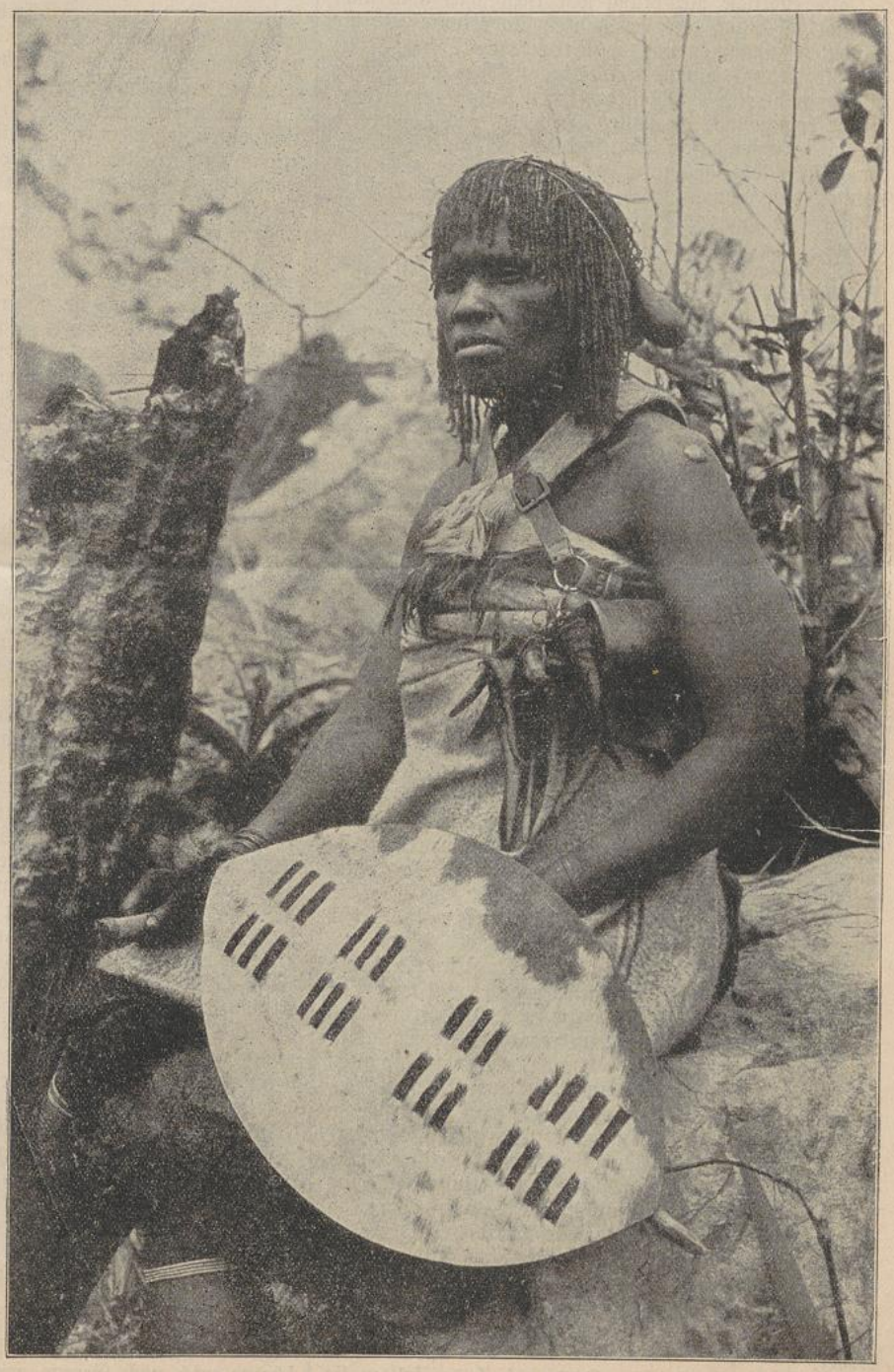
„Am ersten oder zweiten Vollmond des kommenden Jahres werden zum Lohn für die geschlachteten Tiere ungezählte Tausende neuer Rinder, viel schöner und

fetter als die geopferten, aus dem Flusse steigen und sich auf den grünen, saftigen Weiden und Fluren ergehen. Daneben werden ausgedehnte Aecker und Felder zum Vorschein kommen, dicht bestanden mit wogendem Getreide, reif zur Ernte. Die alten Kornkammern werden bis zum Rande mit Amabele und Mais sich füllen. Dann gibt's lustige Tage, das Volk mag sich niedersetzen und schmausen! —

Noch nicht genug der Herrlichkeit, die alten gefeierten Heroen der einzelnen Stämme, die Großen und Weisen längst vergangener Zeiten werden kommen, unser Glück zu teilen. Sie alle werden auferstehen, ja es wird kein Alter und keinen Schmerz, keine Trauer und keine Klage mehr geben; in ewiger Jugend und Schönheit soll jeder seines Glückes sich freuen!" ...

Wen soll eine solche Herrlichkeit nicht erfreuen? War sie nicht jeglichen Opfers wert? Mit Freuden schlachteten die betörten Menschen all' ihre Herden hin und warfen ihre Vorräte an Korn in den Fluß. Sie wollen ihren Glauben und ihren Gehorsam gegen die Geister bekunden, ein Opfer bringen und sich schützen gegen die Rache geheimnisvoller Mächte. Denn der große Tag der Entscheidung ist nahe, für die einen ein Tag des Segens, für die Engländer aber und die mit ihnen verbündeten Fingoes ein Tag des Schreckens und des Gerichtes, denn das Himmelsgewölbe wird auf sie herabfallen und sie zerschmettern allzumal.

Geger 200 000 Rinder wurden im ganzen geschlachtet, — so reich war damals dieses Volk, und wie arm ist es jetzt! — für die Häute kauften sie in den englischen Kaufläden oder Stores eine Menge europäischer Waffen, namentlich Gewehre, ein Zeichen, daß dem Ganzen doch ein politisches Moment zu Grunde lag. Man geht vielleicht nicht gar so irre, wenn man annimmt, die ganze Geschichte sei von einem fanatischen Häuptling eingefädelt worden. Die Abneigung gegen die Engländer war da, jedermann hätte die Fremdlinge gern los gehabt, doch es fehlte unter den Schwarzen an Energie und vor allem an einem festen Zusammenhalt. Brachte man sie aber durch eine allgemeine Hungersnot an den Rand des Verderbens, dann



Kaffrische Wahrsagerin in der Nähe von Mariannhill.

ließ sich hoffen, daß das ganze Volk wie Ein Mann sich erhob und sich mit der Kraft der Verzweiflung über die Weißen hermachte, zunächst um Speise zu bekommen, und dann um für immer der lästigen Dränger los zu werden. Besaß man bei diesem Aufstand auch europäische Waffen, so war am endlichen Sieg vollends nicht mehr zu zweifeln. — Das alles ist zwar bloß eine Hypothese, allein ich glaube, sie birgt viel Wahrscheinlichkeit in sich.

Die englische Regierung war inzwischen auch nicht müßig. Sie zog aus der ganzen Kapkolonie all ihre Soldaten zusammen und verstärkte jeden Posten. Mit der Regierung verbanden sich die weißen Kolonisten; alles war bereit, dem Feind offenen Auges entgegenzutreten, komme was da wolle. Daneben machte man sich mit allem Eifer daran, Kornspeicher und sonstige Magazine für Nahrungsmittel anzulegen, denn man sah voraus, daß man in Bälde vor der traurigen Aufgabe stände, ein ganzes Volk vom sicheren Hungertode zu retten.

Die betörten Schwarzen aber waren blind für alles. Eine fanatische Idee, ein an Wahnsinn grenzender Aberglaube beherrschte alle Gemüter und machte sie unzugänglich für jede Belehrung. Die Weißen bekamen von ihnen nur höhnische Gesichter zu sehen und man gab ihnen deutlich zu verstehen, sie sollten nur auf der Hut sein, bald werde das Blatt sich wenden; dann werde der Schwarze wieder im Lande herrschen und der Weiße müsse weichen, wenn er überhaupt noch am Leben sei.

Auf der einen Seite des Großen-Keiflusses herrschte schon bittere Hungersnot. Die Leute starben massenhaft dahin, die Hilfe der Geister blieb aus. Begreiflich, denn der Häuptling Sandile, von dem wir eben berichteten und der auf der anderen Seite des Flusses wohnte, war mit dem Schlachten seiner Herden noch nicht fertig. Nichts soll mehr im Lande sein, weder ein Stück Vieh, noch eine Hand voll Getreide, dann erst wird das große Wunder erfolgen.

Einer der obersten Räte Sarilis, der Seele des Ganzen, widersetzte sich lange diesem unheilvollen Treiben. Als er endlich einsah, daß alles nutzlos sei, sprach er zu seinen Leuten: „Gut, macht es wie die übrigen. Tötet alle Rinder und vernichtet das Getreide! Der Inkosi (Häuptling) will es so haben." Dann floh er im Irrsinn aus seiner Heimat. Viele handelten wie er; sie sahen zwar das Verkehrte und Wahnsinnige dieses unerhörten Treibens ein, allein der „Inkos" wollte es so haben. Gut, so taten sie eben mit. Der Wille des Fürsten war für sie ein blindes, zwingendes Gesetz.

Die große Mehrzahl aber glaubte wirklich steif und bombenfest an die Verheißungen der guten Geister. Mit Beginn des Jahres 1857 herrschte in ganz Kaffraria und den angrenzenden Gebieten eine rege, freudige Tätigkeit. Es wurden neue, geräumige Kraale gebaut für die alten Fürsten und Ahnen, die ja in Bälde auferstehen sollten, sowie große Isibayas (Ochsenställe) für die in Menge zu erwartenden Rinder. Man machte neue riesige Geschirre und legte die größten Kalabassen zurecht für die Aufbewahrung von Milch, man höhlte neue Gruben aus und baute Keller und Magazine für das wunderbare, in unermeßlicher Güte ankommende Getreide. Jetzt litt man zwar Hunger, doch das machte nichts, bald sollte ja alle Not vorüber sein. Hunderte starben, doch was hatte es zu sagen? Beim nächsten Vollmond würden ja alle wieder aufstehen und zwar viel jünger und gesünder als bisher. — —

O die armen, törichten Leute, wie bitter sollten sie enttäuscht werden! —

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Centocow. — Ich fühlte mich sofort ganz heimisch in Endulinde, denn mein Gastgeber und seine Frau waren recht gute, biedere Leute. Auch sie freuten sich, nach langer Zeit wieder einmal einen Europäer beherbergen zu können. Als es schon dunkel war, setzten wir uns zu Tisch; der englischen Sitte gemäß wurde ich dabei als Gast aufgefordert, das Tischgebet zu sprechen. Das einfache Mahl mundete mir nach dem langen Marsche ausgezeichnet, und auch die Unterhaltung ließ an Gemütlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Nach dem Essen wurde mir zu meiner nicht geringen Ueberraschung, hier in der afrikanischen Wildnis, ein Pianoforte deutschen Fabrikates gezeigt. Das Instrument war auf den breiten Rücken der Zulus hieher geschleppt worden, wobei es natürlich von der afrikanischen Hitze arg zu leiden hatte und etwas zu Schaden kam. Es zeigte sich noch immer über diese Behandlung „verstimmt" und ich wäre fast versucht, des Dichters Worte zur wiederholen: „Nur ein klanglos' Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll jetzt den metall'nen Zungen!" Doch, das hinderte uns nicht, ein halbes Stündchen nach dem andern um die Wette zu musizieren. Abwechselnd saßen wir am Klavier, und jeder brachte seine schönsten Lieder und Weisen zum Vortrag. Ja, es war für mich ein schöner, unvergeßlicher Abend, den ich da bei den guten Leutchen in Endulinde zubrachte.

Am meisten aber erbaute ich mich über den Tagesabschluß. Der Hausherr nämlich kniete mit seiner Frau und den zwei munteren Kindern nieder, dankte Gott in einem rührend-schönen Gebete für seinen Segen während des ganzen Tages, und empfahl sich und die Seinen dem Schutze Gottes auch während der Nacht. Hierauf dankte er dem lieben Gott in schlichten Worten für die Gnade, daß er an mir habe Gastfreundschaft ausüben dürfen, bat den Herrn, er möge mich auf meiner Reise in allen Gefahren beschützen und mich glücklich an mein Ziel gelangen lassen, und fügte zuletzt noch ein Gebet bei für die armen Heiden im Zululand, daß Gott auch sie zur Erkenntnis der Wahrheit führen und die Arbeiten der Missionare segnen möge. Ich gestehe, ich war sehr gerührt von der Frömmigkeit dieses einfachen, frommen Mannes, der nicht der katholischen Kirche angehört und trotzdem viele aus uns beschämt.

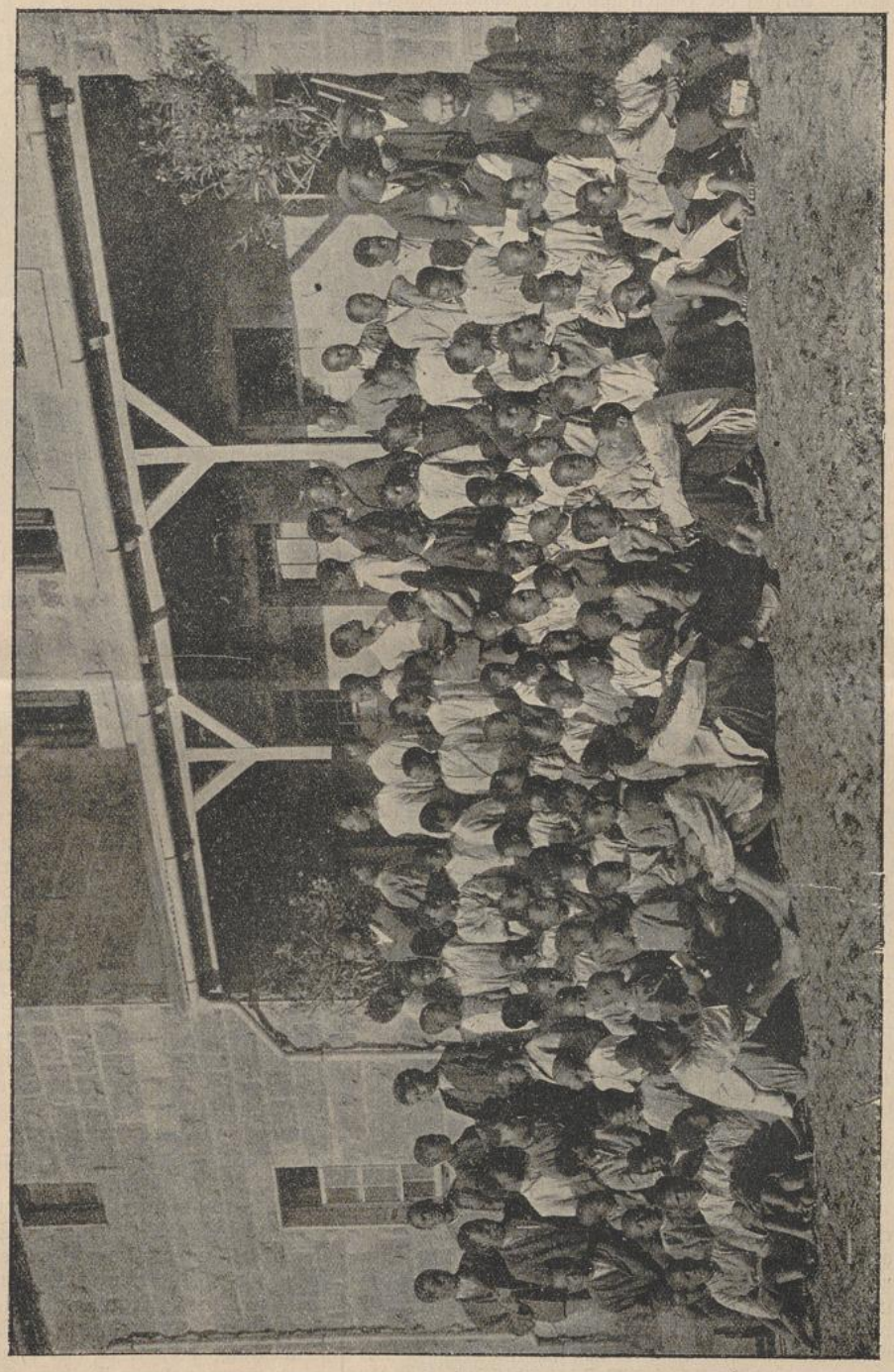
Nun übergab er mir den Schlüssel zu seinem Geschäftslokal, wo für mich ein bequemes Lager aufgeschlagen war, während er, der Gastwirt selbst, in einem zweiten Gemache auf dem Boden schlief. Ein dankbares Ablehnen von meiner Seite hätte ihn beinahe beleidigt. So finden sich überall edelgesinnte, opferwillige Leute; und Gott, der ins Verborgene sieht, wird einst am Tage der großen Abrechnung jedem vergelten nach seinen Werken. Dann werden wir erkennen, wie wahr das Wort ist, das er einst gesprochen: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan."

Inzwischen waren die Herdfeuer der schwarzen Eingeborenen auf den nahen Bergen schon längst erloschen. Ich aber lag noch geraume Zeit wach auf meiner Lagerstätte und folgte dem Laufe des Mondes, der so hell und klar zu mir hereinblickte, und überließ mich tiefen, ernsten Gedanken, bis auch ich zuletzt in Morpheus Armen lag, der mich rasch ins Reich der Träume versetzte.

Am folgenden Morgen erhob ich mich beizeiten und schaute mich nach George, meinem schwarzen Begleiter um. Der hatte sich den Arbeitern meines Gastgebers

beigesellt und lag mit seinen Genossen noch beim erloschenen Feuer. Ich bedeutete ihm, sich reisefertig zu machen, da wir noch einen langen Marsch vor uns hätten. Nach einem kräftigen Morgenimbiß, den uns die braven Leute noch verabreichten, verabschiedete ich mich mit herzlichem Danke von ihnen und trat meine Weiterreise zur königlichen Residenz des Zuluhäuptlings Schingane an.

Der Weg dorthin führte mich durch ein wahres Paradies von Naturschönheiten. Bald überschritten wir schöne, dunkle Wiesen, bald führte uns der Pfad durch kleine Wälder und Palmenhaine. Dazu die prächtige Tierwelt, die allerdings auch ihre Gefahren in sich birgt! Im Zululand gibt es nämlich noch Elefanten, Löwen, Tiger usw. Ich war gegen diese Gesellen immer mit einer „Browning" bewaffnet. In den Flüssen lauern auch noch gefährliche Krokodile. An der Stelle, wo ich den Amatikulu-Fluß übersetzte, hatte einige Wochen zuvor ein Krokodil zuerst ein Schwein und kurz darauf einen Schwarzen geholt. Am Ufer des Umfolosi-Flusses fand ich die Leiche eines Eingebornen; allem Anscheine nach war derselbe durch den Biß einer giftigen Schlange getötet worden. In mancher Gegend gibt es außerordentlich viel Wild; Antilopen grasten wie Ziegen in unmittelbarer Nähe und zeigten keine Scheu. Am meisten aber entzückte mich die herrlich gefiederte Vogelwelt! Geschwätzige Papageien zogen in ganzen Scharen an uns vorüber.



Knabenschule in Mariazell in der Kapkolonie.

Einmal hatten wir auch einen Sumpf zu übersetzen. Wir benützten dürre Baumstämme und kletterten über dieselben hinüber. Auch fiel mir so recht die Freiheit und Ungebundenheit der dortigen Eingeborenen auf. Sorglos wie die „Vögel des Himmels" leben sie in den Tag hinein, und jeder tut und treibt, was ihm gefällt. Kamen wir an einer Kaffernhütte vorbei, so wurde mein Begleiter in der Regel gefragt, wo wir hingingen. Die ständige Antwort war: „Siyahamba ku 'mntwana", d. h. wir gehen zum Kinde. Im Zululand ist es nämlich Brauch, alle Mitglieder des königlichen Hauses mit „abantwana" (Kinder) anzureden.

Am späten Nachmittag kamen wir im Königskraale

an. Diese kaffrische Residenz darf man sich allerdings nicht vorstellen wie etwa die kaiserliche Hofburg in Wien oder das königliche Schloß des Deutschen Kaisers in Potsdam; es sind ganz gewöhnliche runde Kaffernhütten und die besondere Auszeichnung besteht nur in der großen Anzahl der Hütten und in der dominierenden Lage auf einer stolzen Anhöhe. Ich wurde recht freundlich empfangen, und man wies mir sogleich eine Hütte an, die mir während meines ganzen Hierseins als Wohnung dienen sollte.

Hier fing nun so recht mein Kraalleben an; lange Zeit kam mir kein weißes Gesicht mehr unter die Augen. Ich lebte, aß und schlief mit den Schwarzen und schickte zuletzt auch George, meinen Begleiter, wieder zurück, da ich seiner nicht mehr bedurfte. Ohne Bedenken wanderte ich allein unter den Wilden im Zululande umher, und es ist mir nie etwas Widriges begegnet. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Episoden, die ich in diesem Kraalleben mitgemacht habe, erzählen; die Erinnerungen daran werden mir unvergeßlich bleiben für das ganze Leben. Wie oft saß ich mit diesen wilden Zulus bis in die späte Nacht am Herdfeuer und lauschte ihren Erzählungen von Kriegs- und Jagdabenteuern. Als die Schwarzen merkten, daß ich ein reges Interesse an ihrem Erzählen habe, wurden sie immer gesprächiger, und wenn dann gar noch die gefüllte ukamba, ein mächtiger Bierhumpen, in ihrem Kreise die Runde machte, konnte es wohl Mitternacht werden, bis sie endlich ihre Schlafstätte aufsuchten. Nach kaum fünf Minuten hörte man sie in jeder Hütte in allen Tonarten schnarchen.

Mir kam der Schlaf trotz der großen Müdigkeit weniger schnell in die Augen. Das ungewohnte Liegen auf dem harten Boden mit einer einzigen dünnen Binsenmatte, die unzähligen großen und kleinen Blutsauger, von denen man mir schon in Centocow Unheil prophezeit hatte, der penetrante Geruch meiner schwarzen Schlafkameraden usw. waren eben Dinge, an die ich mich erst gewöhnen mußte. — Einmal schlief ich mit einer ganzen Gesellschaft von Eingeborenen in einer Hütte. Mitten in der Nacht entspinnt sich zwischen zwei Knaben ein Streit. Der eine behauptet, der andere habe ihn, während er ruhig dalag, ins Gesicht geschlagen; der andere beteuert seine Unschuld und spricht die Vermutung aus, es sei eine M a u s gewesen, die ihren Weg über sein Gesicht genommen. Die Entscheidung des Streitfalles wird auf den nächsten Morgen verschoben, und so schlief man einstweilen ruhig weiter. Am Morgen fand ich die Ansicht des Jungen wegen der Maus bestätigt; es waren Mäuse dagewesen und sie hatten mein letzten Stücklein Brot, das ich von der Reise mitgebracht, bis auf wenige Brosamen aufgefressen.

Mit dem Essen hatte es auch seine eigene Bewandtnis. Ich hatte mir selbstverständlich für meinen Aufenthalt im Zululand keinen Proviant mitnehmen können, und so war ich vollständig auf die Kost der Schwarzen angewiesen. Da gab es im besten Falle harte Maiskolben zu nagen und als Zuspeise merkwürdige Arten von Gräsern, Wurzeln und wilden Beeren. Doch ein hungriger Magen hält selbst solche Sachen noch für Leckerbissen. Die Morgentoilette war immer auch bald gemacht. Man ging einfach zum nächsten Bach, wusch sich und ließ in Ermangelung eines Handtuches Gesicht und Hände von der Sonne trocknen. Für eine gewisse Zeit hat so ein Leben auch seine eigentümlichen Reize, auf die Dauer aber wäre es einem Europäer, zumal einem Missionspriester, doch wenig angemessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gellender Hilferuf von den Ufern des Umsimkulu.

Von Schwester Engelberta, C. P. S.

(Mit 2 Bildern Seite 203.)

C e n t o c o w, 17. März 1913.

Ein gellender Ruf, ein Schrei, ausgestoßen in höchster Todesnot, schreckte uns gestern früh am Palmsonntag jählings aus unserer friedlichen Sonntagsstimmung auf. Der Ruf tönte von den Ufern des hochangeschwollenen Umsimkulu-Flusses herauf, und sofort ging auf der ganzen Missionsstation von Mund zu Mund die Kunde: „Der Umsimkulu hat das Boot mitfortgerissen! Unsere beiden Fährmänner, Lukas und Benno, und drei Frauen, die sie ans andere Ufer schaffen wollten, ringen mit dem Tode in den Fluten!“ —

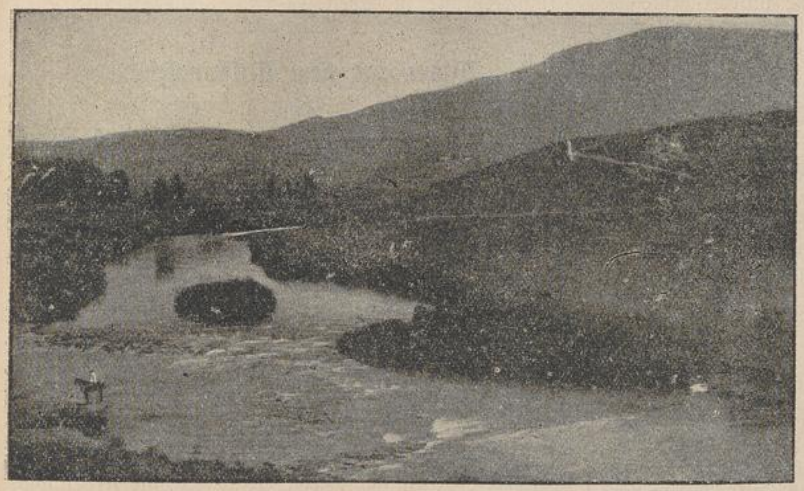
Wie von Schreck gelähmt, stand anfangs die Menschenmenge da, die sich auf das erste Glockenzeichen schon zum sonntäglichen Gottesdienste vor dem Kirchenportale versammelt hatte, da tönte ein zweiter und dritter Notschrei aus der Ferne, und sofort eilt nun alles dem Flusse zu. Hier bot sich uns ein schreckliches Schauspiel dar: Lukas und Benno saßen, aschgrau im Gesicht und vor Schrecken und Erschöpfung keines Wortes mächtig, am Ufer, an das sie sich mit knapper Not gerettet hatten. Ihr Nachen war mitten in einem gefährlichen Strudel zerschellt, zwei Frauen, die sich im Boote befanden, waren ertrunken, spurlos verschwunden in den tosenden Fluten, eine dritte Frau stand mitten im Flusse auf einer kleinen Insel und hielt sich krampfhaft an Weidenzweige und Schilf an, um nicht von den reißenden Wogen mitfortgeschwemmt zu werden.

Entsetzt starrten wir alle: die Brüder, Schwestern, Kinder und eine Menge Volkes zu der armen Frau hinüber. Was tun? Das einzige Boot, das wir hatten, war arg beschädigt, Lukas und Benno, sonst die besten und tüchtigsten Schwimmer, bis zum Tode erschöpft. Rasche Hilfe tat not, denn die arme Frau, drüben auf der Insel, schien vor Angst und Schrecken beinahe das Bewußtsein zu verlieren und starrte wie geistesabwesend in die tosenden, reißenden Fluten. Wenn sie vom Wasser mitfortgerissen wurde, war sie verloren, ebenso sicher wie ihre Schwiegermutter und die junge Schwägerin, die sie kurz zuvor in der Tiefe hatte verschwinden sehen. Einige junge beherzte Männer wollten sich allerdings in den Fluß wagen, aber da traten ihre eigenen Frauen und Kinder vor sie hin und baten und beschworen sie, doch nicht in den sichern Tod zu gehen, sie könnten der armen Frau nicht helfen, sondern würden nur selber dabei ums Leben kommen, das machte sie wieder stutzig. Inzwischen holten unsere Patres und Brüder Stricke und Bretter herbei, um sie die Bedrängten zuzuwerfen. Drei unserer schwarzen Christen versuchten, zur Frau hinüberzuschwimmen, vergebens, die Strömung war zu stark, sie mußten wieder zurück. —

Nun traten drei Katechumenen vor, junge, starke Männer, und dabei vorzügliche Schwimmer; sie wollten sich mit Hilfe Gottes auf die Insel wagen. Während die Frauen und Kinder niederknieten und laut den Rosenkranz zu beten anfingen, eilten diese drei ein gutes Stück flußaufwärts und warfen sich dann, bloß mit einem Lendentuche bedeckt, in den Fluß. Der starken Strömung wegen nahmen sie ihren Kurs weit von oben her, aber auch so mußten sie mehrmals wieder zurück. Der dritte blieb zuletzt erschöpft am Ufer liegen, die beiden andern aber wagten sich, während alles mit Bangen und Schaudern ihnen zusah, nochmals hinein. Da — ein vielstimmiger Angstschrei, einer der beiden, ein wahrer

Herkules von Gestalt, war verschwunden; das Wasser hatte ihn hinabgerissen! Doch nur auf wenige Augenblicke, bald tauchte er wieder auf und schwamm nun pfeilschnell auf die Insel zu, wo sein mutiger Kamerad schon bei der bedrängten Frau angekommen war.

Erleichtert atmete die ganze Menge auf, doch das Rettungswerk war noch keineswegs vollendet. Wohl



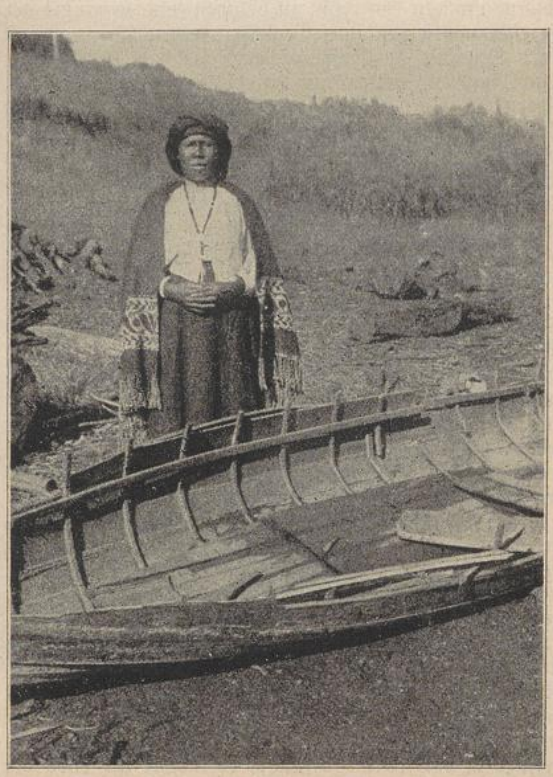
Umsimkulu-Trift bei Centocow.

konnte auch die Frau etwas schwimmen, allein sie war auf keine Weise dazu zu bewegen, sich mit den beiden Männern so ohne weiteres in die Strömung hineinzuwagen; sie fühlte sich zu erschöpft und hatte dem Tod zu tief in die Augen geschaut. Was nun? Man bemühte sich, ihnen lange Stricke zuzuwerfen, allein es wollte nicht gelingen, die Entfernung war zu groß. Endlich machte unser Bruder Ulrich ein apartes Wurfgeschoß ausfindig, und es gelang, den Strick hoch, bis mitten auf die Insel zu werfen. Einige Engländer, die am linken Flußufer standen, gaben den beiden Männern Winke, wie sie den Strick der Frau um Brust und Rücken unter den Armen befestigen sollten. Sie taten so, erhoben dann eine paar Augenblicke betend die Hände zum Himmel empor und wagten sich zusammen neuerdings in die tosende Flut. Die ganze Menge aber betete lauter und kräftiger als zuvor den Rosenkranz und bestürmte den Himmel mit Bitten.

Noch ein paar Minuten und das Wagnis war mit Gottes Hilfe gelungen! Allerdings hatte auch diesmal das Wasser einen der Schwimmer weit vom andern hinweggerissen, doch gelang es ihm, sich wieder heranzuarbeiten. Unser hochwürdiger P. Superior übergab die gerettete Frau der Obhut unserer ehrwürdigen Schwester Oberin, welche schon längst am Ufer stand und nun die Arme mit mütterlicher Liebe in die Krankenstube geleitete. Die Gerettete, ein noch junges, starkes Weib, Umami mit Namen, dankte ohne Unterlaß für ihre Rettung, erklärte aber, als sie schon längst im warmen, sicheren Bette lag, es sei ihr noch immer, als befände sie sich im Wasser und als höre sie das Tosen und Rauschen der schäumenden Wogen; ja, zeitweilig glaubte sie sogar das Jammern und angstvolle Rufen ihrer untersinkenden Schwiegermutter und jungen Schwägerin zu hören. —

Heute war ich selbst bei ihr; sie ist nun ruhig und spricht sehr verständig, wie eine Frau, die schon seit Jahren in der Schule des Kreuzes viel gelernt hat. Umami hatte drei Kinder, die sie alle durch frühzeitigen Tod verlor, doch sie klagte nicht, sondern verehrte in allem den heiligen, unergründlichen Willen Gottes. Ihre Rettung betrachtete sie als ein wahres Wunder. „Am Palmsonntag", sagte sie, „waren es gerade zwei Jahre, daß ich christliche Kleider anlegte und mich den Katechumenen anschloß, und nun hat mich der liebe Gott gerade am Palmsonntag aus höchster Todesnot gerettet und schenkt mir, wie ich hoffe, die Gnade, am kommenden hochheiligen Pfingstfeste getauft zu werden. Noni, meine gute Schwiegermutter, und Nompendu, meine liebe Schwägerin, haben diesen Tag nicht mehr erlebt; sie liegen im Umsimkulu begraben, doch ich hoffe, sie hatten die Begierdtaufe und sind somit für den Himmel gerettet. O sie waren beide so gut und gingen mit mir so fleißig zur Kirche und Katechese! Am meisten rührt mich der Tod Nompendus, denn sie war noch so jung und hatte zwei Kinder zu Hause, von denen das jüngste erst einige Monate alt ist. Wie wird ihr junger Mann mit den beiden Kindern nun trauern! Doch was der liebe Gott tut, ist immer wohlgetan." — So die brave Umami.

Die Leichname von Noni und Nompendu wurden



Umami, die glücklich Gerettete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis zur Stunde noch nicht aufgefunden. O was hat der Umsimkulu uns schon alles verschlungen an Waren, an Vieh und auch an Menschen! Sogar zwei unserer Brüder mußten in ihm ihr Leben lassen, und er wird jedenfalls noch manches Opfer fordern, bis man sich endlich dazu verstehen wird, eine Brücke über den Fluß zu bauen. Eine solche wäre jetzt noch viel notwendiger als in früheren Jahren, denn eine Menge unserer Katechumenen und Neuchristen wohnen drüben, auf dem linken Flußufer. Auch das Kirchlein „Maria zu den Engeln", dessen Bau wir der hochherzigen Gesinnung zweier amerikanischer Wohltäterinnen verdanken, liegt dort drüben. Cyprian, der schwarze Lehrer, muß täglich dorthin, um die Tagesschule zu besorgen, ebenso der Katechet, der Priester und einzelne unserer Missionsschwestern.

Am Freitag vor Palmsonntag ging droben in den Drakensbergen ein schwerer Gewitterregen nieder; als nun unsere Schwester Ludowika am Nachmittag genannten Tages in Begleitung eines Mädchens von Emakuseni nach Centocow zurückkehren wollte, war der Umsimkulu infolge des Regens hoch angeschwollen und die Ueberfahrt in dem gebrechlichen Boot schon sehr gefährlich. P. Eligius Müller aber, unser Beichtvater, sollte, da der hochw. P. Superior gerade abwesend war, noch am gleichen Abend über den Fluß, weil die Kunde eingetroffen war, der Blitz habe in einen Krankenkraal eingeschlagen, zwei Schwarze getötet und zwei andere schwer verletzt, und letztere verlangten nun nach der heiligen Taufe. Es war schon ziemlich dunkel, als sich der seeleneifrige Priester mit Bruder Eduard, unserm Krankenwärter, und dem schwarzen Hilfslehrer Benno auf den Weg machte. Bruder Gerold, unser Katechet, ließ es sich nicht nehmen, sie persönlich hinüberzurudern. Die Pferde dagegen waren absolut nicht in den Fluß zu bringen, und so mußte der Priester mit seinen zwei Begleitern einen Weg von fast zwei Stunden zu Fuß machen. Es war stockfinstere Nacht, und sie hatten nur eine kleine Laterne bei sich. Gegen 11 Uhr nachts kamen sie endlich, bis an die Knöchel im Schmutze watend und vollständig durchnäßt, wieder zum Flusse zurück, wo Bruder Gerold mit einigen Knaben schon auf sie wartete und nun unter großer Lebensgefahr die Ueberfahrt zum rechten Flußufer wagen mußte. Es lief zwar gottlob alles glücklich ab, doch wie erwünscht wäre in solchen Fällen eine starke, sichere Brücke!

Fast um dieselbe Zeit starb das Kind unseres braven Samuel. Er wohnt droben am Berg beim neuen Kirchlein und wollte sein Kind absolut bei uns auf dem christlichen Gottesacker begraben haben. Um aber hieher zu kommen, mußte er mit dem toten Kinde einen Umweg von vier vollen Stunden machen. Seine junge Frau hatte ihn dabei begleitet; ich kannte die arme Aemilie, unser früheres Schulmädchen, kaum mehr, so müde und krank war sie auf dem weiten Wege geworden.

Ja, eine Brücke, eine Brücke, das ist nun der allgemeine Ruf. Früher war nicht daran zu denken, daß die protestantische Regierung einer katholischen Mission zuliebe den kostspieligen Bau unternehmen würde. Der gegenwärtige Magistrat dagegen ist uns sehr geneigt, und da wäre eher zu hoffen, daß die Regierung wenigstens einen Teil der Baukosten übernehmen würde, den Rest müßte dann unsere Mission zahlen, sowie die in der Nähe wohnenden Schwarzen. Ich habe unsern freundlichen Lesern die Sache erzählt und unsere Not geklagt in der leisen Hoffnung, es möchte sich etwa der eine oder andere derselben bewogen fühlen, auch einen Stein zu diesem Brückenbau beizutragen. Ein bescheidenes Scherflein könnte sicher gar mancher geben, und wenn vielleicht da und dort ein hochherziger Wohltäter auftritt, der einen soliden Eckstein zu setzen bereit ist, so wäre uns bald geholfen. Möge dieser Hilferuf der letzte gewesen sein, der von den Ufern des Umsimkulu bei Centocow erschallte, und möge es einem jeden aus uns gelingen, sich durch Liebe und gute Werke eine Himmelsbrücke zu bauen! —

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Ignatius Krauspenhaar.

St. Barbara. — Hier in Rhodesia hat der Missionar ein schönes, großes Arbeitsfeld. An Opfern und Schwierigkeiten fehlt's allerdings auch nicht; schon die Unzugänglichkeit mancher Gegenden stellt ziemliche Anforderungen an ihn. So besuchte ich vorige Woche unsere beiden Außenstationen „St. Paul„ und „St. Joachim", die südlich von Triashill in der großen Makoni-Reserve liegen. Mit jeder der genannten Stationen ist eine gut besuchte Schule verbunden.

Schon vor Sonnenaufgang brach ich von „St. Barbara" auf. Ich hatte zwei schwarze Begleiter bei mir, welche die Altargeräte nebst einigen Decken und etwas Proviant trugen. So eine Morgenwanderung im Süden Afrikas ist etwas Herrliches und entschädigt den Wanderer für die mancherlei Strapazen, die seiner noch im Laufe des Tages warten. Bald hatten wir die stolzen Höhenzüge erstiegen, die „St. Barbara" in weitem Halbkreis umgeben, und nun begann an der 2000 Fuß hohen, fast senkrecht abfallenden Bergwand der Abstieg. Es kommt mir fast vor, als hätten die Paviane, die hier in Scharen im Urwald hausen, den halsbrecherischen Fußpfad angelegt, denn sie allein können an solchen Stellen mit Sicherheit auf- und niederklettern. Wir kamen übrigens ohne Unfall in die Ebene hinab und erreichten bald darauf „St. Paul", woselbst wir schon eine große Anzahl von Christen haben.

Als ich in die Nähe kam, ertönte das Missionsglöcklein und rief mit seiner hellen Silberstimme sämtliche Kraalbewohner zum heiligen Opfer. Die Leute freuen sich immer ungemein, wenn der Priester kommt, um bei ihnen die heilige Messe zu lesen. Nach dem Gottesdienst war Katechese, dann Kommunionunterricht, endlich Taufunterricht, so daß es ungefähr Mittag wurde, bis ich mein Ränzlein wieder auf den Rücken nehmen konnte, um nach „St. Joachim" weiterzumarschieren.

Abermals ging es ohne eine Ruhepause durch Wiesen und Wald, durch Moor und Sumpf, an einzelnen Feldern und Kaffernhütten vorbei, bis wir endlich kurz vor Sonnenuntergang glücklich in „St. Joachim" eintrafen. Das war für Fußgänger ein weiter Weg. Sofort lief durch die ganze Umgegend die frohe Kunde: „Der Vater ist da! Der Priester ist gekommen!" Welch' eine Freude, welch' munteres Treiben ringsum! Ich zimmerte mit Hilfe einiger Schwarzen im Schullokal ein kleines Altärchen zusammen, befestigte ein Kruzifix, hing an der Wand ein paar Bilder auf, ließ die ganze Schule sauber auskehren, und so war mit einem Schlage das Innere in ein Missionskirchlein verwandelt.. Ein paar bunte Stoffe, die ich zuguterletzt noch aufhängte, gaben dem Ganzen vollends ein recht festliches Aussehen. Ei, wie strahlten die Augen meiner lieben schwarzen Kleinen, als sich die ganze Gemeinde zum Abendgebete versammelte, und ich in dem schon dunkeln Raum zwei Kerzen anzündete! Sie hatten bisher nur

ihre rußigen Kaffernhütten gesehen und waren daher von dem ungewohnten, feierlichen Anblick ganz entzückt.

Nach einem kleinen Abendimbiß richtete ich meine Lagerstätte her, was bald geschehen war. Ich wickelte mich einfach in eine mitgebrachte Decke ein und legte mich am platten Boden nieder. Als Kopfkissen diente mir die Altarstufe. Wer kann sich ein schöneres Ruheplätzchen wünschen? Ein Europäer mag dies vielleicht etwas unbequem finden, allein hier in Afrika gewöhnt man sich an gar manches und schläft bald auf hartem Boden ebenso sanft und friedlich, wie der rechtschaffene Europäer auf seinem guten Gewissen.

Am Morgen war Gottesdienst und Unterricht, ähnlich wie Tags zuvor in „St. Paul", doch waren hier nur Burschen und Mädchen verteten. Ich zweifle übrigens nicht, daß sich in Bälde auch die älteren Leute dem Christentum zuwenden werden; nur braucht es einige Zeit, bis die dicke Kruste von Vorurteilen durchbrochen ist.

Noch am Vormittag brachen wir auf, denn wir hatten noch einen langen Weg vor uns. Bei gutem Wetter ist die Anstrengung für einen rüstigen Fußgänger nicht allzu groß. Fällt dagegen ein Unwetter ein, wie das auf unserm Rückweg der Fall war, so gestaltet sich die Sache schon etwas schlimmer. Wir hatten übrigens das Glück, ein paar alte Feldhütten zu erreichen. Geschwind schlüpfte ich in die eine derselben hinein und meine beiden Begleiter in die andere; so hatten wir ziemlichen Schutz. Als der Regen endlich aufhörte, hatten wir einen hoch angeschwollenen Fluß zu durchschreiten. Das Wasser reichte mir bis an die Brust, und es fehlte nicht viel, so hätten mich die schmutzigbraunen Fluten mitfortgerissen. Furcht hatte ich keine, ich denke, ich wäre einfach weiter unten im Schilf hängen geblieben und da unter den Wildenten wieder aufgetaucht, nur wäre es mir um meine Bücher, um die Taschenuhr und einige andere Sachen leid gewesen, die ich sorglich überm Kopf trug und die im Wasser sicher Schaden gelitten hätten.



Am Sonntag Nachmittag. (Brüdergemeinde in Centocow.)

Was mir auf der ganzen Wanderung auffiel, ist das allmähliche Verschwinden der Adamskostüme. Höchstens sieht man noch hie und da ein kleines Kind in seinem

Geburtskleidchen herumlaufen oder einen alten Graukopf im Schurzfell; sonst aber sind überall ordentlich gekleidete Leute. Gottlob hat das Christentum hierzulande schon große Verbreitung gefunden, und sein wohltätiger Einfluß macht sich auch unter den Heiden mehr und mehr bemerkbar.

Vom Blitze getroffen.

Auch hier in Rhodesia gab es heuer überaus gefährliche Gewitterregen. Das Auffallende dabei war, daß sie erst im März und April, also zu einer Jahreszeit eintrafen, die hierzulande schon zum Spätherbst gerechnet wird. Hätten wir doch nur einen Teil dieser endlosen Regengüsse im Frühling und Sommer bekommen! Monatelang sah man damals kein Wölkchen am Himmel, das unsere durstenden Gärten und Felder erquickt hätte, und die steinharte, vollständig ausgetrocknete Erde wurde so heiß, daß wir uns beeilen mußten, die Kartoffeln, sobald die Reben abzusterben begannen, auszugraben, sie wären uns sonst noch im Felde gebraten. Zeitweilig war die Hitze fast unerträglich, und alles war dem Verschmachten nahe. Doch, wir wollen nicht klagen; was Gott tut, ist immer wohlgetan.

Gegen Ostern zu kam der Regen, oftmals verbunden mit heftigen Gewittern. Ein besonders schwerer Gewitterregen ging am Freitag in der Osterwoche nieder. Als sich die tobenden Elemente gegen Abend etwas beruhigt hatten, kam ein Bote zur Missionsstation gerannt mit der Meldung, im benachbarten Kraal habe der Blitz eingeschlagen und mehrere Personen getroffen. P. Superior machte sich mit einigen Begleitern sofort auf den Weg, auch Schwester Oberin, die etwas Medizin mitnahm, schloß sich ihnen an. Die Entfernung betrug etwa drei Kilometer.

Bald war man an Ort und Stelle; doch welch' ein Anblick! Der Kraal war vollständig niedergebrannt. Unter den Trümmern hatte man ein Weib hervorgezogen, deren Leichnam nur mehr einem Stück Kohle glich. Man hatte sie inzwischen in einer anderen Hütte untergebracht. Die Aermste starb ohne die heilige Taufe, leider infolge eigener Schuld. Sie war schon unter die Zahl der Täuflinge eingereiht gewesen, hatte aber dann erklärt, sie wolle jetzt noch nicht getauft werden, denn sie habe keine Zeit, dem Taufunterrichte beizuwohnen; später werde sie dann schon kommen. Und jetzt dieses Ende! Der Mensch vermesse sich nie, der Gnade Gottes einen Zeitpunkt bestimmen zu wollen! Er benütze in Demut die gegenwärtige Stunde, denn er weiß nicht, ob ihm die folgende noch beschieden sein wird.

Eine zweite Person kam mit dem bloßen Schrecken davon; sie war nur kurze Zeit betäubt gewesen. Eine dritte leidet bis zur Stunde große Schmerzen, denn es wurde ihr die Haut vom Hinterkopfe bis zu den Fersen herab verbrannt. Einer vierten, die schon Christin war, konnte man gerade noch das Leben retten. Man hatte sie im Zustande vollständiger Betäubung in eine benachbarte Hütte geschleppt und unmittelbar an das qualmende Herdfeuer gelegt, wo sie sicherlich im Rauch und Qualm noch erstickt wäre, hätte nicht P. Superior schleunigst befohlen, sie an die frische Luft zu schaffen. Hier spendete er ihr die bedingte Absolution und die letzte Oelung, worauf sie wieder das Bewußtsein erlangte. Heute geht sie wie sonst ihren Pflichten nach. So war ihr also die Ankunft des Priesters zur leiblichen und geistigen Hilfe geworden. —

Etwa 14 Tage später hatten wir auf der eigenen Missionsstation einen Unglücksfall ähnlicher Art, der jedoch, Gott sei Dank, viel gnädiger ablief. Es war gegen Abend, als ein neues Unwetter losbrach. Ich hatte mich zunächst in die Kirche begeben, um daselbst meine Pflichtgebete zu verrichten, und eilte dann zu den Kindern, die



Erste Wohnung des Missionärs in Hardenberg in der Kapkolonie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich alle in großer Furcht in der Schule versammelt hatten. Eben wie ich eintreten will, stürzen die Kinder in höchstem Schrecken aus der geöffneten Türe und rennen, ohne ein Wort zu sagen, davon. Verwundert sehe ich ihnen nach und gewahre nun, wie sie alle den Weg zur Kirche nehmen. Ich trete in die Schule ein und finde im anstoßenden Raum ein Mädchen am Boden liegen, um das sich zwei andere Schulmädchen liebevoll bemühen. Was war denn da geschehen? Das Mädchen hatte am offenen Fenster geschrieben, und war von einem herunterfahrenden Blitz gestreift worden. Ich hebe das arme Kind auf, da kommt es zu sich und macht Zeichen, daß es nach der Kirche wolle. Während ich sie noch in den Armen halte — denn sie war noch immer unfähig, allein zu stehen, — zuckt ein zweiter greller Blitzstrahl nieder, begleitet von einem dröhnenden Donnerschlag, der ihr abermals das Bewußtsein raubt. Anfangs schien mir die Gefahr nicht allzu groß, als aber nach einer Stunde die Beine anfingen, kalt und steif zu werden, ließen wir den hochw. P. Superior ersuchen, dem Mädchen das heilige Sakrament der letzten Oelung zu spenden.

Er entsprach unserem Wunsche sofort, und nach einiger Zeit kam, nachdem man dies und jenes versucht hatte, auch wieder etwas Leben und Bewegung in sie. Nach und nach kehrte auch das Bewußtsein zurück, doch konnte sie erst am folgenden Tage einige Worte sprechen. Wir hätten den Verlust dieses Kindes ungemein bedauert, denn ich kann ruhig sagen, sie ist das bravste und frömmste von allen unsern Schulkindern, ein Muster in jeder Beziehung. Sie war erst am Feste Mariä-Lichtmeß l. J. auf den Namen Martha getauft worden und erzählte uns später, sie wäre gerne gestorben, ja, sie habe direkt Gott gebeten, sie doch bald von dieser Erde, auf der es ihr nicht mehr gefalle, hinwegzunehmen. Doch der Herr, dem allein die Macht über Leben und Tod zusteht, hat ihr Opfer noch nicht angenommen. Heute ist sie wieder vollkommen gesund und geht uns Schwestern in allem so treu und fleißig zur Hand, wie zuvor. In der freien Zeit jedoch ist ihr Lieblingsaufenthalt die Kirche; nirgends weilt sie lieber, als in der Nähe des Herrn beim Tabernakel.

Für uns alle aber sind die beiden Vorkommnisse eine ernste Mahnung an den Tod. Auf zwei Dinge, sagt ein bekannter Geisteslehrer, sollte man stets vorbereitet sein: auf den Empfang der heiligen Kommunion und auf den Tod. —

Triashill, den 19. April 1913.

Schwester Julia, C. P. S.

Ein Besuch in „St. Peter".

Vom Hochw. P. Bonaventura Jäckel.

Monte-Cassino. — Unsere Missionsstation Monte-Cassino in Rhodesia weist bekanntlich nur eine geringe Bevölkerung auf, und somit sah ich mich genötigt, in weitem Umkreis Außenstationen und Katechesenstellen zu gründen. Die größeren dieser Stationen, auf denen allmonatlich auch eine heilige Messe gelesen wird, heißen „St. Padua", „St. Peter", „St. Ludger" und Nemus Maræ oder Marienwald. „St. Padua" ist 64 Kilometer von Monte-Cassino entfernt und zählt gegen 100 Personen, die regelmäßig zum Unterrichte kommen; „St. Peter", 40 Kilometer von hier entfernt, hat 80 Schüler, „St. Ludger" und Marienwald haben je 50. Die Entfernung der letzteren beträgt 32 bzw. 40 Kilometer. Dazu kommt dann noch das kleinere, 24 Kilometer entfernte „St. Anton" mit 30 Schülern, wo aber gegenwärtig noch keine heilige Messe gelesen wird. Daneben bestehen, wie angedeutet, noch mehrere Katechesenstellen; gewöhnlich wählen sich solche Kraale, die allmählich dem Christentume zuneigen, einen Burschen, der früher unsere Missionsschule besucht hat, und der nun unter meiner Oberaufsicht für die Aufrechterhaltung der Ord-



Beim Frühstück.

nung zu sorgen hat. Hätten wir die nötige Zahl von Priestern, oder wenigstens von wohlgeschulten Katecheten, so könnten wir diese Außenstationen rasch in die Höhe bringen, so aber, da ich kaum einmal jeden Monat hinkommen kann, geht es langsam.

Für heute lade ich die geehrten Leser zu einem Besuche in „St. Peter" ein. Ich nehme einen Maulesel, denn die Benützung eines Pferdes ist wegen der augenblicklich stark grassierenden Pferdekrankheit nicht ratsam. Wir brechen frühzeitig auf, die Tour ist lang, und auf der Station erwartet uns eine bedeutende Arbeit. Vom Weg will ich lieber schweigen, da kommt ein Sumpf nach dem andern und man muß jedesmal froh sein, wenn der Uebergang glückt, ohne ein unfreiwilliges Moorbad genommen zu haben. Einmal rutschte an einem steil abfallenden Flußufer der Sattel, der keinen Schwanzriemen hatte, dem Tiere bis zum Kopfe vor; doch gelang es mir, noch rechtzeitig abzuspringen. So ein Flußbad ist nicht immer ohne Gefahr, denn es gibt hierzulande noch Krokodile. Wir haben letztes Jahr drei Stück erlegt und die Häute ins Museum nach Mariannhill geschickt.

Bei so einem Missionsritt heißt es ferner wiederholt absatteln; denn man kommt unter Wegs an verschiedenen Kraalen und an Farmerwohnungen vorbei, an denen man füglich nicht vorbeireiten kann, ohne einen kurzen Besuch gemacht zu haben. Endlich sind wir am Ziel, d. h. bei der Schule von „St. Peter". Es ist schon 4 Uhr nachmittags. Doch, wo sind denn die Leute? Es ist alles so ruhig und still; das ganze Volk wie ausgeflogen, nur einige Kinder sind da. Geduld, das kleine Häufchen mehrt sich zusehends und bald ist eine stattliche Zahl um mich versammelt. Der Ruf: „Der Baba ist gekommen!" lockt sie von allen Himmelsgegenden herbei. Die Großen allerdings kommen erst gegen Abend, sie müssen die Ernte gegen die zudringlichen Paviane schützen.

Zur Stärkung nach dem langen, anstrengenden Ritt wird mir ein gekochter Maiskolben verabreicht, dann wird zur Schule getrommelt, denn keine unserer fünf Außenstationen kann sich des Besitzes eines Glöckleins rühmen, und so muß der nächstbeste Gegenstand, oft ein alter Hafendeckel, als Trommel dienen. Ist alles beisammen, so wird das Abendgebet verrichtet, und dann beginnt der christliche Unterricht. Zum Abendessen, wobei mir sogar eine Tasse Tee vorgesetzt wird, gehe ich mit hinauf zu den Hütten, wo dann bis gegen 10 Uhr abends dies und das besprochen und geregelt wird. Zur Nachtruhe bekomme ich eine eigene Hütte, denn in der Schule kann ich, da sie weder Türe noch Fenster hat, — bloß die leeren Oeffnungen gähnen nach allen Seiten hinaus — nicht bleiben. Eine Kaffernhütte ist wenigstens von allen Seiten geschlossen. Wo ist mein Bett? Als solches dienen zwei Decken; die eine wird am Boden ausgebreitet und in die andere kann ich mich einwickeln. Es brennt auch ein Feuerchen im Kraal; ich wollte es schon auslöschen, denn es war an jenem Abend nicht besonders kalt, doch bald besann ich mich eines Bessern. Es hüpften und sprangen nämlich im Dache der Hütte eine Menge Ratten umher und sie wären mir sicherlich auch auf den Leib gekommen, hätte ich nicht fleißig das Feuerchen unterhalten und sie dadurch abgeschreckt. Ein paar Stündchen konnte ich übrigens doch ruhen.

Gegen 4 Uhr morgens ertönte schon der erste Trommelwirbel. Er galt den Erwachsenen und rief sie zum gemeinsamen Morgengebet, dem heiligen Rosenkranz. Weshalb so früh? Sie müssen alle aufs Feld hinaus, um die reifenden Maiskolben gegen die Affen zu schützen; denn vor diesen frechen, immer hungrigen Spitzbuben ist nichts sicher. Voriges Jahr haben sie uns sicher 30—40 Sack Mais gestohlen, obschon ein Junge mit einem Gewehr und ein paar andere mit Assegais bewaffnet das Feld hüteten. Man kann diesen schlauen Burschen gegenüber nicht schnell und klug genug sein.

Zwei Stunden später, gegen 6 Uhr, wurde abermals Spektakel gemacht. Das war das Zeichen zum Morgengebet für das übrige Volk; so etliche fünfzig hatten sich immerhin eingefunden. Sie beteten zusammen den hl. Rosenkranz, ich las inzwischen die heilige Messe und hielt dann noch religiösen Unterricht. Gegen ½8 Uhr war Schluß. Noch ein kurzer Besuch bei dem weißen Eigentümer der Farm und dann geht es wieder heim, nach Monte-Cassino zu. —

Sobald die Regenzeit vorbei ist, wollen die Leute Ziegel machen und eine bessere Schule bauen, d. h. in „St. Ludger" und in Mariawald. Bloß sollte man dann natürlich auch Türen und Fenster einsetzen und auch ein kleines Altärchen aufstellen. Wer gibt mir ein Scherflein dazu? Für „St. Peter" möchte ich noch speziell um eine kleine, etwa 1 Meter hohe St. Petrus-Statue bitten, und für „St. Ludger" um eine Statue des hl. Ludgerus. Letztere Bitte stelle ich namentlich an die braven Ludgeruskinder im Rheinland und in Westfalen, wo dieser liebe Heilige so sehr in Ehren ist. Für Mariawald aber wäre mir eine Statue der schmerzhaften Muttergottes eine hochwillkommene Gabe; sie bräuchte nicht gar groß zu sein, für so eine kleine Missionskapelle wäre auch eine kleinere vollkommen genügend.

Hätte ich doch mehr Hilfe, wie leicht könnte ich die hiesige Mission weiter ausbreiten! So aber sitze ich schon seit fünf Jahren ganz allein hier, der nächste Priester ist 112 Kilometer von Monte-Cassino entfernt. Schon ein eifriger Bruder als Katechet wäre mir eine große Hilfe. Möchte uns doch die göttliche Vorsehung recht viele eifrige Gehilfen im heiligen Missionswerke zusenden! Wer betet in dieser Meinung ein kräftiges Ave Maria zur Königin der Apostel und zum hl. Joseph?

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Noch lagert schwarze, finstere Nacht überm Zululand. Todesschweigen ringsum; tiefer Schlaf hält die schwarzen Bewohner umfangen, die in Hunderten von Kraals in schmutzigbraune Decken eingewickelt am Boden liegen. Selbst in den Isibayas, den dachlosen Viehhürden, nebenan herrscht tiefes Schweigen; nur hungrige, zum Skelett abgemagerte Hunde hört man da und dort anschlagen.

Doch siehe, allmählich beginnt es im Osten zu tagen; der Horizont und einzelne besonders hochragende Bergspitzen gewinnen an Farbe, lichte Wölkchen tauchen auf, die Morgenröte hüllt den ganzen Osten in ihren von Gold und Silber strahlenden Purpurmantel, schon glühen die Bergkämme einer fernen, blauschwarzen Gebirgskette wie Eisen im Feuer, — da tritt die Morgensonne hervor in all ihrer Pracht und gießt ein Meer von Licht und Farben über die hochromantische Landschaft aus. Millionen von Tautröpfchen glänzen und schimmern wie Perlen im Gras, die Vöglein werden wach, überall regt sich neues Leben, nur die schwarzen Landesbewohner bleiben in ihren rauchgeschwärzten Kraals und schlafen träge weiter.

Wie, ist denn im ganzen weiten Land kein Menschenauge da, all diese wundersame Herrlichkeit zu schauen, kein fühlend Herz, sie in sich aufzunehmen? Doch ja,

siehe, aus einer der vielen Hütten an jener Bergeshalde tritt in königlicher Haltung eine edle Jungfrau. Wir kennen sie längst; es ist Nomjiba, die Tochter Tshinganes, eines Bruders des Zulukönigs, die als zehnjähriges Mädchen ihre Mutter Godosi verloren. Doch welche Veränderung ist mit unserer schwarzen Prinzessin vor sich gegangen, seit wir Zeuge waren, wie sie Jahr um Jahr nach dem großen Geiste forschte, der alles ins Dasein gerufen und von seinem Himmelsthrone aus alles sieht und weiß, und wie sie zuletzt am Grabe ihrer Mutter saß und weinte, weil jene allein ihr hätte Aufschluß geben können in ihren Zweifeln. Nomjiba ist jetzt zwanzig Jahre alt; in der einen Hand hält sie ein Buch, in der andern ein Kreuz, und wie sie den jungen Tag in lauter Licht und Glanz hereinkommen sieht ins dunkle, schwarze Zululand, da jubelt ihr Herz hoch auf in seliger Freude, denn sie sieht im Geiste den großen, hochherrlichen Tag voraus, an dem die Sonne des Christentums einst aufleuchten wird über ihrem Heimatlande, um all jene zu neuem Leben zu erwecken, die jetzt noch sitzen in den Todesschatten der Sünde. — —

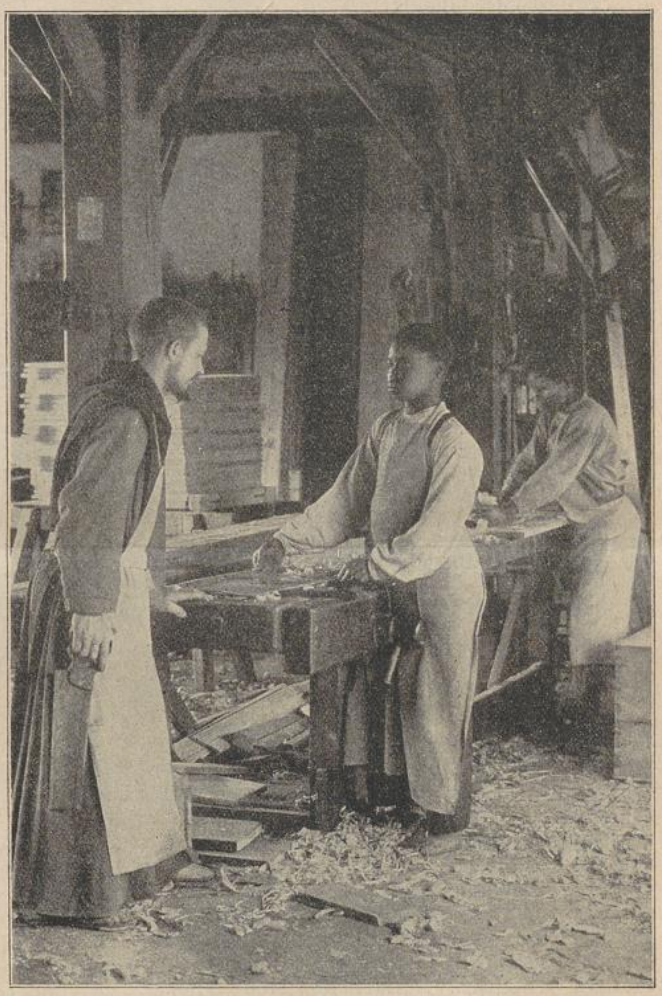
Wie, ist Nomjiba eine Christin geworden? Ist sie getauft? Nein, noch nicht. Woher dann das Kreuz, das Zeichen des Heiles? Und was ist das für ein Buch, das sie so kräftig und liebend in den Händen hält? — Es ist der Katechismus. O wie lieb hat sie dies Buch gewonnen! Es ist ihr Wegweiser, ihr Führer, Lehrer, ihr Licht und Trost und alles geworden. — —

Woher hat sie das Buch? Ein junger Bursche, der draußen in Natal eine Missionsschule besucht hatte, war im großen Königskraal über Nacht geblieben und hatte es achtlos weggeworfen. Nomjiba fand es im Staube liegend und hob es eilends auf, in der stillen Hoffnung, das fremde Buch werde ihr Aufschluß geben in ihren vielen und großen Zweifeln.

Doch sie konnte ja nicht lesen; was half ihr da das Buch? Nein, sie konnte es nicht, aber einer ihrer Brüder war ebenfalls eine Zeitlang in fremden Landen gewesen und hatte dort Lesen und Schreiben gelernt. Er half ihr, die rätselhaften Zeichen deuten, lehrte sie Buchstabe um Buchstabe und fand an seiner Schwester die denkbar eifrigste, gelehrigste Schülerin. Für Nomjiba existierte nichts mehr als ihr Buch. Sie lernte und studierte Tag und Nacht und wurde nicht müde, Buchstaben an Buchstaben, Silbe an Silbe zu fügen, bis sie endlich ein Wort, einen kleinen Satz und zuletzt das ganze Buch lesen konnte. Welch' eine Freude, welch' ein Sieg! Jetzt erst erkannte sie, welch' wunderbaren Schatz sie an diesem Katechismus gefunden! —

Die alten Zulus schüttelten bedenklich die Köpfe über das sonderbare Treiben dieses Mädchens, das ihnen schon als eine leibhaftige Zauberin erschien. Sie aber kümmerte sich um nichts, doch sprach sie jetzt noch viel weniger als früher und liebte noch viel mehr die Abgeschlossenheit von der Welt in stiller, ungestörter Einsamkeit. Mit heißer Stirn und glühenden Wangen saß die edle schwarze Königstochter ungezählte Stunden bei einer einsamen Quelle, im tiefen Wald oder hoch oben auf einer Bergesspitze und lernte da ihren Katechismus.

Leuchtenden Auges blickte sie voll Staunen in eine neue, ganz eigenartige Welt. Sie hatte ihren Gott gefunden, den großen Schöpfer des Weltalls; sie kannte ihren Herrn und Heiland, Jesus Christus, der für uns alle am Kreuz gestorben, sie lernte Maria, die hehre Himmelskönigin, die Mutter aller Gläubigen, kennen, den heiligen Schutzengel und vieles, vieles andere. Jetzt wußte sie viel klarer und sicherer als bisher zu unterscheiden zwischen Gut und Bös, denn sie kannte die zehn Gebote Gottes, kannte das große Gebot der Liebe und hatte mit Staunen gelesen, daß man sogar seine Feinde lieben müsse.



In der Schreinerwerkstätte in Mariannhill. (Br. Vitus.)

Noch mehr: Nomjiba konnte beten. Sie kannte das Gebet des Herrn, betete regelmäßig am Morgen, Mittag und Abend den „Engel des Herrn" und die sonstigen Gebete, obschon sie noch nie den Ton einer Glocke gehört hatte, ja sie konnte sogar den Rosenkranz beten, den sie sich anfangs gar nicht anders vorstellen konnte, als einen Kranz aus lauter Rosen geflochten.

Besonders mächtig ergriff sie die Geschichte von Johannes dem Täufer, der jahrelang in der

Wüste strenge Buße geübt und dann in rauhem Bußgewande hervorgetreten war, dem Herrn die Wege zu bereiten. Ihm wollte die keusche, sittenreine Jungfrau, die ihr Herz mitten im Heidentum frei von jeder bösen Leidenschaft zu bewahren gewußt hatte, einigermaßen ähnlich werden. Eine innere Stimme sagte ihr, es würden einst fromme christliche Männer ins Zululand kommen, um dort den wahren Glauben zu verkünden. Diesen wollte sie sich dann anschließen, wollte als die erste von ihnen getauft werden und dann nach Kräften behilflich sein, ihnen möglichst viele ihres schwarzen Volkes zuzuführen. Aber auch jetzt schon gedachte sie, ähnlich wie Johannes, durch Gebet, Buße und frommen Wandel dem Herrn die Wege bereiten.

Nomjiba, eine schöne, hochgewachsene Gestalt, hüllte sich fortan in lange, wallende Decken, denn Kleider nach europäischer Form kannte sie nicht, begnügte sich mit der einfachsten Kost, sprach wenig, betete viel und lebte still für sich. Auf das Lieblingsgetränk der Kaffer, das utshwala, eine Art Bier, verzichtete sie ganz, kurz, sie, das junge, schöne Mädchen aus fürstlichem Geschlecht, lebte ohne Führer, ohne Lehrmeister, mitten in heidnischer Umgebung wie eine christliche Einsiedlerin.

Die Erkenntnis ist das Erbe
Nicht der Weisen, nein der Frommen;
Nicht im Grübeln, nein, im Beten
Wird die Offenbarung kommen.

Soll ein Menschenauge schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Strahl von seinem Lichte
In das dunkle Herz sich gießen.

F. W. Weber, Dreizehnlinden.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer im Missionsleben.

Reichenau. — Jüngst mußte ich unsern Hochw. P. Superior nach der Außenstation Equlasheni begleiten, die etwa 2½ Reitstunden von hier entfernt ist. Equlasheni ist bekannt durch seine üppigen Waldungen; Reichenau mußte während der ersten Jahre seines Bestehens seinen ganzen Bedarf an Brennholz von dort holen, weil auf der eigenen Station noch kein Wald angepflanzt war. Die mir dort zugedachte Arbeit bestand darin, in dem Kraal, wo allmonatlich die heilige Messe gelesen wurde, eine Türe samt Türstock einzusetzen. P. Superior selbst wollte die heilige Kommunion zu einem Kranken bringen und noch am gleichen Tage nach „St. Emanuel" gehen, um dort am nächsten Morgen zu zelebrieren. Er fuhr in einem kleinen zweirädrigen Wägelchen, hierzulande Trap genannt, ich selbst saß hoch zu Roß.

Etwa um ½6 Uhr früh brachen wir frohgemut auf. Der Weg war schlecht, so daß P. Superior mit seiner Trap nur langsam vorankam; ich war oft um etwa dreißig Schritte voraus. Als wir noch gegen vier Kilometer von Equlasheni entfernt sein mochten, hörte ich plötzlich den Ruf meines Obern; ich schaue zurück, und sehe im gleichen Augenblick, wie er aus dem Wägelchen in den Morast herunterfällt. Er lag hilflos am Boden, hatte die Füße unterm Rad, doch die Zügel in den Händen. Rasch eile ich herbei und schiebe das Wägelchen zurück. P. Superior richtete sich auf und hatte keinen Schaden genommen; ich denke, daß ihm der Herr geholfen, den er im allerheiligsten Sakramente auf der Brust trug. Wie war denn das Ganze gekommen? Nun, das eine Rad war bei einer scharfen Wendung auf einen großen Stein aufgefahren, und die Heftigkeit des Anpralles hatte den Insassen aus dem Gefährt herausgeschleudert. Der weiße Habit war über und über voll Schmutz; an ein Reinigen und Waschen war da nicht zu denken. P. Superior stieg also ruhig wieder ein und fuhr weiter, bis nach einer kleinen Strecke der Weg so schlecht und unpassierbar wurde, daß wir einfach ausspannen und die Trap stehen lassen mußten.

Während ich damit beschäftigt bin, entfernt sich P. Superior auf eine kleine Weile — und kommt mit einem ganz neuen Habit zurück! Fleckenlos und blendendweiß strahlt der neue Habit im Glanz der Morgensonne. Des Rätsels Lösung war die: der praktische Herr hatte einfach seinen Habit umgedreht. Hier, im Kaffernland, konnte er das schon wagen.

So groß war uns're Freud' darob,
Daß lauter Jubel sich erhob
Aus unser beider Herzen,
Noch kurz in bangen Schmerzen!

Hochwürden bestieg übrigens jetzt mein Rößlein, um seinen Krankenbesuch zu machen, während ich selbst die kurze Strecke zu meinem Arbeitsplatze zu Fuß zurücklegen wollte. In der Hoffnung, mein Ziel schneller zu erreichen, bog ich von der Straße ab, konnte aber in dem dichten Nebel weder Kraal noch Leute finden. Wohl eine Stunde ging ich im langen, nassen Gras herum, bis ich endlich eine Wohnung fand, wo ich die nötige Auskunft erhielt. Ich war, wie ich jetzt entdeckte, einfach im Kreis herumgegangen, doch nach einer weiteren halbstündigen Wanderung kam ich endlich doch ans Ziel.

Wie ich nun da mit den guten Leutchen vor dem Kraal stehe und allerlei mit ihnen bespreche, rutsche ich plötzlich — ich weiß nicht, wie es kam — mit beiden Füßen aus und liege der Länge nach auf dem schmutzigen Boden. Ich tröstete mich mit dem Satze der heiligen Schrift: „Der Schüler ist nicht über den Meister", doch ebenfalls den Habit umzudrehen, ging hier nicht an. Ich dachte auch nicht lange über mein Unglück nach, sondern machte mich hurtig an die Arbeit, um rechtzeitig wieder nach Hause zu kommen.

Wie ich mitten' in der Arbeit bin, erscheint P. Superior auf dem Plan. Er ist von seinem Krankenbesuch zurückgekommen und bringt die Meldung, ein altes, christliches Kaffernweibchen sei gestorben und ich solle sie im Laufe des Tages auf der Trap nach Reichenau befördern, damit man sie auf dem dortigen Kirchhof begraben könne. Die Verwandten hätten die Leiche schon bis zur Straße gebracht; ich solle trachten, meine Arbeit schnell fertigzubringen. — Ich gestehe, es wurde mir bei dieser Rede ganz schwül im Kopfe. Eine Leiche zu mir auf das kleine Wägelchen nehmen, auf solch' schlechtem, halsbrecherischem Weg! Nun, der Gehorsam gibt Kräfte, und so wollte ich es in stiller Resignation versuchen. Vorerst galt es aber, die Türe fertig zu stellen. Es dauerte länger, als ich gedacht hatte, und als ich endlich zur Trap zurückkam, war es schon ziemlich spät. Doch von einer Leiche oder einer Leichenbegleitung nirgends eine Spur! Wie sollte ich mir das erklären? Da kommt ein Kaffer des Weges und meldet, den Leuten sei das Warten zu lange geworden, und deshalb hätten sie die Leiche zurückgetragen und zu Hause begraben. Auch recht, dachte ich mir, P. Superior wird schon gelegentlich das Grab einsegnen, spannte mein Rößlein ein und fuhr so schnell nach Reichenau hinunter, als sei noch immer ein ganzer Trupp von Kaffern hinter mir her, um mir ein totes Weib auf die Trap zu laden. —

Bruder Alois.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine Krankenbesuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

(Fortsetzung.)

Emaus, 16. November 1910. — Gestern Nachmittag kam, während ich gerade in der Kirche mein Brevier beten wollte, ein Kaffernbote hieher mit der Meldung, ich möge ungesäumt zu einem schwerkranken Manne kommen, der gar sehr nach der hl. Taufe verlange.

Ich stecke mein Brevier in die Tasche, richte die nötigen Taufutensilien her, nehme den Stock und mache mich zu Fuß auf den Weg. Bald begegne ich einer gewissen Susanna, die früher eine berüchtigte Wahrsagerin war, jetzt aber zu unsern besten Christinnen zählt, sowie zwei andern Frauen, die erklärten, daß sie mich bis zur Hütte des Kranken begleiten wollten. Das konnte mir nur lieb sein, denn der Weg dorthin war schwer zu finden.

Während wir zusammen über pfadloses Wiesenterrain schreiten, rühmt Susanna mit endlosem Wortschwall die Güte und den Eifer der Ama-Romas (der katholischen Missionäre), die vor keiner Mühe zurückschrecken, wenn es gilt, einem kranken Menschen die hl. Taufe zu spenden. Ich lasse sie ruhig reden, denn ich weiß recht gut, wie hoch ich solche Lobeserhebungen einzuschätzen habe. Inzwischen kommen wir zu einem großen Wald und wählen ohne Bedenken den steil abwärts führenden Fußpfad, der ihn durchschneidet, weil er eben bedeutend kürzer ist, als ein zweiter, der durch die Ebene führt. Ich hatte dabei an meinem, mit einer kräftigen Spitze versehenen Stock eine gute Stütze und kam ohne Unfall davon. Eine der Frauen aber blieb hier zurück; sie sagte, sie wolle dürres Brennholz auflesen und mit nach Hause nehmen.

Vom Walde aus ging es noch eine mäßige Strecke über Wiesen und Felder dahin, bis wir vor dem Kraale des Kranken anlangten. Die Leute hatten sich erst kürzlich hier niedergelassen. Wir fanden drei Hütten vor, d. h. eine derselben hatte man erst angefangen zu bauen, eine zweite war dem Gerippe nach fertig, aber noch nicht gedeckt, die dritte war unter Dach und bereits bewohnt, doch fehlte noch der äußere Verputz.



Christliche Kaffernkraale in den Bergen bei Reichenau.

Hier treten wir ein und finden die Hütte voll von Leuten beiderlei Geschlechtes. In einem Winkel liegt der kranke Mann, in eine rote Decke eingewickelt und mit einem alten schmutzigen Mantel bedeckt. Ich decke ihn ahnungslos auf, fahre aber unwillkürlich zurück bei dem gräßlichen Anblick, der sich mir darbietet. Dem armen Manne ist die ganze rechte Gesichtshälfte samt dem Auge und der Brust in schaudererregender Weise verbrannt, und in den tiefen, übelriechenden Wunden wachsen Würmer, welche ihm ein jüngerer Mann mittels einer langen Feder zeitweilig wegwischte. — Ich fragte, wie es denn möglich gewesen sei, daß der Mann so schrecklich zugerichtet wurde, und erhalte zur Antwort, er sei alleinig zu Hause gewesen, als er ins Feuer fiel. Er habe schon vorher an einer gewissen Krankheit (wahrscheinlich an Epilepsie) gelitten und sei bewußtlos dagelegen, als er im Feuer lag.

Der arme Mann dauerte mich sehr. Was mußte er gelitten haben mit solchen Brandwunden, hier im schmutzigen Kaffernkraal, ohne alle Pflege und Hilfe! Doch er klagte nicht, trug vielmehr seine Schmerzen und sein Elend mit staunenswerter Geduld und äußerte nur einen Wunsch: bald getauft zu werden. Mit Freuden willfahrte ich seiner Bitte, erteilte ihm den nötigsten Unterricht, erweckte mit ihm Akte der Reue, sowie des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe und taufte ihn sodann, da ich ihn in allem wohl disponiert fand, auf den Namen „Franz". Er dankte mir von ganzem Herzen und versicherte mir, jetzt sei er zufrieden und sehe ruhig seiner Auflösung entgegen.

Bei der Rückkehr wählte ich einen anderen Weg, denn es war schon spät am Nachmittag, und da war es nicht mehr ratsam, ohne Begleitung durch den Wald zu gehen. Einer der Kraalinsassen gab mir eine Strecke weit das Geleite. Es war ein rauhes, naßkaltes Wetter und es fror ihn ordentlich trotz seiner zwei Decken, weshalb ich ihm riet, wieder umzukehren, was er auch sofort mit Freuden tat.

Leider hatte ich mich in der Hoffnung, den weiteren Weg leicht finden zu können, getäuscht. Bald kam ich bei dem Wirrwar von Fußwegen, die hierzulande von einem Kraal zu dem andern führen, vom rechten Pfade ab und irrte ratlos umher. Endlich fand ich eine Hütte, wo man mir die Richtung nach Emaus zu wies, allein nach einem Viertelstündchen verlor ich abermals den Weg, ging zu weit rechts und kam über Wiesen und Felder in ein hohes Gebüsch, so daß ich wieder umkehren mußte. Schon fürchtete ich, auf freiem Feld übernachten zu müssen, da rief ich den hl. Antonius und meinen heiligen Schutzengel um Hilfe an, und siehe, auf einmal kannte ich mich wieder aus und ein halbes Stündchen später konnte ich in der Kapelle unserer Missionsstation dem Herrn für seine Hilfe danken. Ich war zwar müde und vollständig durchnäßt, sonst aber gesund und wohl und am nächsten Morgen war alles wieder in Ordnung und konnte ich getrost einem neuen Krankenbesuche entgegensehen. Kranke besuchen ist meine Freude, und alte Liebe rostet nicht.



Kaiser Konstantin verkündet die Anerkennung des Christentums. Nach dem Gemälde von Griepenkerl im Herrenhaus zu Wien.

Salzgewinnung bei den Schwarzen in Deutsch-Ostafrika.

Marschiert man in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie den Pangani-Fluß aufwärts, so stoßt man auf einen kleinen, von der Pare-Steppe kommenden Nebenfluß, Mkomazi genannt. Zwischen dem Oberlauf des Pangani und dem Mkomazi nun liegt eine Senkung, welche allgemein dadurch auffällt, daß zumal an einer gewissen Stelle zwar ein eigentümlicher Strauch wächst, das Gras dagegen nur kümmerlich fortkommt. Was ist die Ursache hievon? Offenbar der starke Salzgehalt jener Erdschicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Eingebornen wissen das, und die Waseguha, die übrigens über die ganze Steppe zerstreut sind, haben sich speziell dort angesiedelt und verlegen sich darauf, das Salz aus dem Boden zu gewinnen, um es an die übrigen Stämme zu verkaufen. Ihre diesbezügliche Einrichtung ist allerdings sehr primitiv, zeigt aber doch, daß die Leute denken.

Kommt man zu einer ihrer Hütten, so fallen einem sofort die großen irdenen Töpfe auf, die da unter dem



Der neue Bischof von Limburg.
Zum Bischof von Limburg wurde der Domkapitular Dr. August Kilian ernannt. Clichotek, Berlin 68.

Dachvorsprung im Freien stehen, es ist das ihre Einrichtung zur Salzgewinnung. So ein Topf, der etwa 30 Liter fassen mag und aus gebranntem Lehm hergestellt ist, hat am Boden eine Anzahl kleiner Löcher. Hat man ihn mit salzhaltiger Erde gefüllt, so stellt man ihn auf einen zweiten leeren Topf, dessen Boden keinen Durchlaß hat. Nun gießt man hübsch langsam und so oft, als es eben notwendig ist, Wasser in den oberen, mit Erde gefüllten Topf. Dieses sickert allmählich durch, löst das Salz von der Erde und fließt durch die im Boden des Gefäßes angebrachten Löcher als Salzlauge in den unteren Topf. Ist dieser voll, so stellt man ihn an die Sonne und läßt das Wasser verdunsten; das Salz bleibt als feiner Niederschlag zurück und zwar, was man gar nicht erwarten sollte, in sehr reiner Kristallform. So kommt es auch in den Handel. Gewöhnlich wird es im Gewichte von 20 Pfund in Bündel aus Bananenschaft-Blättern verschnürt und auf den Markt verbracht. Mancher Schwarzer trägt ein oder zwei solcher Bündel oft 20—30 Kilometer weit; als Preis erzielt er etwa drei Mark, wodurch er sich für seine Mühe hinlänglich entschädigt erachtet.

P. Isembard Leyendecker.

Gehet zu Joseph.

„Wir hatten ein sehr krankes Kind. In unserer Not gelobten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und einen Beitrag zur Mission; auch ließen wir eine heilige Messe zu seiner Ehre lesen. Unser Gebet wurde erhört und heute sagen wir dem großen Heiligen öffentlich unsern herzinnigen Dank. Veröffentlichung war versprochen."

„Auch mir hat der hl. Joseph, zu dessen eifrigen Verehrerinnen ich mich zähle, schon oft geholfen und zwar in den verschiedensten Lebenslagen. So war ich einmal sehr in Sorge um meinen lieben Bruder in Amerika, der uns schon seit fünf Jahren nicht mehr geschrieben hatte. Wir nahmen unsere Zuflucht zum hl. Joseph, und siehe, eines Tages stand er wieder wohlbehalten vor unserer Türe. Er sagte, eine innere Stimme habe ihm keine Ruhe gelassen und ihn zur Rückkehr genötigt. — Der Bruder meiner Freundin ließ volle 28 Jahre lang nichts mehr von sich hören. Doch auch ihn hat an seinem Lebensabend der hl. Joseph in die Arme seiner treubesorgten Schwester zurückgeführt und ihm dadurch die Gnade geschenkt, sich recht gut auf den wichtigen Schritt ins Jenseits vorzubereiten."

„Ich war in peinlicher Gewissensnot. Es fehlte mir, so oft ich zur heiligen Beichte ging, der Mut, mich meinem langjährigen Beichtvater gegenüber recht offen und kindlich auszusprechen. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, hielt eine Novene, versprach ein Almosen für die Mission und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und, Gott sei Dank, der hl. Joseph hat mir geholfen; ich konnte nun dem Priester das Innerste meiner Seele offenbaren und habe seitdem einen großen Seelenfrieden gefunden."

„Mein Vater schrieb mir, er sei in Not und könne keine Arbeit mehr finden usw. Ich schrieb ihm zurück, ich wolle fleißig zum hl. Joseph, dem Patron der Arbeiter, beten; er, der schon so vielen geholfen, würde auch ihm helfen. . . Ich dachte dabei an die vielen Gebetserhörungen, die ich im Vergißmeinnicht gelesen, und betete nun täglich in diesem Anliegen zum hl. Joseph. Auch spendete ich einen kleinen Beitrag zur Josephs-



Der neue Bischof von Münster. Clichotek, Berlin 68.
Als Nachfolger des zum Erzbischof von Köln ernannten Bischofs Felix von Hartmann wurde als Bischof für Münster der Kapitularvikar Johannes Poggenburg gewählt. Der neue Bischof ist im Jahre 1862 in Ostbevern im Kreise Warendorf geboren und war bis jetzt bereits Verwalter des verwaisten Bischofstuhles.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

statue in Mariannhill und gewann sechs neue Abonnenten fürs Vergißmeinnicht. Kurz darauf kam vom Vater die Antwort: „Ich habe bei einem braven Meister eine mir recht zusagende Arbeit bekommen und zwar mit einem ganz außergewöhnlichen Lohn. Ich glaube, dein Gebet hat mir geholfen!" So der Vater, ich aber sage dem heiligen Joseph für seine schnelle Hilfe meinen herzinnigsten Dank!" —

„Voriges Jahr traf mich ein schwerer Schlag. Die Fabrik, in der ich mit meinem Vater arbeitete, stellte den Betrieb ein, und es fand sich für uns nirgends eine passende Beschäftigung, außer in einer großen Fabrik, wozu ich jedoch keine Lust hatte. Es gab dort allerlei Gefahren, und ich hätte nicht mehr, wie bisher, die Gelegenheit gehabt, öfters in der Woche zur heiligen Kommunion zu gehen. In meiner Not ließ ich eine Gebetsempfehlung im Vergißmeinnicht veröffentlichen und machte eine Wallfahrt nach M. Einsiedeln in der Schweiz. In der Zwischenzeit erhielt mein Vater neue Arbeit, sodaß mir wenigstens die eine Sorge abgenommen war. Ich selbst begann mehrere Novenen zu Ehren des hl. Joseph; bei der dritten kam die erbetene Hilfe. Es wurde mir eine Stelle angeboten, wo ich recht gut versorgt bin und auch das Glück und die Freude der öfteren heiligen Kommunion wieder genieße. Der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph sei dafür öffentlich mein innigster Dank gesagt!"

„Wir hätten in unserem Krankenhaus gern eine kleine Hauskapelle gehabt, doch es fehlten uns hiezu die nötigen Mittel. Da wandten wir uns an den hl. Joseph und versprachen Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Kurz darauf kamen zu uns mehrere vermögliche Kranke, die uns schnell zu einer recht hübschen Hauskapelle verhalfen. Tausend Dank dem guten hl. Joseph."

„Wir haben ein großes Baugeschäft, allein die Geldverhältnisse waren im letzten Jahre außerordentlich mißlich. Wir konnten auf unser neugebautes Haus nicht die gewünschte Hypothek bekommen; alle Annoncen, die wir vier Monate lang in einer bedeutenden Zeitung einrücken ließen, waren erfolglos. Da ließ ich zu Ehren des hl. Joseph zwei Messen lesen, gab 7 Mark für die Waisenkinder und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Sofort meldete sich ein Herr, der bereit war, die nötige Summe als erste Hypothek auf unser Haus zu geben. Ich war so überrascht, daß ich es anfangs kaum glauben konnte und rufe nun allen zu: „Gehet zu Joseph! Er ist ein schneller, vortrefflicher Helfer in jeder leiblichen wie geistigen Not." — Werde nächstens wieder etwas zu seiner Ehre für Missionszwecke senden."

„Es drohte uns zweimal nacheinander ein großes Unglück im Stall, doch jedesmal wurde die Gefahr durch vertrauensvolles Gebet zum hl. Joseph glücklich abgewendet. Drum Dank, herzinnigen Dank dem hl. Joseph, dem großen Helfer in jeder Not, sowie der schmerzhaften Mutter Gottes, unter deren Schutz ich fortan alle meine leiblichen und geistigen Anliegen stelle! Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen."

„Wir wurden in einen Prozeß verwickelt, der uns zwei Jahre lang allen Frieden raubte. Meine liebe Mutter wurde vor Kummer und Leid schwer krank. Zuletzt gewannen wir zwar den Prozeß, doch die Frage war, ob wir auch das Geld (mehrere hundert Mark), das uns die Advokaten gekostet hatten, wieder erhalten würden. Wir versprachen eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und die Mutter ging 9 Tage nacheinander zur heiligen Kommuinon. Zwei Tage nach der Novene bekamen wir unser Geld bis auf den letzten Pfennig zurückbezahlt. Meine Mutter versprach sogleich Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Tags darauf starb sie an einem Schlagfluß. Ich bedauere ihren schnellen Heimgang, doch ist es mir ein Trost, daß sie noch die



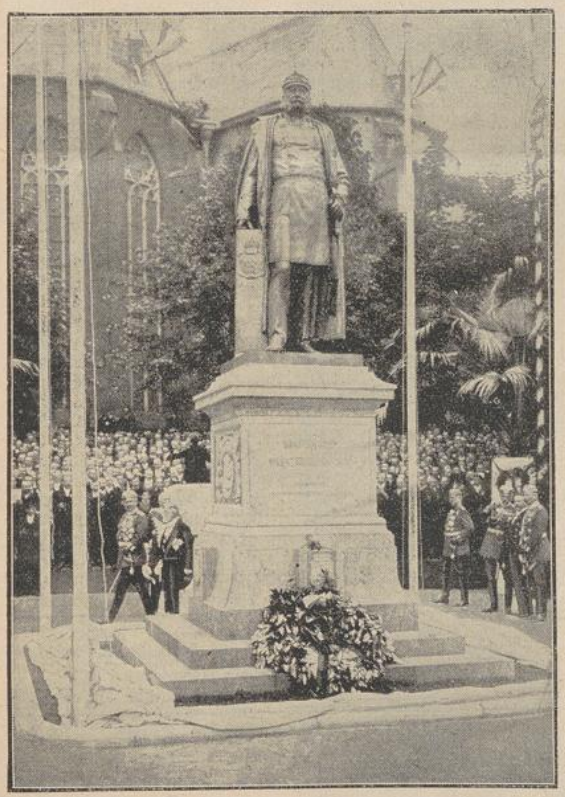
Von der Inthronisation des Fürsterzbischofs von Wien, Friedrich Gustav Piffl, am 8. Juni: Der Fürsterzbischof auf dem Wege zur Kirche. Clichotek, Berlin 68

Freude erlebte, ihr Gebet zum hl. Joseph so schnell erhört zu sehen."

„Ich hatte Jahre lang schwer zu leiden, war oft in Geldnot und hatte großen Unfrieden im Haus. Da machte ich das Versprechen, zu Ehren der hl. Familie so oft dem hl. Meßopfer beizuwohnen, als die Umstände es gestatten würden. Seitdem ist in mein Haus wieder der Friede eingekehrt, und auch materiell wurde mir geholfen, indem mir eine Person, von der ich es gar nicht erwartet hätte, ein Sümmchen Geld anbot. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen. Lassen wir nie unser Gottvertrauen wanken; die Frömmigkeit ist zu allem nütze und hat die Verheißung des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens!"

„Vor einigen Wochen erkrankte mein Mann in recht bedenklicher Weise, der Arzt zweifelte stark an seinem Aufkommen. Ich versprach eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und für die armen Seelen im Fegfeuer. Tags darauf war mein Mann schon außer Gefahr. Drum tausend Dank dem lieben heiligen Joseph und den armen Seelen! Ich kenne neben der lieben Muttergottes keine besseren und schnelleren Helfer als sie."

„Eine mir gut bekannte Frau, die schon zehn Jahre lang nicht mehr gebeichtet hatte, wurde schwer krank, wollte aber auch jetzt von einem Priester nichts wissen. Ich versprach eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und opferte mehrere hl. Kommunionen für sie auf. Bei der fünften Kommunion ließ sie sich plötzlich herbei, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen und starb kurz darauf in großem Frieden."



Der Besuch des Kaisers in Geldern und das neue Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Clichotek, Berlin 68.

Anläßlich der 200 Jahrfeier der Zugehörigkeit des Herzogtums Geldern zu Preußen wurde dort im Beisein des Kaisers das obige Denkmal Kaiser Wilhelms I. enthüllt. Wir sehen auf unserem Bilde den Kaiser nach der Enthüllung bei der Besichtigung des Denkmals mit dem Schöpfer desselben, Professor Schader, Berlin. Geldern ist nur 2 Wegstunden von unserm Missionshause „St. Paul" entfernt.

„Vor zwei Jahren trat ich in den Kaufmannsstand ein. Es war für mich ein schwerer, unsicherer Schritt, und ich empfahl mich deshalb mit großem Vertrauen dem Schutze des hl. Joseph. Mein Vertrauen wurde belohnt, ich bin heute in einer gutsituierten Stellung und kann ruhig in die Zukunft blicken. Ich sage dem hl. Joseph hiemit öffentlich Dank und lege ein kleines Missionsalmosen bei."

„Ich suchte eine passende Stellung für meinen Sohn, empfahl die Sache dem hl. Joseph und fand überraschend schnelle Erhörung. Später hatte ich großes Leid mit einem höchst eigensinnigen Kind und wurde dabei oft auf eine harte Probe gestellt. Kein Mittel, weder Güte noch Strenge, wollte helfen. Zuletzt wandte ich mich an den hl. Joseph und wurde schon bei der zweiten Novene erhört. Ich entschloß mich, die Sache zu veröffentlichen, damit auch andere Leser, wenn sie solches Leid trifft, ihre Zuflucht zum lieben Jesukinde und zum hl. Joseph nehmen."

„Ein Mitglied unserer Familie litt an einer schweren Augenentzündung. Ermuntert durch die vielen Berichte im Vergißmeinnicht, hielten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Judas Thaddäus und wurden bald erhört. Mit Freuden sagen wir den beiden großen Heiligen unsern pflichtschuldigen Dank."

„Auch mir hat der hl. Joseph schon in vielen leiblichen Nöten geholfen, desgleichen der hl. Antonius. In letzter Zeit habe ich auffallend viel verloren, gewiß im Werte von 20 Mark, darunter teure Andenken und einen wertvollen Rosenkranz. Ich ging wieder zum hl. Antonius, betete auch ganz andächtig, konnte aber die Sachen nicht mehr bekommen. Ich fürchte, es ist die Strafe dafür, daß ich bisher trotz innerer Ermahnung mein Versprechen der Veröffentlichung nicht gehalten habe; will auch der armen Heidenmission wieder besser gedenken. Uebrigens ist mein Vertrauen zu ihm unerschüttert; meine anderen großen Helfer sind die liebe Muttergottes, der hl. Judas Thaddäus und die armen Seelen. Jeder, der in Not ist, wende sich vertrauensvoll an sie, und es wird ihm Hilfe werden, wenn es so Gottes heiliger Wille ist."

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man letztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder drittnächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogen. „Schleifen-Nummer", die sich auf jeder unserer Adressen findet.

P. Erasmus Hörner, Superior unserer Missionsstation „St. Michael", dankt in Verein mit seinen schwarzen Kindern und Neubekehrten für alles, was ihnen hochherzige Wohltäter zukommen ließen, speziell aber für die Beiträge zur Er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bauung von Kapellen und Schulen in St. Gabriel, St. Raphael, Maria Immakulata und Kompostella. Er fügt bei: „Leider reichen die Geldbeiträge noch nicht, denn hierzulande kommt alles gar hoch zu stehen. Sobald die nötigen Mittel da sind, soll mit dem Bau begonnen werden. Inzwischen wollen wir alle fleißig für unsere Wohltäter beten und ihnen den reichsten Gottessegen erflehen."

Anfragen betr. eingesandter Rätsellösungen können unsere Vertretungen nicht beantworten; man lege daher für genannten Zweck auch kein Rückporto bei.

Wünschen unsere geehrten Wohltäter und Abonnenten, daß ein uns zugehender Betrag für einen bestimmten Zweck verwendet werde, so mögen sie uns gefälligst die betreffende Notiz möglichst gleichzeitig mit der Geldsendung zukommen lassen. Es ist das zur Vermeidung von Mißverständnissen und Störungen in der Geschäftsordnung dringend notwendig.

Dubuque, Iowa. — Herzlichen Dank den dortigen lieben Wohltätern für die Kiste mit den sehr nützlichen Sachen!

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Wil, Wittenbach, Amriswil, Blitzingen, Neustadt, O.-Sch., Betrag für mehrere Heidenkinder, Türnich, Jüchter-Bochum, Epe, Köln-Deutz, Koblenz, Bredeney, Köln, Limburg, Düsseldorf, Mariannhill, Steinsfurt, Sennheim, Griesheim a. M., Dillingen a. D., Burggriesbach, Niederbiegen, Ehingen, Baden, Reichenbach, Parkhaus bei London, Waldstetten, Fürth, Rohrdorf, Speyer, Dossenheim, Weiler i. Allgäu, Gensbach, Würzburg, Inzlingen, Ottobeuren, Burgau, Straubing, Bamberg, Grasing, München, Ottenbach, Deggendorf, Ebing, Krensheim, Schnürpflingen, Waltenschwil, Karlsruhe, Zadel, Kotschanowitz, Paruschowitz, Breslau, Teschen, O.-Schl., Zawodzic, Emmerich, Ingenbroich, Beckum, Hamborn-Marseloh, Heimerzheim, Tenholt, Ochtrup, Mülheim a. Ruhr, Dornbirn, Koblach, Frohnsdorf, Reichenau, Rattendorf, Nagymarton in Ungarn, Kronburg, Dahl, Mülheim-Ruhr, Scharmede, Glatz, Bunnen, Aachen, Siegburg, Düren, Nippes, Klickerterhof, Gürzenich, Krefeld, Sinzig, Niederweniger, Herbstein, Mechernich, Münster, Werl, Minheim, Trier, Hövel, Eller, Krauthausen, Wasserliersch, Rothberg, Schoppinitz, Heimersheim, Grefrath, Wevelinghoven, Neutz, Essen, Morschach, Arbon, Stains, Schupfart, Lachen, Willisau, Brig, Wohlen, Unterbäch, Kaisten, Rieden, Niederrohrdorf, Bremgarten, Eberstallzell, Leopoldschlag, Duppau, Pischelsdorf, Königsfeld, Bonyhad 2mal, Laugenfeld, Hard-Vorarlberg, Brünn, St. Rupprecht a. Raab, Wien-Währing, Graz, Pöchlarn, Tainach, St. Veit a. Nogau, Schluckenau, Windischgrätz, Schießberg-Beusen, Machersdorf, Groß-Pöchlarn, Aufhofen b. Bruneck, Budapest, Hermanitz, Mitteldorf, Neumarkt-Kallhamm, Großraming, Haus-Steiermark, Aussig, Hall-Tirol, Döllisburg bei Enns, Graz, Weistrag, Wekelsdorf, Kaidling, Mödritz, Linz, Graz, S. Johann i. Saggautal, Möbersdorf, Möderbrugg, Hirschbach, Sommeri, Hospenthal, Rüthi, Lengenwil, Ibach, Entlebuch, Gettnau, Andwil, Winterthur, Zürich, Muottathal, M., St. Gallen, Eschenbach, Engelberg, Uhlberg, Gersthofen, Loppenhausen, Kothen, Friedrichshafen, Unterwittstadt, Neustadt a. W.-N., Edesheim, Senden, Ottobeuren, Frankfurt a. M., Reichenbach bei Lahr, Danketsweiler, Würzburg, Riedenburg, Immenstadt, Hüfingen, Wyhl, Wagshurst, Bühl, Balzhausen, Großwenkheim, Wonfurt, Laucherthal, Edesheim, Schwannenkirchen, Mannheim, Zell a. H., Breuschendorf, Tirschenreuth, Mannheim, Wasserburg, Oberursel, Endingen, Bieringen, Andenhausen, Mindelheim, Hohenberg, Oedheim, Trier, Motten (K. Klich), Braienbach, Mömbris, Mühlhausen, Fischen, Dorfen, Seidelklingen, Calmar (Iowa), Cleveland (Ohio), Springdale (Ifflander).

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Karl Hüls, Düren. Martha Adam, Irrel. Peter Sorg, Schwebach. Peter Schmetz und Josef Göttgens, Würselen. Frau Freising-Molitor, Folscheid. Josef Garding, Neutz. Josef Schmitz, Prüm. Johanna Schäfer, Weeze. Franz Kappert, Elsdorf. Kaspar Mues, Paderborn. Bartel Binda, Krefeld. Anna Dahlkötter, Klarholz. Witwe Dina Humberg-Gödde, Oedingen. Henriette Engels, Königswinter. Anton Allermann, Bottrop. Maria Biermann, Paderborn. Klemens Lux, Bernkastel. Bernardine Brinkmann, Petersburg, Nebr. Margaretha Gresheimer, Elizabeth, N.-J. Mr. Geiger, Colwich, Kans. Jakob Kohler, Maria G. Meiners, Ferdinand Kleinmann, Frank Schmidt, Mrs. Schmidt, sämtl. in Kansas-City, Mo. Theodor Verführt, Fort Smith, Ark. Wilhelm Dechring, Cincinnati, Ohio. Martha Becker, St. Helena, Nebr. Joh. Nep. Zuber, St. Fiden. Severin Kägi, Zeiningen. Konrad Gähwiller, St. Fiden. Franziska Vögele, Oberfrick. Ursula Freiermuth, Zeiningen. Frau Goldiger, Steinach. Josepha Furrer, Attinghausen. Herr Kalberer, Mels. Maria Schulte-Richtering, Mehringen. Elisabeth Lange, Velmede. Agnes Pley, Gürzenich. Herr Naß, Zyflich. Gertr. Mackenstein, Emonds, Bonn. Dina Uphaus, Neuenkirchen. Kath. Teves, Rosport. Marg. Käf, Differten. Christine Kämper, Heessen. Schw. Ingeborg, Waldbreitbach. Heinrich Greve, Schüren. Johann Georg Martin, Faulbach. Hubert und Wilhelm Eicker, Strauweiler. Johannes Wahle, Hegensdorf. Anna Lang, Hürth. Ida Schmalohr, Lehrerin, Förde. Bernard Bruckmann, Essen. Jakob Weckes, Krefeld. Ehrw. Schw. Eusebia Frank, Remisch. Hochw. P. Gerard Schweykart, Mariannhill. Ehrw. Bruder Christian Krenn, Missionshaus „St. Paul". Schw. Walburga Peschke, Trebnitz. Frau Darser, Schwannenstadt. Amalia Hofer u. Maria Hasenbichler, Innsbruck. Wibiral Franziska, Budapest. Maria Kaufmann, Graz. Anna Schlattner, Wartberg a. Krems. Franz Striter, Panye, Ungarn. Josef Horntrich, Zwittau. Eleonora Schmidt, Oberheinzendorf. Aloisia Darser, Schwannenstadt. Maria Hirschmann, Edelsbach. Johann M. Stöber, Pfarrer, Wien-Hernals. Franziska Killian, Neukirchen. Schw. Fakunda Sageder, Linz. Schw. Ansberta Rosl, Vitis. Johann Sommer, Weistrach. Johann Hofer, Eichtögel-Studenzen. Agnes Reichegger, Bruneck. Anna M. Magnus, Bitschhofen. Frl. Rust, Heimsbrunn. Joh. Ev. Jettinger, Pfr., Pfauhausen. Kilian Keller, Selbacherhof. Marg. Franziska Gock, Altenmünster. Genovefa Böhm, Kothen. Ignaz Arnold, Würzburg. Josef Klug, Modlos. Anna Baus, Mitgenfeld. Elisab. Hau, Steinenstadt. Maria und Raimund Laurent, Niederbronn. Apollonia Bayer, Ottenbach. Franz Wimmer, Grasing. Marg. Endres, Würzburg. Johann Stöcker, Marktzeuln. Conradin v. Sonntag, Oberst a. D., Stuttgart. Magdalena Huber, Kienberg. Frau Geiger, Augsburg. Lorenz Gollwitzer, Altenstadt. Josef Schmid, Waldmünchen. Kath. Beck, Nüdlingen. Joh. Georg Glaab, Krombach. Anna Maria Triendl, Boebrach. Josef Weigel, Edesheim. Johann Klug, Modlos. Franz Braunwarth, Großostheim. Alexander Guldner, Grasing. Barb. Schabl, Dorfen. Theresia Allgaier, Elzach. Zäzilia Dücker und Josef Gutberlet, Gaismar. Josef Hohmann, Rasdorf. Adolf Hofherr, Lauda. Ernestine Bächtel, Erstein. Barbara Schieder, Hochdorf. Johann Alber, Lindau. Maria Schlegel, Schmidhofen. Anna Gerber, Gerlachsheim. Egenhard Link, Stellberg. Josef Reuter, Ebensfeld. Maria Förg, Bischofsmais. Margar. Ehrensberger, Lüpburg. Josefine Kuch, Schönfeld. Anna Steinhofer, München. Josef Gatzner, Rosenheim. Benef. u. Geistl. Rat Hauser, Augsburg. Martin Schubert, Karbach. Anna Kelly, Carrol, Iowa. Barbara Guenther, Winona, Minn. Ernestine Dietrich und Katharina Morhart, Elizabeth, N.-J. Theresia Herbert, Baltimore, Md. Frank Rothaus, Mountangel, Oreg. Katharina Westerkamp, Cincinnati, Ohio. Johann Foertschbeck, Rock Island, Ill. Josef Friedrich und Frau Anna Zickl, Theuern.

Grabinschrift.

Das längste Leben ist nur eine kurze Nacht;
Heil dem Kind', das bei Gott erwacht!
München, südl. Friedhof.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. Juli 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die: **Vertretung der Mariannhiller Mission** in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 10.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Ein südafrikanisches Struwelköpfchen.

Köln a. Rh.
Oktober 1913.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Lied von der Arbeit.

Es rasseln die Räder, der Amboß gellt,
Es zischen die feurigen Zungen,
Der schwere Hammer im Takte fällt,
Von sehnigem Arme geschwungen,
Es dreht sich die Scheibe, die Säge reißt,
Gewaltig im Bogen das Schwungrad kreist.

Die Räder sie stehen, der Amboß schweigt,
Vergeblich lodern die Flammen,
Und Hammer und Säge ans Schwungrad geneigt,
Sie ruhen alle zusammen;
Sie ruhen machtlos, wenn Einer will:
Wenn Gottes Maschine, der Mensch, steht still.

Wir ringen und schaffen in harter Not,
Wir mühen mit starkem Arme,
Nur weil der Herrgott uns so gebot,
Daß er sich unser erbarme:
Nicht Menschenwille, nicht Geld und Gut,
Treibt durch die Adern das schäumende Blut.

Und ob uns verachtet die halbe Welt,
Und ob uns der Umsturz tadelt:
Am Kreuze, da hing ein tapferer Held,
Der hat unsere Arbeit geadelt;
Sein Blut so rot und unser Schweiß
Sind harter Mühe geheiligter Preis.

Drum Brüder, reicht Euch die schwielige Faust
Und stehet ohne zu beben;
Ob machtvoll der Sturm auch von unten saust,
Die Hölle muß sich ergeben;
Und ob der Weichling bebt und fällt,
Wir halten vor Gott die ganze Welt.

Msgr. Dr. Eugen Hillmann.

Das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul".

Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kam ich wieder zurück nach unserm lieben Missionshaus „St. Paul". Wieviel hatte sich doch seitdem wieder verändert! Früher hatte ich, von Kempen über Walbeck kommend, fast eine Stunde zu Fuß durch Heideland und Busch gehen müssen, diesmal aber kam ich mit der Kleinbahn, die seit Ende Mai l. J. Venlo mit Nymwegen verbindet und direkt an unserm neuen Missionshaus vorbeiführt, so daselbst eine eigene Haltestelle errichtet hat. Ein unschätzbarer Vorteil nach jeder Richtung hin!

Und „St. Paul" selbst? „Klein-Vink", aus dem es bekanntlich entstand, lag so im Walde versteckt, daß man es, zumal von Westen her kommend, erst sah, wenn man unmittelbar davorstand. Jetzt grüßt jedem schon aus weiter Ferne der ansehnliche Neubau entgegen, den man inzwischen speziell für die Ordensgemeinde aufgeführt hat, und der jetzt durch einen zweiten, in erster Linie für unsere Studenten berechneten Flügel, erweitert werden soll.

Ich steige aus. Freundliches Grüßen, Winken und Händedrücken ringsum! Ja, das ist trotz der mannigfachen Veränderungen noch immer mein altes liebes „St. Paul", in dem ich mich sofort wieder heimisch fühle! — Siehe, da kommt uns auch schon der Hochw. P. Superior entgegen, führt mich ins neue Heim und zeigt mir alles, was er inzwischen gemacht und gebaut hat. Man sieht, da ist ein gutes Stück Arbeit geschehen. Von einem definitiven Ausbau unseres Missionshauses kann allerdings noch lang keine Rede sein. Man wollte bloß einmal den dringendsten Bedürfnissen abhelfen, denn das alte Klösterchen war uns viel zu eng und klein geworden; da arbeitete der Schuhmacher im Keller, der Schmied in einer provisorischen Holzbude, der Schreiner im alten Kuhstall usw. Jetzt gibt's wenigstens Platz, und kann alles mit der nötigen Trennung von Studenten und Postulanten, Novizen und Professen schön klösterlich eingerichtet werden. Dabei weiß man allerdings zum voraus, daß auch im jetzigen Neubau späterhin manches wird anderen Zwecken dienen müssen. Das liegt so in der Natur der Sache; das Kloster muß wachsen und dessen Einteilung sich ändern je nach der Entwicklung der Gemeinde.

Unser erster Gang galt der neuen Kapelle. Sie liegt im ersten Stock, ist allerdings nur ein einfacher, notdürftig ausgestatteter Saal, allein doch ungleich besser und des lieben Heilandes im Tabernakel würdiger, als das kleine Dachkämmerlein, das uns bei der Eröffnung von „St. Paul" im Mai 1911 als Kapelle dienen mußte. Namentlich freute es mich, daß man in der neuen Kapelle auch schon provisorische Chorpulte aufgestellt hatte, denn seit Eröffnung des Noviziates am Feste Maria Geburt 1912 hat in „St. Paul" das kanonische, sämtliche Tagzeiten umfassende Chorgebet begonnen. Neben der Kapelle ist eine geräumige Sakristei, die ebenfalls ein Altärchen aufweist, auf dem fast täglich zwei heilige Messen gelesen werden. („St. Paul" hat jetzt acht Priester, vier Ordens- und vier Weltpriester, welch' letztere als Lehrer und Professoren bei uns tätig sind.) Es folgt ein freundliches Zimmer für unsere Brüder, ein paar Gastzimmer, die Wohnung des P. Superiors und einiger Klosterbeamten usw., während in dem davorliegenden Gange ein kleiner, recht fleißig besuchter Kreuzweg errichtet ist. Er hatte einst unser altes Kapellchen geschmückt und ist nun hier neuerdings zu Ehren gekommen. Hinten beim letzten Fenster aber sitzt in seinem Käfig ein munteres Kanarienvögelchen und singt und lärmt mit uns um die Wette, wenn drüben in der Kapelle das Chorgebet beginnt.

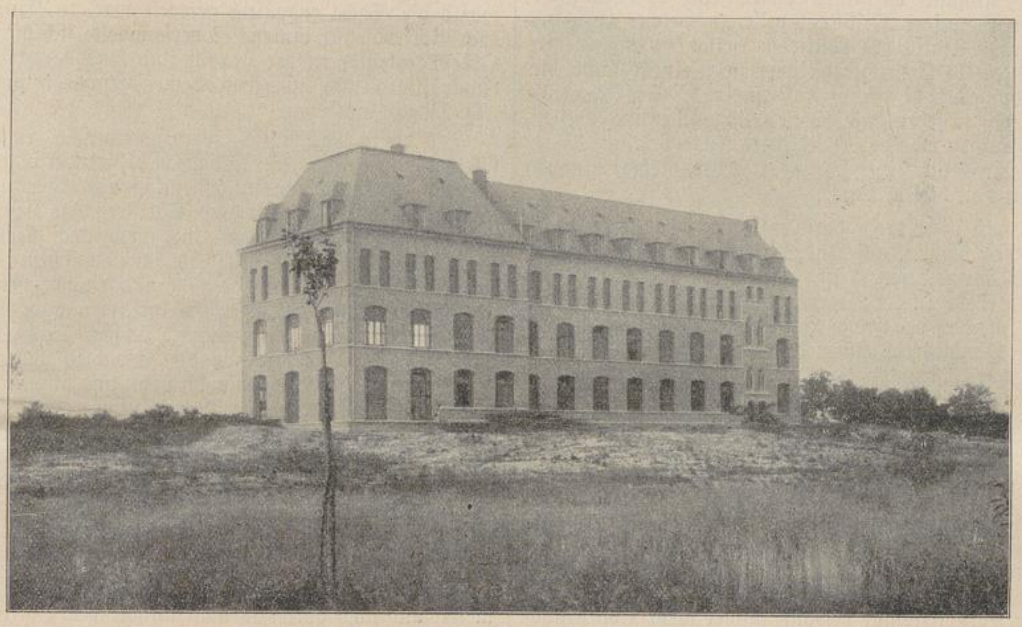
Im zweiten Stockwerk wohnen mit ihrem P. Magister die Novizen und Postulanten. Da ist es ruhig und still, und genießt man die schönste Aussicht nach dem nur zwei Stunden von hier entfernten großen Wallfahrtsorte Kevelaer. Nur schade, daß der Insassen für unsere Bedürfnisse noch immer allzu wenig sind: 2 Chornovizen, 9 Brüdernovizen und 14 Postulanten. Hl. Joseph, erwecke unserm Hause neue Berufe! Führe uns fromme, willige Brüder zu und vor allem brave, seeleneifrige Priester und Priesteramtskandidaten! Es ist noch hinreichend Platz da für viele, und an lohnender Arbeit soll's keinem fehlen. — Unterm Dachraum sind

die Schlafstätten der Brüder und das Vestiarium; im Erd- und Kellergeschoß finden wir die Küche, das Refektorium, eine Schreinerei, die Waschküche, Schusterei, sowie verschiedene Räumlichkeiten für den Motor und die elektrischen Kraftanlagen usw.; kurz, es ist alles, wenn auch einfach, doch recht praktisch und wohnlich eingerichtet.

Im alten Klösterchen sind gegenwärtig unsere Studenten untergebracht und in den vier an die Kapelle anstoßenden Zimmern wohnen die Herren Lehrer und Professoren. Auch da gäbe es noch Platz für viele. Soll denn Mariannhill fortwährend über Mangel an Missionszöglingen zu klagen haben? In weiten Kreisen scheint man überhaupt noch gar nicht zu wissen, daß hier in „St. Paul" und im Studienkonvikt „Aloysianum" in Lohr a. M. fromme talentierte Knaben und Jünglinge, die Priesterberuf haben und sich später der Mariannhiller Mission anschließen wollen, willkommene Aufnahme finden.

Wie dringend not wäre uns doch ein neuer, frischer Zuwachs an Missionspersonal! Unsere südafrikanische Mission dehnt sich unter Gottes Segen immer weiter aus, während sich die Reihe unserer Missionare und Brüder von Jahr zu Jahr lichtet. Von dem unerwartet schnellen Hingang des Hochw. P. Gerard Schweykart berichtet ein eigener Artikel des vorliegenden Heftes (siehe Seite 228), und auch unser Missionshaus „St. Paul" hatte jüngst den Verlust eines Bruders zu beklagen. Schon auf meiner Rückreise hieher hatte ich in Venlo erfahren, es liege im dortigen Krankenhause einer unserer Brüder schwerkrank darnieder. Es war unser guter Bruder Christian Krenn, aus Wehr in Oesterreich gebürtig. Ich besuchte ihn sofort, fand ihn aber leider schon in einem so entkräfteten Zustande, daß ich gleich erkannte, daß seine Tage gezählt seien. Tatsächlich hauchte er schon zwei Tage später still und friedlich seine Seele aus. Donnerstag, den 10. Juli, wurde seine sterbliche Hülle im Leichenwagen nach „St. Paul" gebracht und Tags darauf haben wir ihn hier auf dem neu angelegten Friedhof begraben. Bruder Christian war erst im Jahre 1909 nach Mariannhill gekommen und hatte mir damals offen gestanden, ein Artikel des „Vergißmeinnicht", worin von dem raschen Hingang unseres Bruders Paulus † die Rede war, habe ihn schließlich zum Eintritt bei uns bewogen; eine innere Stimme habe ihm damals wiederholt gesagt: „Jetzt mußt du gehen und diesen Bruder ersetzen!" Er kam und ersetzte ihn, leider nur auf wenige Jährchen. Findet sich unter unsern Lesern nun keiner, der sich von Gott berufen fühlt, die Stelle des Bruders Christian zu ersetzen? — —

Wozu noch viele Bedenken, und weshalb noch lange rechnen mit Fleisch und Blut, wenn du dir sagen mußt:



Das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul" von Nordosten aus gesehen.
(Neubau, fertiggestellt 1. Mai 1913, bezogen 1. Juni 1913.)

„Gott will es! Der Herr ist es, der mich ruft!" Was gibt es Schöneres und Verdienstlicheres, als dem Herrn im heiligen Ordensstande zu dienen, zumal, wenn damit, wie bei uns, das apostolische Werk der Mission verbunden ist? Gewiß sind dabei auch manche Opfer zu bringen, allein die Gnade Gottes hilft über alle Schwierigkeiten hinweg, und überreich ist auch der Lohn dessen, der in Treue ausharrt bis ans Ende. Ein gutes, ein eingedrücktes, vollgerütteltes und überfließendes Maß wird ihm in den Schoß gegeben werden. Luk. 6, 38.

P. Dominikus.

Massenübertritt zur katholischen Kirche.

Von P. Solanus Peterek.

Einsiedeln, Juni 1913. — Etwa 15 Kilometer von unserer Station M. Einsiedeln in Südafrika entfernt, liegt in sehr fruchtbarer Gegend das freundliche Städtchen Richmond. Es ist durch eine Kleinbahn mit der Hauptlinie Durban—Johannesburg verbunden, ist der Sitz der Zivilbehörde, hat mehrere Kirchen und Kapellen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter seinen Schulen auch das sogenannte Indaleni-Institut, eine Art Lehrerseminar.

Unter den verschiedenen protestantischen Religionsgenossenschaften ragt eine amerikanische Sekte hervor, welche im Anschluß an die Worte des Herrn „Gehet hin und lehret alle Völker" ihr Hauptgewicht auf die Predigt und das Lehramt legt. Die Bibel erklärt dabei jeder nach seinem Kopf, Sakramente haben sie nur zwei: die Taufe und das Abendmahl. Letzteres kann bei ihnen auch ein Laie spenden und das Brot hiezu aus dem nächsten Kaufladen holen. Sie haben übrigens auch eine Art öffentlicher Beichte, allein sie beschränkt sich auf das Bekenntnis von Fehlern, die schon jedermann kennt, wie Zorn, Trunksucht, Schlägereien usw. Charakteristisch ist bei dieser Sekte die Abneigung gegen die Bilderverehrung. Kommt da eines Tages eine protestantische Lehrerin in unsere Missionskapelle, in welcher vorn die lebensgroße Statue des göttlichen Heilandes und an den Wänden die 14 Kreuzwegstationen nebst einem Bilde, die Aussendung des hl. Franz Xaverius durch St. Ignatius darstellend, zu sehen sind. Diese Bilder sehen und entsetzt hinausstürmen war das Werk eines Augenblickes. „Mein Gott, mein Gott," rief sie aus, „Ketzer, Ketzer, hinaus, fort, fort von diesem Ort!" — —

Ich will nicht mehr darüber sagen, denn es ist nicht meine Gewohnheit, auf Andersgläubige einen Stein zu werfen. Tatsache jedoch ist, daß es unter dieser amerikanischen Sekte in der Gegend von Richmond schon lange gärte. Ist auch der große Haufe dieser Irrgläubigen in blindem Fanatismus einem leeren Formelwesen ergeben, so fehlte es darunter doch nicht an tiefer angelegten, denkenden Seelen, die bei dieser Art von Gottesverehrung nicht den wahren Herzensfrieden finden konnten. Vor allem waren es die schwarzen Lehrer und Katecheten, bei denen starke Zweifel über die Richtigkeit ihres Glaubens auftauchten. Es erschien ihnen ihr ganzes System zu leer und zu äußerlich, dagegen zog sie die katholische Mutterkirche mit ihren sieben heiligen Sakramenten und ihrem schönen, Herz und Gemüt erhebenden Ritus mächtig an. Diese Vorliebe für den Katholizismus gewann immer mehr Boden auch beim gewöhnlichen Volk, doch vom förmlichen Uebertritt hielt sie noch der Ober-Katechet Ozaia zurück, welcher der Vertreter des englischen Pastors Brus in Pieter-Maritzburg war. Wir in Einsiedeln wußten von dieser Gärung und bestürmten den Himmel mit Gebeten und Opfern um die Zurückführung der armen Irrenden. Es wurde in dieser Intention eine Novene nach der andern gehalten und namentlich auch fleißig zu den armen Seelen gebetet.

Den endgültigen Ausschlag gab eine Sache, an die ich gar nicht gedacht hatte, so daß ich darin so recht das Walten der göttlichen Vorsehen erblicke. Ich wurde nämlich von einer protestantischen Familie zu einem Besuche eingeladen, um für ihr sterbenskrankes Kind zu beten. Dies vernahm Ozaia, der amerikanische Oberkatechet, und entschloß sich, inkognito ebenfalls dorthin zu gehen, um zu sehen, was ein römisch-katholischer Priester in solchem Falle mache. Ich selbst hatte natürlich davon keine Ahnung, kannte auch damals Ozaia noch gar nicht. Ich fand das Kind sehr schwer krank und riet den Eltern, es katholisch taufen zu lassen, wozu sie sofort ihre Einwilligung gaben. Da wir infolge bischöflicher Dispense auch im Kraal die Taufe feierlich spenden dürfen, machte ich davon Gebrauch, und somit war Ozaia mit Staunen Zeuge von unserm schönen, höchst erbauenden Taufritus. Das schlug ein! „Eine Religion, die ihre Sakramente mit solch' schönen und bedeutungsvollen Zeremonien umgibt und die sogar einem kleinen, sterbenden Kinde gegenüber mit solch' zarter Sorgfalt und wahrhaft mütterlicher Liebe auftritt, muß vom Himmel kommen. Ja, die katholische Kirche ist die wahre, von Jesus Christus gestiftete Kirche", so dachte Ozaia und gestand mir das später offen, als wir näher bekannt und gute Freunde geworden waren.

Nun war der Oberkatechet auch gewonnen. Auf seine Veranlassung hin wurde eine Deputation nach Maritzburg ans Indaleni-Institut geschickt, alle fünf Distrikte der amerikanischen Sekte, die zwischen Einsiedeln und Richmond bis hinab zur Hele-Hele-Brücke am Umkomazifluß liegen, sagten sich von der protestantischen Kirche los und traten zur katholischen Mutterkirche über. War das ein Jubel und eine Freude für uns alle! Ich ließ, sobald die Sache endgültig geregelt war, in Einsiedeln zum Gottesdienste läuten; es versammelte sich die ganze Ordensgemeinde in der Kapelle und sang da zusammen ein kräftiges, aus innerstem Herzensgrunde kommendes „Te Deum laudamus!"

Bis dieser Bericht im „Vergißmeinnicht" erscheinen wird, ist jedenfalls die katholische Unterweisung jener früheren Irrgläubigen in vollem Gange. Hie und da nehme ich unsere Kinder und Christen von Einsiedeln und „St. Bernard" und gehe mit ihnen nach Richmond, um in der dortigen Kapelle, die ich inzwischen für den katholischen Gottesdienst geweiht und eingesegnet habe, die heilige Messe zu lesen, zu predigen und zu katechisieren und katholische Lieder zu singen. Das geschieht stets unter großem Andrang des schwarzen Volkes. Da jedoch jene Kapelle etwas einsam steht, und ich dem Neide und der Rachsucht gewisser Kreise nicht recht traue, so lasse ich dort nichts, was zur Feier des katholischen Gottesdienstes gehört, zurück, sondern nehme alles wieder mit heim nach Einsiedeln: Altarstein, Meßkleider, Bilder, Leuchter, Missale, Altartücher usw., dies alles müssen unsere Kinder auf ihren Köpfen 15 Kilometer weit hin- und hertragen, und tun es mit großer Freude.

Nun ist es aber nach der Hele-Hele-Brücke 32 Kilometer, und auch dort will man katholischen Gottesdienst haben und ruft man nach Katechismusunterricht und Berichtigung der irrigen Glaubenspunkte. Wie soll ich aber das als einzelstehender Missionar fertig bringen? Ich gebe vorläufig einfach dem Oberkatecheten und einigen anderen Führern des Volkes speziellen Unterricht in den katholischen Religionswahrheiten; diese müssen dann den großen Haufen unterrichten und ihnen nach Kräften nachhelfen. Ich selbst kann nur zeitweilig zu allen kommen. Wie notwendig wären da neue, frische Missionskräfte! Schon in der Mai-Nummer l. J. hatte ich die Frage gestellt: „Ist denn niemand da, der sich persönlich unserer Mission anschließen will? Was ist es doch Schönes und Gnadenvolles um die Mission im Heidenlande, und wie viel kann ein seeleneifriger Missionar mit Gottes Gnade für diese armen Schwarzen tun! Welch' schöne Gelegenheit auch für ihn selbst, sich viele und große Verdienste für den Himmel zu sichern!" Diese Frage und diesen Aufruf stelle ich auch heute wieder; also heran, heran ihr alle, die ihr noch Eifer habt für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und die ihr wahren Missionsberuf in euren Herzen fühlet!

Ein anderer Punkt, der mir schwere Sorgen macht, ist der: Diese ehemaligen protestantischen Kapellen sind sehr armselige Dinger, die notwendig durch etwas Besseres, Solideres ersetzt werden sollten, und die man dann natürlich auch entsprechend einrichten müßte. Denn

das Hin- und Hertragen so vieler Sachen, wie ich es oben erwähnte, wird sich auf die Dauer schlecht machen lassen. Namentlich bedenklich wäre dieser Notbehelf im Sommer, wo man hierzulande mit so vielen Regengüssen zu rechnen hat und beständige Gefahr droht, daß die Kultgegenstände, von den Kindern frei und ungeschützt auf dem Kopfe getragen, durch die Nässe schweren Schaden leiden. O ständen mir doch die nötigen materiellen Mittel zu Gebote! Mit welcher Freude wollte ich die gegenwärtig herrschende Begeisterung für die katholische Sache ausnützen. Schrieb mir doch unlängst ein protestantischer Gutsbesitzer folgenden Brief:

Dear Father Solanus!

J am willing, that you should build a Chappel on my farm, Fairfield". O yes, J am very glad, that you want to have one here. You are very welcome to do so; any time you like, you can come and see me, and we will look round and see a place for it and talk matters over.

your obedient servant

J. Clark.

Zu Deutsch:

„Lieber Vater Solanus!

Ich möchte gerne haben, daß Sie auf meiner Farm „Fairfield" eine Kapelle bauen. Gewiß, es sollte mich sehr freuen, wenn Ihnen hier eine solche erwünscht wäre. Sie sind mir zu genanntem Zweck herzlich willkommen und jederzeit, wann es Ihnen beliebt, mögen Sie zu mir kommen; wir wollen dann umhergehen, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen und die Sache näher zu besprechen.

Ihr gehorsamer Diener

J. Clark."

Dieser protestantische Engländer, der hier eine so edle Gesinnung bekundet, wohnt so ziemlich in der Mitte des Weges zwischen Einsiedeln und Richmond. Bauen kann ich allerdings auf seiner Farm vorläufig nichts, denn das Mutterhaus Mariannhill hat weder Geld noch Bauleute; allein, ich möchte das hochherzige Anerbieten doch annehmen, und mir wenigstens einen Platz für eine spätere Kapelle bezeichnen lassen, bevor irgend etwas dazwischen kommt und der gute Mann seine Gesinnung vielleicht wieder ändert.



Südafrikanische Kartoffelernte. (Missionsstation Kevelaer in Natal.)

Habe mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen, welchen N a m e n ich diesen beiden Außenstationen geben soll. Besonders nahe lägen mir die Namen „St. Mechtildis" und „St. Ludger". Die erstgenannte Heilige wurde der Mariannhiller Mission von unserm zweiten Abte, Amandus Schölzig †, als besondere Patronin empfohlen, St. Ludger aber, der im Rheinland und in Westfalen so hochverehrte Heilige, erinnert mich an unsern seligen P. Ludger, einen überaus frommen Priester, der viele Jahre hindurch als Superior in M. Einsiedeln tätig war und der jedenfalls auch heute noch viel für Einsiedeln und seine Mission betet. Sollte sich jedoch unter den geehrten Lesern ein hochherziger Wohltäter finden, der Vater und Protektor einer dieser neuen Missionsstationen sein will, so wollen wir ihm mit Freuden das Recht einräumen, sie nach freiem Ermessen zu benennen. Inzwischen wollen wir zusammen fleißig beten, daß auch fernerhin Gottes Segen auf unserem Missionswerk ruhe; denn an Gottes Segen ist alles gelegen, und wenn der Herr nicht will, steht alles still.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Häuptlinge genießen beim Kaffernvolk ein unglaubliches Ansehen. Kein Untertan, sagt der Dominikaner-Missionar Joao dos Santos, wagt es, vor seinem Gebieter zu stehen oder ihm ins Angesicht zu schauen; er muß vielmehr etwas seitwärts knien und die Augen beständig zu Boden schlagen. Nur die Portugiesen haben das Recht, stehend mit ihm zu verkehren.

Stirbt der Häuptling und ist er mit großen Ehren begraben, so geht sein Sohn und Nachfolger am kommenden Morgen in den Königspalast und nimmt davon in feierlicher Weise Besitz. Dann läßt er in allen Gassen und Straßen verkünden, das Volk möge kommen und ihm die übliche Huldigung leisten. Unter großem Jubelgeschrei wird dem königlichen Befehle Folge geleistet. Die Leibwache besetzt jedoch die Tore des Palastes und läßt von dem allseits herbeidrängenden Volke nur soviel Personen ein, als der Vorstellungssaal faßt; denn es soll alles Gedränge und jede Verwirrung vermieden werden.

Die Eingelassenen werfen sich auf die Knie nieder, rutschen bis zum Throne vor und schwören dem Könige, der sich hinter einem Vorhange verborgen hält, unverbrüchliche Treue. Haben alle den Schwur geleistet, dann tritt er vor, und jeder Untertan legt nach Landessitte seine Hände in die des Königs. Zum Schlusse läßt der Fürst ein aus Hirse und Reis bereitetes Bier, von den Schwarzen Pombe genannt, bringen, wovon jeder einen herzhaften Schluck nimmt. Die Zeremonie wiederholt sich, und der Saal füllt sich fortwährend aufs neue, bis endlich alle an die Reihe gekommen sind. Bei einem großen Stamme nimmt eine solche Huldigungsfeier oft einen ganzen Tag in Anspruch. Am nächsten Morgen sendet der König seine Boten zu den Nachbarfürsten aus, den Tod seines Vorgängers und seine eigene Thronbesteigung zu melden.

Wird der regierende Fürst von einer unheilbaren Krankheit befallen oder hat er das Unglück, sich irgendein entstellendes körperliches Gebrechen zuzuziehen, so muß er der Krone entsagen, weil er dann als unwürdig gilt, über andere zu herrschen. Gewöhnlich bezeichnet er in solchem Falle seinen Nachfolger und nimmt ein scharfes Gift, das seinem Leben rasch ein Ende macht.

Dieser Sitte aber, fügt Joao dos Santos bei, folgte keineswegs der zu meiner Zeit regierende Fürst. Er hatte das Unglück gehabt, einen Vorderzahn zu verlieren. Statt nun aber abzudanken, ließ er dieses Ereignis seinen Untertanen mit der Erklärung verkünden, eines solch' unbedeutenden Gebrechens wegen wolle er sich ihnen nicht entziehen; er wolle vielmehr sein Leben solange als möglich erhalten, weil dies zu ihrer Wohlfahrt höchst nötig und nützlich sei. Das Volk, das seine Grausamkeit fürchtete, gab sich auch damit zufrieden, und ein Gegenkandidat, der übrigens nur geringen Anhang gefunden hatte, mußte schnellstens aus dem Lande flüchten.

Ist ein König rechtmäßig gewählt und hat er von dem Palaste Besitz genommen, so wird zum Zeichen der definitiven Anerkennung der Bogen seines Vorgängers zerbrochen. Alle Großen des Landes müssen dieser Feierlichkeit beiwohnen; und bei dieser Gelegenheit werden nicht selten alle Mißliebigen dem verstorbenen König ins Grab nachgeschickt, damit er dort eine angenehme Gesellschaft habe. Die Klügeren, welche ihr Los ahnen, erscheinen nicht, sondern suchen sich rechtzeitig in ein benachbartes Gebiet zu retten.

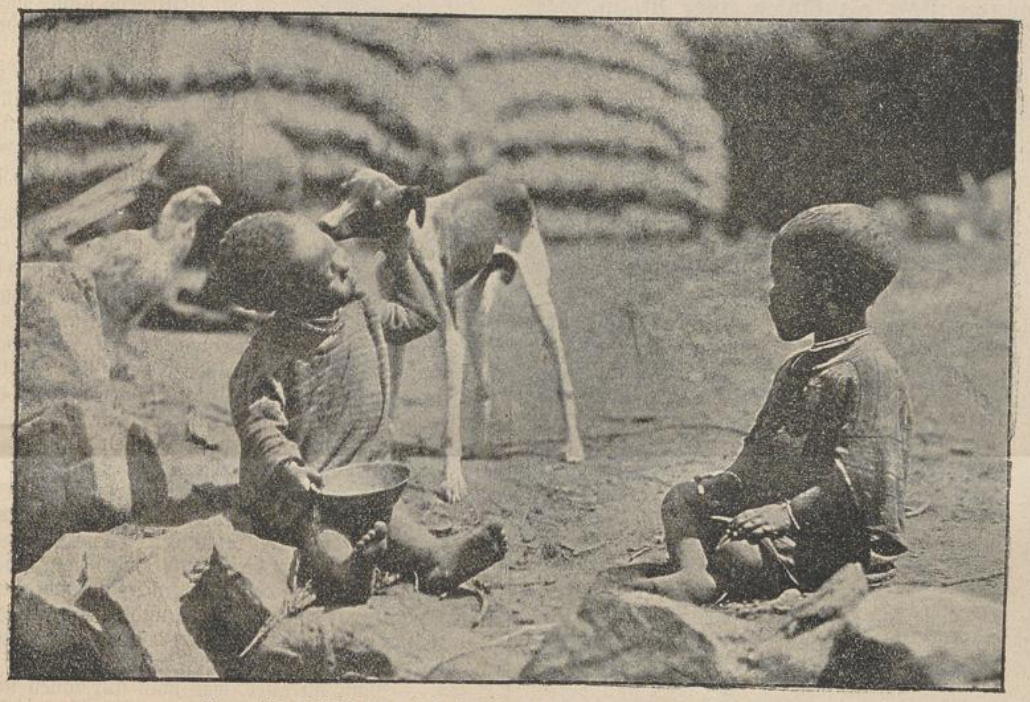


Südafrikanische Leitochsen mit ihrem schwarzen Führer. (Missionsstation Mariazell, Kapkolonie.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einem alten Herkommen gemäß hat der König die Pflicht, alljährlich zum frommen Gedächtnis seiner Vorgänger ein großes Fest zu feiern. Dasselbe findet im Monat September bei eintretendem Neumond auf einem hohen, dichtbewaldeten Berge in der Nähe der Königsgräber statt. Der König, sein Hofstaat und eine große Menge Volkes aus allen Teilen des Landes begibt sich dorthin. Da ist zunächst für ein freudiges Gelage, das eine volle Woche dauert, hinlänglich gesorgt. Da wird gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wie toll, und allen miteinander sucht es der König in jeder Beziehung zuvorzutun.

Auch werden Spiele und Scheinkämpfe veranstaltet. Die Menge stellt sich in zwei Schlachtreihen mit großem Geschrei gegenüber. Ist es der einen Reihe gelungen,



Wenn die Schüssel leer, leckt der Hund pflichtschuldig den Jungen ab.

die andere zu durchbrechen, so mischen sich die Kämpfer zu einem wilden Tanze. Wer am längsten aushält und den Platz behauptet, gilt als Sieger und erhält den für solche Heldentat ausgesetzten Preis.

Erst nach diesen Aeußerungen der Freude beginnt die Trauer um den alten verstorbenen König. Das ganze Volk zerfließt in Tränen und klagt und trauert um den dahingegangenen Landesvater in herzbrechender Weise. Am dritten Tage erscheint ein Zauberdoktor, der die Stimme des verstorbenen Fürsten in täuschender Weise nachzuahmen versteht. Das abergläubische Volk meint natürlich, es sei der König selbst, oder es spreche wenigstens dessen Seele aus ihm. Alles wirft sich auf die Kniee nieder und hört ehrerbietigst die Ermahnungen an, welche der Geist des Verstorbenen zu geben hat; dann entfernt sich alles lautlos, denn der regierende Fürst will nun allein mit seinem seligen Vorgänger reden und sich in wichtigen Dingen Rats erholen. Er bittet ihn, ihm die Zukunft zu enthüllen, ihm zu sagen, ob das nächste Jahr Krieg oder Frieden, Sieg oder Niederlage bringe, ob von seiten seiner Untertanen kein Aufstand drohe usw. usw.

Der Zauberdoktor beantwortet nach einigen Gaukeleien alle diese Fragen, und wenn auch der Fürst weiß, daß dies alles lauter Humbug ist, so stellt er sich doch gläubig, weil dieses geheimnisvolle Zwiegespräch sein Ansehen beim Volke gewaltig erhöht. Wer sollte nicht einen Fürsten respektieren, der in solch vertrauter Weise mit den Geistern seiner Vorfahren verkehrt und dadurch die ganze Zukunft kennt und in tausend Geheimnisse eingeweiht ist?

Man könnte bei diesem Anlasse fragen, ob das Kaffernvolk eine bestimmte Religion habe. Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, denn man findet hier weder Tempel noch Götzenbilder. Unser alter Gewährsmann sagt: Als ich die verständigsten unter dem Volke fragte, wohin wohl nach ihrer Ansicht die Seelen ihrer Stammesgenossen kämen, die ein gutes, tadelloses Leben geführt hätten, ob sie sich wohl im Himmel bei Molungu (Gott) befänden, da antworteten sie mir: „Molungu allein thront im Himmel; den Seelen der Guten aber werden äußerst schöne und liebliche Orte zum Aufenthalte angewiesen, wo sie an allem größeren Ueberfluß haben, als auf dem schönsten und fruchtbarsten Lande dieser Erde". Ein gewiß sehr beachtenswerter Ausspruch.

Die hiesigen Kaffern haben auch einige Festtage und halten sie sehr genau. Sie töten an diesen Tagen nicht einmal ein Tier zu ihrer Nahrung und dulden dies auch bei keinem andern. Ein portugiesischer Kaufmann, der gelegentlich hier durchreiste und das Verbot nicht kannte, ließ an einem solchen kaffrischen Festtag durch seine Diener einen Ochsen schlachten. Der Fürst, der davon hörte, geriet über diese Entheiligung des Festtages in solche Wut, daß er dem Portugiesen und seinen Leuten bei Todesstrafe verbot, von dem geschlachteten Tiere zu essen. Der Portugiese wollte sich sonst heimlich Fleisch verschaffen, doch auch dies wurde ihm strengstens untersagt. Ein Versuch, den erzürnten Fürsten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch Uebersendung wertvoller Geschenke milder zu stimmen, scheiterte kläglich an dessen Standhaftigkeit. Das Fleisch des geschlachteten Ochsen durfte nicht einmal verscharrt werden. Frei im Hofe des Portugiesen mußte es liegen bleiben, bis der Himmel, der durch die Mißachtung des Festtages beleidigt worden war, es verzehrt habe. Der Portugiese litt unter dem pestartigen Geruche, den das Tier nach kurzer Zeit verbreitete, entsetzlich; doch erst nach einigen Tagen, als man ihn für seinen Frevel hinlänglich gestraft glaubte, erhielt er die Erlaubnis zur Weiterreise. Das mag hart erscheinen, zeigt aber doch, wie streng diese heidnischen Kaffern ihre Gesetze halten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

(Schluß.)

Endlich naht der heißersehnte Tag, der erste Vollmond des neuen Jahres. Schon am Abend zuvor schleppten sich viele an die Flußufer in der Erwartung, dort Zeugen zu sein von der Auferstehung ihrer lieben Freunde und Vorfahren. Was mußte es ferner Herrliches sein, wenn plötzlich mitten in so schrecklicher Hungersnot schönes fettes Vieh, die Augenweide eines jeden Kaffern, massenhaft aus den Flüssen heraufstieg! Andere, die nicht mehr soweit gehen konnten, halbverhungerte Männer und Greise, hielten das Gesicht über die Gruben und Kelleröffnungen, um mit eigenen Augen das große Wunder zu schauen, wie die leeren Magazine und Vorratskammern sich plötzlich bis zum Rande mit neuem, frischem Getreide füllen würden . . .

Wohl stand der Mond mit seinem Silberlicht am Himmel und sein volles, mildes Antlitz strahlte in seltener Fülle und Pracht. Wohl saßen und lagen die armen Leute teils an den Ufern der Flüsse, teils am Rande ihrer Kelleröffnungen und schauten und schauten. Schon war es einzelnen, als sähen sie bereits in der Ferne die Hörner zahlloser Ochsen und Kühe aus dem Flußbett steigen, — eitle Täuschung! Stunde um Stunde verrinnt, und noch immer ist von dem großen, sehnsüchtig erwarteten Wunder keine Spur zu sehen. —

Endlich bricht der Morgen an, die Höhen und Spitzen der Berge ringsum färben sich im Morgenrot, und bald baden sich Hügel und Täler in einer Flut von Licht, — in den Herzen der Schwarzen aber wird es Nacht, rabenschwarze, stockfinstere Nacht. Zum erstenmale steigt ein grausamer, entsetzlicher Zweifel in ihnen auf. Wie, wenn sie betrogen waren? — Wenn all ihre Hoffnungen nur auf Lüge und eitlem Trug beruhten? Was dann? — Was dann?

Das Volk beginnt zu murren, man stellt Nonggausi, die Prophetin, zur Rede, sie soll ihnen sagen, warum das Wunder sich nicht vollzieht. — Das Mädchen erwidert, der Grund sei der, daß einzelne Kraalbesitzer nicht all ihr Vieh getötet, sondern es teilweise in abgelegenen Waldschluchten verborgen hielten. Solange dies der Fall sei, könne das neue Vieh nicht zum Vorschein kommen. Die Antwort klingt plausibel. Ueberall wird eifrig nach versteckten Vieh gesucht, und erschlagen, was man nur immer davon finden kann. Doch ohne Erfolg, das Wunder will nicht kommen.

„Wo bleiben denn unsere verstorbenen Häuptlinge und Anverwandten, wo die schönen, jugendfrischen Bräute?“ — Die Prophetin eilt zum verhängnisvollen Fluß, steigt ins Wasser und lauscht von neuem. Rings umher steht das hungrige, erwartungsvolle Volk; es ist, als horche mit ihr das ganze Land. Welche Kunde wird nun kommen? —

Da hört sie unter sich die Stimmen der Geister und entsetzt sich. Die Unglücks-Prophetin öffnet den Mund und spricht: „Ich habe Streitreden und großes Geschrei unterm Wasser vernommen. Unter den Seelen der verstorbenen Familienväter und Häuptlinge herrscht großer Streit; jeder von ihnen will zuerst auferstehen und das Licht der Sonne erblicken. Die einen von ihnen sagen, das Alter sei maßgebend, die andern betonen die frühere Würde und Größe der ehemaligen Herrschaft. Eine Einigung ist unmöglich, daher auch nicht die Auferstehung!“ —

Nach diesen Worten geht das unselige Mädchen von dannen, sucht ihre Freundin Noneſi auf und beide ergreifen die Flucht. Man hat Zeitlebens nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört. Sie waren und blieben verschollen.

Traurig kehrt das betrogene Volk zu seinen Hütten zurück. Alle Hoffnung ist dahin. Die Getreidekeller sind noch immer leer, und mancher, der sich an ihren Rand gelegt hatte, um das Wunder zu sehen, stand nicht mehr auf; zuletzt starrten nur noch die erloschenen Augen der Toten in die dunkeln Räume.

Die übrigen machen sich in heller Verzweiflung auf und beginnen zu wandern. Wohin? Ist man jetzt entschlossen, bewaffnet über die Engländer herzufallen. Ach, was vermag ein regelloser Haufen entkräfteter, halb verhungerter Leute gegen europäisches Militär? Es dachte auch kein Mensch mehr an einen Angriff, jeder war vielmehr nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht.

Man erlasse mir die nähere Schilderung der Greuelszenen, die nun folgten. Vielfach lösten sich alle Bande der Natur und der gesellschaftlichen Ordnung auf. Der Bruder streitet mit der Schwester, der Vater mit dem Sohn um einen elenden Bissen oder um einen Fetzen jener großen Milchgefäße, die man wenige Wochen zuvor in der Erwartung reichlichen Vorrats angefertigt hatte. Der vom Alter Geschwächte wird vom Jüngeren, der Kranke vom Gesunden unbarmherzig hinweggestoßen; ja es kommt vor, daß Väter, toll und rasend vor Hunger, ihre kleinen Kinder vom Rücken der Mütter reißen und schlachten, um sich und ihrer Familie ein Mahl zu bereiten. — Man ißt alles, was man nur kauen und verschlingen kann, Gras, Blätter, Baumrinden usw. Manche, die in der Nähe der Küste wohnten, wollen ihr Leben durch gewisse Schaltiere fristen, allein, da sie diese Nahrung nicht gewohnt sind, bekommen sie Dysenterie und Typhus und sterben an deren Folgen.

Ueberall, an den Flußufern, in den Kraals, auf den Bergen und in abgelegenen Talschluchten liegen Tote. Da und dort, etwa um einen Baum oder eine Hütte fand man später ganze Gruppen von Leichen beisammensitzen. Der harte, grausame Hungertod hatte sie alle ereilt. In der Regel waren die Leichen, oft fünfzehn bis zwanzig zusammen, bis zum Skelette abgemagert. Andere, die sich nach der südlichen Kapkolonie, zu den Engländern oder weit entfernten Verwandten auf den Weg gemacht hatten, sah man halbtot auf Händen und Füßen dahinkriechen; und viele verschmachteten auf dem Weg und blieben tot liegen, daß noch lange darnach ihre gebleichten Gebeine den Weg anzeigten, den der unsäglich traurige Zug genommen.

Wie viele Menschen damals so elendiglich ums Leben kamen, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Jedenfalls belief sich ihre Zahl auf viele, viele Tausende. Die niedrigste Schätzung spricht von 25 000, gewöhnlich aber nimmt man mehr als die doppelte Zahl hievon an. Der

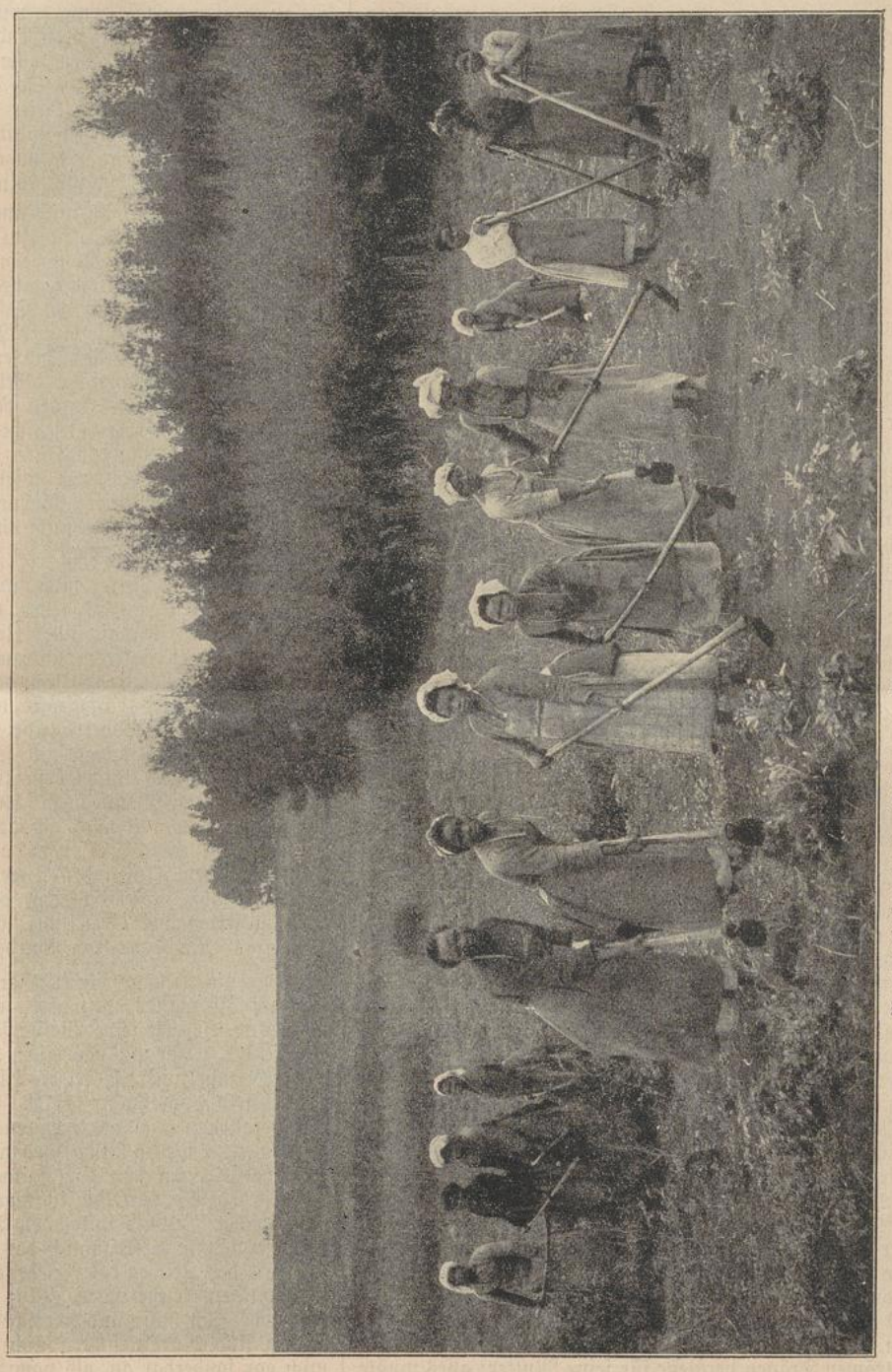
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

damalige offizielle Bericht der englischen Regierung konstatierte in Kaffraria eine Abnahme der Bevölkerung von 105 000 Personen beiderlei Geschlechts auf 38 000, demnach wäre die Zahl der in jenem Schreckensjahre Gestorbenen 67 000 gewesen.

Bald 60 Jahre sind seitdem verflossen, doch die Erinnerung daran ist noch keineswegs aus dem Volke geschwunden. Allerdings wollen die Schwarzen nur ungern daran erinnert sein; schon den bloßen Namen „Nonggausi" können sie absolut nicht hören, ruft er doch zu traurige Bilder in ihnen wach. Vorher waren sie durch ihre zahlreichen Herden verhältnismäßig reich, jetzt sind sie arm. Vom jungen Volk, das sich damals noch durch die Flucht retten konnte, mußten die meisten in den östlichen Distrikten im Dienste der weißen Farmer viele Jahre hindurch schwere Arbeit tun. Das Traurigste aber ist, daß sie durch jene Katastrophe auch moralisch gelitten haben, und zwar in einem Grade, daß sich die schlimmen Folgen noch bis zur Stunde geltend machen.

Einige wenige Stockheiden halten allerdings heute noch an den Prophezeiungen der Nonggausi und ihres Vaters Mschlakasa fest, obschon letzterer damals selbst durch Hunger ums Leben kam. Sie glauben nämlich, man hätte irgend etwas von den Befehlen und Instruktionen, welche die Geister der Vorfahren gegeben hatten, versäumt oder nicht recht gemacht. Hätte man alles pünktlich befolgt, so wären die Weissagungen sicher eingetroffen.

So aber denken nur wenige; die überwiegende Mehrzahl hat — und das ist das Traurigste vom Ganzen — die Neigung und die Lust, etwas Höheres und Uebersinnliches anzunehmen, ganz verloren. Die Amaxosa-Kaffern hatten bewiesen, welch' eines Glaubens und Opfermutes sie fähig waren. Nun aber, so schmählich betrogen, ist ihre Glaubensfähigkeit total erschüttert und ihre Opferliebe dahin. Nur äußerst schwer können sie sich forian zu einem übernatürlichen Glaubensakte erschwingen und stehen daher auch dem christlichen Missionar meist ungläubig, kalt und teilnahmslos gegenüber.



Marienmädchen bei der Feldarbeit. (Missionsstation Centocow in Südafrika.)

Manches hat sich wohl in letzter Zeit wieder gebessert, wir haben verschiedene, recht gute und eifrige Neuchristen, doch beim Volke im großen und ganzen bedarf es noch vieler Geduld und Arbeit, um es fürs Christentum zu gewinnen. Wenn da nicht die Gnade Gottes mächtig eingreift, ist alles Predigen und Lehren umsonst.

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.
(Schluß.)

Czenstochau. — Von ganz besonderem Interesse war für mich der Besuch jener historischen Personen und Plätze, die mit der Geschichte des Zulu-Volkes unzertrennlich verknüpft sind. Shingane, in dessen Kraal ich längere Zeit wohnte, war jener Fürst, der seinerzeit wegen seiner Umtriebe gegen die fremde Regierung von den Engländern auf zwölf Jahre nach der Insel St. Helena in die Verbannung geschickt worden war. Ich kam auch nach Emtonjaneni, dem ursprünglichen Sitz des Zulustammes. Hier lebte in seiner Jugendzeit der berüchtigte König Tschaka; hier sind auch, mit Ausnahme Tschakas, die alten Zulukönige begraben. Hier war es, wo König Dingaanes berühmte, aus 2000 Hütten bestehende Residenz aufgeschlagen war, die den stolzen Namen „Emgungundhlovu" (Wohnung des Elefanten) führte, und wo der Burenführer Retief mit seinen unglücklichen Genossen von den Kriegern des falschen Fürsten meuchlings ermordet wurde. Hier lagen auch die großen Kraale der Zulukönige Mpande und Cetshwayo. Ich stand auf jener Anhöhe, auf der 39 Jahre zuvor, fast am nämlichen Tage, Sir Theophilus Shepstone in Gegenwart von mehr als 10 000 Zulukriegern Cetshwayo zum Könige krönte.

Ich kam ferner in die Gegend, wo Tschaka nach der großartigen Erhebung der Zulunation die mächtigen Kraale Bhulawayo, Ondini usw. erbaut hatte. Hier, beim Ndhlayangubi-Kraal, zwischen dem Ngoye-Urwald und dem Mhlatuze-Fluß, starb auch Nandi, Tschakas Mutter, welcher der grausame Fürst eine so schreckliche Totenfeier veranstaltete. Tschaka befand sich, wie mir erzählt wurde, gerade auf der Elefantenjagd, als er die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter erhielt. Er eilte sofort nach Hause zurück, fand aber seine Mutter schon dem Tode nahe, und wenige Stunden darauf hauchte sie, die er innig liebte, ihre Seele aus. Von seinen Räten und einer großen Zahl von Kriegern umgeben, näherte sich der Fürst der Hütte, in der die Verstorbene lag, und er, der sonst so herzlose Mann, stand, vom Schmerze ganz zermalmt, gegen zwanzig Minuten lang vor der Leiche und weinte, daß die Tränen reichlich seinen Schild benetzten. Dann aber wurde er wie rasend und brach in ein wildes Geheul aus, und mehr als 15 000 Krieger stimmten in diese Totenklage mitein. Das halbe Zululand strömte herbei, die Zahl der Trauernden wuchs auf mehr als 60 000 an, und die Erde erdröhnte förmlich vom Geheul dieser wilden Horden. Man schlachtete den Geistern der Unterwelt 40 Ochsen und fügte auch eine Anzahl Menschenopfer bei. Noch mehr: Tschaka wollte, daß man in ganzen Strömen Tränen vergieße für seine Mutter; alles mußte weinen vom Morgen bis zum Abend, und wer vor Ermüdung keine Träne mehr erpressen konnte, wurde einfach mit Keulen niedergeschlagen. Gegen 7000 Menschen mußten, so wird erzählt, an jenem Tage allein das Leben lassen. Doch auch das genügte dem unersättlichen Tyrannen noch lange nicht; daher verbot er für die Zeit der Trauer, und diese dauerte ein ganzes Jahr, daß irgendjemand die Felder bestelle oder Milch genieße. Die Frauen, die während der nächsten zwölf Monate einem Kinde das Leben schenkten, erwartete samt ihren Männern der Tod. Für Nandi, die Mutter des großen Elefanten aber, wie sie genannt wurde, ließ er ein großes Grab herrichten, wo sie in sitzender Stellung beigesetzt wurde; zehn andere Frauen sollen mit ihr lebendig begraben worden sein. — — So handelte Tschaka; das Merkwürdige aber ist, daß dieser Wüterich trotz alledem bis zur Stunde beim ganzen Zuluvolke in höchsten Ehren steht. Der Zulu schwört nicht höher, als auf den Namen Tschakas, seines großen, unsterblichen Fürsten. —

Einige Tage hielt ich mich auch bei Mtonga auf, dem Sohn des verstorbenen Zulukönigs Mpande. Er ist ein hochgewachsener Mann von robuster Gestalt, ein echter Zulu. Auch er wußte aus seinem reichbewegten Leben gar vieles zu erzählen. Schon in seinen Jugendjahren stellte ihm sein leiblicher Bruder Cetshwayo aus Eifersucht nach dem Leben und ermordete seine Mutter und alle seine Geschwister. Mtonga selbst war, als Cetshwayo mit seinen Horden den heimatlichen Kraal überfiel und alles ermordete, nicht zu Hause gewesen und flüchtete sich später zu den Buren, die ihn gastfreundlich aufnahmen. Noch mehrere dieser geschichtlich merkwürdigen Persönlichkeiten wohnen in diesem Distrikt, und ich hörte diese Helden nicht ohne Verwunderung von den Tagen längstvergangener Zeiten erzählen.

Mein Weg führte mich auch über die großen Schlachtfelder, an denen das Zululand so reich ist, und die ein so glänzendes Zeugnis ablegen für die Tapferkeit dieses Volkes. Ich kam auch in jene Gegend, wo der französische Prinz Lulu, der Sohn des bei Sedan gefangenen Kaisers Napoleon, von den Speeren der wilden Zulus durchbohrt wurde. Ich war am Tugela-Fluß, wo Fürst Dingaan mit seinen 10 000 Kriegern die Engländer und Buren besiegte und wo sich von 400 Weißen nur vier Mann durch schleunige Flucht zu retten wußten. Hier war es auch, wo Cetshwayo seinen Bruder Umbulazi besiegte; Tausende von seinem Anhang ertranken in den Fluten des Tugela, und die Bewohner Durbans sahen mit Schrecken die vielen Leichen, die zunächst stromabwärts geführt und später vom Meere wieder ans Land geworfen wurden.

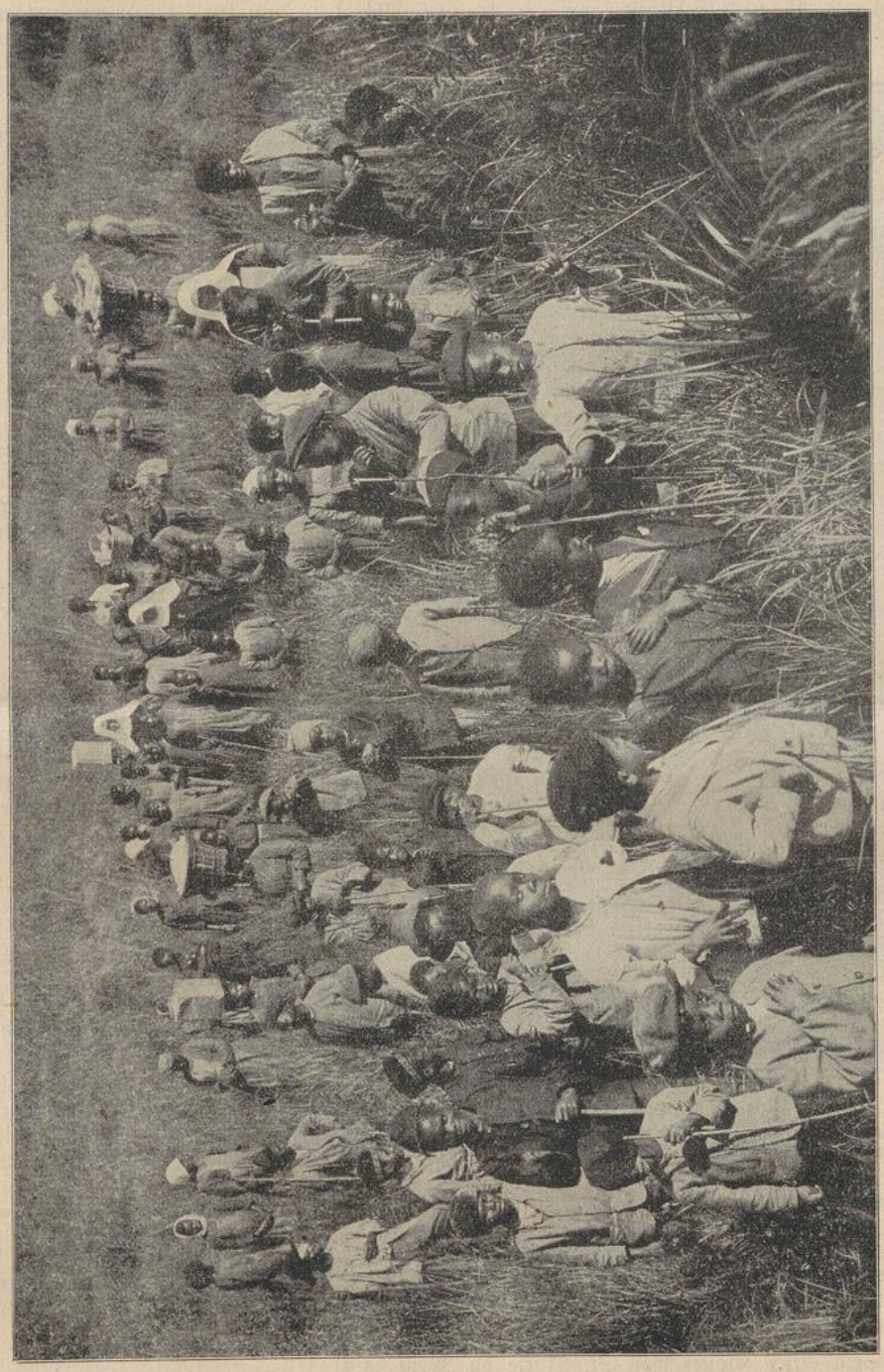
Noch oft erinnere ich mich an einen Abend, wo ich tief im Zululande drinnen, jenseits des Umfolozi-Flusses weilte, der seine Wasser schon in die St. Lucia-Bai sendet. Ich saß vor einer Kaffernhütte; vor mir lag die blutgetränkte Erde, die Ulundi-Ebene, das große Schlachtfeld vom Jahre 1879. Die Massengräber der hier gefallenen Engländer waren durch einen Denkstein bezeichnet. Eigentümliche Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Fern von der Heimat, ja fern von jedem zivilisierten Wohnort, saß ich hier als der einzige Europäer in der Wildnis unter den Wilden. Vom Himmel herab erglänzte so freundlich das südliche Sternbild des Kreuzes, das Zeichen des Friedens. Sollte nicht auch für diese wilden, kriegerischen Zulus dieses Friedenszeichen leuchten? Ich hoffe und wünsche es. Allerdings gegenwärtig sind die Aussichten nicht groß, und es mutete mich gar sonderbar an, als vom Talkessel herauf, gleichsam als Antwort auf meine Frage, das Geheul der hungrigen Schakale ertönte. Sie schienen mir wie Dolmetscher des „brüllenden Löwen", der da umhergeht, suchend, wen er verschlinge, und der als Fürst der Unterwelt diese seine alte Zwingburg noch immer nicht räumen will. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Christen, welche ich auf meiner Reise aufsuchte, waren natürlich überglücklich, daß ihnen nach Jahr und Tag endlich wieder einmal die Gelegenheit geboten wurde, ihr Gewissen im heiligen Sakramente der Buße zu reinigen. Es sind deren im ganzen Lande nicht viel, doch sind es durchwegs gute, brave Leute, die hier ihres Glaubens wegen viele und große Opfer zu bringen haben. Sie wohnen weit zerstreut, die größte Zahl, die ich einmal in einem Orte beisammen fand, war etwa ein Dutzend. Ich hielt ihnen einen religiösen Vortrag, betete mit ihnen, hörte ihre Beichte und tröstete sie in ihrer bedrängten Lage so gut ich nur konnte. Oft saß ich mit ihnen bis in die späte Nacht beisammen. Wenn die Abschiedsstunde schlug, weinten die guten Leute oft die hellen Tränen, und selbst die Heiden baten mich zuweilen, noch länger bei ihnen zu bleiben. Meistens gaben mir die Leute noch mehrere Stunden weit das Geleite.

Gebe Gott, daß die Umstände es bald erlauben, das große Missionsfeld im Zululand in Angriff zu nehmen! Als ich bei meiner Rückkehr unserm Hochwürdigsten P. Abt über meine Reise Bericht erstattete, und mich bereit erklärte, eine Neugründung im Zululand zu eröffnen, erwiderte er, mit Freuden würde er meinem Wunsche entsprechen, doch aus zwei Gründen sei momentan die Sache rein unmöglich! Die beiden Faktoren aber sind: Mangel an Geld und Mangel an Missionspersonal, namentlich an Priestern. Hoffen und beten wir, daß der liebe Gott in Bälde Hilfe schaffe!

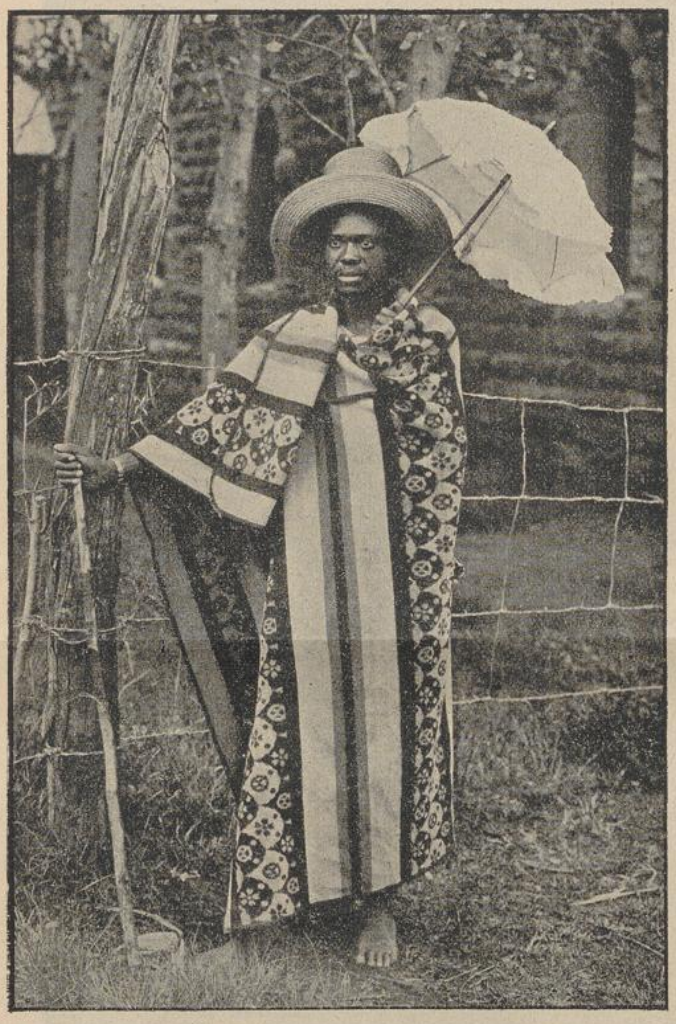
Wir haben ein Missionshaus „St. Paul" in Holland, doch leider war bisher der Zudrang von Priestern noch sehr gering. Auch im „Aloysianum", dem Knabenkonvikt in Lohr a. M. in Bayern, wäre noch Platz für manchen studierenden Jüngling, der Lust hätte, sich später der Mariannhiller Mission anzuschließen. Wer hilft uns beten, daß uns der hl. Joseph recht viele tüchtige Brüder und seeleneifrige Priester und Priesteramtskandidaten schicke?



Kaffernkinder machen mit ihren Lehrerinnen einen Ausflug.

Der Hochw. P. Gerard Schweykart †.

Am 6. Juli d. J. starb in unserem Mutterhause Mariannhill unerwartet schnell der Hochw. P. Gerard Schweykart. Er war geboren im Jahre 1851 zu München a. J. Alle seine Geschwister traten in einen religiösen Orden ein und fünf davon wurden Priester. Seine



Sohn des Basuto-Häuptlings Moschesch,
seines Zeichen lob- und ehrsamer Photograph, ist nach M. Linden zu Besuch gekommen. (Moschesch hat einige seiner Söhne gut ausbilden lassen.)

Schwester gehört dem Orden von der Heimsuchung Mariä an, drei seiner Brüder gesellten sich dem Trappistenorden bei, denen er sich im Jahre 1874 als vierter anschloß, ein fünfter ist Jesuit, der sechste Redemptorist. Gewiß ein seltener Fall: sieben Geschwister, alle Ordensleute, fünf davon Priester.

Sein erstes Kloster war St. Marie du Mont in Frankreich; am 14. Juli 1876 machte er seine einfache, drei Jahre später feierliche Profeß und erhielt am Feste Peter und Paul 1880 die heilige Priesterweihe. Am 20. November 1893 kam er nach Mariannhill, leistete zeitweilig auch in Graff-Reinet in der Kapkolonie und in Johannesburg Aushilfe und redigierte zuletzt eine nur in Mariannhill und seinen Stationen zirkulierende Monatsschrift, „Familia" genannt.

P. Gerard besaß eine kräftige Konstitution und erfreute sich stets einer ziemlich guten Gesundheit, um so unerwarteter kam sein jähes Ende. Montag, den 2. Juni 1913, saß er wie gewöhnlich an seiner Schreibmaschine, als ihn gegen 2 Uhr nachmittags plötzlich die Kräfte verließen. Er sank vom Stuhle, unfähig, sich wieder zu erheben. Ein vorübergehender Bruder bemerkte ihn und rief schnell Br. Abel, unsern Krankenwärter, herbei; auch der Hochw. P. Prior wurde gerufen. Diesen erzählte P. Gerard lächelnd, daß ihm plötzlich seine Nerven den Dienst versagt hätten; er sei vom Stuhle gesunken und fühle sich nun so entkräftet, daß er nicht mehr allein aufstehen könne, er wünsche ins Bett gebracht zu werden und hoffe, nach einem kleinen Schläfchen werde alles wieder gut sein. In Wirklichkeit hatte er einen Schlaganfall erlitten, und war der linke Arm und das linke Bein gelähmt. P. Prior verheimlichte ihm seinen Zustand nicht, betete ihm mehrere Schußgebetlein vor und ermahnte ihn zu voller Ergebung in Gottes heiligen Willen. Der Kranke nickte freundlich zu mit den Worten: „O ja, recht gern!"

Nach etwa einer halben Stunde wurde Br. Abel ein zweites Mal gerufen. Der Zustand des Patienten hatte sich bedeutend verschlimmert, er konnte sich nur mit Mühe verständlich machen und allmählich ging das Bewußtsein verloren. In diesem Zustand wurde er ins Krankenhaus getragen, wo ihm sofort die letzte Oelung erteilt wurde. Der englische Arzt Dr. Knight, den man mittels Telephon gerufen hatte, war auch bald zur Stelle, doch in solchen Fällen versagt jede menschliche Kunst. Der Kranke war und blieb, wenige Augenblicke ausgenommen, ohne Besinnung, bis er am 6. Juni, am ersten Freitag des Monats, der bekanntlich in ganz besonderer Weise dem göttlichen Herzen Jesu geweiht ist, vom Herrn abgerufen wurde. Die ganze Gemeinde, auch der Schwesternkonvent, die Schulkinder und viele schwarze Christen nahmen an der Beerdigung teil. R. I. P.

Möge uns der hl. Joseph einen recht frommen, seeleneifrigen Priester als Ersatz schicken! Unsere Missionäre sind längst nicht mehr imstande, all den vielen Anforderungen gerecht zu werden, die fortwährend an sie gestellt werden. Dazu lichtet sich die Zahl unserer Priester und auch die der Laienbrüder mehr und mehr. Was soll aus unserer sonst so hoffnungsvollen Mission werden, wenn nicht der Herr in Bälde neue Berufe erweckt? Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Nicht vergebens strahlt die goldene Sonne am Firmament und sendet von ihrer erhabenen Höhe aus

Tag für Tag Licht und Wärme nieder auf die Erde, denn selbst nach der strengsten Winterkälte schmilzt die harte Schneedecke und sprossen allmählich Maßliebchen und Veilchen, Schneeglöcklein und die andern Kinder des Frühlings hervor; es schmückt sich Feld und Au mit lachendem Grün, und aus jedem Busch und Hain schmettert der Vögel munteres Lied.

Aehnlich hier im schwarzen, kalten Heidentum des Zululandes. Die herrlichen Geistesanlagen und noch mehr das leuchtende Beispiel der königlichen Prinzessin Nomjiba weckte neues, bisher unbekanntes Leben in ihrer ganzen Umgebung. Nachdem sie geraume Zeit, ähnlich wie Johannes in der Einsamkeit, durch Gebet und Fasten und mancherlei Bußwerke sich vorbereitet hatte, begann sie, die aus dem Katechismus gewonnenen Kenntnisse auch unter dem Volke zu verbreiten; zuerst nur selten und schüchtern bei den Frauen und Kindern, die ein besseres Verständnis für die neue Lehre zeigten, dann mehr in der Oeffentlichkeit auch vor Burschen und Männern. Zuletzt hielt sie in ihrer großen, geräumigen Hütte jeden Sonntag förmliche Volksversammlungen ab und erzählte da leuchtenden Auges vom Leben nnd Leiden unseres Herrn Jesu Christi, wies hin auf das Kreuz als das Zeichen des Heiles und sprach die Hoffnung aus, daß weiße Männer als Gesandte des Herrn ins Zululand kommen werden, um alle zu taufen und zu Kindern Gottes zu machen.

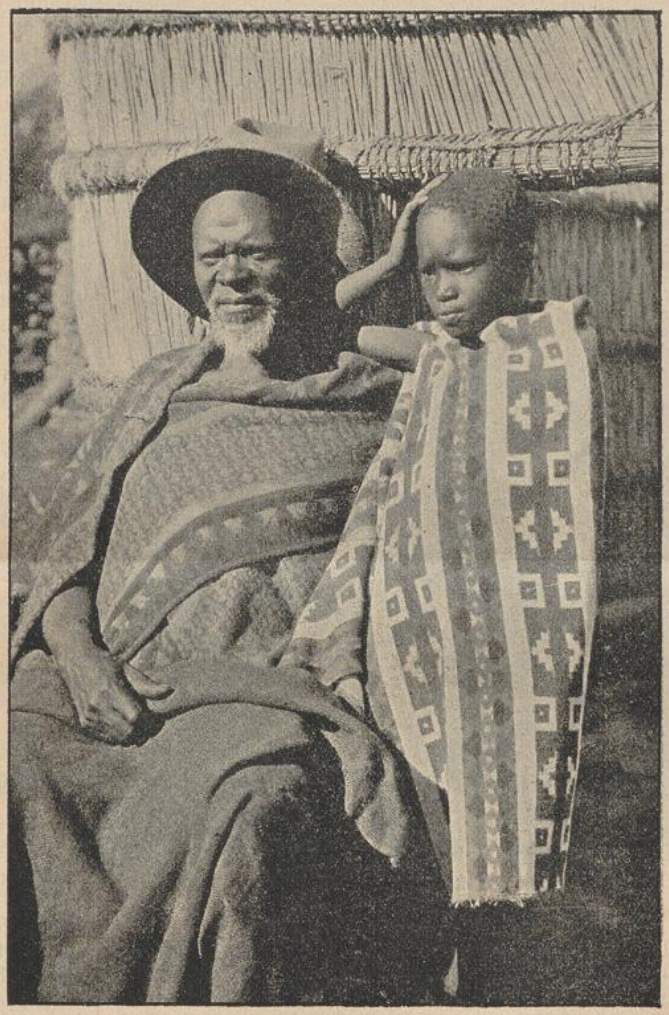
Mit heiliger Scheu sahen die Schwarzen zu Nomjiba, der Perle ihres Stammes, auf und verehrten sie wie eine Priesterin. Diese aber betete und sang ihnen nach selbstgewählter Melodie so lange die bekanntesten kirchlichen Gebete vor, bis schließlich die ganze Versammlung laut und kräftig ins Vater unser und Ave Maria mit einstimmte und alle das apostolische Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote Gottes auswendig wußten. Ernst und in sich gekehrt entfernte sich das heidnische Volk aus diesem Gottesdienst, abgehalten von einem Mädchen, das selbst noch nie einen christlichen Missionär gesehen oder gehört hatte, und alle Gutgesinnten fühlten sich zum Christentume hingezogen.

So vergingen unter mannigfachem Wechsel der Ereignisse volle drei Jahre. Mancher Eingeborene war entzückt von dem, was ihm Nomjiba von uNkulunkulu, dem Großen-Großen, der Himmel und Erde und alles was darin ist, erschaffen, in begeisterten Worten zu erzählen wußte; sie selbst aber verbrachte manch schlaflose Nacht und quälte sich mit dem Gedanken ab, wie doch das alles noch enden sollte. Sie wollte getauft sein, wollte selbst im Christentum noch besser unterrichtet werden. Doch, wo war der heißersehnte Priester? Wann wird wohl die Stunde schlagen, da ein Apostel des Herrn bis ins ferne Zululand kommt und an den Ufern des Umvolosi-Flusses den wahren Glauben verkündet? Wie, wenn sie vorher sterben würde, noch bevor das heilige Taufwasser über ihr sündiges Haupt geflossen? — — O armes Kind, was hast du gelitten in diesen Zweifeln und Seelenkämpfen und diesem heißen, ungestillten Dürsten nach der Wahrheit!

„Kraftlos sank sie auf die Knie,
Tränen, bittre Tränen rannen,
Und des Herbstes kühle Schauer
Rauschten durch die finstern Tannen."
F. W. Weber, Dreizehnlinden.

Inzwischen war es Nomjiba gelungen, zwei ihrer leiblichen Brüder für ihre Sache zu gewinnen, namentlich Sageni, den jüngern, der schon eine Zeitlang eine Missionsschule besucht und ihr in dem gefundenen Katechismus die Buchstaben gezeigt und gedeutet hatte. Dieser Bruder sollte ihr ein zweitesmal die Wege bahnen und so zum Retter werden. „Sageni," sprach sie eines Tages zu ihm, „geh' nochmals fort, weit fort bis ins Land, wo in großen Städten die Christen wohnen. Dort suche einen katholischen Priester auf und lasse dich von ihm taufen. Johannes soll dein Name sein. Dann aber schreibe mir alles, was du gesehen und gehört und sag' mir, was ich tun soll."

Der Bursche schnürte sein Bündel und begab sich

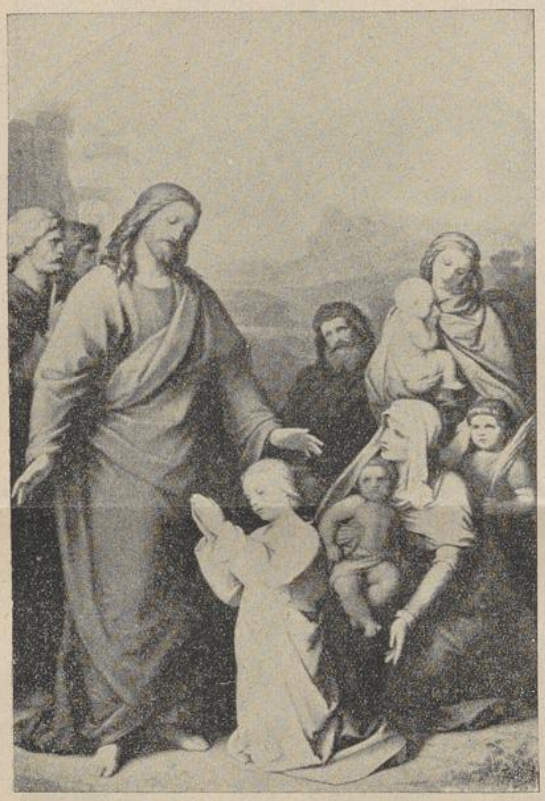


Basuto-Großvater und seine Enkelin. (Missionsstation M. Linden, Kapkolonie.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter dem Vorwand, bei den Weißen Arbeit zu suchen, nach Natal. Nomjiba, seine Schwester, gab ihm eine Strecke weit das Geleit und nahm dann rührenden Abschied. „O, wenn ich nur auch ein Jüngling wäre," sprach sie betrübt, „Sageni, wie gerne zöge ich mit dir! So aber weiß ich nicht, ob dort, wo du hingehest, auch Mädchen aufgenommen werden. O Bruder, schreibe mir doch bald, damit ich weiß, was ich tun soll. Schon so lange, lange lebt mein Herz in tausend Aengsten und Zweifeln. Nur ein Priester allein kann mir helfen!" —

Es verstrichen Monate, da kam endlich von Sageni ein schwer leserlicher Brief, den Nomjiba nur mit vieler



„Laßt die Kleinen zu mir kommen!"
Clichotek, Berlin 68.

Mühe entziffern konnte. Um so tröstlicher war der Inhalt. Sageni schrieb: „Schwester, ich habe eine katholische Mission gefunden! Ein Priester unterrichtet uns alle, und viele von unserm Volke sind schon getauft. Auch Frauen und Mädchen befinden sich hier auf der Station; sie haben Kreuze und Rosenkränze. Jetzt weiß ich erst, wie ein Rosenkranz aussieht und brauche die Ave Maria nicht mehr an den Fingern zu zählen oder mit Maiskörnern und kleinen Steinchen. Der Umfundisi (Missionär) lehrt genau so, wie du es aus dem Katechismus herausgelesen, aber er sagt noch vieles andere und hat eine Menge von Büchern, in denen gewiß wunderbare Sachen stehen. Die Leute sind hier alle bekleidet vom Kopf bis zu den Füßen und gehen fleißig in die Kirche. O der katholische Glaube ist so herrlich und schön, und brachte mir einen solchen Frieden ins Herz, daß ich am liebsten immer hier bliebe; nein, ich will nichts mehr wissen von dem rohen, wilden Heidentum. — Vielgeliebte Schwester, o wie sehr wünschte ich, daß auch Du hier wärest. Ich wollte, Du wärest ein Vögelein und kämest über Berg und Tal geflogen! Gedulde Dich, vielleicht komme ich einmal heim, Dich zu holen. Doch werden das die Räte unseres Stammes auch zulassen? Wohl kaum; Du bist, wie ich, aus königlichem Geschlecht, und das Volk wird niemals zugeben, daß die „Perle unseres Stammes" in die Fremde ziehe, um dort Christin zu werden. Bete und vertraue auf Gott, wie bisher; er wird Dich nicht verlassen. Lebe wohl, liebe Schwester. Du mußt Maria heißen, das ist der schönste aller Frauennamen, ich selbst bin schon getauft und heiße nun Johannes."

Lange hatte Nomjiba an dem Briefe gelesen, der die lebhaftesten Gefühle in ihrem Herzen weckte, und Stunde um Stunde saß sie darauf an ihrem stillen, abgelegenen Lieblingsplätzchen und sann und sann, was sie nun tun solle. O der glückliche Bruder! Er war getauft und führte nun den schönen Christennamen Johannes! O wann wird wohl für sie selbst die glückliche Stunde schlagen, daß sie durch die heilige Taufe zum Kinde Gottes umgewandelt wird? Hier im Zululand vielleicht nie! Drum fort, fort, dorthin, wo der Bruder weilt, zum christlichen Missionar, auf dessen Station ja, wie sie gelesen, auch Frauen und Mädchen aufgenommen werden! Natürlich muß sie heimlich fliehen, ungesehen bei Wind und Wetter in dunkler Nacht, allein, ohne Führer und ohne Schutz. Wird ihr heiliger Schutzengel sie begleiten? Ihr Engel? Hat sie, die Ungetaufte, überhaupt einen Schutzengel? Sie kann darüber nicht klar werden und neigt zur Ansicht hin, daß nur die Christen einen solchen haben. Doch sei dem, wie ihm wolle; hier, im Heidenlande, kann sie nicht länger weilen, sie will fort zum Priester und Missionar, koste es, was es wolle!

„Irren will ich durch die Lande,
Auf den Wassern will ich treiben,
Tödlich ist mir dieses Brüten
Länger kann ich hier nicht bleiben!"
(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach „St. Hugo" und Feier der ersten hl. Kommunion daselbst.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Sonntag, den 4. Mai l. J., fand auf unserer Außenstation „St. Hugo" zum erstenmal die schöne Feier der Erstkommunion statt. Es waren 28 Personen, die sich schon lange mit Liebe und Eifer auf diesen ihren Ehrentag vorbereitet hatten; die Schulkinder von Citeaux wollten alle Zeuge der seltenen Feier sein, und so gestattete man ihnen, einen gemeinsamen Ausflug dorthin zu machen; auch allerlei Kirchengeräte sollten sie nach „St. Hugo" mitnehmen und beim Festgottesdienste selbst als Sängerchor mitwirken.

Unser Hochw. P. Superior, P. Beda, machte sich schon Dienstag früh auf den Weg; er wollte den glücklichen Erstkommunikanten den letzten Unterricht geben und allen dortigen Neuchristen eine willkommene Beichtgelegenheit bieten. Wir selbst kamen mit den Schulkindern am Samstag nach. Jedes Kind hatte seine Schlafdecke nebst etwas Mundvorrat auf den Rücken gebunden; einzelne trugen auch verschiedene Kirchenutensilien. Hübsch im Gänsemarsch ging es auf den schmalen Pfaden mitten durch hohes Gras bergauf und bergab. Die Flüsse machten uns diesmal nur wenig zu schaffen, denn sie waren alle halb ausgetrocknet, wohl

aber die steilen, hohen Gebirgspfade; d. h. unsere Schulkinder erstiegen dieselben mit Leichtigkeit, ja sangen noch manches lustige Lied dabei, mir und meinen Mitschwestern aber wollte oft der Atem ausgehen. Zeitweilig begegneten uns einzelne Erstkommunikanten; wir kannten sie schon an ihrem bescheidenen, eingezogenen Wesen, sowie an dem christlichen Gruß: „Madunyiswe u Jesu Christo." Der Himmel machte ein etwas düsteres Gesicht, doch blieben wir von einem Regenguße verschont. Nach einem strammen fünfstündigen Marsch erblickten wir das traute, einsam gelegene „St. Hugo".

Das Aeußere der Missionskapelle zeigte ganz festlichen Charakter, denn man hatte rings herum frische Baumzweige aufgepflanzt; auch die Innenwände waren von den Schwarzen frisch übertüncht worden, sonst aber bildeten ein paar Kerzenleuchter nnd eine Herz-Jesu- und Herz-Maria-Statue auf dem bescheidenen Notaltärchen den ganzen Schmuck. Doch die Kaffern sind leicht zu befriedigen. Als wir Schwestern am nächsten Morgen noch zwei Kerzenleuchter aufstellten, war in ihren Augen alles kuhle kakulu, wunderschön.

Am Abend fing es zu regnen an, und wir fürchteten alle, es möchte die Freude und das Glück der Erstkommunikanten durch schlechte Witterung getrübt werden, allein während der Nacht hellte sich der Himmel wieder auf, sodaß unsere Befürchtung gottlob unbegründet war. Als Nachtherberge diente den Knaben der hart nebenanliegende Kraal, wir Schwestern und die Mädchen aber suchten unsere Ruhe auf dem nackten Boden der Missionskapelle. Ansprüche auf Komfort darf man überhaupt im Missionsleben nicht machen.

Schon in aller Frühe war alles wieder auf den Beinen; bald stellten sich auch die Erstkommunikanten ein. Einige hatten durch das lange, nasse Gras gehen müssen und trugen daher ihre Kommunionkleider in einem Bündel auf dem Kopf, um erst hier ihre Toilette zu vollenden.

Gegen 10 Uhr rief das Glöcklein jung und alt zur schönen, noch nie gesehenen Feier. Christen und Heiden, wohl dreihundert an der Zahl, waren von allen Himmelsgegenden herbeigeströmt. Die Kapelle vermochte lange nicht alle zu fassen, weshalb alle Fenster von Neugierigen dicht umlagert waren. Nach einer schönen, ergreifenden Ansprache begann die heilige Messe, während welcher Gebet und Gesang abwechselten. O wie still und andächtig, wie bescheiden und gesammelt knieten die Erstkommunikanten da und näherten sich dann mit großer Ehrfurcht dem Tische des Herrn! Ihnen schlossen wir Schwestern uns an, sowie ein Teil unserer Schulkinder und noch viele Erwachsene. Nach der heiligen Messe und Danksagung war zunächst eine kleine Pause, dann folgte eine Katechese und Predigt, dann war in weitem Bogen um die Kapelle eine festliche Prozession, bei der die Schwarzen recht erbaulich den heiligen Rosenkranz beteten; den würdigen Abschluß bildete der sakramentale Segen, denn wir hatten von der Station Citeaux Monstranz, Rauchfaß, Pluviale und alles Nötige mitgenommen. Es war der erste heilige Segen, den der liebe Heiland in Brotsgestalt dem armen „St. Hugo" erteilte.

Als die ganze schöne Feier zur hohen Erbauung aller glücklich beendet war, versammelte man sich zur Festtafel. Es war für die meisten hohe Zeit, denn nicht bloß die Kommunikanten, sondern auch viele andere waren noch nüchtern. Als auserlesene Gerichte, welche die guten Leutchen nach Maßgabe ihrer schwachen Kräfte von allen Seiten herbeigebracht hatten, gab es Maiskolben, Kürbisbrei, Imfe, eine Art Zuckerrohr, und einen Schluck



Gedenket der Armen.
Leipziger Klischee-Zentrale, Breitkopfstraße 18.

utshwala, denn es war ja heute der größte Festtag, den „St. Hugo" je gesehen hatte. Als grandioser Festsaal diente Gottes freie Natur, als Tisch der smaragdgrüne Grasboden, das Schönste aber war die aufrichtige, herzliche Liebe, mit der alle, Heiden, Christen und Katechumenen an diesem bescheidenen Mahle in großer Genügsamkeit teilnahmen. Nach dem Essen ließen die überglücklichen Erstkommunikanten ihren Herzensgefühlen freien Lauf und ließen in der Kapelle ein religiöses Lied nach dem andern erschallen.

Am folgenden Morgen erschienen fast alle wieder am Tische des Herrn. Der seeleneifrige Missionar hielt nochmals eine kräftige Ansprache, worin er sie namentlich aufforderte, ihren heiligen Vorsätzen und Gelöbnissen treu zu bleiben. Die guten Erstkommunikanten dankten ihm von ganzen Herzen und kehrten dann in ihre Kraals zurück; wir selbst rüsteten uns zur Rückkehr nach unserm lieben Citeaux. Möge auch fernerhin Gottes Segen über

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem kleinen „St. Hugo" walten! Wir empfehlen diese guten armen Leutchen dem besonderen Wohlwollen unserer geehrten Wohltäter. Sie werden sich stets durch Gebet und frommchristliches Leben dankbar erweisen.

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, 19. Mai 1913. — Am 6. Mai l. J. wurde ich zu einem kranken, hochbetagten Manne gerufen, der eine Wegstunde von hier entfernt wohnt. Da ich gerade recht ermüdet nach Hause gekommen war, sandte ich einen Katecheten, vorerst nachzusehen, wie die Sachen stünden. Gegen Abend kommt dieser zurück mit der Meldung, Mgindama Mkize sei schwer krank und wolle getauft werden, er bestehe aber darauf, daß ein weißer Umfundisi (Missionar) komme, denn auf die Taufe eines schwarzen Mannes setze er kein Vertrauen. — (Derartiges kommt übrigens oft vor und gibt auch einen Einblick in das Gefühl und die Denkweise der Schwarzen.)

Gut, am nächsten Morgen gleich nach der heiligen Messe und Schulkatechese machte ich mich auf den Weg zum Kranken. Ich fand ihn im Freien in der Sonne liegend. Er grüßte mich freundlich und schickte einen andern Mann, der gerade mit ihm sprach, mit der Bemerkung weg: „Zuerst muß ich meine Sache mit Gott in Ordnung bringen, dann kann ich erst wieder von etwas anderem reden!" —

Ich setzte mich neben ihm nieder. Da schaute er mich zuerst lange, tief und durchdringend an und begann sodann: „Umfundisi, kannst du mir helfen? Kannst du meine Sache in Ordnung bringen? . . . Wenn ja, dann tue es sofort! Siehe, ich habe in meinem Leben von Jugend auf viele Sünden begangen. Satan hat mich betrogen, er tat viel Böses durch mich. Jetzt aber will ich meine Fehler gut machen, ich will vom Teufel nichts mehr wissen, nichts von ihm und all seinen Heidenwerken, ich will mich bekehren, will zu Gott! . . . Kannst du mir helfen? Hast du Gewalt, die Sünden aus dem Herzen hinwegzunehmen, mich zu reinigen und mich zu einem Gotteskinde zu machen? Umfundisi, hilf mir, taufe mich!" —

Ich staunte nicht wenig über diesen Mann. Er war sicherlich schon seine 85 Jahre alt, im Heidentume ergraut, und bekannte sich frei und offen so vieler Sünden schuldig. Das kommt selten vor; denn in der Regel will so ein alter Heide keine einzige Sünde eingestehen. Er ist unschuldig, weiß nichts von Sünde und Sündenschuld, und bringt mit diesen seinen Beteuerungen den Priester, der ihn zur Reue stimmen will, in nicht geringe Verlegenheit. Dieser aber bildete eine seltene, prächtige Ausnahme, und je mehr ich frug, desto mehr mußte ich über ihn staunen. Er hatte von diesem und jenem schon ganz richtige Ideen. Wer hatte sie ihm beigebracht? Wer legte in sein Herz diesen Drang, dieses Suchen nach der Wahrheit? Offenbar der liebe Gott; wie unendlich groß ist doch seine Barmherzigkeit!

Mgindana fragte mich vieles über Unkulunkulu, Gott, den Großen-Großen, insbesondere über seine Macht und Größe und ob er der Einzig-Größte sei. Dann warf er die Frage dazwischen: „Was ist es aber mit dem Satan? Woher hat der seinen Ursprung, und welche Macht hat er, wenn Gott allein der Allmächtige ist und über alles gebietend hoch erhaben steht?" — Man sieht, auch der Zulu denkt, und macht oft ganz richtige Schlußfolgerungen.

Ich versuchte, ihm die Sache an einem Beispiel klar zu machen. „Ein großer, mächtiger Inkosi (König)," sagte ich, „erhebt einen seiner Leute zu seinem Induna (Beamten). Dieser aber, statt seinem Fürsten in Treue und Dankbarkeit zu dienen, steht gegen ihn auf, wird zum Rebellen und sucht auch andere zum Abfall zu verleiten. Da zürnt über ihn der große, allgewaltige König, wirft ihn aus seinem Palaste hinaus, beraubt ihn seines Amtes und all seiner Würde und macht ihn zum Sklaven, zum inja (Hund, ein echtkaffrisches Bild). Nun flocht ich die Lehre vom Engelsturze mit ein, und als ich geendet hatte, erfaßte den alten Mann eine förmliche Wut gegen Satan, den treulosen Gesellen und listigen Verführer des Menschengeschlechtes, und wiederholte immer wieder und wieder, daß er von diesem inja Gottes absolut nichts mehr wissen, sondern Gott allein dienen wolle.

So ging das Stunde um Stunde weiter, bis endlich alle Hauptpunkte unseres heiligen Glaubens erörtert waren. Zum Schlusse sagte er: „Siehe, Vater, vor drei Jahren habe ich meine alte, treue Lebensgefährtin, mein Großweib, taufen lassen. Ich habe keine Frau mehr genommen, sondern blieb allein. Zwei meiner Kinder habe ich schon früher in die Schule geschickt und nun will auch ich zu Gott. Hilf mir, taufe mich ohne Zögern und mache mich zum Kinde Gottes! Ich will alles tun, was Gott von mir verlangt!"

Weshalb sollte ich bei einem kranken, hochbetagten Mann, der eine solch' gute Gesinnung bekundete, noch länger zögern? Ich taufte ihn daher auf den Namen „Johannes". Wie der nun auflebte und dankte und wieder dankte! Beständig wiederholte er seinen schönen Taufnamen „Johannes" und schärfte den Seinigen ein, ihn fortan nur bei diesem Namen und ja nicht anders zu rufen; Johannes sei sein Name. —

Voll Dank gegen Gott ging ich nach Hause. Wer von unsern Lesern betet zur Bekehrung der Heiden und Sünder ein frommes „Ave Maria"? Ich appelliere hiebei namentlich an die lieben Kleinen. Kinder, betet um die Rettung der Seelen im Heidenlande! Der liebe Heiland erhöret solche Bitten, zumal aus unschuldigen Kindermunde, gern. Betet zuweilen auch für mich, den Schreiber dieser Zeilen! —

Kleine Missionsnachrichten.

Auf der Missionsstation Czenstochau empfingen am Weißen Sonntag 75 Neuchristen, meist Kinder, ihre erste heilige Kommunion. Unter Gesang und Musik bewegte sich der feierliche Zug unter dem Geläute der Glocken der neuen Kirche zu, wo um 9 Uhr morgens der Hauptgottesdienst seinen Anfang nahm.

Am Ostermontag wurde daselbst die dritte Tagesschule eingeweiht, der am Pfingstmontag die Weihe einer vierten Tagesschule folgte. Der hochgelegene Platz ist glücklich gewählt, hat genügend Wasser und liegt hart an der Grenze unserer Farm. Das 14 Meter lange und 6 Meter breite Schulgebäude ist mit Stroh gedeckt, hat ringsum eine hübsche, schattenspendende Veranda und weist ein eigenes Zimmer für den Lehrer auf. Sechs Doppelfenster auf jeder Seite spenden reichlich Licht und Luft. Sowohl die Insassen der Station als auch eine zahlreiche Menge schwarzen Volkes von auswärts beteiligte sich an der schönen Feier der Schulweihe. Nach

einer erhebenden Ansprache des Hochw. P. Superiors nahm P. Salesius die kirchliche Weihe vor und stellte die Schule unter den besonderen Schutz des hl. Joseph. Die Freude des Volkes war überaus groß, und unsere schwarze Musikkapelle intonierte ihre schönsten, kräftigsten Weisen.

In einigen Missionsschulen, speziell in Mariannhill und Czenstochau, herrscht seit längerer Zeit das hierzulande so häufige und keineswegs ungefährliche Enteric-Fieber, eine Art Typhus. In Mariannhill erlagen mehrere Kinder dieser Krankheit. In Czenstochau brachten am hl. Pfingstfeste heidnische Eltern ihr krankes Kind. P. Eligius nahm den kirchlichen Taufakt vor; wenige Minuten darauf entschlummerte das Kind noch im Gotteshause und ging somit geraden Wegs in den Himmel ein. Auch ein liebliches Pfingstwunder! —

P. Erasmus, Superior in St. Michael, war jüngst in Gefahr, von einer sehr giftigen Schlange gebissen zu werden. Diese hing an einem an der Wand emporrankenden Weinstock, wo sie sich wegen ihrer grünen Farbe vom Blattwerk kaum abhob. Der P. Missionär geht ahnungslos vorbei, hört ein Rascheln, ein verdächtiges Zischeln und springt rasch zur Seite. Die Schlange, die auf ihn losstürzte, erreichte ihn nicht. Nun eilen die Schulkinder herbei, es beginnt eine tolle Jagd, und eine halbe Stunde später liegt das gefährliche Reptil tot am Boden. Die Kinder jubeln, der P. Missionär aber geht in die Kirche, seinem Schutzengel zu danken.

Am 30. April l. J. hatte derselbe Priester ebenfalls ein ernstes Memento mori. Er hatte eben die Taufe eines schwarzen Kindes vorgenommen und wollte nun nach der Salbung des Täuflings mit Chrisam die geweihte Kerze anzünden. Dabei springt vom Streichholz das Phosphorköpfchen ab und zwar mitten in die Wattebäuschchen hinein, mit denen er kurz vorher die heiligen Oele abgewischt hatte. Sie brennen hell auf; er will das Feuerchen schnell löschen und bläst hinein, da fängt auch die Decke des Tauftischchens zu brennen an. Bei dem Versuch, den Brand zu ersticken, faßt auch der Chorrock Feuer und brennt. Wie das Feuer trotzdem rasch erstickt und gelöscht wurde, weiß er selbst nicht mehr zu sagen, nur das Eine ist ihm klar, daß er von der göttlichen Vorsehung von einer großen Gefahr bewahrt wurde. — Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben! —

Im Hafen der Ruhe.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Czenstochau. — Schon oft war in unserm Missionsblättchen die Rede vom treuen Wirken der Schwester Koletta im Marienhause von Czenstochau und später von ihrer schweren, langwierigen Krankheit. Seitdem hat sie ihr Tagewerk vollendet. — Das Leben einer Gottesbraut ist seinem Wesen nach ein in Christo verborgenes und entzieht sich als solches meist den Augen der Oeffentlichkeit. Gott, der Herzenskundige, allein weiß um ihre Gebete und Arbeiten, um ihre Opfer, Kämpfe und Leiden. Manche Seele wirkt aber aber auch recht Ersprießliches nach außen, und davon etwas nach ihrem seligen Hingang zur Erbauung vieler zu veröffentlichen, halte ich für ein gutes, gottgefälliges Werk.

Schwester Koletta ist von Kleve, im Rheinland, gebürtig und kam im Jahre 1886, sechsundzwanzig Jahre alt, in unsere südafrikanische Mission. Ihr Missionseifer, die wahrhaft mütterliche Liebe zu den Schwarzen, sowie die Kenntnis und Umsicht in allen Arbeiten im Garten und Feld, im Nähzimmer, in Küche und Haus, lenkten bald die Augen der Obern auf sich. Sie machte die Neugründung von Reichenau mit, wurde dann Oberin der Missionsstation Mariatal und kam im Jahre 1890 in gleicher Eigenschaft hieher nach Czenstochau, das fortan ihre zweite Heimat werden sollte, war sie doch volle 22 Jahre hindurch hier, wo sie vom Jahre 1895



Der hl. Michael. Gemälde in der Galerie der Brera zu Mailand.
(Phot. Anderson.) Clichotek Berlin 68.

bis zum Jahre 1912 mit der Leitung unseres großen Marienhauses betraut war.

Sie war, wie schon angedeutet, dem schwarzen Volke gegenüber eine wahre liebende Mutter, was ihr hinwiederum eine kindlich-aufrichtige Gegenliebe und unbegrenztes Vertrauen eintrug. Mehr als fünfzig von ihr erzogene und treu behütete Marienhausmädchen traten im Laufe dieser Jahre zum Traualtar, um mit braven christlichen Männern den Grundstock unseres Christendorfes zu bilden. Schwester Koletta war diesen jungen Frauen bei Einrichtung ihres Hausstandes stets eine treue Beraterin und griff überall, zumal in der Kindererziehung, helfend und ratend, warnend und unterstützend ein.

An Sonntagen brachten oft die jungen Mütter ihre kleinen schwarzen Lieblinge und legten sie der weißen

„Kulu" (Großmutter), wie sie Schwester Koletta fortan nannten, in die Arme, oder führten ihr die schon etwas größeren Knaben und Mädchen zu, daß sie ihnen einige freundliche Worte und gute Lehren sage. Sie selbst hinwiederum lebte ganz für ihre lieben Schwarzen. Was sich nur immer im Laufe des Jahres an kleinen Stoffresten und Musterflecken erübrigen ließ, oder was edle Wohltäter an solchen Resten schickten, wurde sorglich gesammelt und kunstvoll zu Kleidchen zusammengestückelt, so daß an Weihnachten jedes „Enkelkind" ein Kleidchen oder Höschen erhielt. Das war nun jedesmal eine Freude und ein Jubel! Auch aus Flecken gemachte Taufhäubchen hatte sie stets bereit liegen, und jede der jungen Mütter fühlte sich hochgeehrt, wenn ihr so ein Präsent für das geliebte Kind verabreicht wurde.



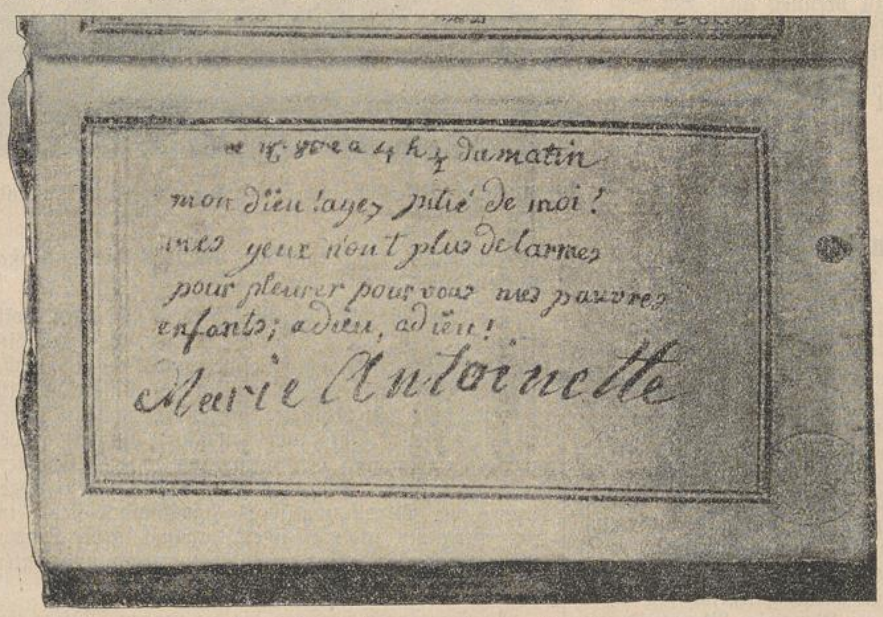
Marie Antoinette.

Im Mai 1911 fing Schwester Koletta, deren Gesundheit schon lange erschüttert war, ernstlich zu kränkeln an. Da zeigte sich unter dem ganzen schwarzen Volk eine ungemeine Teilnahme und Besorgnis. Oft und oft sprachen sie von der Erkrankten und erkundigten sich tagtäglich mit kummervoller Miene nach ihrem Befinden. Die sich verwaist fühlenden Marienhausmädchen hielten Novene um Novene, und in den Häusern unserer Neuchristen beteten abends Vater und Mutter mit ihren Kindern für die Leidende. Einige unserer Marienhausmädchen, wie die den Vergißmeinnicht-Lesern bekannte Viktoria, Emerentiana, Koletta und Margareta, knieten oft bis 11 Uhr nachts in heißem Gebete auf ihren am Boden liegenden Strohsäcken; sie glaubten, sie müßten die Erhaltung des teuren Lebens von Gott erflehen.

Die Krankheit nahm inzwischen immer bedenklichere Formen an und alle vom Arzte vorgeschriebenen Medizinen und Anwendungen schlugen fehl. Da baten drei der tüchtigsten Kafferndoktoren, Männer ehemaliger Marienhausmädchen, gar innig, ihre eigenen Arzneien versuchen zu wollen. Da letztere ganz harmloser Natur waren, gaben die Vorgesetzten schließlich ihre Erlaubnis. Da war es nun rührend zu sehen, wie der schwarze Doktor seine Medizin jedesmal vorher segnen ließ, und wie die gute Viktoria, unser ältestes Marienhausmädchen, das für immer bei uns bleiben will, mit der Flasche zuerst zur Kirche eilte, dort inbrünstig betete und sie erst dann der Kranken überbrachte. Daß auch unsere eigenen Schwestern fleißig mitbeteten und sich liebevoll in die Pflege ihrer kranken Mitschwester teilten, bedarf wohl kaum einer eigenen Erwähnung.

Schwester Koletta litt viel und schwer, bei Tag und bei Nacht. Auf eine zeitweilige scheinbare Besserung folgte regelmäßig ein schwerer Rückfall, der sie fast an den Rand des Grabes brachte. Sie wurde mit den hl. Sterbsakramenten versehen und am 15. Juni 1912 transportierte man sie mit aller Liebe und Sorgfalt nach Mariannhill zur Operation. Doch hier gewann der Doktor die traurige Gewißheit, daß es sich um ein schon weit vorgeschrittenes Krebsleiden handle und mußte daher von der Operation Abstand nehmen.

Es folgten noch schwere Leidenswochen. Auch in Mariannhill wurde der Kranken allseitige Liebe und die opferwilligste Pflege zuteil, und häufig erfreuten sie freundliche Nachrichten aus Czenstochau. Zuweilen beschlich sie allerdings ein stilles Heimweh nach der trauten Missionsstation, auf der sie fast ihr ganzes Ordens- und Missionsleben zugebracht hatte, allein der Gedanke an Gottes heiligen Willen hielt sie in allen ihren Leiden und Kämpfen immer wieder aufrecht.



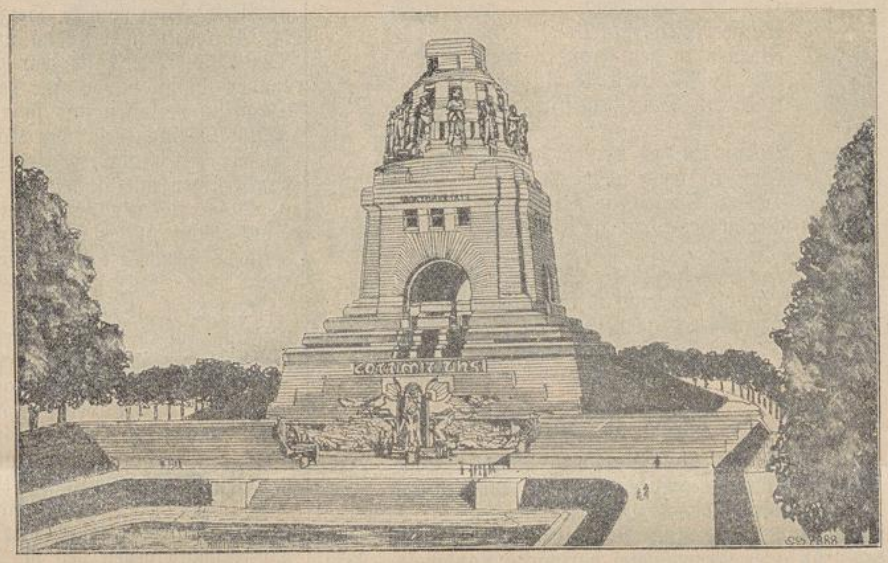
Marie Antoinettes letzter Gruß an ihre Kinder. (Text siehe Seite 239).

Endlich nahte die Stunde der Auflösung; ihre Leiden und Nöten waren aufs höchste gestiegen. Sie empfing nochmals die hl. Kommunion als Wegzehrung, dankte allen für das ihr erwiesene Gute und hauchte sodann nach Empfang der Generalabsolution unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu still und friedlich ihre Seele aus. Es war 3/4 1 Uhr, am 10. Februar, am Feste

der heiligen Scholastika, der großen Zwillingsschwester des hl. Vaters Benedikt. Zugleich gedenkt die Kirche an jenem Tage der hl. Mechtildis, der bekannten großen Verehrerin des göttlichen Herzens Jesu und einer der Hauptpatrone unserer Schwesterngenossenschaft.

Gegen Abend verkündete ein Telegramm die Trauerkunde hieher nach Czenstochau. So klar man auch seit Monaten dieses Ende vorausgesehen hatte, so weckte die Kunde hievon doch allseitige Trauer und Bestürzung. Am tiefsten und aufrichtigsten war natürlich der Schmerz bei unsern Marienhausmädchen. Den ganzen kommenden Tag herrschte gleichsam Todesstille auf unserer sonst so lebhaften Missionsstation. Die Mädchen und auch einige junge Frauen aus dem Christendorfe gaben und sammelten kleine Beiträge zum Lesen heiliger Messen und vor der Muttergottesstatue im Marienhause brannten den ganzen Tag drei geweihte Kerzen. Den meisten ging es tief zu Herzen, daß sie in der Ferne starb und es ihnen nicht gegönnt ist, am Grabe der geliebten Mutter zu beten.

Schwester Koletta ist nun, wie wir zuversichtlich hoffen, im beseligenden „Hafen der Ruhe" angelangt, die Armen von Czenstochau aber und seiner näheren und ferneren Umgebung haben viel an ihr verloren. Die Verblichene hat übrigens im hiesigen Marienhause eine gute Nachfolgerin bekommen, nämlich die unsern Lesern rühmlichst bekannte Schwester Engelberta. Schwester Engelberta arbeitete als Lehrerin der hiesigen Mädchenschule und der Volksschule im nahen Christendorf über zwei Jahrzehnte hindurch als treueste Freundin und Beraterin neben Schwester Koletta und ist daher mit den dortigen Missionsverhältnissen aufs beste vertraut. Wer von unsern Lesern und Leserinnen will nun der genannten Schwester, die zugleich die eifrigste Mitarbeiterein des „Vergißmeinnicht" ist und gewiß schon viele durch ihre interessanten Missionsberichte erfreut hat, zu ihrem Troste, denn sie trauert sehr um Schwester Koletta, und zum glücklichen Beginn ihres neuen Amtes einige Stoffe und Stoffreste zusenden? Viele Schwarze sind überaus arm und bedecken ihre Blöße mit den armseligsten Lumpen. Mögen daher manche Stoffreste an sich auch unbedeutend sein, geschickte Schwesternhände wissen sie doch zusammenzustückeln und etwas Brauchbares daraus zu machen, zumal als Geschenke fürs kommende Weihnachtsfest. Gottes reichster Lohn und unser und unserer schwarzen Kinder fürbittendes Gebet ist den hochherzigen Spendern allzeit sicher.



Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. Clicholek, Berlin 68.

(Text siehe Seite 239).

Vom Blitze erschlagen.

Czenstochau. — „Der liebe Gott zürnt", pflegte eine fromme Mutter bei schweren Gewittern zu ihren Kindern zu sagen, besonders wenn eines derselben kein gutes Gewissen hatte. Ja, nicht selten geschieht es, daß Gott gleichsam im gerechten Zorne einen Menschen plötzlich durch einen Blitzstrahl dahinrafft.

Ein tragischer Fall ereignete sich kürzlich in unserer Nähe in einem heidnischen Kraale. Eine Mutter mit einem etwa drei Monate alten Säugling auf dem Rücken war eben damit beschäftigt, Mais auf dem Steine zu mahlen, als plötzlich ein Blitzstrahl herniederfuhr und dem Weibe den Hinterkopf spaltete, während dem Kinde kein Härchen gekrümmt wurde. Das verwaiste Kind wurde vom zuständigen Magistrate in Bulwer dem hochwürdigen Superior unserer Station übergeben mit der schriftlichen Bewilligung, dasselbe in der Mission bis zu seinem 18. Lebensjahr aufzuziehen. Das jähe Unglück der Mutter hat ihrem Kinde das unverhoffte Glück einer christlichen Erziehung gebracht. Die anderen Kinder, die mit in der Hütte waren, kamen mit einer Betäubung davon.

Glücklicher verlief das Unglück eines Blitzstrahles in unserem christlichen Dorfe. Der Blitz schlug in eine Wohnung ein und spaltete die Säule in drei Teile, während den Insassen nichts geschah, und sie nur den bloßen Schrecken hatten, ... ja einen solchen heilsamen Schrecken, daß er den etwas eingeschlummerten christlichen Geist der guten Leutchen dermaßen wachrief, daß sie den Samstag nicht abwarteten, sondern noch unter der Woche zur Beichte kamen. Ein anderer Vorfall verlief folgendermaßen: Ein Mann und ein fünfjähriger Knabe (beide noch Heiden) wurden vom Blitze erschlagen. Zugleich fielen zwei Personen besinnungslos nieder, und ein Mädchen trug große Brandwunden davon. Der Hausherr selbst, ein verstockter Heide, der noch keine Miene gemacht, sich zu bekehren, obgleich seine nächsten Verwandten alle katholisch sind, erhielt einen schwarzen Fleck im Gesicht gleichsam als Mahnzeichen. Das Haus endlich, hübsch und in Quadratform nach europäischer Art gebaut, wurde ein Raub der Flammen.

Den Schluß bilde folgende Begebenheit: Als kürzlich einer unserer Missionäre bei einem starken Gewitter in einem heidnischen Kraal zukehrte, wollte ein Mädchen

daselbst Feuer anzünden, wie es dort bei Gewittern üblich ist. Der Missionär wollte vom Feuer nichts wissen und fragte die Leute: „Fürchtet ihr denn euch so sehr vor dem Gewitter?“ — „Jetzt nicht“, lautete die Antwort, „weil du in unserer Hütte bist, und wir noch nie gehört haben, daß ein kathol. Missionär vom Blitze erschlagen worden wäre.“

Br. Adrian.

Königin des Rosenkranzes.

Königin des Rosenkranzes,
Mutter liebreich groß und mild,
Laß in Kindeslieb bekränzen
Uns dein hocherhabnes Bild.

Weiße Rosen, makellose,
Flechten in den Kranz wir ein;
Wie in Nazareth sie blühten
Um dein Häuschen still und klein.

Purpurrot das Blut des Sohnes
Floß in jener Leidensnacht;
Deiner Schmerzen still gedenkend,
Nimm der roten Rosen Pracht.

Auf dem Haupt die Sternenkrone,
Thronst du hoch in Herrlichkeit,
Drum sei deinem Gnadenbilde,
Goldne Rosenzier geweiht.

Gehet zu Joseph.

Eine Klosterfrau schreibt: „Eine junge Mitschwester erkrankte schwer an Lungenentzündung. Am 12. Tage glaubte der Arzt jede Gefahr beseitigt, da stellte sich nach zwei Tagen ein Rückfall mit hohem Fieber ein, das trotz aller Gegenmittel hartnäckig standhielt. Jetzt konstatierte der Arzt, daß beide Lungenflügel stark angegriffen seien und sprach die Befürchtung aus, es möchte die Krankheit in die sogenannte galoppierende Schwindsucht übergehen. Ich war darüber sehr betrübt, und während ich darüber nachdachte, ob es denn gar keine Hilfe mehr gebe, fiel mein Blick in dem soeben angekommenen „Vergißmeinnicht“ auf die bekannte Ueberschrift: „Gehet zu Joseph“. Eine innere Stimme sagte mir: „Ja, gehe zu Joseph, er wird helfen!“ Ich begann eine Novene, versprach Veröffentlichung und ein Almosen für die Mission. Schon am fünften Tag konstatierte der Arzt eine auffallende Wendung zum Bessern, die er sich gar nicht erklären konnte, und jetzt versieht diese Schwester wieder freudig die ihr obliegenden Berufspflichten. Tausend Dank dem hl. Joseph für die treue Hilfe! Ich erfülle hiemit mein Versprechen, lege 10 Mark Almosen für die Mission bei und werde mich bemühen, Ihnen neue Abonnenten fürs „Vergißmeinnicht“ zuzuführen, damit auf diese Weise die Zahl der Verehrer des hl. Joseph sich ständig mehre.

„Vor einigen Monaten,“ so schreibt eine unserer Missionsschwestern, „wurde an mich die Aufforderung gestellt, das Harmonium-Spiel zu lernen. Das war für mich keine kleine Aufgabe, denn ich bin musikalisch nur wenig beanlagt und habe schon bald die Dreißiger Jahre hinter mir. Ich nahm jedoch meine Zuflucht zum guten Vater Joseph und machte mich im festen Vertrauen auf seine Hilfe ans Werk. Nach dreimonatlichen Uebungen war ich schon so weit, daß ich ein mehrstimmiges Hochamt begleiten konnte. Drum tausend Dank dem treuen heiligen Vater Joseph! Unter seinen besondern Schutz und Segen will ich auch künftighin all meine Arbeiten und Bestrebungen stellen!“ —

„Seit längerer Zeit bete ich in einem großen Anliegen zum hl. Joseph, konnte aber bis jetzt keine Erhörung finden. Ich glaube der Grund ist der, daß ich meinem früheren Versprechen, im „Vergißmeinnicht“ für erlangte Hilfe öffentlich zu danken, nicht nachgekommen bin. Ich will es daher heute tun. Der Fall lag so: Ich war neben anderen leiblichen und geistigen Anliegen in großer Sorge um einen jungen, verirrten Menschen, der sich in böser Gesellschaft befand, sowie um einen jungen Konvertiten, dem große Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Ich wandte mich an U. L. Frau vom hl. Herzen, an den hl. Joseph, den hl. Antonius von Padua und den hl. Apostel Judas Thaddäus. Die Hilfe war ganz augenscheinlich: jenen jungen Mann bewog eine heftige Gewissensunruhe, die Stadt zu verlassen und so aus der gefährlichen Gesellschaft auszuscheiden, der Konvertit aber konnte ungehindert den geplanten Uebertritt in unsere Kirche bewerkstelligen und ist seitdem ein treuer, eifriger Katholik. Mögen die genannten Heiligen diese meine verspätete Danksagung in Gnaden annehmen und mich auch in meinem gegenwärtigen Anliegen Erhörung finden lassen, wenn es so Gottes heiliger Wille ist“.

Ein Gymnasiast schreibt: „Vor einiger Zeit kam mir plötzlich auf ganz unerklärliche Weise ein wertvoller Gegenstand abhanden, dessen dauernder Verlust mir große Unannehmlichkeiten gebracht hätte. Angespornt durch die vielen Gebetserhörungen im „Vergißmeinnicht“ nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, versprach ein kleines Almosen und Veröffentlichung im genannten Missionsblättchen. Und siehe, schon im nächsten Tage fand sich der Gegenstand und zwar an einem Orte, wo ich ihn nie gesucht hätte. Ich trage hiemit meine Dankesschuld gegen den hl. Joseph ab mit dem festen Vertrauen, er werde mir auch fernerhin in allem ein getreuer Helfer und Beschützer sein.“

„In unserer Stallung war ein wertvolles Stück Vieh erkrankt. Der Tierarzt erklärte, es müsse schnellstens geschlachtet werden. Schon war alles hiefür bereit, da bat meine Mutter nochmals um eine Stunde Aufschub und versprach in der Zwischenzeit eine Novene zu Ehren des hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung. Sofort trat ganz unerwartet eine so auffallende Besserung ein, daß vom Schlachten des Tieres Abstand genommen werden konnte. Auch sonst hat meine liebe Mutter, so oft sie sich in einem besonderen Anliegen an den hl. Joseph wandte, die erwartete Hilfe gefunden.“

„Vor einem halben Jahre fiel mein Sohn beim Militär in eine schwere Krankheit, die eine Gliederlähmung zur Folge hatte. Der Lazarettarzt erklärte, mein Sohn werde noch lange dienstunfähig bleiben. In meiner Not begann ich eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Kurz darauf besserte sich der Zustand meines Sohnes derart, daß er nach acht Tagen schon wieder seinen Dienst aufnehmen konnte. Aus Dankbarkeit lege ich 50 Mark Missionsalmosen bei und ermahne alle, recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, denn er vermag alles bei Gott.“

Ein neuinstallierter Pfarrer schreibt: „Tausend Dank dem lieben hl. Joseph für die Erhörung in einem wichtigen Anliegen! Wochenlang stiegen heiße Gebete aus

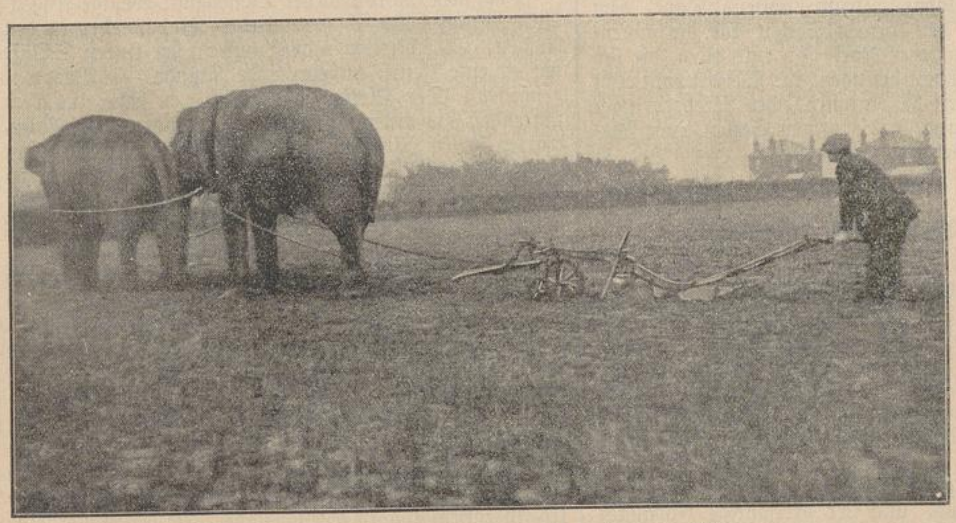
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vielen Herzen zum mächtigen Nährvater Jesu empor, doch jeder neue Tag war eine neue Prüfung in geduldigem Warten und Vertrauen. Die gewünschte Erhörung schien bereits ausgeschlossen zu sein, doch die Gebete drangen noch immer zum Himmel, nur noch heißer und dringender als zuvor. Siehe, da nimmt die bereits verloren gegangene Sache eine andere Wendung. Noch ein paar Tage bangen Harrens, und jubelnd rufen die treuen Beter aus: „St. Joseph hat doch noch geholfen!" Drum ihr Bedrängten alle: geht mit größtem Vertrauen zum lieben, heiligen Joseph!" —



Eigenartige Feldbestellung in Europa: Kamele beim Pflügen.

Es liegen vor mir noch 73 Briefe auf dem Redaktionstische. Sie alle rühmen die Macht der Fürbitte des hl. Joseph; wollte ich alle aufnehmen, sie würden das ganze Blättchen füllen. Ich muß mich daher begnügen, den Inhalt nur summarisch anzudeuten: „Der hl. Joseph hat geholfen! Ein Mädchen blieb von Blutsturz und langwieriger Krankheit, die sie so sehr fürchtete, bewahrt; in einer Pfarrei wurde einem erkrankten Herrn noch so viel Lebenszeit geschenkt, daß eine wichtige Angelegenheit zuvor nach Wunsch geregelt werden konnte; ein Abonnent fand rasche Heilung, so daß eine gefürchtete Operation nicht mehr nötig war; ein Schwerkranker, der schon lange nicht mehr gebeichtet hatte, empfing rechtzeitig die heiligen Sterbesakramente; ein vierjähriges Mädchen wurde von einem schweren Ohrenleiden geheilt, ein langjähriger „Vergißmeinnicht"-Leser von einem beschwerlichen Lungenkatarrh, und zwar so gründlich, daß der Arzt von dem genannten Uebel keine Spur mehr entdecken konnte. Ein dem Trunke ergebener Mann besserte sich infolge der vielen Gebete, die seine Frau zu Ehren des hl. Joseph verrichtete; ein stellungsloser Mann bekam einen neuen, schönen Posten, ein Student, der in Gefahr war, repetieren zu müssen, machte ein günstiges Examen; ein elfjähriger Knabe hatte ein Auge verletzt und fand, obschon das Unglück am späten Abend stattgefunden hatte, und der Arzt zwei Stunden weit entfernt wohnte, noch rechtzeitig Hilfe; bei längerer Verzögerung wäre das Auge verloren gewesen. (5 Mark Almosen für die Mission.) Eine Leserin fand Hilfe in einer großen Geldverlegenheit, eine andere Hilfe in einer gefahrvollen Entbindung, eine dritte konnte ihr Kind in einer guten Erziehungsanstalt unterbringen. Eine Postulantin dankt für die Gnade der Berufung zum hl. Ordensstande; eine Person wurde von schweren Versuchungen befreit und spendete aus Dankbarkeit 200 Mark Missionsalmosen, eine andere 5 Mk. aus Dank für die Heilung von einem Krebsleiden, eine dritte 10 Mk. wegen Hilfe in einer Erbschaftsangelegenheit. Eine Leserin betete um guten Hausverkauf und um ein Geschäft, wo sie alle Tage in die Kirche gehen konnte; ihr Gebet fand Erhörung; in einer bedrängten Familie fand der Mann eine



Eigenartige Feldbestellung in Europa: Elefanten beim Pflügen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

passende Anstellung bei der Bahn, ein Knabe konnte ein anständiges Handwerk erlernen, und ein Kind, dem in einer Futterschneidmaschine der Mittelfinger total gespaltet worden war, wurde rasch geheilt. Eine Abonnentin dankt dem hl. Joseph für die Erlangung eines guten Dienstboten und die zweimalige Errettung ihres Schwagers aus großer Lebensgefahr, eine arme Witwe berichtet von rascher Heilung von schwerem Magenleiden und spendet aus Dank 5 Mark Missionsalmosen. Ein Leser, der an Herzerweiterung litt, fand Hilfe und eine passende Stellung, eine Leserin, die von Gicht und Gelenk-Rheumatismus geplagt wurde, fand Heilung nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph. — Möge die wahre Verehrung des hl. Joseph, dieses großen Helfers in jeder Not, allüberall aufblühen und zunehmen von Tag zu Tag!

Andacht zum hl. Antonius und zu den armen Seelen.

Ein „Vergißmeinnicht"-Leser aus Westfalen schreibt: „Vor längerer Zeit hatte ich einen Fehlbetrag von 100 Mark zu beklagen. All' meine Bemühungen, den Verbleib aufzuklären, blieben erfolglos, so daß ich nach menschlichem Ermessen keine Aussicht auf Wiedererlangung der genannten Summe hatte. Da nahm ich recht vertrauensvoll meine Zuflucht zum hl. Antonius, dem Wiederbringer verlorener Sachen, sowie zu den armen Seelen im Fegfeuer. Ich versprach im Verein mit meiner Frau eine hl. Messe und im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn schon am folgenden Morgen wurde mir der volle Betrag prompt überbracht.

In jüngster Zeit hatte ich nach überaus angestrengter Arbeit nochmal das Mißgeschick, nach Dienstschluß einen Fehlbetrag von 100 Mark feststellen zu müssen. Allerdings lag diesmal die Sache insofern für mich günstiger, daß ich mit ziemlicher Bestimmtheit den Verbleib nachweisen konnte, aber selbst diesen günstigen Umstand glaube ich nur der Fürbitte des hl. Antonius und der armen Seelen verdanken zu müssen. Trotzdem waren meine Bemühungen diesmal nicht so schnell erfolgreich und man konnte sich nicht sogleich zur Herausgabe des Betrages verstehen. Einige Tage schwebte ich in Hangen und Bangen, bis wir uns abermals an unsere getreuen Helfer in der Not wandten; auch diesmal war unser Vertrauen herrlich belohnt. Drum tausend Dank dem hl. Antonius und den armen Seelen für die augenscheinliche Hilfe in unserer Not! Ich rufe allen, die sich in ähnlicher Verlegenheit befinden, zu: Wendet euch recht vertrauensvoll an den hl. Antonius, den Wiederbringer verlorener Sachen, und an die armen Seelen, euer Vertrauen wird nie unbelohnt bleiben!"

Kinder haben einen Schutzengel.

Eine Leserin des „Vergißmeinnicht" schreibt uns aus Nordamerika folgendes: „Am 3. Dezember 1912 fuhr ich mit meiner Familie von Wien nach Triest. Wir benützten die Südbahn, und es befanden sich über 20 Auswanderer im Zug. Am ersten Tag ging alles gut; am 4. Dezember in der Frühe — es mochte etwa ½6 Uhr morgens sein, und war noch dunkel, — erwachten meine drei Kinder, von denen das älteste sechs, das jüngste drei Jahre alt war, und verlangten auf das Klosett geführt zu werden. Ich ging natürlich mit; die zwei größeren Kinder liefen voraus, und der dreijährige Johannes blieb im Gange stehen.

Während ich nun dem mittleren, 4½jährigen Kind die nötige Aufmerksamkeit schenke, verspüre ich auf einmal vom Rücken her einen eiskalten Zug und bemerke mit Schrecken, daß die Wagentüre offen steht und mein kleiner Johannes verschwunden ist! — Ich eile auf das erste Trittbrett herunter, unschlüssig, ob ich den Sprung ins Freie wagen solle oder nicht; doch eine innere Stimme hielt mich davon zurück. Ich sehe vom Kinde keine Spur, vernehme auch keinen Laut. Ich eile ins Coupé, in der stillen Hoffnung, der Kleine möchte vielleicht dorthin zum Vater zurückgekehrt sein. Doch das war nicht der Fall. „Um Gottes willen," rufe ich, „das Kind ist aus dem fahrenden Zug gefallen!" Alle Mitreisenden wachen auf, man zieht alle Notbremsen; umsonst, nicht eine einzige funktioniert. Die Leute rufen auf beiden Seiten zu den Wagenfenstern hinaus, doch niemand hört uns, die Türen zu den andern Waggons sind verschlossen, und der Zug rast mit unverminderter Geschwindigkeit durch eine öde, menschenleere Gegend dahin, als wäre nichts geschehen! — Es blieb mir in meiner Not nichts anderes übrig, als mein armes Kind dem Schutze seines hl. Engels und dem hl. Antonius von Padua zu empfehlen.

Endlich hält der Zug auf der Bahnstation Loitsch. Doch bevor ich noch das Unglück melden kann, kommt uns schon der Stationsvorstand mit der Kunde entgegen, das aus dem Wagen gefallene Kind sei aufgefunden worden und werde in wenigen Minuten mit dem Schnellzug eintreffen; es sei gesund und wohl und habe nur eine kleine, ganz unbedeutende Verletzung davongetragen. Das alles hatte inzwischen der Telegraph gemeldet.

Ich konnte jedoch der Sache nur halben Glauben schenken und wollte auf der Station die Ankunft des Schnellzuges abwarten, während mein Mann mit den beiden andern Kindern weiterfuhr, da er zur bestimmten Zeit in Triest eintreffen mußte. Im Stationsgebäude nahm mich ein Polizist in ein strenges Verhör; er glaubte, es liege eine Fahrlässigkeit von meiner Seite vor, und das Kind sei aus dem Fenster gefallen, denn der Kondukteur hatte erklärt, die Türe sei verschlossen gewesen. Ich konnte natürlich nur den Tatbestand berichten, ob etwa die Türe von einem Mitreisenden aufgemacht worden war, entzog sich meinem Wissen.

Doch siehe, da kommt der Schnellzug! Wenige Augenblicke darauf halte ich mein liebes Kind wieder in den Armen! Es fehlt ihm nichts; nur an der linken Schläfe hat es eine kleine, unbedeutende Wunde. — Was war geschehen? Der Kleine sagte selbst, er habe aus dem fahrenden Zug einen Purzelbaum geschlagen. Ein Bahnwärter, dessen Häuschen ganz in der Nähe war, hörte ihn „Mama" rufen; er ahnte sofort ein Unglück und es gelang ihm, den nachkommenden Schnellzug zum Stehen zu bringen, sonst wäre wohl das Kind, das mit dem Kopf auf der Eisenbahnschiene lag, überfahren worden.

In Triest angekommen, versäumten wir natürlich nicht, dem edlen Retter unseres Kindes, dessen Adresse wir inzwischen erfahren hatten, ein inniges Dankschreiben nebst einer kleinen Belohnung zu schicken. Den vollen Lohn muß ihm der liebe Gott bezahlen, ich vermag es nicht.

Ich schreibe die Rettung meine Kindes dem heiligen Schutzengel und dem hl. Antonius zu, denen ich hiemit öffentlich meinen herzinnigen Dank ausspreche. Möge jeder, der diese Zeilen zu Gesicht bekommt, rechtes Vertrauen fassen und in Stunden der Not ebenfalls seine Zuflucht zu den genannten Patronen nehmen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria Antoinettes letzter Gruß an ihre Kinder.

(Mit 2 Bildern Seite 234.)

Jüngst wurde in dem Museum einer französischen Provinzstadt das Gebetbuch entdeckt, welches die unglückliche Königin von Frankreich, Maria Antoinette, Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, noch kurz vor ihrer Enthauptung in den zitternden Händen gehalten hatte..

Auf dem Rücken der Seite 219 lesen wir die von der Königin kurz vor ihrem Tode eigenhändig geschriebenen ergreifenden Abschiedsworte an ihre Kinder: „Ce 16 octobre, à 4 h. ½ du matin. Mon Dieu! ayez pitié de moi! Mes yeux n'ont plus de larmes pour pleurer pour vous, mes pauvres enfants: adieu, adieu! — Marie Antoinette."

Zu Deutsch: „Am 16. Oktober, 4½ Uhr morgens. Mein Gott, sei mir gnädig! Meine Augen haben keine Tränen mehr, um sie für euch zu vergießen, meine armen Kinder! Lebt wohl, lebt wohl! — Marie Antoinette."

Beim Anblick dieser denkwürdigen Zeilen wird jedes menschliche Herz von den tiefsten Gefühlen ergriffen. Was mag die arme Königin, der man sogar jeden priesterlichen Beistand verweigert hatte, gelitten haben! Ihre letzten Gedanken galten Gott und ihren zwei armen Kindern. Der Glaube allein kann in solchen Stunden trösten.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

(Siehe Bild Seite 235),

das seiner feierlichen Einweihung am 18. Oktober entgegengeht, ist das größte Denkmal der Welt. Es überragt mit seinen 91 Metern das bisher größte Denkmal, die von den Franzosen Amerika geschenkte Freiheitsstatue am Eingang des Newyorker Hafens um 11 Meter.

12½ Tausend Kubikmeter Granit (im Gewichte von mehr als ½ Million Zentner) aus den Beuchaer Steinbrüchen in der Nähe Leipzigs und 100 000 Kubikmeter Zementstampfbeton sind in das Denkmal eingebaut. Das Ganze hat ein Gewicht von 10 Millionen Zentner oder einer Milliarde Pfund. Das Denkmalsgelände hat eine Längenausdehnung von einem halben, eine Ausdehnung in die Breite von einem viertel Kilometer. An Höhe kommt dem Völkerschlachtdenkmale von deutschen Denkmälern das auf dem Kyffhäuser errichtete mit 65 Meter am nächsten, dessen Rauminhalt aber sechzehnmal kleiner ist als der des Leipziger Males. Das Denkmal auf dem Niederwalde ist nur 38,6 Meter hoch. Die Gesamtkosten des Völkerschlachtdenkmals werden sich auf 6 Millionen Mark belaufen, die der Deutsche Patriotenbund in zwanzigjähriger mühevoller Arbeit zusammengebracht hat.

Das in Pyramidenform sich aufbauende Denkmal enthält im Innern eine Kuppelhalle von 68 Meter Höhe, in der ein ganz ansehnlicher Kirchturm Platz fände. Durch zweimalige Unterbrechung der Decke ist die Halle in drei Teile gegliedert, eine Krypta, eine Ruhmeshalle und einen Oberbau. In der Krypta sind 8 Pfeiler eingebaut, die in 5½ Meter hohen Schicksalsmasken endigen, an jedem Pfeiler stehen 2 Krieger von je 3½ Meter Höhe; in der Ruhmeshalle sitzen 4 allegorische Kolossalfiguren von 9,60 Meter Höhe, welche die Opferfreudigkeit, die Tapferkeit, die Glaubensstärke und die deutsche Volkskraft darstellen. Zu jeder Figur waren über 5000 Zentner Granit (100 Kubikmeter) erforderlich. An den 4 Figuren allein wurde über 3 Jahre gearbeitet. Die Kuppelwölbung der Ruhmeshalle umgeben 324 gleichgebildete Reiterfiguren in 11 Reihen übereinander. Sie sind der einzige Schmuck des Denkmals, der in Beton gebildet ist. Am Oberbau des Denkmals stehen außen 12 Kriegergestalten von je 12 Meter Höhe, jeder dieser „Wächter der Freiheit" wiegt über 4000 Zentner. Den Abschluß des Ganzen bildet eine gigantische aus 120 Werkstücken hergestellte quadratische Deckplatte von 10,60 Meter Seitenlänge und rund 3,60 Meter Höhe.

Eigenartige Feldbestellung in Europa.

(Mit 2 Bildern Seite 237.)

Lord Saenger, einer der berühmten englischen Zirkusbesitzer, wurde vor kurzem ermordet, und sein Sohn erbte den Zirkus und den gewaltigen Landbesitz. Das Eigenartige in diesem Zirkusbetriebe ist, daß er nur im Sommer in den Provinzen seine Vorstellungen gibt, während im Winter der ganze Zirkus auf dem Landgute untergebracht ist und die verschiedenen Tiere zur Bestellung der Felder verwendet werden. Elefanten und Kamele helfen beim Pflügen, Ackern und anderen Arbeiten. Es ist für den Europäer ein eigenartiger Anblick, die Tiere bei dieser Arbeit zu beobachten. Die Photographien wurden erst vor kurzem angefertigt.

Vergißmeinnicht.

Ein langersehnter Bote
Tritt heut zu mir herein,
Ein Heftchen reicht er schlicht,
Mehr hat er diesmal nicht.

Und doch bin ich zufrieden,
Bin wirklich hocherfreut,
Denn jetzt ist mir beschieden
Ein gemütlich Stündchen heut.

Das traute Heftchen kündet
Die besten Grüße mir
Von meinen lieben Schwarzen
In Afrikas Revier.

Und kennst du dieses Heftchen?
Will dir's verschweigen nicht,
Es trägt 'nen schönen Namen,
Es heißt „Vergißmeinnicht".

(Eine eifrige Leserin aus Budapest.)

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man letztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder drittnächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogen. „Schleifen-Nummer", die sich auf jeder unserer Adressen findet.

H. H. 100 Fr. dankend erhalten. Gott lohne es!

Seedorf (Württemberg). — 300 Mk. nach Intention des Gebers erhalten. Herzliches „Vergelts Gott!"

Radl, Memento für verstorbenen Vater, 20 Kr.

Bonndorf. — Betrag von 50 Mk. dkd. erhalten. Gott segne es!

Lesina. — Bestätige mit Dank den Empfang von 30 Kr.

A. B. 40 Mk. dankend erhalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herzinnigen Dank dem Junggesellen-Verein in Rheinbrohl, sowie all denen, die zu der schönen, am 21. Juni daselbst abgehaltenen Missionsausstellung beitrugen. Die schönen Paramente, sowie die schmucken vielen neuen Kleidchen, Mützen usw. waren uns hochwillkommen und weckten großen Jubel unter unsern schwarzen Kindern und Neubekehrten in Afrika. Gott möge es den hochherzigen Spendern reichlich lohnen!

Neuß. J. J. 104 Mk. für 4 Heidenkinder und Antoniusbrot dkd. erhalten, desgleichen von G. A. ein Paket für Triashill.

Von „Ungenannt" aus Wien 100 Kr. erhalten. Von Frl. G. 50 Kr. Herzliches Vergelt's Gott!

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Glasmühl, Würzburg, Wasserburg, Gumpen, Lohkirchen, Hainstadt, Bonndorf, Ludwigshafen, Götzingen, Lösheim, Ingolstadt, Zwiglmühle, Ulm, Steinbach, Wilburgstetten, Wildberg, St. Martin bei Meran, Wartberg a. d. Krems, Lesina, Breslau, Bielendorf, Wassen, Wohlen, St. Gallen, Haynau, Vilters, Dietikon, Kt. Zürich, Hägendorf, Sillianberg, St. Nikolaus, Linz, Vöcklabruck, München, Schaan, Vorarlberg, Villa-Möve, Breslau, Dortar, Gablonz, Nördlingen, Ehingen, Konstanz, Offenburg, Bayersoien, Enschweiler, Wiesen, Römershag, Mühlhausen, Jettenhausen, Geisa, Hosen, Inwil, Winterthur, Altdorf, Freiburg, Forst, Schorn, Rieden, Todtmoos, Frohnstetten, Straubing, Wutöschingen, Ebersbach, Pulmanskirchen, Neusatz, Kotzendorf, Reinfurt, Neufang, Frochheim, Dirnstein, Ottroff, Kronenburg, Wohlen, Engelburg, Bremgarten, Oberegg, Ettingen, Entlebuch, Langenneunforn, St. Gallen, Mörschwil, Mümliswil, St. Fiden, Stein, Kirchberg, Lommis, Neuenhof, Gersau, Lugano, Zürich, Gelfingen, Altstätten, Gretzenbach, Basel, Letze, Ems, Herznach, Rothenburg, Einsiedeln, Hohenhäusling, Ketten, Breitenbach, Hochhausen, Tiefenstein, Hettstadt, Würzburg, Acholshausen, Stuttgart, Reimlingen, Mönchberg, Würzburg, Oberkirch, Zell a. H., Saaralben, Pfaffenhausen, O.-A. Ruhstorf, Königshofen, Günzburg, München, Ganghoferstraße, Fraunberg, Wernarz-Brückenau, Roßhaupten, Gözzingen, Rinnenthal, Straubing, Parkstetten, Ehingen a. D., Würzburg, Nördlingen, Ansnang, Wutöschingen, Hohenwart, Postau, Wöllstein, Unterschneidheim, Freiburg i. B., Breisach, Erlach, Wustweiler, Loibling, Nebelschütz, Langheim, Weingarten, Kolmar, Inglingen, Zürich, Willisau, Waltenschwil, Beckenried, Gersau, Bettwiesen, Lichtensteig, Gams, Oberegg, Mels, St. Gallen, Niedernzwil, Schmerikon, Dorfbach, Betten, Ermensee, Frauenfeld, Niederwald, Goffau, Zermatt, Oberriet, Würselen, Dalinghaus, Bonn, Köllinghausen, Oberzier O., Dahlhausen, Osterfeld, Menden, Eupen, Wevelinghoven, Heppendorf, Bondorf, Rodingen, Saarlouis, Buer, Brand, Fischbach, Dieblich, Dannerhof, Harff, Uder, Ettelbrück, Förde, Langenholthausen, Rhede, Wannweil, Gelsenkirchen, Würselen, Niederfeld, Mainz, Neukirchen, Hagen, Essen, Aspelt, Altena, Spurkenbach, Mehlem, Davensberg, Boxhorn, Graz, Budapest, Melk a. Donau, Salzburg, Czernowitz b. Brünn, Uerom, Ungarn, Zeiselmauer, Haag, Königsfeld b. Brünn, Murau, Graz, Jicin, Feldkirch, Vorarlberg, Wien XIII, Groß-Köstendorf, Zeilern, Antiesenhofen, St. Margarethen bei Linz, Hohenelbe, Sierning, Weng b. Admont, Mariaschein, Schwarzenberg, Marienbad, Einsiedel b. Marienbad, Girlan, Tirol, Temesvar, Dornbirn, Budaösch, Ketzelsdorf b. Königinhof, Ternberg, Graz, Hittisau, Raab, O.-Oe., Sopron Kethely, Gurten, Plan, Linz, Kratzau, Joslowitz, Klösterle, Kaaden, Linz, Wartberg-Krems, Sexten, Grulich, Sierning, Admont, Pyhre b. St. Pölten, Brixen, Mososzölnok, Ernsthofen.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Franziska Kleiner, Oberdorf. Josepha Scheidnagel, Blaichach. Alexander Kusch, Tischau. Josepha Kobert, Kleinhelmsdorf. Geistl. Rat Dr. Augustin Kluge, Neisse. Jos. Ant. Straßmann, Döttingen. Melchior Zemp, Uffikon. Joh. G. Felderer, St. Gallen. Karolina Mutter, Niederwald. Prof. Paul Sigwart, Altdorf. Maria Büeler, Ibach. Jos. Hof, Lauffen. Margaretha Vill, Oberweyer. Heinrich August und Elisabeth Kopp, Bürgel. Theres König, Kreuth. Michael Klüpfel, Oberpleichfeld. Joh. Weiß, Münchsgrün. Marg. Franz, Tirschenreuth. Hochw. Pfr. Ludwig Nusser, Günzburg. Franz Heinle, Reisensburg. Magdal. Brottinger, Günzburg. H. Deringer, Schwabmünchen. Johann Kühnhöfer, stud., Nürnberg. Sabina Mütsch, Sindeldorf. Anna Bachmeier, Haunersdorf. Ursula Blum, Linz. Adam Amberg und Albertine Gett, Würzburg. Therese Allgaier, Elzach. Monika Auth, Frankfurt. Elisabetha Bader und Alban Gabel, Distelhausen. Paul Leicht, Ehingen. Maria Knoblach und Seravin Wetzel, Mönchberg. Regina Streidt, München. Jacques Moos, Ungersheim. Franziska Schuster, Furth i. W. Margaretha Dotzer, Nürnberg. Elise Weiß, Hirschhöf. Barbara Pfeifer, Markirch. Anton Hösl, Klobenreuth. Kreszenz Zehetmaier, Hohenlinden. Emerentia Höfle, Schönleiten. Luise Bischoff, Seckach. Theresia Behringer, Stuttgart. Josef Sauter, Weingarten. Anna Dunkhöfner, Altenessen. Heinrich Aretz, Hoven. Ehrw. Schw. Eusebia, Remich. Barbara Ralfen, Heppendorf. Heinrich Wirtz, Sindorf. Nikolaus Schmitz, Werth. Frau H. Dautzenberg, Aachen. Herr Kaiser, Birkesdorf. Jakob Hambach, Hemmersbach. Nikolaus Fett, Eupen. Hochw. P. Gerhard, Neuendick. Frau Christian Weyer, Hangelar. Heinrich Simon, Bonn. Frau Marx, Obergartzen, Frau Dorsel, Firmenich. Elisabeth Epping, Westerholz. Christian und Anna Dernägel, Paderborn. Kaspar Menke, Gesefe. Franz Kieffer, Kopstal. Peter Prinz, Morsbach. Sophie Stein, Madfeld. Maria Ritsch, Klagenfurt. Michael Affenzeller, Leopoldschlag. Martin Sporn, Linz. Karoline Wagner, Arnsdorf. Ferd. Schrottbauer, Enns. Zäzilie Kaller, Schattau. Barbara Gantner, Girlan. Sebastian Lühter, Sillian. Lorenz Hold, St. Margareth a. Raab. Georg Buchauer, Niederndorf b. Kufstein. P. Friedrich Pachta, Leitomischl. Maria Plank und Josefa Trummer, Graz.

Mariannhiller Missionskalender 1914.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur:

Der politische Flüchtling.
Eine Woche im Belagerungszustande, nur ein Tröpfchen.
Die Todesbraut.
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Kaffee und Tabak bei den Türken.
Der arme Franzerl und seine Gatterlkreuzer.
Das Torpedo und seine Verwendung.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, den sel. Hermann Joseph darstellend, wie er vor einem Muttergottes-Altar dem lieben Jesukind einen Apfel reicht, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen teils aus unserer eigenen Mission, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von unserer auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretung zu beziehen und kostet ohne Postgebühr in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Der bescheidene Reingewinn ist für Missionszwecke bestimmt.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. August 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 11.

Köln a. Rh.
November 1913.



Am Allerseelentag in St. Wendel bei Mariannhill.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das einsame Grab.

Ich ging zum Gottesacker
Am Allerseelentag,
Wo mancher meiner Lieben
Im stillen Schlummer lag.

Es brannten helle Kerzen
Wohl auf den Gräbern rund,
Und Kreuz und Leichensteine
Viel Blumen schmückten bunt.

Es flossen heiße Tränen
In ungehemmten Lauf,
Und Seufzer und Gebete
Zum Himmel stiegen auf.

Ein Grab nur unter allen
Lag einsam und allein,
Verödet und verlassen
Ohn' Schmuck und Kerzenschein.

Und keiner wußte Antwort
Zu geben auf die Frag',
Wer wohl darin gebettet
So gar vereinsamt lag.

Ich aber fühlt von Mitleid
Die Seele mir bewegt,
Hab' auf den kahlen Hügel
Ein Kränzlein hingelegt.

Und eine helle Kerze
Die stellte ich dazu,
Und sprach ein Vaterunser
Für des Entschlaf'nen Ruh'.

Da war's, als stieg ein Grüßen
Aus dunkler Gruft empor,
Als dräng' ein sanftes Säuseln
Wie Flüstern an mein Ohr.

Als reichte mir von drüben
Aus unbekanntem Land
Ein Freund zum stillen Danke
Mit inn'gem Druck die Hand.

Die katholischen Missionen.

Generalleutnant z. D. Frhr. v. Steinaecker (Berlin) führte in der herrlichen Rede, die er auf dem deutschen Katholikentage zu Metz hielt, u. a. folgendes aus:

Wenn wir das weite Gebiet der Missionstätigkeit überschauen, können wir mit Stolz feststellen, daß die katholischen Missionen ganz Gewaltiges geschaffen, in ruhigem Fortschreiten begriffen sind und hundertfältig die von kolonialer Seite ihnen geliehene Unterstützung lohnen. Ich bezeichne die Missionierung als einen Kampf, als ein Ringen um jede Seele. (Beifall.) Wie müssen wir den Kampf führen, wollen wir ihn gewinnen?

Bei jedem Kriege kommt es darauf an, daß die eigene Basis, auf die man sich stützt, eine möglichst starke, an Ersatz und Vorräten reiche ist.

Die Basis für unseren Kampf in den Kolonien

ist die katholische Heimat. Soll draußen etwas geleistet werden, dann heißt es, dazu an der Basis alles bereit stellen. Hierzu gehören zunächst, um Lücken, die der Kampf gerissen, zu schließen, Soldaten. Das sind die Söhne und Töchter unseres Volkes, die den Beruf in sich fühlen, den Heiden das Evangelium zu predigen. Dazu gehören Missionsanstalten, in denen sie ausgebildet werden, es gehören dazu auch Führer, das sind die schon draußen gewesenen Missionare. Und wenn wir das alles haben, dann fehlt noch ein Mittel, das ist das Geld. Was tut ein Heer, wenn es in den Krieg rückt? Was tun die zu Hause Bleibenden? Sie alle wenden ihre Blicke hinauf zu dem höchsten Feldherrn, dem größten Heerführer, zu Gott dem Herrn, und bitten, daß er die Waffen segnet.

Ich will hier in der Westmark, die zu allen Zeiten das Verdienst sich zusprechen konnte, Glaubensstreiter in besonders großer Zahl hinausgeschickt zu haben, betonen, daß es an der Zeit ist, daß wir deutschen Katholiken die Basis unserer Missionstätigkeit verstärken an Mannschaften, an Geld, durch das Gebet. (Stürmischer Beifall.)

Ein immer größer werdendes Arbeitsfeld

eröffnet sich uns, immer größere Anforderungen treten im Missionswerk an uns heran. Mit der Arbeit unserer Missionare allein ist es nicht getan, Waffen und Munitionen werden verbraucht, sie müssen ersetzt werden. (Lebhafter Beifall.)

Dann noch eins: wenn man in ein erobertes Land eingedrungen ist, dann zieht man baldigst seine Hilfsquellen von der heimatlichen Basis näher heran. Das müssen auch wir tun. In der weißen Bevölkerung der Kolonie selbst muß die Missionierung eine feste Wurzel schlagen, eine neue Basis finden. Das muß eine verdoppelte Aufforderung an den katholischen Volksteil sein, recht viel geeignete Personen in die überseeischen Besitzungen zu senden.



Zum Katholikentag in Metz: Die Ehrentribüne mit den Bischöfen. Clichotek, Berlin 68.
Von links nach rechts: Dr. Faulhaber, Speier; Dr. Fritzen, Straßburg i. Elsaß; Dr. Corum, Trier; Dr. Benzler, Metz; Dr. Koppes, Luxemburg.

(Lebhafter Beifall.) Eine Armee, die nichts im Magen hat, kann nichts leisten. Unsere Missionare, die unter unsagbaren persönlichen Entbehrungen aller Art dort draußen die übernommene Aufgabe erfüllen, dürfen nicht Mangel leiden. (Stürmischer Beifall.) Unsere katholische Presse muß eine ständige Rubrik über Missionswesen haben, unsere Kanzeln dürfen an Predigten über dasselbe nicht leer werden. Das erweckt und fördert das Interesse an der großen Sache.

Ich weiß wohl, daß es in den letzten Jahren ganz entschieden besser geworden ist. Allein

die Bewegung ist noch nicht allgemein genug.

Die verschiedenen Missionsvereine müßten ganz andere Mitgliederzahlen aufweisen, die Sammlungen ganz andere Summen bringen. Der Andrang zu dem Beruf als Missionar muß größer werden. Und wir können mehr leisten und müssen mehr leisten, da das Deutsche Reich in den letzten Jahrzehnten reich geworden und Frankreich für die Missionierung das nicht mehr leisten kann, was es früher leistete. Begeistern wir uns gemeinsam für das weite Arbeitsfeld da draußen: denn:

Großes wirkt des Willens Kraft,
Größeres der Gedanke schafft.
Doch das Größte wird entblühen
Herzen, welche mächtig glühen.

Wer hätte das nicht schon erfahren! Unsere Versammlung steht unter dem Zeichen der Erinnerung an das Mailänder Edikt von 313. Mit dem Schritt aus den Katakomben begann damals die umfassendste Missionierung, die die Welt je gesehen, mit einem Erfolg, wie er beispielloser nicht gedacht werden kann. Das in hoc signo vinces war zur Tatsache geworden. Der Gott, der damals Konstantin dieses Feldgeschrei mit in die Schlacht gab, er lebt auch heute noch! Ein nicht minder großes Reich wie damals den Christenaposteln zur Verbreitung des Glaubens sich darbot, ist in unserer Zeit unseren Missionaren eröffnet. Unter demselben Zeichen wie ehemals ihre Vorgänger ziehen und zogen sie zu ihrem Werke aus. Und Sieg muß ihnen wiederum werden wie damals:

Denn von Christi Dornenkrone
Geht ein wunderbares Scheinen
Durch die Welt, das alle Völker
Muß durchleuchten und vereinen.

(Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Vom deutsch-österreichischen Katholikentag.

(Mit 2 Bildern Seite 243 und 244.)

Vom 15.—17. August l. J. fand in Linz a. D. der deutsch-österreichische Katholikentag statt, der einen herrlichen Verlauf nahm. Eine spezielle Missionsversammlung wurde dabei im Saale des Gasthofes zum „grünen Baum" abgehalten, der übrigens viel zu klein war, als daß er alle die vielen begeisterten Missionsfreunde hätte fassen können. Die Festrede, welche speziell auf die österreichisch-ungarischen Verhältnisse Bezug nahm, hielt der Hochw. P. Hansen, S. V. D. Am Schluß wurde einstimmig folgende Resolution gefaßt:

„Der erste österreichisch-deutsche Katholikentag in Linz erblickt in der Pflege des Missionswesens nicht nur eine alle Katholiken bindende Glaubenspflicht, sondern auch ein vorzügliches Mittel zur Förderung und praktischen Betätigung des praktisch-religiösen Lebens. Zu diesem Zwecke begrüßt und empfiehlt derselbe eine gesteigerte Tätigkeit durch persönliche Mitarbeit im apostolischen Missions-Berufe, sowie dessen opferwillige Unterstützung und Förderung durch mildtätige Anteilnahme an den bestehenden Missionsorganisationen und -vereinen. Insbesondere empfiehlt der Katholikentag die ebenso anregende als erbauliche Lesung von Missionsschriften, die über den Stand und die Erfolge des Missionswerkes orientieren."

Den Glanzpunkt des ganzen Katholikentages bildete die große Festprozession zur Gnadenmutter auf dem nahen Pöstlingberg, der Linz um 275 Meter überragt. Ueber 40 000 Personen nahmen an demselben teil; von ein Uhr nachmittags an flutete ein unabsehbarer Menschenstrom dem Petrinum, dem bischöflichen Knabenseminar in Urfahr zu, von wo aus die Prozession ihren Anfang nehmen sollte. Alle Stände waren da vertreten, von den Adeligen und hohen Kirchenfürsten angefangen bis herab zum schlichten Arbeiter. Allenthalben begegnete man den Fahnenträgern, die ihre Banner dem Petrinum zutrugen.

Um der Prozession die nötige Bewegungsfreiheit zu geben, war es nötig, die Spitze des Zuges bis über die erste Station des vom Tale bis zur steilen Höhe errichteten Kreuzweges hinauszuverlegen. Zu Hunderten waren die einzelnen Vereine erschienen, uns es war in der Tat ein imponierender Anblick, all diese über-



Der Dom in Linz a. D. nach seiner Vollendung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zeugungstreuen Katholiken zu sehen, die um ihre Fahnen geschart, sich anschickten, betend den steilen Kreuzweg hinanzupilgern zum Lobe und Preise der hehren Gottesmutter, deren Heiligtum von der Höhe des Berges heruntergrüßte.

An der Spitze der Prozession wurde eine Kirchenfahne getragen, dann folgte Verein auf Verein in solcher Zahl und Mannigfaltigkeit, daß es uns unmöglich ist, sie alle aufzuzählen. Wir erwähnen nur die Wiener Männer-Kongregationen, geführt vom bekannten Jesuitenpater Abel, den dritten Orden, den Verein der ewigen Anbetung usw. Es folgte der Radetzky-Militärveteranenverein mit Musik usw., nach den Veteranenvereinen kam die Dombaufahne mit den Dombauarbeitern in Schurzfell, die Jerusalempilger, Studenten des Kollegium Petrinum und die Studentenkongregation. Eine besonders hübsche Gruppe war die Kreuzgruppe. Voraus gingen die Edelknaben, denen die Knaben von der Erziehungsanstalt „zum guten Hirten" folgten, die Passionssymbole trugen. Zu beiden Seiten des Kreuzes, das von Dombauarbeitern getragen wurde, schritten weißgekleidete Mädchen mit Guirlanden. Dem Kreuze voraus gingen gleichfalls weißgekleidete Mädchen. Nach der Kreuzigungsgruppe kamen zahlreiche Vertreter des Ordens- und Weltklerus, das Domkapitel, die Prälaten, darunter Abt Baumgartner von Lambach mit der Infel, der Bischof von Linz Dr. Hittmair mit seiner infulierten Assistenz, den hochw. Herren Domdechant Kolda und Kanonikus Lohninger. An der Prozession nahmen auch teil: Der Hochwürdigste Fürsterzbischof von Wien, Friedrich Piffl, Bischof Hulka von Budweis, Weihbischof Mons. Waitz, Präsident des Katholikentages Dr. Porzer mit dem Präsidium, Prälat Hauser, zahlreiche Reichsrats- und Landtagsabgeordnete, Hunderte von Priestern und viele Herren und Damen aller Stände. Besonders erfreulich war es, im Zuge etwa 100 katholische Studenten in Couleur zu erblicken. Den Schluß der Prozession bildete eine unabsehbare Menschenmenge.

Bald war die Höhe um die Kirche herum von Schaulustigen dicht besetzt. Die Feuerwehr von Pöstlingberg und die umliegenden Wehren, die den Absperrungsdienst versahen, hatten schwere Mühe, das Spalier aufrecht zu erhalten. Der Platz vor der Kirche und das Plateau auf dem ehemaligen Festungsturm wurde für die Prozessionsteilnehmer freigelassen. Den Mittelpunkt der ganzen Szenerie bildete das hohe, mit Kränzen geschmückte Portal der Kirche, deren hochaufragende Fassade dem ganzen Bilde einen imposanten Hintergrund gab. Die steinerne Ballustrade vor dem Hauptportal war geschmückt und zur einer Kanzel umgewandelt, denn von dort aus sollte der Festredner zu der Menge sprechen und von dort aus sollte der sakramentale Segen gegeben und der Segen des Papstes verkündet werden. Von diesem Mittelpunkte aus gesehen boten die Abhänge des Berges rings um die Kirche mit den Tausenden und Tausenden, die auf die Prozession warteten, einen großartigen Eindruck.

Es erscheint Seine Durchlaucht, Graf Rüdiger von Starhemberg, um als Patronatsherr der Pfarrei Seine Eminenz den Kardinal-Fürsterzbischof Katschthaler von Salzburg zu begrüßen. Letzterer war seines hohen Alters wegen im Wagen auf den Pöstlingberg gefahren, hatte aber denselben oben an der Straße verlassen und stieg sodann, nach allen Seiten segnend die Höhe zur Kirche hinan. Nach kurzer Anbetung vor dem Allerheiligsten folgt eine gedrängte, aber schwungvolle Predigt, gehalten vom Jesuitenpater Boißl über das Thema: Katholiken, seid gläubig, seid einig und mutig. „In unsern Tagen", so sprach er, „ist die halbe, ja die ganze Hölle losgelassen wider unseren Glauben, um so stärker müssen wir stehen, so wie dieser Berg. Wenn der Wind noch so weht: uns mag er herabwehen, aber den Berg und die Kirche muß er stehen lassen. Unser Glaube ist das festeste, was es gibt. Weder die Männer des Umsturzes, noch die sogenannte Wissenschaft, noch menschliche Leidenschaft werden den Glauben niederringen. Der Herr hat es gesagt: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Unser Glaube ist das sicherste, was es gibt, jedes Wort ist gewogen und nach tausend Jahren steht unser Glaube noch Satz für Satz, Wort für Wort und wenn noch einmal ein paar tausend Jahre dahingegangen sind, dann werden die Männer und Frauen von dort dasselbe Credo beten, wie wir es in der Kindheit gelernt haben und heute noch beten. Unser Glaube ist das einzige, was bleibt für die Ewigkeit; alles Irdische wird vergehen, aber der Glaube wird uns hinübertragen. Liebe Mutter Gottes, ich verspreche es dir im Namen aller: Wir werden katholisch bleiben, komme was da wolle. Wir werden der Kirche angehören, welcher die Gottesmutter angehört hat — Maria war ja die erste Katholikin — und wir wollen immer zu jener Kirche gehören, die auf dem Felsen steht, auf den Dein Sohn sie hingestellt hat.

Aber die Mutter Gottes sagt uns noch ein zweites: Katholiken, seid einig! Wären wir immer einig gewesen, wir hätten längst die ganze Welt erobert. Wir haben dieselbe Mutter im Himmel, dieselbe Mutter auf Erden, die Kirche, und wir beten dasselbe Gebet zum Vater über den Wolken, wir knieen alle an derselben Kommunionbank und für uns alle hat der Heiland gebetet, daß wir eins seien, wie er mit dem Vater eins ist. Der Heilige Vater in Rom hat unserem Katholikentage geschrieben: So wie wir eine Sprache reden, so sollen



Der Pöstlingberg, bekannter Wallfahrtsort bei Linz a. D.,
zu dem gelegentlich des deutsch-österreichischen Katholikentages eine großartige Prozession stattfand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir auch ein Herz und eine Seele sein. Darum Katholiken hört es: Ein Herz und eine Seele, dann wird die Zukunft unser sein!

Noch ein drittes läßt uns die Gottesmutter sagen: Katholiken seid mutig! Wir dürfen nie vergessen, daß die Kirche nicht ein Menschenwerk ist, sondern Gottes Werk. Unsere Kirche ist göttlich vom Fundament bis zum Giebel und vom Giebel hinaus bis zum Kreuz, das auf dem Knauf steht: niemand wird es wagen, diesen umstürzen zu wollen. Freilich, Jahrzehnte mag der Kampf dauern — dreihundert Jahre hat man in den ersten Zeiten das Christentum niederzuringen gesucht und schließlich lag das Heidentum zerschmettert auf dem Boden und das Kreuz stand auf dem Kapitol. Das ist die Kirchengeschichte für die ganze Zukunft.

Aber eins sag ich Euch, angesichts der Gottesmutter: Der Entscheidungskampf ist nahe. Hie Christ, hie Antichrist, das ist die Parole; was dazwischen liegt, wird zermalmt werden. Wenn dann diese Stunde kommt, dann: wer Augen hat, öffne sie, um zu schauen, und wer zu klein ist, der steige auf die Dächer, damit er es sehe, denn der Augenblick dieses Schauspiels wird großartig sein. Auf der einen Seite die Revolution mit dem Dolch in der Faust und den Grimm im Herzen, auf der anderen Seite unsere Kirche — und wird dann unsere Kirche wehr- und schutzlos sein? — Nein, dann gehen die Wolken auseinander, und die Gottesmutter kommt herab, um ihren Kindern zu helfen. Wie lange der Kampf dauern wird, das weiß ich nicht, aber wie er ausgehen wird, das weiß ich sicher aus den Worten des Herrn: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

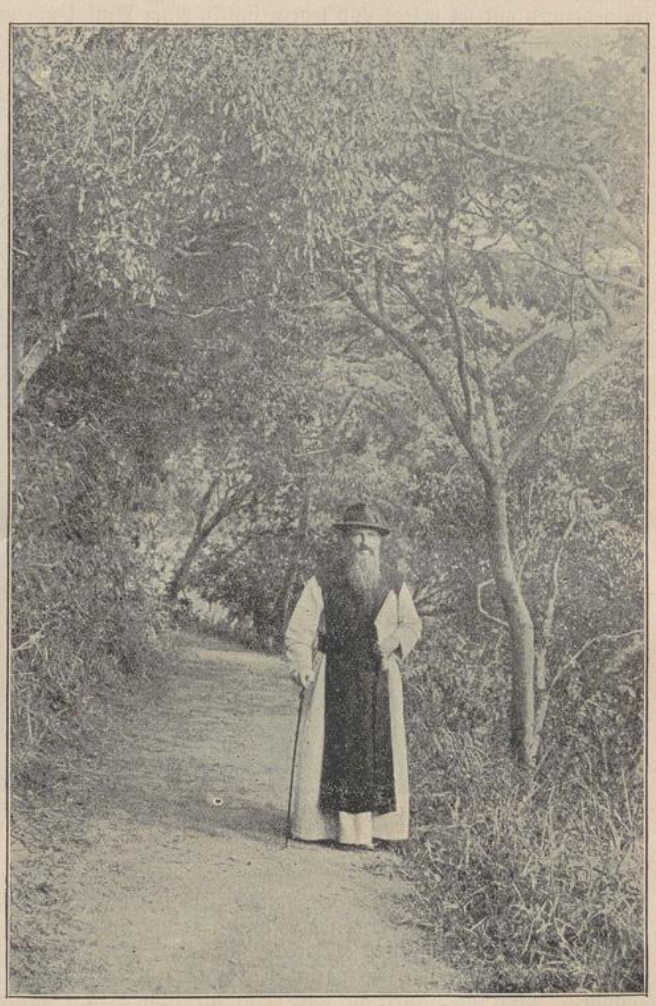
Katholiken! Nehmt vom großen Katholikentag die drei Wörtchen mit für immerdar: Bleibt gläubig, seid einig, seid mutig und uns gehört die Welt.

Mutter Gottes, schau hinaus in dieses schöne Land, sieh Dein Land, Dein Oberösterreich. Sieh die sonnigen Hügel und himmelanstrebenden Berge, schau die fruchttragenden Ebenen, die blauen Seen, sieh dieses treue Volk, das Dich so liebt mit seinen glänzenden Augen und den abgrundtiefen Herzen: das ist Dein Land. Und schau auch auf die Länder, die ringsum liegen, auf das ganze schöne Vaterland Oesterreich — auch das gehört Dir, unzähligemale ist es Dir geweiht worden.

Wir wollen treu bleiben unserer Sache, treu unserem Gott im Himmel, treu unserer Mutter, der Kirche, treu dem Heiligen Vater in Rom und treu unserem Kaiser in Wien.

Katholiken! Die Reihen geschlossen, unter die Fahnen! Gott will es. Werdet alle gläubig für Zeit und Ewigkeit. Amen."

Nun trägt Bischof Dr. Rudolf Hittmair das Allerheiligste in feierlicher Weise zum Kirchenportal. Hinter dem Sanktissimum schreitet als erster Fürst Starhemberg, der damit von einem alten Vorrecht Gebrauch macht, das ihm als Patronatsherrn zusteht. Nun kommt für die Tausende der große Moment. Am Portal gibt der Bischof dem Kardinal-Fürsterzbischof Katschthaler die Monstranz in die Hände und der schreitet nun inmitten der großen Assistenz auf die Estrade vor der Kirche und unter lautloser Stille gibt er mit dem Allerheiligsten nach allen Seiten den Segen. Es ist ein weihevoller Augenblick, der gewiß allen Teilnehmern zeitlebens in lebhafter Erinnerung bleiben wird. Der Bischof trägt darauf das Allerheiligste wieder in die Kirche zurück, während der Kardinal Inful und Stab empfängt und mit kräftiger Stimme allen Teilnehmern des Linzer Katholikentages den mit einem vollkommenen Ablaß verbundenen päpstlichen Segen erteilt. Alles sinkt in die Kniee und ein vieltausendstimmiges „Amen" ist der spontane Ausdruck der freudig erregten Menge.



P. Gerard Schweikart, † Mariannhill, 8 Tage vor seinem Tode.
(Siehe Oktober-Nummer Seite 238.)

Mit dem Dankliede „Großer Gott wir loben dich" schloß kurz vor fünf Uhr die großartige Festfeier, die der Pöstlingberg und ganz Oberösterreich noch nie in so eindrucksvoller Weise erlebt hat. Selbst ergrauten Männern standen die Tränen in den Augen und alle versicherten, daß sie in ihrem Leben nie so etwas Weihevolles mitgemacht hätten.

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war es Abend geworden. Die Sonne verschwand hinter den fernen Bergen in lichtem Gewölk,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das ihren Glanz in buntem Farbenspiel vom tiefsten Violett bis zum feurigsten Rot und dem reinsten Silber und Gold reflektierte. Es wurde Nacht; ein Stern nach dem andern leuchtete am Firmamente auf, bis endlich tausend und abertausend Lichter am nächtlichen Himmel brannten.

In den Kaffernkraals wird es stiller und stiller, alles begibt sich zur Ruhe. Nomjiba aber, die schwarze Prinzessin, schläft nicht; sie betet und wartet nur, bis alles rings um sie her in tiefem Schlummer liegt. Dann steht sie leise auf, nimmt ihr Bündel, das sie sich schon im geheimen zurecht gelegt und worin sich in einer Binsenmatte einige Decken nebst etwas Reiseproviant befinden, und schleicht leise und unbemerkt fort, hinaus in den afrikanischen Urwald. — Mutiges Kind, der Herr geleite dich sicher zum fernen, heißersehnten Ziel!

heißen mögen, vom hohen Astwerk bis zur Wurzel in endlose Lianen und mattfarbige Moose eingehüllt. Dazu die Gefahren seitens der Tierwelt, denn im Zululand gibt es noch Löwen und Tiger und in den Flüssen lauert das gefräßige Krokodil. Nomjiba betete aus innerstem Herzensgrunde und empfahl sich dem Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria, deren schönen Namen sie einst tragen wollte, und das gab ihr wieder neuen Mut. Wenn sie auch die Worte des Psalmisten noch nicht kannte, so war der Grundgedanke ihres Gebetes doch der Gleiche: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollt' ich mich fürchten? Er ist der Beschirmer meines Lebens, vor wem sollt' ich erzittern? Und wenn ein Heerlager gegen mich erstünde, so wollte ich dennoch dabei vertrauen, denn um Eines habe ich den Herrn gebeten und darnach gehet mein Verlangen, daß ich wohnen



Schwester Domitilla mit ihren Schulmädchen in Czenstochau.

Es ist eine mondhelle Nacht; selbst mitten im dunklen Wald sind die schmalen Kaffernpfade noch leicht erkennbar. Nomjiba war die ersten Stunden gerannt wie ein gescheuchtes Reh, denn sie wollte um jeden Preis aus dem Bereiche der heimatlichen Kraale herauskommen. Doch lange hielt sie solch' eine atemlose Hast nicht aus; auch wurde der Pfad, je weiter sie ging, immer rauher und unwegsamer, bis er sich endlich im Urwald ganz verlor. Das geängstigte Mädchen wußte oft kaum mehr, wie sie sich durch dieses ganze Gewirr endloser Lianen, Kakteen und Farnkräuter hindurcharbeiten sollte. Dann kam wieder ein Bach, ein Sumpf, ein Fluß ohne Brücke und Steg. Doch es gab für sie keinen Halt, sie hatte nur e i n e n Gedanken: fort aus diesem wilden, stockheidnischen Land, fort zum Priester und Missionär!

An Gefahren und Schrecknissen fehlte es für das schutzlos und einsam wandernde Mädchen wahrlich nicht. Da standen in grauenhaften Umrissen im Halbdunkel der Nacht der umtomboti, der umdoni, umagamanzi, tshatshayo und wie diese afrikanischen Baumriesen alle

möchte im Hause des Herrn alle Tage meines Lebens. Ps. 26, 1.—4.

Endlich hoben sich die Schatten der Nacht, im Osten begann der kommende Tag zu grauen. Nomjiba glaubte sich jetzt sicher und wollte ein wenig im dichten Gras und Buschwerk ruhen; denn ihre Kräfte waren erschöpft, und auch das Bedürfnis nach Schlaf machte sich mehr und mehr geltend. Sie breitete daher ihre Binsenmatte aus und legte sich zu kurzem Schlummer nieder. Schlafe ruhig, mutiges Kind! Wer unter der Hilfe des Allerhöchsten wohnt, weilet sicher unter dem Schirme des Himmels-Gottes. Getrost spricht er zum Herrn: Mein Helfer bist du und meine Zuflucht, der Gott, auf den ich vertraue. Er befreit mich aus jedem Ungemach und unter seinen Flügeln schöpfe ich Hoffnung; wie ein Schild deckt mich seine Treue und auch vor den Schrecknissen der Nacht brauch' ich mich nicht zu fürchten. Ueber Nattern und Basilisken werd' ich schreiten und zertreten Löwen und Drachen. Ps. 90.

Die schwarze Prinzessin mußte lange geschlafen haben, vielleicht hatte sie auch einen recht tröstlichen Traum,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so wie Jakob zu Bethel die Himmelsleiter schaute, da er als Flüchtling nach Haran ging, ich weiß es nicht; Tatsache war, daß bei ihrem Erwachen schon der ganze Wald lebendig war und alles widerhallte von Vogelgesang und dem Kreischen Tausender munterer Affen, die in tollen Sprüngen von Ast zu Ast und von Baum zu Baum hüpften. Auch buntgefärbte Papageien in prächtigem Gefieder ließen sich sehen und vermischten ihren Ruf mit dem Quacken der Frösche und dem Gezirpe unzähliger Zykaden. Hei, wie das Nomjiba, dem reinen, unverdorbenen Naturkind in die Seele schlug! Munter und neugestärkt stand sie auf, ergriff ihr Bündel und setzte ihre Wanderung fort. Jede Furcht und alles Bangen war dahin! Mit dem Dichter konnte sie singen:

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchstreifen.

Oben zieh'n die weißen Wolken,
Unten geh'n die blauen Bäche,
Schon in neuen Kleidchen prangen
Waldeshöh' und Wiesenfläche. — —

Fünf Tage und fünf Nächte brachte Nomjiba auf ihrer einsamen Wanderung zu. Sieben größere Wasserläufe hatte sie dabei zu passieren; den großen Tugela-Fluß, den Invule, den Umvolozi emhlope usw. und nichts war ihr geschehen. Nur einigemale war ihr eine giftige Schlange begegnet, die aber zischend zur Seite sprang und schleunigst im hohen Grase verschwand. Einigemal begegnete sie auch jungen Männern auf der Jagd; diese aber schienen sich vor der sonderbar gekleideten Jungfrau zu fürchten, gingen ihr rasch aus dem Wege und blickten ihr noch lange verwundert nach.

Am fünften Tage erblickte Nomjiba zum erstenmale christliche Wohnungen, rings von freundlichen und wohlgepflegten Gärten umgeben. Jubelnd beflügelt sie ihre Schritte! Auch die Missionsstation, das heißersehnte Ziel ihrer beschwerlichen Reise, kann nicht mehr ferne sein; dort hofft sie ihren Bruder Johannes wieder zu finden und den verehrten Missionär, der sie taufen und zum Kinde Gottes umgestalten soll! Doch gar so nahe war die Station noch nicht, wie sie in ihrem Eifer wähnte, und sie mußte trotz der allmählich eintretenden Ermüdung noch Stunde um Stunde wandern; und auch ihr Proviant ging allmählich zur Neige.



Kindergarten unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.

Eine mitleidige Kaffernfrau stärkte die Ermattete mit Speis und Trank und lud sie ein, in ihrer Hütte zu übernachten, was Nomjiba, die volle fünf Tage und Nächte im Freien zugebracht hatte, mit Freuden annahm. Im Laufe des Gesprächs erkennt sie, ihre Gastgeberin sei eine katholische Christin, und mit Verwunderung hört sie hier zum erstenmale das Aveglöcklein ertönen beim „Engel des Herrn". Solch' reinen, schönen Silberklang hatte das gute Mädchen noch nie gehört, und es traten ihr unwillkürlich Tränen in die Augen; sie fühlte sich in christlicher Atmosphäre! Die gute Frau aber schenkte ihr eine andere, weniger auffallende Kleidung und führte sie am andern Morgen persönlich nach Emoyeni, der dortigen katholischen Missionsstation.

(Fortsetzung folgt.)

Wo die Not am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

Keiland. — Obiges Sprichwort bewahrheitete sich in ganz auffallender Weise auch in unserer Mission in Kei-

lands. Ja, der liebe Gott und unsere geehrten Wohltäter haben zusammengeholfen, daß wir in unserer armen Sandwüste nicht vollends den Mut verloren. Ich weiß fürwahr nicht, was aus uns und unsern armen Kindern geworden wäre ohne die tatkräftige Hilfe so vieler guten Seelen, denn wir hatten wirklich Mangel an allem, an Wasser, an Lebensmitteln und an Geld.

P. Superior hatte in Sabalele angefangen, ein Kirchlein zu bauen, das zugleich als Schule dienen sollte, mußte jedoch den halbfertigen Bau im August 1912 wieder einstellen; es war kein Zugvieh mehr da, und die Leute konnten nicht mehr arbeiten aus Hunger. Da endlich erbarmte sich unser der allgütige Gott und sandte uns am 31. Dezember nachts den heißersehnten Regen. War das eine Freude nach fast neunmonatlicher Trockenheit! „Wir haben wieder Wasser, Wasser!" jubelten wir uns gegenseitig zu. Welch' eine Wohltat! Jetzt konnten wir wieder graben und pflanzen, und hatten unsere armen Schwarzen Aussicht, in Bälde der schrecklichen Hungersnot steuern zu können.

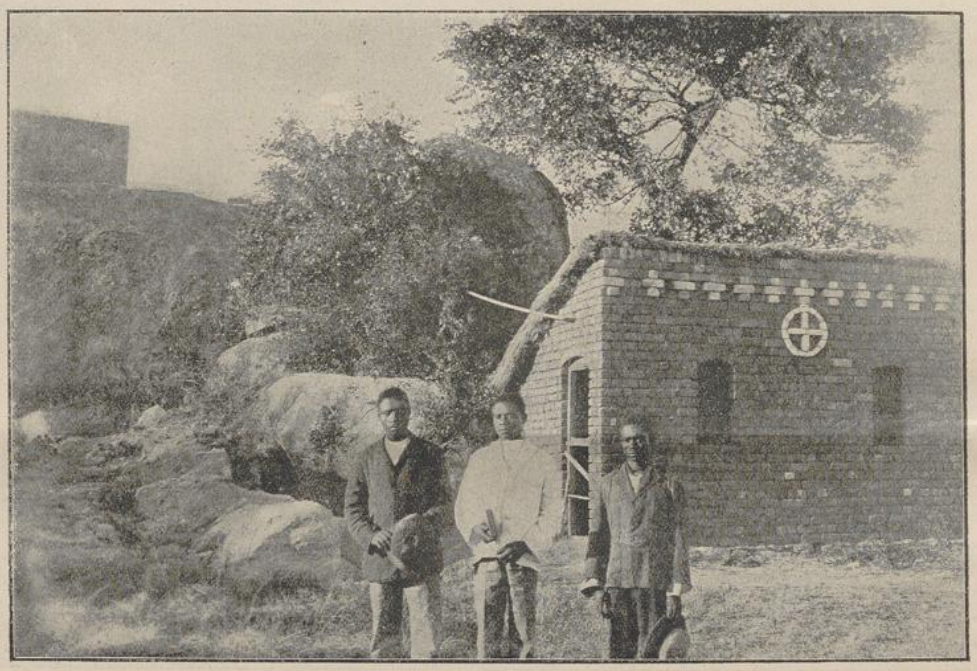
Nächst Gott sagen wir unsern guten, hochherzigen Wohltätern unsern allerverbindlichsten Dank und ein tausendfaches „Vergelts Gott" für die milden Gaben und Geldspenden, die sie uns zukommen ließen, und wodurch es uns ermöglicht wurde, unsere armen Kinder zu nähren und zu kleiden, sowie das in Sabalele angefangene Kirchlein vollends unter Dach zu bringen. Nun brauchen die dortigen Schulkinder nicht mehr im dunklen Kraal einquartiert zu werden, sondern können fortan die neue Schule beziehen. Sicherlich wird infolgedessen auch die Zahl der Schulkinder einen bedeutenden Aufschwung nehmen, und auch das hl. Meßopfer, das zeitweilig dort gefeiert wird, dürfte eine mächtige Anziehungskraft auf die umwohnenden Schwarzen ausüben.

Unseres dankbaren Gebetes dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, auch wollen wir nicht ermangeln, zeitweilig über die Vorkommnisse in unserer Mission im Vergißmeinnicht zu berichten, damit Sie sehen, daß Ihre Gaben gut angewendet werden zur größeren Ehre Gottes und zum Heile vieler unsterblicher Seelen.

Opfermut der Gläubigen eine Glaubensquelle für die Heiden.

Vor einigen Wochen sandte mir mein Vetter, der hochw. Herr Kaplan Martin Ruthig in Ludwigshafen (Rheinpfalz) 20 Mark, welche die Schüler einer Klasse der dortigen Realschule gesammelt hatten, damit ich für sie ein Heidenkind taufe auf den Namen Josef. Wie wohltuend und aufmunternd für den Heidenmissionar ist es doch, wenn er solches Glaubensinteresse sieht bei jungen Leuten, die ihre Taschengelder zusammenlegen, um es ihm möglich zu machen, die Jugend im heidnischen Lande für Christus zu gewinnen! Denn gerade diese Almosen liefern einen großen Teil jener Mittel, mit denen wir Kinder der heidnischen Umgebung entziehen, wenn nötig, und wenigstens sie in Tagesschulen zu brauchbaren Streitern Christi heranbilden können. Und ohne allen Zweifel bringt der Opfermut, mit dem so viele hochherzige Seelen in der Heimat sich oft alles entziehen, was das Leben ihnen annehmliches bieten könnte, um so den Missionar im fernen Lande zu unterstützen, einen besondern Segen auf unser Arbeiten. Ist es mir erlaubt, ein Beispiel dafür zu bringen?

Hier in Hardenberg arbeiten wir unter höchst ungünstigen Verhältnissen, von denen später einmal mehr! Für heute nenne ich nur die vielen protestantischen Sekten, die lange vor uns auf dem Kampfplatze erschienen waren, und von allen Seiten uns wie mit einem engmaschigen Netze umzogen halten. Sie haben alte Christen, große Gemeinden, gute Schulen, viele Lehrer und Katecheten, Unterstützung von seiten der Weißen, Be-



Neuchristen aus Keilands.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

günstigung von seite der Regierung; vor allem aber haben sie die Häuptlinge auf ihrer Seite, die vielfach direkt gegen uns arbeiten. Und bei dem Schwarzen gilt praktisch der Grundsatz: „Cuius regio, illius et religio" — „Was Religion angeht, folgen wir unserm Herrscher." Besonders alt eingesessen sind hier die Kalviner. — Soll ich noch erwähnen, daß die strenge katholische Moral dem sittlich so tief stehenden Schwarzen etwas unpraktisch vorkommt?

Doch wenn der Segen des Himmels uns treu bleibt, brauchen wir die protestantische Konkurrenz nicht allzu sehr zu fürchten, so hat im letzten Jahre mein kalvinischer Nachbar, der sich der besonderen Gunst des Häuptlings erfreut und dessen Mission 20 Jahre älter ist als das 16jährige Hardenberg, im letzten Jahre getauft — 18 — alles in allem. Dabei hat er wohl über zehnmal soviel Geld verfügt wie der Missionär von Hardenberg, und wurde unterstützt von — 13 — Predigern, in einem Gebiet, das etwas größer ist als das meine. Auf unserer Missionsstation wurden trotz der sehr geringen materiellen Mittel im selben Zeitraum 122 getauft. Dem kalvinischen Prediger sind 70 in einem Jahre abgefallen, mir wurde gottlob nur ein einziges Schäflein untreu. Ich schreibe dies alles den Gebeten und dem Opfermut unserer glaubensstarken Brüder und Schwestern in der Heimat zu. —

Meinen lieben Ludwigshafener Studenten aber sage ich tausendfachen Dank! Und allen andern, die geholfen, nicht weniger! Vivant sequentes! In den letzten Wochen mußte ich Heidenkinder taufen, denen ich nicht einen von Wohltätern gewünschten Namen geben konnte, eine Klage, in die viele meiner Mitbrüder einstimmen — denn die Wohltäter ließen auf sich warten.

Vivant sequentes
Portus Ludovici studentes!

P. Chrysostomus Ruthig.

Eröffnung einer neuen Tagesschule.

Von Schw. Amata Wörner, C. P. S.)

Unsere Missionsstation Citeaux hat eine neue Tagesschule bekommen. Sie liegt noch auf unserem eigenen Missionsgrunde und trägt den Namen „St. Bruno"; zeitweilig wird auch die heilige Messe daselbst gelesen. Zum erstenmale war dies der Fall am Eröffnungstage selbst, einem Sonntag.

Schon in aller Frühe machten sich einige unserer Schulmädchen auf den Weg. Ihnen folgten nach einer Weile Brüder, Schwestern und Kinder. Die umwohnenden Christen und Katechumenen waren rechtzeitig benachrichtigt worden, daß an jenem Tag der sonntägliche Gottesdienst in dem neueröffneten „St. Bruno" stattfinden werde. Leider fehlt daselbst noch ein Glöcklein; doch unsere Schulkinder wußten sich zu helfen. Sie stellten sich einfach alle zusammen auf einem benachbarten Hügel auf und ließen mit lauter, weithin schallender Stimme ein Lied nach dem andern ertönen. Das wirkte! Rasch kamen die neugierigen Schwarzen in Haufen von allen Himmelsgegenden herbei, sodaß die Kapelle nicht alle fassen konnte.

Nach der heiligen Messe stellten sich gleich 15 Kinder vor mit der Bitte, hier lernen zu dürfen. Einige von ihnen waren schon so glücklich, ein Kleidchen zu besitzen, andere dagegen hatten nur ein Hemd, der Rest ein bloßes Lendentüchlein. Gar wehmütig blickten sie zu uns empor mit der Bitte, ihnen doch ein Kleidchen zu schenken, damit sie ohne Erröten die Schule besuchen könnten. Leider konnten wir ihnen nichts geben, doch vertrösteten wir sie mit der Hoffnung, daß vielleicht das Christkind etwas bringen würde. Sollen nun die lieben Kleinen in dieser Hoffnung getäuscht werden? Hat niemand einige Stoffrestchen für sie übrig? Für das Nähen und Zurechtrichten wollen wir Schwestern schon sorgen. Stoffe sind uns aus verschiedenen Gründen lieber als



Zerrissene Hosen.
Daheim-Expedition, Leipzig.

fertige Kleider; denn für letztere haben wir hohe Zollgebühren usw. zu entrichten, sodaß sich für ältere Sachen der weite Transport gar nicht lohnt. Bei bloßen Stoffen dagegen ist dies nicht der Fall, auch können wir damit jedem Kinde ein Kleidchen zurechtrichten, wie es seiner Größe entspricht.

Seitdem sind schon mehrere Wochen verflossen. Die neue Tagesschule ist gut besucht. Die eifrigen Kleinen wissen schon mit Freuden verschiedene Opfer zu bringen, um den Schulbesuch zu ermöglichen. Einige von ihnen sind nämlich bei den Schwarzen als Hirtenknaben angestellt und müssen die Ziegen hüten. Sie treiben nun ihre Herden in aller Frühe auf den Berg und bleiben daselbst bis zum Beginn der Schule. Daß sie dabei manchmal etwas zu spät kommen, liegt nahe, allein unter solchen Umständen muß man schon billige Nachsicht üben. Sie haben ja keine Uhr, und uns fehlt ein Glöcklein, um sie zum Unterricht zu rufen. Während der Mittagspause eilen dann die treuen Hirten den Berg hinauf, nach ihren Herden zu sehen und kommen dann, wenn es irgendwie geht, schnellstens wieder zurück. So stellen sie ihre Eltern und Dienstherrn zufrieden, lernen bei uns Lesen und Schreiben, und, was noch unendlich mehr wert ist, den lieben Gott kennen und lieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die geehrten Leser und Leserinnen wollen es mir daher nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich mir erlaube, für die neueröffnete Schule in „St. Bruno" außer den genannten Stoffen und Stoffresten auch um ein Glöcklein zu bitten, um damit die Kinder zur Schule und alle umwohnenden Schwarzen zur heiligen Messe und zum Gottesdienste rufen zu können. Jedem, der ein Scherflein dazu beiträgt, sage ist zum voraus meinen verbindlichsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!"

Große Gnadentage in Maris-Stella.

(Siehe Bild Seite 251.)

Der 30. März 1913 war ein großer Gnadentag für unsere Missionsstation Maris-Stella, wurde doch an denselben 33 schwarzen Neuchristen das große Glück zu teil, zum erstenmale dem Tische des Herrn sich nahen zu dürfen. Die guten Leute kamen schon einige Tage zuvor hieher, um sich durch Gebet und Unterricht noch mehr auf den schönsten Tag ihres Lebens vorzubereiten. Nachdem sie ihre Herzen im heiligen Bußsakramente gereinigt, hörte man sie kaum mehr ein Wort sprechen; hatte jemand noch etwas zu sagen oder zu fragen, so geschah es nur im Flüstertone.

Am Festtage selbst waren alle schon längst vor Sonnenaufgang auf den Beinen. Die freudige Erregung ließ keinen mehr schlafen. Um 10 Uhr wurden die Glücklichen, die sich inzwischen im Schullokale versammelt hatten, prozessionsweise unter Gesang und Glockengeläute in die festlich geschmückte Kirche abgeholt. Die Feier nahm den schönsten Verlauf. Manche gestanden, sie hätten sich mit gemischten Gefühlen, teils mit Freude, teils mit heiliger Scheu dem Altare genaht, nach der heiligen Kommunion sei aber alle Furcht aus ihren Herzen geschwunden und habe der Freude allein Platz gemacht. Ein altes Weibchen hatte in der Aufregung nach Empfang der heiligen Kommunion die Kniebeuge vergessen; wie sie an ihren Platz zurückkehren will, fällt es ihr ein, holt das Versäumte nach und macht die Reverenz zur — Kirchentüre hinaus! —

Nach der Danksagung wartete auf die Glücklichen ein bescheidenes Mahl, doch keines wollte heute zugreifen. „Unser Herz ist zu voll", sagten sie, „es geht nichts hinein." Als sie aber einmal einen bescheidenen Versuch gemacht hatten, ging schließlich doch alles hinein. Begreiflich, denn erstens konnten wir bei unsern ärmlichen Verhältnissen nur wenig geben, und dann war es schon 2 Uhr nachmittags. Inzwischen standen die Bekannten und Verwandten vor der Türe und konnten es kaum erwarten, bis sie wieder herauskamen, mit ihnen ihr Glück und ihre Freude zu teilen. Ein altes Mütterchen kam und fragte leise, ob sie wohl jetzt schnupfen dürfe, was ihr natürlich gerne erlaubt wurde. Im Laufe des Nachmittags gingen sie wiederholt zur Kirche, um neuerdings dem zu danken, der heute ihr Gast geworden war, und am folgenden Tag, einem Muttergottesfeste, gingen alle wieder zur hl. Kommunion. Beim sakramentalen Segen wurden alle Erstkommunikanten der lieben Muttergottes geweiht. Möge die hehre Himmelsmutter fortan ihre treue Beschützerin sein und ihnen eine recht innige Liebe und Verehrung einflößen zu Jesus im hochheiligen Sakramente! —

Ein zweiter großer Gnadentag war hier am 10. Mai, dem Vorabend vom hochheiligen Pfingstfest, an welchem Tage 54 Katechumenen die heilige Taufe empfingen. Sie kamen alle schon tags zuvor hieher, und wir wußten kaum, wie man sie halbwegs anständig unterbringen sollte, denn da war buchstäblich der letzte Winkel besetzt. Bei Tisch aßen 5—6 Personen mit einem einzigen Löffel aus derselben Schüssel, und am Abend krochen 3—4 unter eine Decke. Auch von ihnen bedurfte am Morgen keiner des Weckens.

Um 7½ Uhr begannen die Taufzeremonien, wobei alle, vom dreijährigen kleinen Benno angefangen bis zur 70jährigen Eva, geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam und jedes durch das Wasser der Wiedergeburt zum Kinde Gottes umgewandelt wurde. Eine Frau und ein Mädchen traten vom Protestantismus zur katholischen Kirche über. Ein Mütterchen beantwortete die Frage: „Widersagst du dem Teufel und all seinen Werken?" mit lebhaften Worten und Geberden.

An einem kleinen Taufschmaus durfte es natürlich auch nicht fehlen. Wir selbst hätten sie bei der heurigen Mißernte nicht verköstigen können, doch die meisten hatten selbst etwas Essen mitgebracht, und wer mehr hatte, teilte gern dem ärmeren Mitbruder mit, sodaß alle wohl zufrieden waren. Es wurde spät, bis alle ins Taufbuch eingetragen waren. Die Auswärtigen blieben daher ein zweitesmal bei uns über Nacht, wohnten am heiligen Pfingstfest voll Freude dem Gottesdienst bei und kehrten sodann, das Herz voll Glück und Jubel, in ihre heimatlichen Kraale zurück.

Danksagung.

P. Leonhard Siller, Superior unserer Missionsstation Maris-Stella, schreibt: „Eine edelgesinnte Dame aus Amerika hat für hier eine überaus schöne Herz-Jesu-Statue gestiftet, und ich sage ihr hiemit im Namen von ganz Maris-Stella meinen herzinnigen Dank und ein tausendfaches „Vergelts Gott!" Unsere Schwarzen kommen aus dem Staunen und Bewundern gar nicht heraus. Man meint in der Tat, der liebe Heiland stehe in seiner Menschenfreundlichkeit und seinem milden Ernste lebhaft vor einem da. O wie viel Gutes wird dadurch unter unseren Christen und Katechumenen gestiftet! Das ganze wirkt wie eine fortwährende, stummberedte Predigt und zieht die Herzen wundersam zum lieben Heiland hin.

Eine andere edle Dame aus der Schweiz wird uns ebenfalls eine Herz-Jesu-Statue schicken, und habe ich bereits die Photographie davon in Händen. Was wird das für eine Freude geben für unsere Filiale in Mehlomanyama, wo so viele Katechumenen, Heiden und Protestanten sich einzufinden pflegen! Endlich wird uns eine bekannte große Wohltäterin aus Würzburg eine Glocke schicken; ebenfalls eine hochwillkommene Gabe!

Ich könnte schon wieder zwei neue Tagesschulen eröffnen, wenn ich nur die nötigen Mittel dazu hätte. Zwei brave Männer haben hiefür ganz aus freien Stücken in der Nähe ihres Wohnsitzes entsprechende Bauter aufgeführt. Kinder, welche die Schule besuchen wollten, gäbe es massenhaft, doch ich habe keine Bank, keine Tafel und keinen Lehrer, denn es fehlt mir an — Geld." —

Findet sich niemand, der sich den genannten edlen Wohltäterinnen anreihen will und der ebenfalls noch ein Scherflein übrig hat für die arme, aber hoffnungsvoll aufblühende Missionsstation Maris-Stella? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum Voraus ein herzliches „Vergelts Gott!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

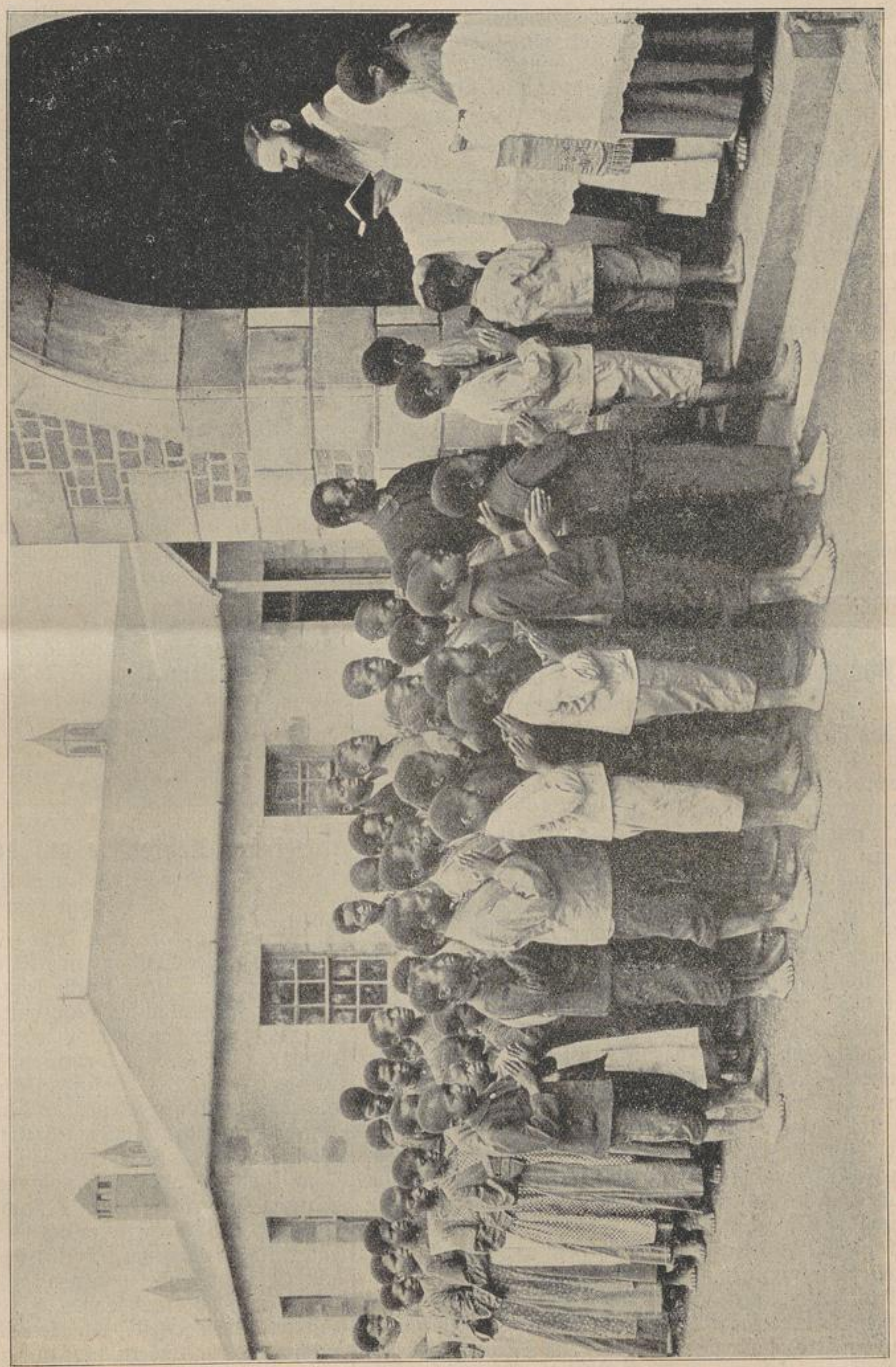
Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, 19. Mai 1913. — Am 14. März l. J., am Feste der sieben Schmerzen der allerseligsten Jungfrau, erflehte die Mutter der Barmherzigkeit für ein armes, schwer geprüftes Menschenkind Gnade und Erbarmen bei ihrem göttlichen Sohne. Am genannten Tage starb nämlich eines seligen Todes, wie wir zuversichtlich hoffen, Germana, Clara Cele, von deren schweren Anfechtung seitens des bösen Feindes und zweimaligen Befreiung durch den kirchlichen Exorzismus das „Vergißmeinnicht" im Jahre 1906/7 erzählte.

Offen gestanden, es war mir und andern oft bange gewesen um die Zukunft dieses armen Geschöpfes, denn der Urheber alles Bösen vom Anbeginn gibt sich nicht so schnell besiegt und sinnt nach einer schweren Niederlage auf glühende Rache. Auch unserer Germana blieben harte und schwere Prüfungen nicht erspart. Was sie alles durchzukämpfen hatte, weiß nur Gott allein; sie war von Natur tief leidenschaftlich angelegt, sonst aber guten Willens und hatte namentlich ein gerades, offenes Herz. In kindlicher Aufrichtigkeit legte sie ihrem geistlichen Vater und Gewissensrate ihr Inneres dar und hielt sich an dessen Entscheidungen und Ratschläge, mochte es ihr auch noch so hart und schwer ankommen. Gerade dies war ihre Rettung; der Gehorsam kann von Siegen reden. Oft staunte ich auch über die Größe der priesterlichen Gewalt; der Herr hat dem katholischen Priester zum Besten der ihm anvertrauten Seelen eine Fülle von Gnaden und Segnungen anvertraut, für die wir ihm nie genug danken können. O, daß wir doch diese Gnade immer besser und tiefer erkennen und in aller Demut immer eifriger ausnützen wollten!

In der letzten Weihnachtszeit zog sich Germana eine starke Erkältung zu. Die Folge davon war die sogenannte galoppierende Schwindsucht. Der zu Rate gezogene katholische Arzt, Dr. Bonfa, erklärte sofort, es sei keine Hoffnung auf Rettung mehr und schätzte ihre



Großer Taufstag in Maris-Stella. (P. Leonhard Siller.) (Siehe Artikel Seite 250.)

Lebensfrist auf höchstens noch drei Monate. Das war für sie ein schwerer Schlag! Germana war verlobt und sollte bald heiraten, dennoch nahm sie die Aeußerung des Doktors ruhig und gelassen hin, ja einmal sprach sie mir gegenüber sogar ihre Freude darüber aus, daß sie bald sterben würde. Sie meinte, eine frühzeitige Erlösung von den Kämpfen und Gefahren dieses Erdenlebens sei eine größere Gnade als ein langes Leben.

Sie machte nochmals gründliche Rechnung mit Gott und bereitete sich nach Kräften auf den großen Schritt in die Ewigkeit vor. Zuweilen fand ich sie bitter weinend, die Gründe kennt nur Gott und ihr Seelenführer. Sie hatte noch eine gute Schule durchzumachen, fügte sich aber in allem in Gottes heiligen Willen. Den größten Trost und die beste Hilfe suchte und fand sie im oftmaligen Empfange der heiligen Sakramente.

Ihre leiblichen Kräfte schwanden zusehends; anfangs März 1913 ging es schon dem Ende zu. Sie wäre als Mitglied der Herz-Jesu-Bruderschaft nur allzu gern am ersten Freitag des Monats gestorben und bat mich, mit ihr um diese Gnade zu beten. Dieser ihr Wunsch ging nun allerdings nicht in Erfüllung, dagegen sollte sie acht Tage darauf, am schönen Fest der sieben Schmerzen Marias, von der Mutter der Barmherzigkeit heimgeholt werden zum göttlichen Herzen Jesu. Am Morgen empfing sie nochmals die heiligen Sakramente, und abends um ½7 Uhr hauchte sie still und friedlich ihre Seele aus in die Hände ihres Schöpfers. R. I. P.

Ihr letzter dankbarer Blick aus den großen, brechenden Augen erschütterte mich in tiefster Seele. Nun hat sie vollendet, und abermals muß ich die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung anbetend ausrufen: „Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich!"

Pfingsten und Fronleichnam in Rhodesia.

Von Br. Flavian Magiera.

Am letzten Pfingstsamstag wurden hier in „St. Barbara" 35 Katechumenen verschiedenen Alters und Geschlechts getauft. Sie hatten sich alle schon Tags zuvor hier eingefunden. Auch P. Adalbero Fleischer, Superior von Triashill, kam zur schönen Feier hieher und teilte sich mit P. Ignatius Krauspenhaar in die Arbeit, indem jeder eine Hälfte der Katechumenen zur Taufe übernahm. Während des sakramentalen Segens, der sich daran reihte, sangen die überglücklichen Täuflinge einige Psalmen und religiöse Lieder. Zum Schluß wurden sie mit Bildchen und Rosenkränzen beschenkt. Das zahlreiche Volk, das von allen Himmelsgegenden zur seltenen Feier herbeigeströmt war, teilte ihre Freude.

Tags darauf, am hochheiligen Pfingstfest, gingen die Neuchristen, die an Mariä-Lichtmeß getauft worden waren, das erstemal zum Tische des Herrn. So folgten also zwei große Gnadentage unmittelbar aufeinander. Auch diesmal fand sich eine Menge schwarzen Volkes zum Festakte ein und bildete zwischen Kirche und Schule Spalier, während die Erstkommunikanten in feierlicher Prozession abgeholt wurden. „St. Barbara" zählt jetzt 40 christliche Familien, 240 Neuchristen und etwa doppelt soviele Katechumenen.

Am hochheiligen Fronleichnamsfeste zogen wir zusammen nach Triashill, um uns an der großen sakramentalen Prozession zu beteiligen. Die Schwarzen lieben Prozessionen sehr, und die erhebende Fronleichnams-Prozession übt natürlich alljährlich eine mächtige Anziehungskraft auf sie aus. Früh 5 Uhr war in „St. Barbara" heilige Messe, dann ordnete sich alles — auch viele Heiden hatten sich eingefunden — in eine lange Doppelreihe und machte sich, abwechselnd den Rosenkranz betend und fromme Lieder singend, auf den Weg nach Triashill. Je weiter wir zogen, desto größer wurde unser Zug, denn es schlossen sich beständig neue Teilnehmer an. Es war ein ordentlicher Marsch, ist doch Triashill drei volle Wegstunden von „St. Barbara" entfernt.

Zehn Minuten vor Triashill machten wir Halt und ruhten etwas aus. Dann wurden einige Fahnen, die ich mit Hilfe unserer Mädchen verfertigt hatte, an Tragstangen befestigt und sonstige Vorkehrungen zum feierlichen Einzug in die Hauptstation getroffen. (Auf dem Wege hatten wir die Fahnen wegen des dichten Buschwerkes, durch das wir marschierten, nicht tragen können; auch wehte ein zu starker Wind.) Die Spitze unserer Prozession eröffnete eine weiße Fahne mit rotem Kreuz, dann kam der Hochw. P. Ignatius mit vier Ministranten, die Schulkinder und das übrige Volk. Frische, kräftige Lieder singend zogen wir unter festlichem Glockengeläute in die neue geräumige Kirche ein und brachten dem lieben Heiland im Tabernakel unsere Huldigung dar.

Um 10 Uhr war Hochamt; dann kam, von P. Adalbero geführt, die große Fronleichnams-Prozession, die im Heidenlande stets doppelt ergreifend wirkt. P. Ignatius sang mit kräftiger, helltönender Stimme an jedem der vier Altäre das Evangelium, das Volk betete den Rosenkranz und sang dazwischen religiöse Lieder, und beim heiligen Segen lagen alle die vielen Hunderte anbetend auf den Knien. Noch viele Tage und Wochen hindurch sprachen in der ganzen weiten Umgegend die Schwarzen fast von nichts anderem mehr, als von dieser großartigen, einzig-schönen Fronleichnamsprozession in Triashill.

Bei solchem Anlasse danke ich dem lieben Gott immer wieder aufs neue, daß ich ein Kind der heiligen katholischen Kirche bin; denn solch' schöne, Herz und Gemüt aufs innigste ergreifende Feste kann niemand feiern, wie sie. Hier im Missionslande aber sind diese Feste und Prozessionen zugleich ein ganz vorzügliches Propagandamittel, das oft kräftiger auf die Schwarzen wirkt, als selbst die beste Predigt.

Bei der Aehrenlese auf dem Missionsacker.

Von Br. Johannes Hauptmann.

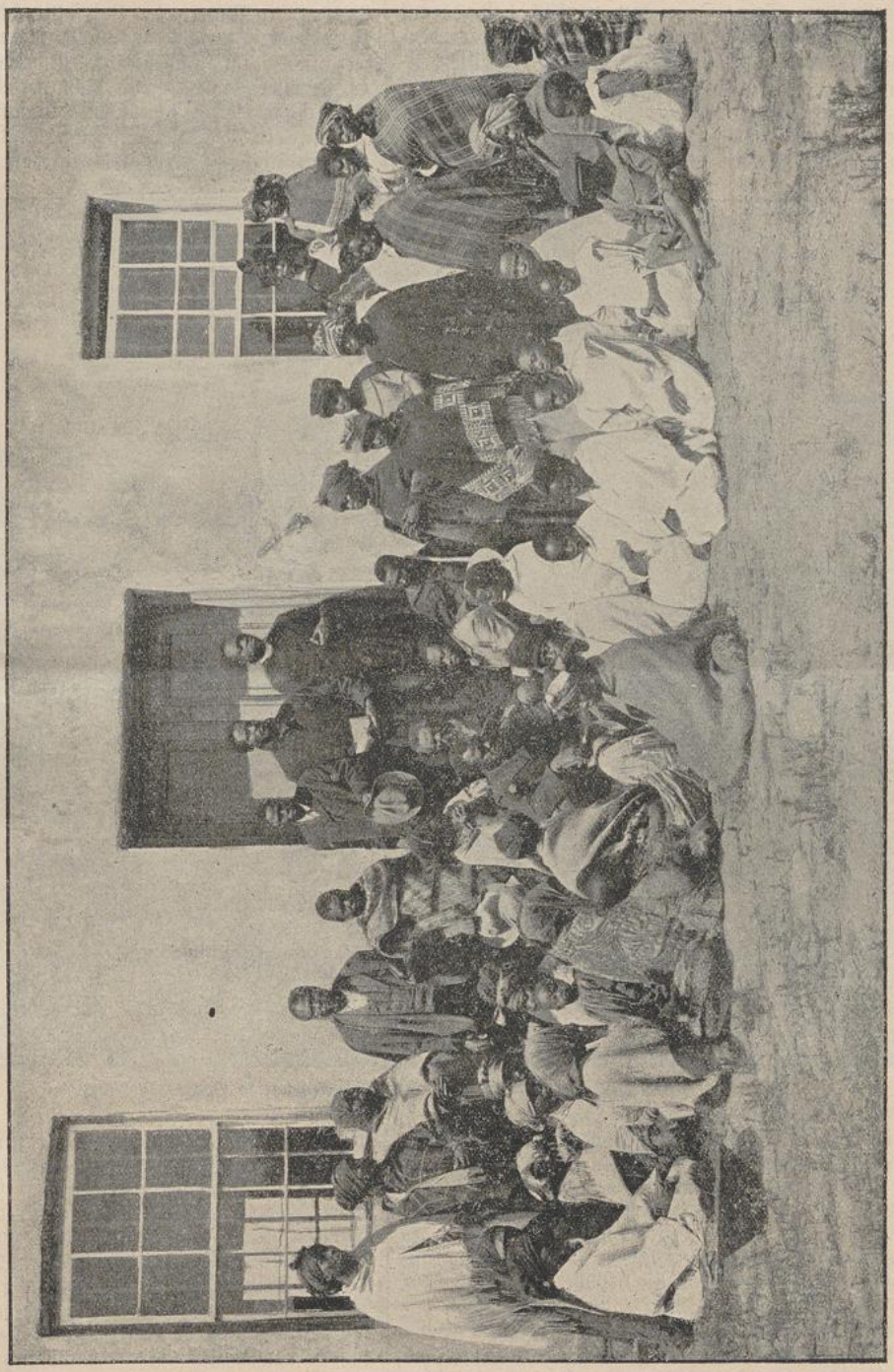
(Siehe Bild Seite 253.)

Far-View. — Ein Jahr ist nun verflossen, seitdem die hiesige Mission, eine Filiale von Mariazell, eröffnet wurde. Wegen Mangel an Missionspersonal war es zwar noch nicht möglich, einen eigenen, der Eingeborenensprache kundigen Priester hieher zu schicken — nur von Zeit zu Zeit kommt ein solcher von der Hauptstation Mariazell — und somit liegt die Hauptarbeit im äußeren Missionswerk noch in den Händen eines Laienbruders, dem das Amt eines Katecheten zugewiesen ist. Trotzdem hat der liebe Gott den armen Schwarzen schon viele Gnaden erwiesen, und gewinnt die katholische Mission auch in hiesiger Gegend immer mehr Boden. Die Art und Weise, wie uns Gott einzelne Seelen zuführt, ist oft recht merkwürdig; ich will im Nachstehenden nur ein paar Fälle anführen.

Kommt da eines Tages, wie ich gerade in Fletcherville Katechese erteile, ein alter Mann daher, nicht um mich zu holen, sondern bloß zu berichten, daß der Bruder des großen verstorbenen Häuptlings Lehana schwer erkrankt sei. Ich frage, wo er wohne, die Antwort lautet: „In meinem Dörfchen, in dem sich viele weslevanische Christen befinden, die aber den Katholiken nicht sonder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich hold sind." Nun, denke ich mir, umbringen werden sie mich wohl nicht, und ich möchte den alten, kranken Herrn doch einmal sehen. Ich komme hin und finde ihn so schwer krank, daß ich sofort erkannte, er habe nur noch wenige Tage zu leben. Da gab's keine Zeit zu verlieren; doch wie ich beginne, mit ihm über das eine Notwendige zu reden, bemerke ich, daß er mich, weil er einen andern Dialekt sprach, nur schwer verstehe. Er war nämlich nicht aus dieser Gegend gebürtig, sondern stammte aus dem Basutoland, von wo sein Oheim Sikompela vor etwa 50 Jahren mit seinem ganzen Stamme vertrieben worden war. Ich wende mich an seine Frau; die versteht mich besser, entgegnet jedoch, sie könne meine Worte ihrem Manne nicht verdolmetschen, denn sie sei keine Katholikin, sondern eine Wesleyanerin. „Das hat hier nichts zu sagen," erwidere ich, „dein Mann ist nun einmal, wie du siehst, schwerkrank und es ist gut für ihn, daß er getauft wird, damit er in den Himmel kommen kann. Du glaubst doch auch an Jesus, unsern Erlöser, und an die Notwendigkeit der hl. Taufe?" Sie bejahte es. „Also sage jetzt deinem Manne in seiner Mundart, was ich dir vorspreche." Willig ging sie darauf ein. Trotzdem konnte oder wollte uns der kranke Mann nur schwer verstehen. Nun legte sich auch sein Sohn, noch ein Heide, ins Mittel und suchte seinem Vater begreiflich zu machen, wie notwendig es sei, daß er sich taufen lasse. Das wirkte; er gab nun rasch seine Einwilligung. Während ich seine Frau hinausschickte, um Wasser zu holen, murmelte sie vor sich hin: „So einen Moruti (Missionar) habe ich doch noch nicht gesehen." Bald war die heilige Handlung geschehen, und zwei Tage darauf kam schon der Sohn, mir das Ableben seines Vaters zu melden, und um ein christliches Begräbnis zu bitten.

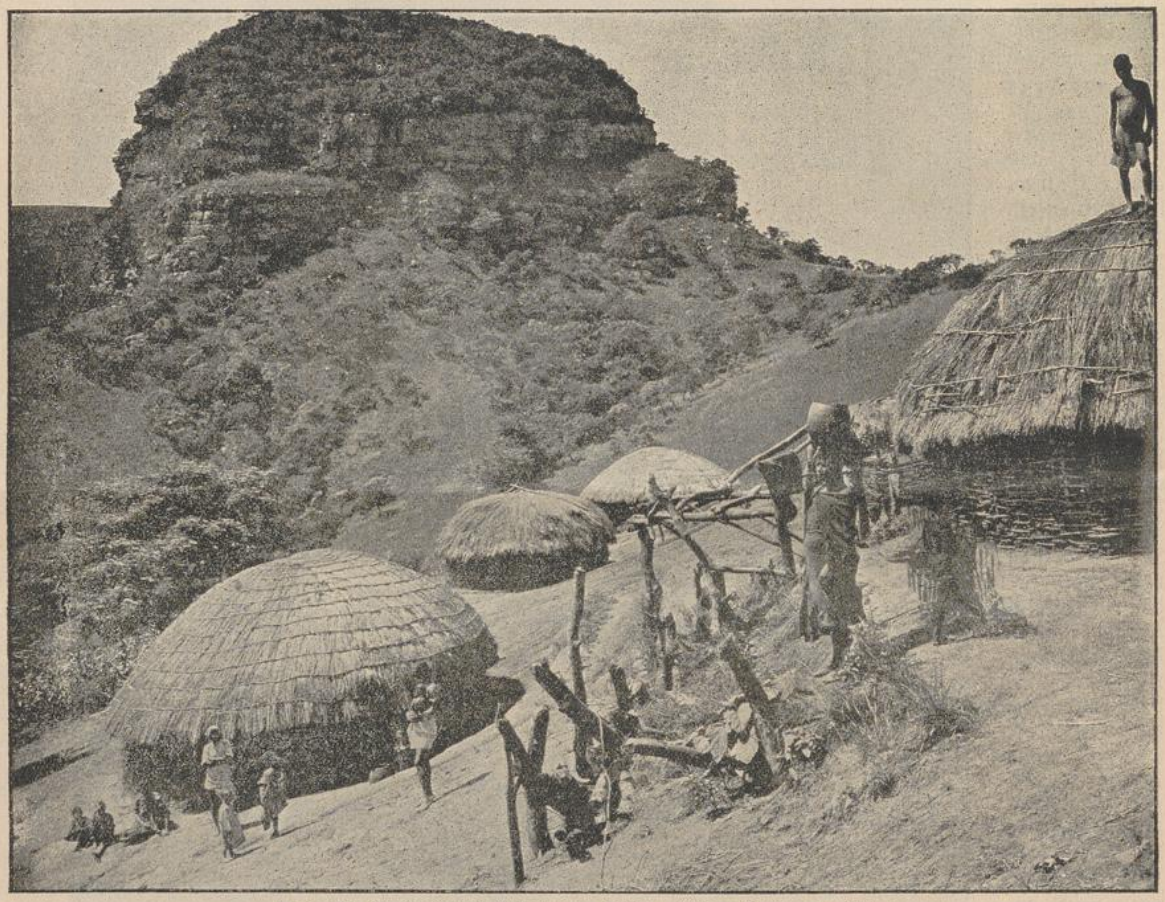


Basutto-Christen von Far-View, einer Filiale von Mariazell in der Kapkolonie. (Siehe Artikel: Bei der Aehrenlese auf dem Missionsacker.)

Kurz darauf hörte ich, auch die Frau wolle nun katholisch werden; ihr Mann habe ihr schon zur Zeit,

da er noch ein Heide war, gesagt, es wäre ihm lieber, wenn sie zu den Ama-Roma (Katholiken) ginge, als zu den Wesleyanern. Er schien also schon damals eine Ahnung davon gehabt zu haben, wo der wahre Glaube sei, und später hat ihm Gott die Gnade der heiligen Taufe gewährt. Seine Frau kam wirklich bald darauf hieher und brachte noch ein paar andere mit, die ebenfalls ins Katechumenat aufgenommen werden wollten. —

Eines Tages kam ich mit meinem Hilfskatecheten zu einem kranken Mann, der ebenfalls mitten unter Wesleyanern wohnte. Er war noch in den besten Jahren, und auch die beiden Eltern waren noch am Leben. Diese Hände aufgelegt worden. „Handauflegung ist noch keine Taufe," entgegnete ich, „das bildet also kein Hindernis." — Er verlangte eine kurze Bedenkzeit und erwiderte dann, ja, er glaube, daß es wohl gut sei, wenn ich ihn taufen würde. Ich tat es; der Vater war miteinverstanden, die Mutter aber ließ sich nicht mehr sehen. Zwei Tage darauf meldete man mir schon seinen Tod. Da wir nicht sofort kamen, ihn zu begraben, taten es die Wesleyaner, die natürlich nicht verfehlten, weidlich auf die Ama-Roma zu schimpfen. Die armen Leute kennen eben nur ein Zerrbild von der katholischen Kirche; weichen die Vorurteile, so weicht auch ihr Haß. Ich selbst war zu-



Heidnische Kaffernkraale bei unserer Missionsstation Oetting in Natal.

Leute hatten ihre Behausung, die aus mehreren Räumlichkeiten bestand, so in die Felsen hineingebaut, daß eine große, überhängende Felsenwand das Dach des Hauses bildete. Man hätte die Bewohner für Buschmänner halten können, es waren aber Basutos. Ich erkundigte mich nach dem Kranken; die Mutter, eine Wesleyanerin, erklärte, es sei zwecklos, ihn zu besuchen, denn er habe schon die Sprache verloren, der noch heidnische Vater dagegen war aufrichtiger und gestand, sein kranker Sohn könne noch recht wohl reden. Ich ging also hinein; doch welch' ein Geruch! Dem armen Kranken war der eine Fuß schon halb abgefault. Wie ich mit ihm zu reden anfange und die heilige Taufe erwähne, meint er, ja, er möchte schon gerne getauft werden, doch er wisse nicht, ob das durch die Ama-Roma (Katholiken) geschehen könne, denn es seien ihm schon von den Wesleyanern die frieden, wieder einmal eine Seele für den Himmel gewonnen zu haben. —

Gelegentlich einer katechetischen Exkursion traf ich einen Idioten — solche gibt's unter den Basutos leider ziemlich viele, — der sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Ach, der arme Mensch war elend zugerichtet! Seine Angehörigen waren teils Heiden, teils Wesleyaner. Ich schickte ihm, da ich gerade anderswo zu tun hatte, durch meinen Hilfskatecheten eine Medizin zu mit der Weisung, ihn wo möglich zu taufen. Vater und Mutter zeigten dazu anfänglich wenig Lust, ließen es aber schließlich doch geschehen. Einen Tag später war der Kranke seinen Wunden erlegen. Einen ähnlichen Fall erlebte ich mit einem vier Jahre alten Kinde, das sich ebenfalls arg verbrannt hatte. Die Eltern, noch Stockheiden, ersuchten mich um eine Medizin. Ich aber wollte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Kind zuvor sehen und im Falle der Not taufen. Da ich aber mit seiner Wiedergenesung zu rechnen hatte, mußten mir die Eltern versprechen, es christlich erziehen zu lassen, falls es mit dem Leben davonkomme. Durch gute Worte ließen sie sich endlich zum Jawort bewegen. Ich taufte das Kind; vier Tage darauf war seine Seele im Himmel. Möge es dort kräftige Fürbitte einlegen für seine Angehörigen, damit auch in dieser noch ganz heidnischen Gegend das Christentum erblühe! —

Ich könnte noch viele ähnliche Fälle anführen, das wenige mag für heute genügen. Ein Haupthindernis im Missionswerk sind uns in diesem Bezirke die vielen protestantischen Sekten. Da gibt es Anglikaner, Baptisten, Wesleyaner, Kalviner, Herrnhuter oder mährische Brüder, Aethiopier und weiß Gott was alles. Wie sollen da die armen Heiden, die natürlich Wahrheit und Irrtum nicht unterscheiden können, wissen, wem sie sich anschließen sollen? Hätten wir doch die nötigen materiellen Mittel und vor allem mehr Leute, so ließe sich vieles machen. Möge uns die göttliche Vorsehung neue Wohltäter erwecken und recht tüchtige seeleneifrige Postulanten schicken. — Wer betet in dieser Meinung ein frommes Ave Maria?



Erstkommunikanten der Mariannhiller Mission.

Missionsnachrichten aus Lourdes in der Kapkolonie.

Von Schw. Genovefa, C. P. S.

(Siehe obenstehendes Bild.)

Der 3. Februar 1913 war für viele von unseren Außenstationen ein großer Freudentag, denn es wurden an demselben 116 Katechumenen durch die heilige Taufe der katholischen Kirche einverleibt. Viele von ihnen hatten geraume Zeit hindurch große Opfer bringen müssen, um regelmäßig dem Taufunterricht beiwohnen zu können, zumal die Frauen und Mütter, die wegen der Pflege der kleinen Kinder und der Besorgung des Haushaltes nur schwer abkommen konnten. Manche hatten überdies noch einen weiten Weg zu machen. Doch all das nahmen sie gerne mit in den Kauf, nur um der Gnade der heiligen Taufe teilhaft zu werden.

Dem Tauftage selbst gingen dreitägige Exerzitien voraus. Alle beteiligten sich mit großem Eifer daran, und es war rührend anzusehen, mit welcher Treue sie beim heil. Taufakte der volle drei Stunden in Anspruch nahm, aushielten, vom zehnjährigen Kinde angefangen bis zum siebzigjährigen Greise. Dazu hatte sich noch unser Superior, P. Bonaventura Feuerer, mit P. Damasus in die Arbeit geteilt, denn die Zeremonien für die Taufe der Erwachsenen sind viel länger als die bei der Taufe der kleinen Kinder. Es folgte noch ein feierliches Hochamt, dann vereinigten sich die überglücklichen Täuflinge zu einem einfachen Mahle, das aus Bohnen, Kartoffeln und Brot bestand, in ihren Augen ein fürstliches Essen; schon das Brot allein gilt ihnen als ein seltener Leckerbissen.

Ich selbst war wieder ganz in meinem Element, da ich bei der Bedienung mithelfen durfte, und sehnte mich nach der Zeit zurück, in der es mir vergönnt war, viele Schwarze persönlich auf die heilige Taufe vorzubereiten. Ist das Leben einer Missionsschwester auch mit mancherlei Beschwerden und Opfern verbunden, so bringt man sie doch um der guten Sache willen mit Freuden, und schließlich arbeiten alle mit am großen Werke der Mission, die einen direkt, die andern indirekt, jedes auf dem Posten, den der heilige Gehorsam ihm anweist.

Der große Gnadentag verlief in der schönsten Weise. Die in der Nähe Wohnenden gingen bei Sonnenuntergang nach Hause, die übrigen kehrten erst am folgenden Morgen in ihre heimatlichen Kraale zurück, ein jeder mit dem beseligenden Bewußtsein in der Brust: „Ich bin getauft und zähle fortan zu den Kindern Gottes!"

Am weißen Sonntag empfingen 154 unserer Neuchristen zum erstenmal die heilige Kommunion. Es waren lauter Auswärtige, denn unsere Schulen waren des tückischen Enteric-Fiebers wegen geschlossen worden. Auch dem Kommuniontag gingen dreitägige Exerzitien voran, während welcher Zeit sich alle dahier, auf der Hauptstation, versammelt hatten. Der Festtag

selbst gestaltete sich überaus würdig. Gegen 8 Uhr wurden die Erstkommunikanten in feierlicher Prozession abgeholt. Ich dachte dabei unwillkürlich an die Worte des schönen Liedes:

„Kommet alle, jung und alt,
Jesus hat euch eingeladen!
Wißt, in dieser Brotsgestalt
Ist die Quelle aller Gnaden,
Jesu Christi Fleisch und Blut,
Ist der Menschen höchstes Gut!"

Kinder und Greise, Männer, Jünglinge, Mädchen und Frauen kamen niedergeschlagenen Auges mit frommgefaltenen Händen daher und nahten sodann in auferbaulichster Andacht dem Tische des Herrn. Könnten doch unsere geehrten Leser und Wohltäter einmal so eine Schar schwarzer Neubekehrter an ihrem Kommuniontage sehen! Gewiß hätten alle ihre hohe Freude daran und würden zu neuem Eifer entflammt für das große Werk der Heidenbekehrung durch Gebet, Gaben und Opfer.

Gegen 11 Uhr war levitiertes Hochamt, dann heiliger Segen. Das bescheidene Mittagessen nahmen die Erstkommunikanten in der Mädchenschule ein; weil aber nicht alle Platz hatten, mußte sich ein Teil unter die Veranda setzen, was sie übrigens wenig genierte. Außer Brot, Bohnen und Kartoffeln gab es heute auch etwas Fleisch, die Lieblingsspeise der Schwarzen. Alle schauten so fröhlich und vergnügt darein, daß man ihnen die Freude vom Gesicht ablesen konnte. Am folgenden Tag gingen nochmals alle miteinander zur hl. Kommunion und kehrten dann erst in ihre Kraale zurück. Einige von ihnen wurden kurz darauf vom Enteric-Fieber hinweggerafft. Gebe Gott, daß sie nun denjenigen unverhüllt schauen dürfen, den sie am weißen Sonntag zum erstenmale in Brotsgestalt empfangen haben.

Hier auf der Hauptstation hatte inzwischen die Krankheit soweit nachgelassen, daß die Schule wieder eröffnet werden konnte. Als Kommuniontag wurde das hochheilige Fronleichnamsfest gewählt; es waren im ganzen 36 Erstkommunikanten, 24 Knaben und 12 Mädchen. Die Kirche war recht festlich geschmückt, und alles lud zur Andacht ein. Unter Musik und Glockengeläute zogen die glücklichen Auserwählten in die Kirche ein, P. Superior hielt eine ergreifende Ansprache, es folgte die Erneuerung des Taufgelübdes und endlich während des levitierten Hochamtes die heilige Kommunion. Der ganze Tag verlief in weihevoller Stimmung, am Abend war sakramentaler Segen.

Die Schwarzen lieben bekanntlich sehr den äußeren Schmuck, darum hatten wir, soweit unsere bescheidenen Verhältnisse es eben erlauben, alles aufgeboten, unsere Kirche mit Blumen, frischem Grün und Lichtern zu zieren. Das genügsame Völkchen fand das ganze so schön, daß es sich kaum satt daran sehen konnte; ja einige stellten sogar die naive Frage, ob es wohl im Himmel oben auch so schön sei, wie hier am Fronleichnamsfest und am Tage der ersten heiligen Kommunion.

Eine Jagd auf ein Stachelschwein.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 27. November 1910. — Gestern war wieder eine Jagd auf ein Stachelschwein. Wie ich schon früher erwähnte, graben sich diese Tiere nur im Notfalle selber ein Loch in die Erde; finden sie aber die verlassene Höhle eines Ameisenbären, so lassen sie sich mit Vorliebe dort nieder.

Als Nahrung scheinen sie die Kartoffeln allem andern vorzuziehen, daher gehen sie in mondhellen Nächten fast regelmäßig auf Kartoffelraub aus und richten oft im ganzen Felde großen Schaden an. Unser Bruder Schaffner wollte dem vorbeugen und stellte sich daher mit seinem Hunde und einigen schwarzen Arbeitern vor so einer Höhle, in der er ein Stachelschwein vermutete, als Wache auf.

Es war eine ruhige, sternhelle Nacht. Lange rührte sich nichts; da plötzlich wird es lebendig in der Höhle. Der Hund will trotz der üblen Erfahrung, die er schon einmal gemacht hatte, sofort ins Loch hinein, wird aber mit Gewalt zurückgehalten; denn die Stachelschweine graben sich sehr tief in die Erde ein und werfen hinter sich die Oeffnung zu. — Nach einer Weile kommt ein Stachelschwein von mittlerer Größe heraus. Der Hund rennt wütend auf dasselbe zu, muß aber seinen übergroßen Eifer teuer bezahlen. Eine der nadelscharfen Stacheln drang ihm in die untere Lippe ein, und eine zweite durchbohrte ihm die Nase von unten bis oben. Damit war er natürlich vollständig kampfunfähig gemacht, und das Stachelschwein wäre sicher in seine Höhle zurück, hätten ihm nicht die Kaffern mit einigen wohlgezielten Hieben schnell den Garaus gemacht.

Zum Lohn für ihre Tapferkeit erhielten sie das Schwein geschenkt. Es wurde im Triumphe zur Missionsstation gebracht und dort vor allem seiner Stacheln beraubt. Die schönsten wählte ich mir selber zu Federhaltern aus. Leider waren einige besonders lange etwas gebogen; die feinsten und schärfsten Stacheln saßen ihm auf dem Kopf. Sie waren borstenartig, lang und dünn wie Fischbein. Auch der ganze übrige Körper war mit Stacheln und Borsten wie besät. Die dicken Ende saßen so fest und zäh in der Haut, daß sie nur mit großer Mühe herausgezogen werden konnten. Besonders dicht war auch der Schwanz mit scharfen, weißen Stacheln besetzt. Das Tier muß an ihm im Kampf gegen jeden Feind eine vorzügliche Waffe haben. So ein Hieb sitzt! Ich denke, daß es in der Regel keines zweiten bedarf, um den mutigsten Gegner in die Flucht zu schlagen. (Ein drastisches Beispiel hatten wir an unserm, sonst so klugen und mutigen Haushund.) Die Ohren des Stachelschweins sind kurz, die rundliche Schnauze etwas nach unten gebogen, und im Rachen stecken vier lange Zähne. Einer unserer Kaffern zeigte eine besondere Fertigkeit im Ausweiden und Zerlegen des Tieres. Er machte sich auch eine Rute zurecht, an der er gewisse Teile der Eingeweide aufspießte und an der Sonne trocknete für medizinische Zwecke, wie er sagte; denn ohne Aberglauben geht's beim Kaffer in solchen Dingen nicht ab.

Am Tage der Jagd war Freitag, und da durften sie das Fleisch nicht essen, so sehr ihnen auch das Wasser im Munde zusammenlief. Am darauffolgenden Samstag aber wurde gebraten und gesotten, daß es eine Art hatte; zuletzt setzte sich alles, groß und klein, zusammen und ließ sich den seltenen Leckerbissen trefflich munden. Natürlich war alles bis auf die letzten Knochen „kumnandi kakulu, überaus lecker und gut."

Wer will ein schwarzes Patenkind haben?

Die Zahl der Katechumenen unserer Mission ist gottlob in beständigem Wachstum begriffen, sodaß alljährlich Hunderte zur heiligen Taufe zugelassen werden können. Im vergangenen Jahre betrug die Zahl der Täuflinge 3342, die der Katechumenen 5659. Manche von ihnen wählen sich selbst einen Taufnamen aus, die große Mehr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zahl überläßt er ruhig der Entscheidung ihres geistlichen Vaters, des Missionärs. Dieser aber gibt mit Vorliebe seinen Täuflingen den Namen eines edlen Wohltäters unserer Mission.

So haben wir z. B. unter unseren schwarzen Christen in Mariannhill einen Joseph Huber, einen Anton Schwingsack, eine Cäcilia Schmid, eine Anna Brunnhuber usw., ja sogar die Namen Windthorst, Rudigier und Habsburg sind dabei vertreten. Die Beilegung eines neuen ausländischen Familien-Namens hat allerdings seine Schwierigkeiten, indem der Schwarze zwar mit Freuden seinen heidnischen Rufnamen mit dem neuen christlichen Taufnamen wechselt, nicht aber seinen Familiennamen. Letztern will er aus verschiedenen Gründen beibehalten, es sei denn, er werde von einem hochherzigen Wohltäter gleichsam adoptiert und dementsprechend unterstützt. So kommt es z. B. vor, daß einer für so ein Adoptivkind, das fortan seinen vollen Namen tragen soll, an die Mariannhiller Mission die Summe von 500 Mk., bezw. Kronen einzahlt, damit es bis zu seinem selbständigen Broterwerb von der Mission verpflegt, christlich erzogen und in den Elementarfächern wohl unterrichtet werde. Ist so ein Knabe gut veranlagt und von guten Sitten, so wird er vielfach auch zum Lehrer oder Katecheten herangebildet. Die hiefür nötigen Auslagen, weitere 500 Mark, werden in der Regel ebenfalls von den Pflege-Eltern bestritten.

Die meisten allerdings begnügen sich damit, daß einem schwarzen Kinde ein bestimmter Taufname beigelegt werde, wofür nach altem Herkommen ein Patengeschenk von 20 Mk. verabreicht zu werden pflegt. Viele wünschen dabei, daß dem Kinde ihr eigener Taufname oder der Name eines nahen Verwandten beigelegt werde. Derartige Wünsche können leicht erfüllt werden, unsere verehrten Leser und Leserinnen mögen uns nur gefälligst mitteilen, welche Namen sie wünschen. Aehnlich ist es, wenn etwa ein besonderer Verehrer des heiligen Joseph, oder des heiligen Antonius usw. wünscht, daß ein Heidenkind auf den Namen dieser großen Heiligen getauft werde. Es ist das eine ganz vorzügliche Art, die Verehrung eines Heiligen auch im fernen Missionslande zu fördern und wird sicherlich sowohl dem edlen Spender, wie seinem schwarzen Patenkinde den besonderen Schutz und Segen seines himmlischen Patrones sichern.

Es kommen auch noch andere Fälle vor. Da haben z. B. fromme, christliche Eltern ein braves, hoffnungsvolles Kind verloren. Ihr Liebling, so hoffen sie, ist nun im Himmel oben, sie wünschen aber, daß sein Name auch auf Erden fortlebe und lassen daher ein Heidenkind



Phot. von Ernst Volling in Prag. **In banger Stunde.** Clichotek, Berlin 68.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf diesen Namen taufen. Manche gehen in dieser pietätsvollen Gesinnung sogar so weit, daß sie dieses schwarze Kind als Miterben ihrer noch lebenden Kinder ansehen. Sie denken: unser Kind ist nicht tot, es lebt im Himmel oben fort, es weiß von uns und steht uns geistig nahe, denn es gibt ja eine Gemeinschaft der Heiligen. Wir wollen ihm daher sein Erbe in die andere Welt nachsenden, indem wir an seiner statt ein armes Heidenkind beschenken. Gewiß freut sich unser Liebling im Himmel oben über dieses gute Werk und wird es uns und seinen noch auf Erden lebenden Geschwistern reichlich lohnen. So denken und handeln christliche Eltern, glaubensstarke Katholiken, die sich nicht von den Grundsätzen dieser Welt, sondern vom Lichte ihres heiligen Glaubens leiten lassen.

Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will nun einen dieser Gedanken aufgreifen und zum gottgesegneten Werke umgestalten? Es warten gegenwärtig in der Mariannhiller Mission wieder mehrere Hunderte von Katechumenen auf die heilige Taufe. Welch' schöne Gelegenheit, sich darunter ein Patenkind auszusuchen! —

Gehet zu Joseph.

„Ich hatte eine starke Schilddrüsenanschwellung. Der Arzt, den ich konsultierte, erklärte, es würde sich aus dieser Schwellung ein Kropf bilden, falls ich mich nicht einer Operation unterzöge. Da ich letztere sehr fürchtete, wandte ich mich an U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe und an den heiligen Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Nach kurzer Zeit ging die Schwellung zurück, und gegenwärtig bin ich fast ganz davon befreit. Auch in zwei anderen wichtigen Anliegen wurde mir nach Anrufung der genannten großen Patrone in ganz auffallender Weise Hilfe zu teil. Ich erstatte hiermit der lieben Muttergottes und dem heiligen Joseph pflichtschuldig meinen öffentlichen Dank und rate jedermann, sich in seinen Bedrängnissen recht vertrauensvoll an sie zu wenden. Die Macht ihrer Fürbitte vermag alles bei Gott."

„Ich hatte lange Zeit große Gewissensunruhen und konnte keinen wahren Frieden finden. In meiner Not betete ich recht herzlich zum hl. Joseph und zu Maria, der Trösterin der Betrübten, versprach auch, wenn ich Erhörung fände, Veröffentlichung in diesem Missionsblättchen. Mein Vertrauen wurde belohnt, bei den heiligen Exerzitien, an denen ich mich in St. beteiligte, schwand all' meine frühere Unruhe, sodaß ich mich jetzt vollkommen glücklich und zufrieden fühle."

Ich wurde oft von einem schweren Kopfleiden gepeinigt, jedes Heilmittel versagte. Nach einer Novene zum hl. Joseph schickte mich unser Hausarzt zu einem Spezialisten, der mir eine Operation anriet. Letztere nahm einen glücklichen Verlauf und ich sage heute voll Freude dem lieben hl. Joseph meinen innigsten Dank."

„Ich wurde von einem Eisenstabe am Fuße verletzt und fürchtete eine Blutvergiftung. In meiner Not begann ich recht vertrauensvoll eine Novene zum hl. Joseph und ließ eine hl. Messe für die armen Seelen lesen. Schon der dritte Tag der Novene brachte mir eine auffallende Besserung und bald konnte ich wieder meinen Berufsarbeiten nachgehen."

„Mich quälte lange Zeit ein schweres Gemütsleiden, verbunden mit einer ganz grundlosen Abneigung gegen eine mir sehr nahestehende Person. Mein Zustand wurde immer qualvoller und brachte mich fast zur Verzweiflung. Da machte mich mein Beichtvater auf die Macht der Fürsprache des heiligen Joseph aufmerksam, und es dauerte nicht lange, da war die alte Liebe wieder da, und ich fühlte mich glücklicher als je zuvor. Drum tausend Dank dem lieben, guten hl. Joseph, der mir aus solcher Not geholfen!"

„Vor etwa vier Monaten zog ich mir durch eine kleine Verletzung an der rechten Hand eine Blutvergiftung zu, die innerhalb vierundzwanzig Stunden so gefährlich wurde, daß die Aerzte mir die Hand abnehmen wollten. Da bekam ich durch die Krankenschwester das „Vergißmeinnicht" zu lesen und vernahm mit Staunen von den vielen Gebetserhörungen auf die Fürbitte des heiligen Joseph. Sofort fing ich eine Novene zu Ehren des genannten Heiligen an, und es dauerte nicht lange, als Besserung eintrat. Meine Hand tut mir heute noch die alten Dienste. Drum, wer in Not ist, wende sich mit recht kindlichem Vertrauen an den hl. Joseph."

Eine arme Näherin schreibt: „Ich muß mir durch Nähen mein Brot verdienen, bin dabei kränklich und in meiner Arbeit wenig geschult, so daß ich, wenn ich das letzte Stück Arbeit in den Händen habe, oft nicht weiß, ob ich bald wieder Gelegenheit haben werde, mir den nötigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Ich gehe dann einfach zum hl. Joseph, er ist mein Berater und hat mir bisher immer getreulich geholfen. Oft erhielt ich einen Auftrag von einer Seite, von der ich es gar nicht erwartet hatte. Mögen diese schlichten Zeilen auch andere in ihrem Vertrauen zum hl. Joseph bestärken!"

Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin läßt sich also vernehmen: „Ich sah einer schweren Entbindung entgegen und empfahl mich in meiner Not dem göttlichen Herzen Jesu und dem lieben hl. Joseph. Ich ging auch zu den heiligen Sakramenten und betete, Gott möge dem Kinde, dem ich das Leben schenken sollte, doch wenigstens die Gnade der heiligen Taufe zuteil werden lassen. In den nächsten Tagen wurde uns ein Mädchen geschenkt. Es ging alles gut; das Kind starb allerdings schon am nächsten Tage, doch war es noch am Tage seiner Geburt in der heiligen Taufe zum Kinde Gottes geworden."

„Anfangs April l. J. warf mich eine schwere Krankheit darnieder. Die Aerzte wollten mich zur Vornahme einer Operation ins Krankenhaus transportieren lassen. Plötzlich erkrankte auch meine Mutter so schwer, daß der Arzt fürchtete, sie würde den nächsten Morgen nicht mehr erleben. Da wandte ich mich an die heiligen Herzen Jesu und Maria, sowie an den hl. Joseph und den hl. Antonius mit dem Versprechen der Veröffentlichung und einer kleinen Gabe als Antoniusbrot, falls ich Erhörung fände. Und siehe, meine liebe Mutter war schon am zweiten Tage außer Gefahr und auch bei mir wurde die gefürchtete Operation überflüssig. Gott und seinen lieben Heiligen sei Dank für alles!"

Eine Vergißmeinnicht-Leserin sollte ein Examen machen, hielt sich aber dieser Aufgabe nicht für gewachsen. Nach Anrufung des hl. Joseph ging jedoch alles über Erwarten gut, das Examen wurde bestanden, und die Glückliche beeilt sich, dem großen Helfer in jeder Not ihren innigsten Dank auszusprechen. — Zwei alleinstehende, kränkliche Mädchen nahmen in drückender Not ihre Zuflucht zum hl. Joseph. Heute sind sie von ihrem Kummer befreit und sagen dem großen, lieben Heiligen ihren herzlichsten Dank. — Eine Lehrerin litt an den Händen an einem hartnäckigen Flechtenleiden. Wo kein irdischer Arzt helfen konnte, half der hl. Joseph. Zum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Danke hiefür sandte sie ein Jubiläumsalmosen für unsere Mission. — Eine Familie war ohne Arbeit und Verdienst. Nach Anrufung des hl. Joseph erhielt sie in kurzer Zeit eine ihr zusagende Arbeit. — Eine Abonnentin unseres Blättchens hielt in einem Anliegen zwei Novenen zu Ehren des hl. Joseph. Nach Beendigung der zweiten ward ihr geholfen. Zum Danke hiefür schickte sie eine selbstgehäkelte Altarspitze für ein Josephsaltärchen in der Mariannhiller Mission. — Ein Leser hatte große Schwierigkeiten mit dem Verkauf eines Grundstückes. Er begann eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, doch die Sache verschlimmerte sich von Tag zu Tag, endlich versprach er zu Ehren des genannten Heiligen ein gutes Werk, und siehe, am neunten Tage ward ihm auffallende Hilfe in der ganzen Angelegenheit zuteil.

„Ich suchte für meinen Bruder, der die Realschule absolviert hatte, eine Stelle in einem Bureau. Da er jedoch beim Gehen etwas hinkte, wurde er überall abgewiesen. Endlich machte ich für ihn nach vertrauensvoller Anrufung eine passende Lehrstelle ausfindig. Ich sage dem hl. Joseph meinen innigsten Dank und lege ein kleines Missionsalmosen bei."

„In meiner Nähe wohnte ein schwindsüchtiger Junge. Er verschob jedoch den Empfang der heiligen Sakramente, weil er nicht zu Hause beichten wollte. Seine Mutter war Protestantin und hatte eine große Abneigung gegen die katholischen Geistlichen. Ich empfahl die Sache dem hl. Joseph und begann zu seiner Ehre eine neuntägige Andacht. Am 10. Tage erscheint der Herr Kaplan, die Mutter empfängt ihn sehr freund-



Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

lich, und der Junge hat vor seinem Tode noch dreimal gebeichtet und kommuniziert. Er starb eines sehr schönen Todes und am Josephstag wurde das Seelenamt für ihn gehalten."

„Wir kamen dieses Frühjahr in eine recht mißliche Lage mit unserm Stallvieh. Wir hielten eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und versprachen ein Almosen nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Kurz darauf schwand die Gefahr. Wir spendeten zwar die Gabe, unterließen aber die Veröffentlichung. Da tauchte



Gesellenvater Kolpings Denkmal in Köln.

nach mehreren Wochen die gleiche Gefahr wieder auf. Der hl. Joseph half uns auch das zweitemal, und wir beeilen uns jetzt, dem großen Helfer öffentlich unsern pflichtschuldigen Dank zu sagen."

„Meine Tochter bekam ein so geschwollenes und entzündetes Auge, daß mir ganz bange wurde. Wie immer nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph und versprach zugleich ein kleines Missionsalmosen, damit der heilige Joseph auch im Heidenlande die Freude hätte, daß seinem göttlichen Pflegesohne recht viele neue Verehrer und Anbeter zugeführt werden. Die Hilfe kam schnell, mein Kind ist geheilt, und ich sage hiemit dem hl. Joseph öffentlich Dank!"

„Ich wurde schwer krank, man spendete mir die heiligen Sterbsakramente und ich glaubte jede Stunde meine Auflösung erwarten zu müssen. Nach kindlicher Anrufung des heiligen Josephs trat eine auffallende Besserung ein. doch bekam ich zeitweilig immer wieder einen Rückfall. Da machte ich das Versprechen, ein Heidenkind anzukaufen und spendete 5 Mark als Antoniusbrot. Seitdem ging es mit meiner Genesung ständig besser. Will aus Dankbarkeit den armen Heidenkindern auch einige Stoffreste zu Kleidern schicken."

„Meine Schwester wünschte eine Stelle in einem guten, christlichen Haus. Wir ließen in diesem Anliegen eine heilige Messe zu Ehren des heiligen Joseph lesen und sandten manch' heißes Gebetchen zum Himmel. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, meine Schwester bekam in einem christlichen Hause eine sehr gute Stelle und fühlt sich überaus glücklich und zufrieden.

Eine zweite Schwester schreibt die Sinnesänderung ihres Mannes und ihrer Kinder dem Einflusse des hl. Joseph zu, den sie oft um seine Hilfe anflehte. Auch mir selbst hat der liebe hl. Joseph schon wiederholt geholfen, namentlich nach einer Novene zu Ehren seiner sieben Freuden und Schmerzen, so auch an Weihnachten, wo ich nach längerem Warten zu einer Stunde, da ich schon wenig Hoffnung mehr hatte, von der kgl. Regierung eine größere Unterstützungssumme als gewöhnlich zugesandt erhielt."

„Seit längerer Zeit las ich mit Staunen im Vergißmeinnicht die vielen Gebetserhörungen nach Anrufung des hl. Joseph. Ich gestehe offen, es stiegen mir manchmal Zweifel auf, ob denn dies alles auf Wahrheit beruhe. Da kam ich selbst in große Not, mein ganzes Lebensglück stand auf dem Spiel. Doch siehe, nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph nahm meine Lage eine bessere Wendung und ist nun alles wieder gut. All meine Zweifel sind geschwunden, und ich sage dem hl. Joseph für seine mächtige Fürsprache meinen innigsten Dank!"

Es liegen auch diesmal noch eine Menge Briefe vor mir, die alle die Hilfe des hl. Joseph preisen. Ich muß mich aber mit der bloßen Ortsangabe dieser Danksagungen begnügen; vielleicht findet sich in der nächsten Nmmer für den einen oder andern dieser Berichte ein Plätzchen zur Aufnahme.

St. Antonius hat geholfen.

Von einer Vergißmeinnicht-Leserin in Tirol ging uns folgendes Schreiben zu: „Vergangenen Herbst erkrankte mein jüngster Sohn an Darmkatarrh, und später trat noch eine starke Lungenentzündung hinzu, sodaß der Arzt wenig Hoffnung mehr auf Genesung setzte. Ich aber setzte meine Hoffnung auf den großen Wundertäter St. Antonius, betete viel und bat ihn unter Tränen, er möchte mir doch, wenn es so Gottes heiliger Wille sei, meinen kleinen Liebling wieder gesund machen. Mein Gebet ward erhört, das Kind wurde wieder vollkommen heil.

Nun war vor einigen Wochen in hiesiger Gemeinde allgemeine Impfung, wobei auch dieser Knabe an die Reihe kam. Doch es schlug ihm schlecht an; er bekam abermals die Lungenentzündung. In meiner Not wandte ich mich neuerdings an den heiligen Antonius und gelobte im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", dessen Abonnentin ich damals noch nicht war, seitdem aber geworden bin. Der große Heilige hat mir ein zweitesmal geholfen; mein Kind ist gesund, ich sage dem heiligen Antonius meinen aufrichtigsten Dank und lege als Antoniusbrot ein Scherflein für die armen Heidenkinder bei."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Vater und Mutter zugleich. Nach dem Gemälde von Toby E. Rosenthal.
Photographieverlag der Photographischen Union in München. Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig.

Eine zweite Leserin schreibt: „Dieses Frühjahr wurde unsere Schwester so schwer krank, daß wenig Hoffnung auf Wiedergenesung mehr war. Da wandte ich mich an den heiligen Antonius und gelobte im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Sofort besserte sich der Zustand unserer Schwester, und jetzt ist sie wieder vollständig gesund. Wir sagen hiemit dem großen heiligen Antonius unseren pflichtschuldigen Dank."

Eines nur ist notwendig.

Nach Msgr. John Vaughan, S. J.

Ein Kind läßt sich durch jede Kleinigkeit amüsieren und unterhalten. Sein Erkenntnisvermögen ist eben noch unentwickelt, sein Gemüt zart und für jeden Eindruck empfänglich. Große Fragen, die die Welt bewegen, interessieren es wenig, dafür fehlt ihm jegliches Verständnis; es lebt nur für seine Welt und diese ist klein, engbegrenzt. Eine Zehnpfennig-Trompete ist ihm ein Schatz, ihr Klang Musik, das Surren eines Kreisels

sein Entzücken, und der Bau eines Kartenhauses ein großes, wichtiges Werk, sodaß es ihm seine volle Aufmerksamkeit schenkt.

Rede zu ihm von blutigen Kriegen, welche die Grenzen ganzer Reiche verrücken, von den Erfindungen großer Geister, von denen Jahrhunderte profitieren, sprich zu ihm von dem Niedergange eines ganzen Volkes, von moralischen Schäden, die ganze Generationen in Schmach und Schande stürzen, — das Kind wird ruhig an seinem Kartenhaus weiterbauen, oder auf seiner Trompete blasen und den Kreisel schnurren lassen; alles, was du da sagst, versteht es gar nicht, berührt es daher auch gar nicht.

Umgekehrt kann der Erwachsene am Spielzeug eines Kindes keine Freude mehr finden, die Sache ist ihm zu kindisch und töricht; sein Geist ist voll von großen, wichtigen, eines Mannes allein würdigen Aufgaben und Problemen, mögen sie nun seine eigene Familie betreffen oder das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Landes. Wie albern und verächtlich erschiene uns ein Mann, der die kostbare Zeit mit dem Spielzeug eines Kindes vergeuden wollte! —

Leider gleicht nun aber in der Pflege des geistlichen, religiös-sittlichen Lebens die große Masse der Menschheit unverständigen Kindern, die im Sande spielen. Lege bei ihnen den Maßstab des Glaubens an, und du wirst finden, daß sie sich mit Kleinigkeiten, mit Kindereien beschäftigen, während sie für das Notwendige, die Rettung ihrer unsterblichen Seele, weder Sinn noch Verständnis haben. All ihre Gedanken und Wünsche sind auf die flüchtigen, leeren und eitlen Dinge dieser Welt gerichtet. Man sinnt auf Reichtum, auf die Mehrung von Hab und Gut, man sorgt für Feld und Haus, man rennt nach allem, was Aug und Ohr ergötzt, den Gaumen kitzelt, oder der Eigenliebe und der Ehrsucht schmeichelt, ähnlich wie ein Kind, das am Meeresufer aus Sand und Lehm sich ein Häuschen baut, ohne daranzudenken, daß in wenigen Stunden die Flut kommt und den ganzen Bau spurlos hinwegschwemmt.

Es klingt an sich fast unglaublich, und dennoch ist es traurige Tatsache: die Vergnügungen der Welt, ihre Reichtümer, ihr Ruhm und Beifall ergreifen Besitz von den meisten Menschenherzen. Vergängliche Güter, leere, flüchtige Vergnügungen, eitler Ruhm, das Flittergold und die blendende, täuschende Pracht einer frivolen Welt interessiert, betört, beschäftigt, treibt und beherrscht Millionen sogenannter Christen. Ein Phantom tyrannisiert sie, fordert ihre Leidenschaften heraus, reizt ihre Begierlichkeit, erweckt in ihnen tausenderlei böse Gelüste und treibt sie bis an die Grenzen der Erde, vielleicht ohne daß sie eine Ahnung davon haben, daß sie eigentlich nur einem flüchtigen Schatten oder schillernden, schnell platzenden Seifenblasen nachjagen.

Sind sie nicht Kinder alle zusammen, die mit einem lächerlichen Spielzeug tändeln oder einen bunten Schmetterling zu erhaschen suchen, der zufällig ihre sonnigen Pfade kreuzt? Irdische Nichtigkeiten nehmen ihren Sinn gefangen und erfüllen sie derart, daß sie für die überaus ernste Frage der Ewigkeit kein Interesse mehr haben. Die Welt gilt ihnen alles, Himmel und Ewigkeit nichts. Sprich zu einem solchen Menschen von den erhabensten ewigen Wahrheiten, von der Schönheit der Tugend und ihrem Himmelsfrieden, von der Häßlichkeit des Lasters und den Wunden, die es schlägt für Zeit und Ewigkeit, rede so klar und überzeugend als du kannst, rufe und erhebe deine Stimme mit der Macht einer Posaune, — umsonst, er bleibt für alles taub und hat nur Sinn für den Flitter und Tand dieses Lebens, ähnlich wie das Kind, das auch ruhig auf seiner Trompete weiter bläst oder sein Kartenhaus aufbaut, auch wenn du ihm sagst, daß viele Städte brennen und ganze Völker zu Grunde gehen.

Für einen Menschen mit lebendigem Glauben ist nichts auffallender und erschreckender, als die Apathie und Unempfindlichkeit weltlich gesinnter Menschen in Bezug auf das Höchste, Wichtigste und Notwendigste im Menschenleben. Die wahrhaft Weisen, die echten Philosophen hinieden, das waren und sind die Heiligen. Wohl waren sie aus demselben Stoffe gebildet, wie wir alle und bewegten sich in den gleichen menschlichen Verhältnissen, doch wie verschieden war ihre Gesinnung! Sie schauten weit über die Gegenwart hinaus, bis in die fernste Zukunft hinein. Die Reichtümer und Ehren dieser Welt prunkten auch vor ihnen, wie vor uns, allein es war ihnen, als schauten sie nur purpurrote Wolken am Abendhimmel, die zwar herrlich glänzen, aber rasch vorübergehen. Ihre Gedanken waren auf Wichtigeres gerichtet, auf die großen und ewigen Wahrheiten, auf die Lehren und Grundsätze unseres heiligen Glaubens, auf den Himmel und seine unendliche Glorie. Eitler Weltruhm hatte für sie nichts Verlockendes und Verführerisches, und menschliche Drohungen schreckten sie nicht, denn das ist alles leer, irdisch, zeitlich, rasch vorübergehend. Ihr Geistesauge war allein zum Throne des Unendlichen gerichtet, und daher mußte ihnen die Erde zu ihren Füßen so klein und armselig erscheinen wie der Tand eines Jahrmarktes auf dem platten Lande. „O wie ekelt mich die Welt an," sprach einer ihrer größten Vertreter, „wenn ich an den Himmel denke!"

Sieh, das ist wahre Weisheit! Zu welcher Klasse von Menschen willst du, mein Leser, zählen?

Religion und Ernst des Lebens.

Stanley über Religion.

Wenn man dem seichten Geschwätz moderner Freidenker Glauben schenken wollte, dann wäre die Religion das überflüssigste Ding für das Menschenleben. Solche Anschauungen können nur dort gedeihen und laut werden, wo man das Leben und seinen Ernst gar nicht kennt.

So ist auch jenes seichte Freidenkergeschwätz leicht zu begreifen, aber auch die Tatsache, daß man von demselben dort, wo der Mensch die Großartigkeit und Erhabenheit, aber auch die Furchtbarkeit einer noch wilden, unbezwungenen Natur schaut und ihr im Kampfe gegenübertreten muß, so ganz und gar nichts hört. Das könnte man die erzieherische Wirkung der Natur nennen, welche den Menschen wieder zu Gott und zur Religion bringt. Und als einen recht bedeutsamen Zeugen hiefür sei heute an den Afrikaforscher Stanley erinnert, in dessen innere Gedankenwelt die von seiner Gattin herausgegebenen Aufzeichnungen einen Einblick gestatten (Henry Morton Stanley, „Mein Leben". Zwei Bände, München 1911). Da lesen wir im ersten Bande:

„In der Einsamkeit Afrikas war es, wo die Religion so tiefe Wurzeln in mir schlug, daß sie meine Richtschnur in Gesittung, mein Unternehmer, mein geistiger Führer wurde. Nur mit religiöser Ueberzeugung können wir einen wirklichen, einen wesentlichen Fortschritt erreichen; sie gibt dem Körper Mark und Kraft; ohne sie ist sogenannter Fortschritt hohl und ohne Dauer; ohne den Glauben an Gott werden wir auf einem Meer von Ungewißheit umhergeschleudert; denn was ist unsere Erde im Vergleiche zu dem ungeheuren Universum von Welten im unendlichen Raum?" (S. 42).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Daß die Religion für Stanley nicht bloß eine Nippsache war, sondern sein Inneres erfüllte und seinem Leben Richtung gab, zeigen am Schlusse des zweiten Buches die „Gedanken aus Stanleys Notizbüchern", wo es in den Gedanken „Ueber Religion" heißt:

„Auf allen meinen Expeditionen war ich moralisch und geistig mehr gestärkt als meine Gefährten, die nicht beteten. Es machte aber weder meine Augen blind, noch meinen Geist matt, noch meine Ohren taub, — gab mir im Gegenteil Vertrauen. Und es tat noch mehr: es verlieh mir Freude, Stolz auf meine Arbeit und half mir über die 1500 Meilen Urwaldmarsch hinweg und befähigte mich, den Gefahren und Ermüdungen des Tages Trotz zu bieten . . . Ich habe Beweise, die mich vollkommen überzeugen, daß Gebete erhört werden. Durch das Gebet wird der gesuchte Weg plötzlich sichtbar, und die Gefahr sofort verringert. Und nicht einmal oder zweimal oder dreimal, sondern beständig geschah es, bis das kalte ungläubige Herz endlich beeinflußt war. Das habe ich an mir selbst gar oft erfahren". (Seite 490).

Stanley schildert dann auch in dem Buche sein Zusammentreffen mit Livingstone, und die Charakterzeichnung, die er von diesem Manne gibt, gehört zu den interessantesten Partien des Werkes. Livingstone, ein Mann, dessen ganzes Leben, wie Stanley (II, 93 ff.) sagt, eine einzige Befolgung der Bergpredigt Christi war, ob er jetzt im Dschungel lagerte, in einer Handelsniederlassung, oder einem wilden Dorfe weilte.

„Dornenvoll fürwahr war der Weg zum ewigen Leben, den er betreten, und wohl wenige wandelten ihn wie er. Wie gleichgültig auch seine Freunde ihm gegenüber handelten, wie sehr seine Diener ihn verspotteten und betrogen, ob auch der Hunger ihn quälte, der Regen ihn durchnäßte auf seinen Wanderungen, die tropischen Stürme ihn durchpeitschten und Krankheiten aller Art ihn befielen, immer blieb er dem Dienste Gottes, den er sich erwählt, treu, und unerschütterlich war sein christlicher Glaube: wer treu ausharret bis ans Ende, dem will ich die Krone des Lebens geben."

Von wie viel Hundert von Missionären, die in bewunderungswürdigem Heroismus hinauszogen in die Wildnis, um dort die Botschaft des Kreuzes und der Erlösung zu verkünden, können nicht dieselben Worte geschrieben werden?

Der Unglaube hat solche Leistungen nicht aufzuweisen. Und F. W. Förster hat recht, wenn er unter dem Eindrucke der Stanleyschen Schilderungen schreibt:

„Persönlichkeiten wie Livingstone legen uns auch die Frage nahe: Wie kommt es, daß man in solchen schwersten, einsamsten und entsagungsvollsten Opferleben niemals Freidenker findet, sondern daß es doch immer nur die Religion ist, die diese Art von größtem und für die Menschheit unentbehrlichstem Heroismus inspiriert? Ist es nicht doch wahr, daß in Wirklichkeit in unserem modernen Leben nicht bloß Weltanschauungen gegeneinander kämpfen, sondern daß die Wortführer der Negation eben doch immer nur Theorien und Versprechungen bieten, während die christliche Propaganda ihre unsterbliche und weltüberwindende Kraft immer aufs neue von den lebendigen Blutzeugen Christi, von den Seligkeiten der Umgewandelten erhält?" (Hochland", V, 94 f.).

Und zu dem Bekenntnis Stanleys, daß die Religion ihn inmitten der Schrecken des Urwaldes und eines massenhaften Sterbens um ihn herum aufrechterhalten habe, sagt Förster: „Das sind Worte aus den Erfahrungen des Urwaldes, wo der „Monismus" nichts mehr zu sagen weiß. Wo die Natur mit allen ihren Realitäten am schrecklichsten auf den Menschen eindringt, da muß der Geist zu seiner ganzen Zielsicherheit und Stärke aufgerufen werden — da erst versteht man, daß der Mensch sich mit dem Schöpfer aller Dinge verbinden muß, wenn er nicht durch die Materie des Daseins erdrückt sein will."

Die Hände der heiligen Elisabeth.

O selige Hände,
Mit Gaben gefüllt,
Wie hat eure Spende
Den Hunger gestillt,
Die Blöße bekleidet,
Die Kranken gelabt
Und alles, was leidet,
Mit Segen begabt!

O selige Hände,
An Rosen so reich;
Wer Kränze doch wände,
Den eurigen gleich, —
Von Werken der Milde,
Von Opfern und Müh'n,
Die selbst im Gefilde
Des Himmels noch blüh'n!

O selige Hände,
Wie wart ihr so weit
Geöffnet ohn' Ende,
Zur Hilfe bereit!
Ihr stilltet die Zähren
Und stärktet den Mut;
Dem Elend zu wehren,
Habt nie ihr geruht!

O selige Hände,
O süßestes Herz!
Wie bald er doch schwände,
Der Elenden Schmerz,
Wollt' jede der Frauen
Mit Herz und mit Hand
Nur liebend bebauen
Das darbende Land!

Bald blühten dann Rosen,
Wo Dornen wir seh'n,
Den dunkelsten Losen
Ein Licht müßt' ersteh'n! —
Du Herz so voll Güte,
Elisabeth rein,
Als himmlische Blüte
Pflanz' Liebe uns ein!

Briefkasten.

Die Hardenberger danken allen Wohltätern in Biesingen, Ludwigshafen, Waldfischbach, Würzburg und Linz für die sehr erwünschte Hilfe. Jetzt können wir etwas Mais für unsere Kinder kaufen. — Nachträglich danken wir für die s. Z. aus Biesingen gesandten Paramente und Sonstiges. Der Missionar geht immer gern nach der Außenstation St. Bernard, denn dort benutzt er die hl. Kleider, in denen er als Kind den Priester in der heimatlichen Kirche das hl. Opfer darbringen sah.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man letztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder drittnächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogen. „Schleifen-Nummer", die sich auf jeder unserer Adressen findet.

Moosbach, Ungenant: 20 Mk. dkd. erhalten.

M. B.: Fr. 17 dkd. erhalten.

Burgberg: Betrag von 47 Mk. dkd. erhalten; es wird alles nach Wunsch besorgt werden.

J. K. S.: Für 1 Heidenkind dkd. erhalten.

Präst, O.-O.: Sendung dkd. erhalten.

K. 4. Herzlichen Dank!

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Kolmar, Oberseebach, Rottenburg, Frankfurt a. M., Braunsberg, Hohenthann, München, Staffelstein, Königs-

hofen a. Tauber, Reinfurt, Mondfeld, Großaitingen, Miesbach, Ommersheim, Frankfurt a. M., Muggensturm, Mannheim, Gehren, Künzelsau, Steinburg, Dorgendorf, Allersheim, Bischofsheim v. d. Rhön, Setzelbach, Merzig, München, Langdorf, Zell a. H., Konstanz, [illegible]runion, Zell b. Eggenfelden, Heidelberg, Hagnau, Rup[illegible]echtshausen, Weißenau b. Mainz, Roßhaupten, Getzlingen, Geldern, Würselen, Haarbrück, Bonn, Honnef, Köln, Dahlhausen, Montjoie, Saarluis, Buer, Strauch, Marseloh, Niedersfeld, Langenholthausen, Helenabrunn, Ettelbruck, Malberg, Essen, Neuenkirchen, Mainz, Voßwinkel, Upsprunge, Breslau, Kronau, Oberglogau, Dresden, Kolzig, Neustadt, O.-Schl., Random, Lake, Madisoa, Milwaukee, Wis., St. Paul, Minn., Parkstein, Mendorf, Reischach, Maierhof, Burgberg, Brüssel, Lommersum, Dellb, Aachen, Ellrich, Berg, Ederen, Mesenich, Isengraben, Nippes, Remagen, Arnoldsweiler, Meshede, Kray, Netphen, M.-Gladbach-Windberg, Steele, Sulzfeld, München, Herbertingen, Schweinsberg, Rottenburg, Untermünstertal, Oberthalhofen, Aidenbach, Memmelsdorf, Würzburg, Birkenhördt, Hemsbach, Frankfurt a. M., Hochwang, Dedsheim, Grießheim, Hinterbuchberg, Geisingen, Ravensburg, Wessobrunn, Füssen, Nürnberg, Niederviehbach, Dorgendorf, Klosterau, Schrezheim, Kneisting, Würzburg, Ulm, Thyrnau, Altenstadt, Brand, Elz, Ensdorf (Saar), Essen, Praest, Würselen, Dalinghaus, Telgte, Rotthausen, Scheven-hütte, Dichaus, Duisburg, Nauenheim, Münster-Mayfeld, Koblenz, Kesternich, Wiesdorf, Rheine, Antweiler, Heiligenstadt, Oberehrendingen, Horriwil, Mümliswil, Rüti, Altendorf, Basel, Visperterminen, Gerlafingen, Escholzmatt, Truningen, Luzern, Zürich, Großwangen, Oberägeri, Wil, Stans, Wikon, Bagaz, Schwendi, Derendingen, Küßnacht, Pfaffnau, Kirchberg, Gurtnellen, Selzach, Lommis, Bürglen, Chur, Lichtensteig, Flawil, Gretzenbach, Rorschach, Reiden, Oberriet, Apfeltrangen, Meltingen, Selzach, Zürich, Neuheim, Wil, Kt. St. Gallen, Andermatt, Schaffhausen, Eisten, Altdorf, Riedau, Lustenau, Reichraming, Brünn-Mähren, Reichenberg, Petersburg-Böhmen, Semmerich-Steiermark, Saalfelden, Gleinstätten, Graz, Iglau, Petersburg-Böhmen, Bludenz, Raba Szt. Marton, Malspitz, Reichenau, Csatad-Ungarn, Weipert, Rittersfeld, Schönau b. Salnau, Schattau, St. Georgen a. d. Gusen, Niederndorf b. Kufstein, Wolfsberg-Steiermark, Voitsberg, Schwaz-Tirol, Reichramming, Krieglach, Möbritz, Klagenfurt, Laskafalu-Ungarn, Zsolna-Ungarn, Karlsbad, Budigsdorf, Tux, Obergrund a. d. B. N. B., Marmarosziget-Ungarn, Wald i. Pinzgau, Leoben, Gaisau, Wien XVIII., Erlauf-N.-O., Lienz-Tirol, Dornbirn, Hopfgarten, Groß-Köstendorf, Aussig, Berwang, Feldbach, Klagenfurt.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Josef Freilinger, Erlberg. Theres Hötzlwimmer, Reischach. Lorenz Meckler, Massenbachhausen. Emma Sauerbier, Wiesenfeld. Gg. A. Spies, Laimbach. Emilie Flaisch, Unlingen. Fridolin Ehrgott, Rottenmünster. Karolina Brendle, Heitersheim. M. Anna Weik, Lippach. Frz. X. Stubenrauch, Aichach. Erhard Glas, Pirmasens. Theod. Katzenmayer, Pfr., Sentenhart. Paulina Müller, Lautlenbach. Josefine Neuberger, Glashofen. Kath. Barb. Wachter, Assamstadt. Walk, Motten. Frau Keisinger, Balzhausen. Franziska Barth, Mögglingen. Ignaz Schlachter, Lindenberg. Theresia Stark, Rasdorf. Scholastika Marnel, Mathias Kehl, Rosina Vollmar, Geismar. Ferdinand Trabert, Spahl. Therese Bittl, Neuötting. Kaspar Nöth, Obererthal. Pauline Veigel, Gmünd. Maria Anna Sauer, Altheim. Anna Rottach, Kempten. Anna Lukaseder, Regensburg. Leonh. Huber, Heidelberg. Sophie Appel, Bamberg. Jakob Rieger, Mosbach. Magdalena Knüttel, Impfingen. Therese Marent, Mimmenhausen. Frau Hug, Winterthur. Alois Kobler, Lehrer, Oberriet. J. Brühwiler, Kurzdorf. Christian Misteli, Niedergerlafingen. Frau Blöchinger, Uznach. Josef Ernst, Würenlos. Marta Skatulla, Kuchau. Richard Seidel, Breslau. Bernhard Tüns, Anton Rietmann, Frau Pothmann, Pauline Schirmer, Klara Freier, sämtl. in Gelsenkirchen. Frau Jessing, Borghorst. Philipp Köster, Paderborn. Frau Schönenberg, Jülich. Theodor Eckmann, Holthausen. Lehrer Chr. Cremer, Wall. Gertrud Dapper, Bottrop. Anna Lorenz, Ihn. Katharina Paulus, Nalbach. Christine Lechten, Atteln. Christine Bücker, Paderborn. Maria Aigner, Messendorf b. Graz. Rosina Taus, Vorau-Steiermark. Sr. M. Johanna, Priorin, Kőszeg-Ungarn. Stefan Berger, Ardagger-Markt. Anna Mittermeier, Persenbeug, N.-O. Jos. Lang, Pfr., Mehrnbach. Anna Kröpfl, Köflach. Stefan Wippel, St. Stefan ob Stainz. Hedwig Murschetz, Marburg a. d. Drau. Anna Reisinger, Pischelsdorf-Steiermark. Alex Marchel, Heimschuh b. Leibnitz. Adelheid Reich, Rankweil. Juliana Nowak, Marburg a. d. Drau. Maria Zotter, Graz. Konrad Riegler und John Sauter, Cincinnati-Ohio. Elisabeth Labun, Detroit-Mich. Joseph Brunsmann, New-Vienna-Iowa. Jakob J. Weber, Buffalo-N.-Y. Franz J. A. Hoffmann, Brooklyn-N.-Y. Theodor Neugebauer, Columbus-Ohio. Rev. Robert Richartz, Covington-Ky.

„Die Himmelsleiter."

Wer möchte nicht eine Himmelsleiter haben, um in den Himmel hinaufsteigen zu können? Wir sind so glücklich, unsern geehrten Lesern und Leserinnen eine solche anbieten zu können und zwar in Gestalt eines schönen, von einem Mariannhiller Missionspriester geschriebenen Meß- und Gebetbüchleins.

Es enthält eine treffliche Belehrung über das hl. Meßopfer, seinen Wert und seine Wirksamkeit, sowie über die Art und Weise, ihm mit Andacht und Nutzen beizuwohnen. Es folgen zwei schöne Meßandachten, die Beichtgebete, ein kurzer Unterricht über den großen Kirchenschatz, die Ablässe, über den heldenmütigen Liebesakt und die wirkliche und geistliche Kommunion. Außer einer reichen Auswahl schöner Gebete, Litaneien und Andachtsübungen finden sich in dem 280 Seiten starken Büchlein die bekanntesten lateinischen Hymnen auch in deutscher Uebersetzung, wie das Veni Creator und Veni sancte Spiritus, Jesu dulcis memoria, Adoro te, Pange lingua, Ave maris stella, Stabat mater, Dies irae etc., und eine Menge schöner Ablaßgebete. Den einzelnen Andachtsübungen, wie z. B. der hl. Beichte und Kommunion, den täglichen Gebeten, der Andacht zum hl. Geiste, zum lieben Jesuskinde, zum allerheiligsten Altarssakrament und göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes, dem hl. Kreuzweg usw. sind regelmäßig kurze Belehrungen in populärer, leichtverständlicher Form vorausgeschickt, und an geeigneter Stelle steht unter dem Titel „Leitsterne auf dem Wege des Heiles" auf knapp zehn Seiten eine vollständige Anleitung zum Streben nach christlicher Vollkommenheit.

Eine besondere Zierde des lieben Büchleins bilden außer einem hübschen Farbenbild mehr als 20 sinnige Bildchen, hergestellt in der bekannten Firma des Herrn B. Kühlen in M.-Gladbach, alle im innigen Anschluß an den betreffenden Text. Wir nennen bloß: Christus als Keltertreter, das liebe Jesukind, der gute Hirt, der barmherzige Samaritan, Einladung zum hl. Kreuzweg, die Rosenkranzkönigin, der hl. Schutzengel, St. Joseph, Antonius von Padua, Aloysius von Gonzaga, die wunderbare Kommunion des hl. Stanislaus Kostka.

Kurz, ich kann nur sagen: Nimm und lies! Das Büchlein ist für Welt- und Ordensleute geschrieben, eignet sich aber besonders zur Massenverbreitung in Klöstern, Seminarien und religiösen Instituten. Es dürfte sich kaum ein passenderes Weihnachtsgeschenk finden als dieses goldene Büchlein.

Preis, gebunden in Leinwand mit Rotschnitt 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt 1.75 Mk. Zu beziehen durch die auf der Titelseite des Vergißmeinnicht angegebene Vertretung der Mariannhiller Mission. Der bescheidene Reingewinn ist für die armen Heidenkinder bestimmt.

Wer will das schöne, so trefflich ausgestattete Büchlein kaufen, wer behilflich sein, es auch in Freundeskreisen, in Schulen und religiösen Anstalten zu verbreiten? Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz, und man kann damit buchstäblich für sich und andere eine „Himmelsleiter" aufstellen.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. September 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
№ 12.

Köln a. Rh.
Dezember 1913.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

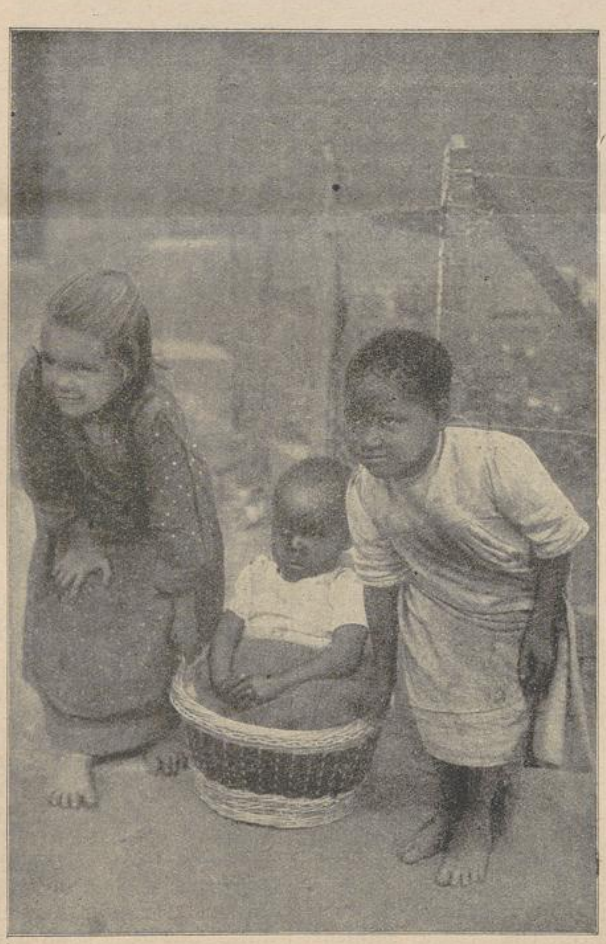
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Wer will ein Christkindchen?

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum Jahresschluß.

Es schallen mit Dröhnen
Vom Turm durch die Nacht,
Erschütternd zwölf Schläge:
Das Jahr ist vollbracht!

Noch einmal durchrausch: dich,
Und woget und wallt.
Der Stern der Erinn'rung
Mit sanfter Gewalt.

Erlebtest du Tage
Voll Kummer und Schmerz;
Stets brachte dir Tröstung
Das göttliche Herz!

Es hat dir die Hoffnung
Als Leitstern gesandt;
D'rum halte die Blicke
Nach ihm stets gewandt.

Wenn treu du's verehrest,
Weicht Not und Gefahr;
Im Himmel harrt deiner
Ein ew'ges Neujahr!

Aus der Rede des Seminardirektors a. D. Dr. Hoeber-Köln auf dem Katholikentage zu Metz.

Eine alte und ewig junge Aufgabe ist mit verstärkter Kraft an uns herangetreten. Wohl haben schon in früheren Jahren auf zahlreichen Katholikenversammlungen Missionare uns anschauliche Schilderungen von dem Felde ihrer Tätigkeit in den fremden Erdteilen gegeben, uns von ihren Erfolgen, auch von ihren Leiden, Entbehrungen und Gefahren erzählt und dadurch Verständnis und Teilnahme geweckt für die Verwirklichung des universalen Missionsbefehls, den Christus mit der Kraft und Feierlichkeit einer testamentarischen Bestimmung seinen Aposteln und Jüngern gegeben hat. Aber wirklicher Schwung und allgemein zündende Begeisterung kam erst in die Missionssache, als in der ersten öffentlichen Versammlung des Katholikentages zu Breslau im Jahre 1909 unser hochverehrter Präsident Se. Durchlaucht Fürst Löwenstein in einer großzügigen und weitblickenden Rede auf die äußeren Missionen und die dringende Notwendigkeit ihrer Förderung hinwies und alle Stände zur Mitarbeit an dieser erhabensten Kulturaufgabe aufrief: „Heute haben wir — so sagte er damals — eine Missionsgelegenheit, wie vielleicht noch nie seit den Tagen der Apostel. In dieses Urteil stimmen alle Kenner des Missionswesens, alle Missionen besonders, katholische wie evangelische überein." Welch große und entscheidende Wirkung von einer Katholikenversammlung ausstrahlen kann, das hat gerade diese Breslauer Versammlung mit Bezug auf die Propaganda für unsere Missionshäuser und Missionswissenschaft, unsere Missionsvereine und das gesamte Missionswerk offenbar gemacht. Es entstanden akademische Missionsvereine, Missionszeitschriften, eine eigene Missionsliteratur, es wurden Missionstage in Münster, Freiburg und Fulda und Missionskonferenzen in den einzelnen Diözesen abgehalten. Es wurde auch ein Lehrstuhl für katholische Missionswissenschaft an der Universität Münster errichtet und mit einem elsässischen Theologen besetzt, — kurz fast allerorten regt sich das Missionsinteresse und der Missionsgeist. Der Weltverkehr und die Weltpolitik der Kolonialmächte hat uns doch auch in Deutschland wie nie zuvor zum Bewußtsein gebracht, was in Afrika, was in Ostasien auf dem Spiele steht und in welch mächtiger Gärung und Vorwärtsbewegung der Islam und der Buddhismus begriffen sind. „Wird die Gelegenheit nicht genützt, genützt mit äußerster Anspannung aller Kräfte", so sagte Fürst Löwenstein unter allgemeiner Zustimmung, „dann siegen Mohammed und Buddha und Konfuzius und von zwei Dritteilen der Erde wird Christus ausgeschlossen auf Perioden der Weltgeschichte."

Es ist nun auch schon wiederholt in der Oeffentlichkeit darauf hingewiesen worden, wie bedeutend die Leistungen der Protestanten in Deutschland in den letzten Jahren für die Mission gewachsen sind und welche weltumspannenden Einrichtungen sie zu Gunsten ihrer Missionswerke geschaffen haben.

Wir können nur unsere volle Hochachtung bezeugen von dem Idealismus, der sich in dieser großartigen Organisation und ihrer bisherigen Arbeit bekundet.

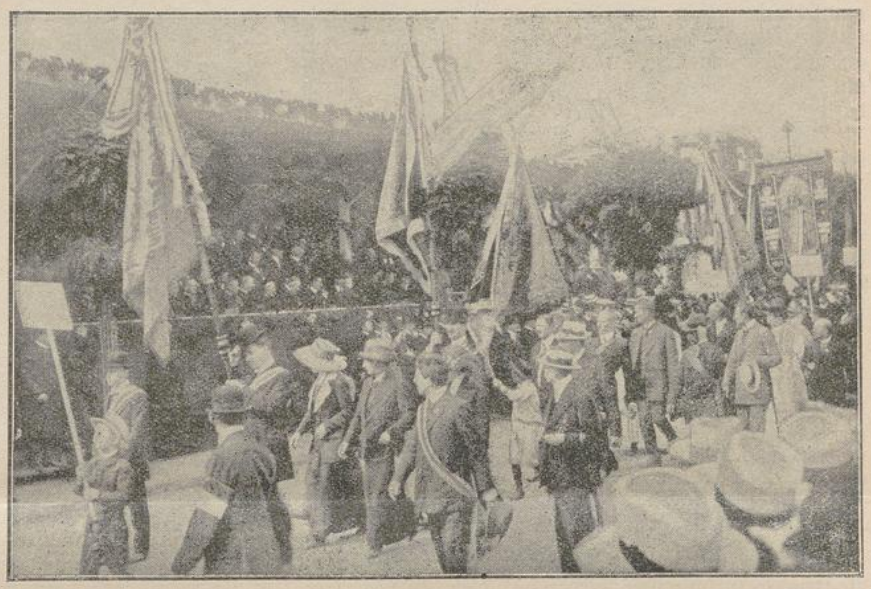
Um so lebhafter werden wir aber auch den Weckruf richten müssen an die eigenen Reihen unserer Gebildeten, die Sache der Heidenmission als eine ernste, dringliche und heilige anzusehen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn Sie alle, die Sie meine Worte hören, zunächst einmal den Gedanken erfassen und sich zu eigen machen: Die äußere Mission ist ein Bedürfnis unserer Zeit, also ist es der Wille Gottes. Und wenn dieser Gedanke in Ihrem Innern einmal Wurzel geschlagen hat, dann müssen die einen für das Werk der Mission beten, die andern auch werben, wieder andere auch die Missionszeitschriften abonnieren und noch andere auch Geldmittel stiften. Und wenn so die ideellen und materiellen Mittel stetig und reichlich zusammenfließen, dann gibt es mit den Jahren einen mächtigen Strom von guten Werken, der in verschiedene Arme sich teilend seine Segensfülle in die Missionsländer ergießt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erkennen und erfüllen wir als gebildete Laien in dieser Weise unsere Pflichten, so treten wir in den Dienst der höchsten und edelsten Aufgaben, die dem Menschen besonders in den wild wogenden Kämpfen unserer Zeit gestellt sind. Was unsere gesamte Tätigkeit erhebt und adelt, ist das Bewußtsein, daß wir Gott und der Wahrheit dienen. Dieser Dienst ist keine feige und feile Knechtschaft, er fordert mutige, beharrliche und überzeugungstreue Streiter. Der Papst nennt sich nach dem Vorgang des hl. Gregors d. Gr. Servus servorum dei, Knecht der Knechte Gottes; Preußens großer König bezeichnete sich wiederholt als seines Staates erster Diener; der gewaltigste Staatsmann unserer Zeit faßte den Inhalt und den Ruhm seines Lebens in der schlichten Grabschrift zusammen: ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I. Der Priester dient der Kirche, der Beamte dient dem Staate, der Gelehrte dient der Wissenschaft, und wir, die wir der Ehre Gottes und dem Wohle des Nächsten dienen, wollen uns dieses Dienstes nicht schämen, im Gegenteil mit stolzer Freude diesen Gottesdienst tun. Positive Erfolge werden wir nur dann erzielen, wenn wir mit äußerster Hingebung und Energie arbeiten, mit nie versagender Begeisterung und mit unermüdlicher Tatkraft. Die herrlichste Apologie ist die Apologie der Tat und die überzeugendste Apologie der Tat ist das, was das Christentum in der Gegenwart für die geistige, sittliche und materielle Wohlfahrt der Völker geleistet hat. Wenn Sie, meine Damen und Herren der gebildeten Laienstände, in diesen Tagen die Stadt Metz wieder verlassen werden und Ihr Blick wie zum letzten Gruß auf der Kathedrale ruht, dann fassen und bekräftigen Sie noch einmal den Entschluß:

Die Worte, die wir in Metz vernommen, wollen wir zu Taten machen!

(Donnernder, langanhaltender Beifall!)



Zum Katholikentag in Metz: Der Festzug mit den Kirchenbannern vor der Ehrentribüne.

Fünfundzwanzigjähriges Priesterjubiläum des Hochwürdigen Herrn Abtes Gerard Wolpert in Mariannhill.

Am 12. August d. J. waren 25 Jahre verflossen seit der Priesterweihe unseres Ehrw. Vaters. Darum ließ die hiesige Gemeinde es sich nicht nehmen, diesen Tag nach Möglichkeit zu einem recht festlichen zu gestalten. Am Vorabende verkündigte der Hochw. P. Prior im Kapitelsaale, daß unsere Priester für den Hochwürdigsten Jubilar das heilige Meßopfer darbringen, und alle Studenten und Brüder für ihn die heilige Kommunion aufopfern sollten. Zur Feier des Tages war das Refektorium, besonders der Tisch des Abtes, festlich geschmückt. Nach Beginn des Mittagessens gab der Hochw. P. Prior das Zeichen mit der Tischglocke, und brachte in seinem und der Gemeinde Namen dem Hochwst. Herrn Jubilar die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zu diesem schönen Festtage dar. Redner betonte in seiner Ansprache besonders die segensreiche priesterliche Wirksamkeit Sr. Aebtlichen Gnaden, und gab der freudigen Hoffnung Raum, der allgütige Lenker aller Dinge möge den Hohen Herrn uns noch lange erhalten, und ihm das große, seltene Glück zuteil werden lassen, nach weiteren 25 Jahren den goldenen Priesterkranz auf seinem Haupte zu tragen. Zuletzt bat er denselben, am Tage seiner Primiz, d. i. am Feste des hl. Bernard, am 20. August, durch ein feierliches Pontifikalamt seiner Gemeinde eine Freude zu bereiten.

Von nun an wurde in rühriger Weise an der Ausschmückung der geräumigen St. Josephskirche gearbeitet, in welcher die hohe Feierlichkeit statthaben sollte. Schon am frühen Morgen rief feierliches Glockengeläute die schwarze Christengemeinde von Nah und Fern zu ihrer Pfarrkirche. Obschon der Anfang des Pontifikalamtes erst auf zehn Uhr festgesetzt war, sah man doch schon längst vor besagter Stunde die weiten Räume des schön dekorierten Gotteshauses mit Andächtigen gefüllt. Um neun Uhr früh brachte der Schnellzug von Durban her den Hochwürdigsten Herrn Generalvikar, Monsignor P. Meyer, begleitet von den Hochw. Herren Mac 'Cade und Langouët; außerdem waren tags vorher einige Hochw. P. P. Superioren von den fernliegenden Stationen hier eingetroffen.

Vor zehn Uhr hatte sich die Assistenz und der gesamte Klerus in der sinnreich geschmückten Aula der St. Franciskschule versammelt. Schlag zehn Uhr setzte sich der ganze Zug in Bewegung. Der ehrwürdige Bruder Martin Heinlein eröffnete als Kreuzträger die Prozession; ihm schlossen sich die Schulkinder an, es folgte die Akoluthie, sodann unter Anführung des Hausobern der Klerus und weißgekleidete kleine Mädchen, die auf Kissen die Embleme des Hochwürdigsten Herrn Jubilars trugen, endlich die höhere Assistenz, mit dem Ehrw. Vater Abt in der Mitte. Beim Eintritt in die

Kirche intonierte der Sängerchor das Ecce Sacerdos magnus. Nach kurzer Adoration begaben sich alle auf die ihnen bestimmten Plätze. Der Hochw. Festredner, P. Emanuel Hanisch, bestieg die Kanzel. Zunächst setzte er den anwesenden Eingeborenen den Grund der Festfeier auseinander, und warf dann einen Blick auf Mariannhill vor 25 Jahren. „Wo damals wilder Pflanzenwuchs, Gras und undurchdringliches Gestrüpp zu sehen war, dort stehen jetzt große Stationen mit Gotteshaus und Schule". An den Hochwst. Herrn Jubilar sich wendend, hob er in dankender Anerkennung seine eifrige Wirksamkeit zu Gunsten der Stationen, besonders Reichenaus und Czenstochaus hervor, ermunterte denselben, trotz der vielen schweren Arbeiten, im Vertrauen auf den lieben Gott, in seinem Dienste auszuhalten und schloß seine Festrede im Namen aller mit der Versicherung aufrichtigster Liebe und Dankbarkeit.

Dann folgte das feierliche Pontifikalamt, bei welchem der Hochw. P. Salesius als Presbyter Assistens die Hochwürdigen Herren Professoren D. Bronner und D. Wild als Ehrendiakone, P. Johannes als Diakon und P. German als Subdiakon dienten. Nach der Danksagung begaben sich darauf Se. Aebtlichen Gnaden mit Assistenz und Klerus in Prozession zur Aula der St. Franciskschule zurück.

Um drei Uhr galt es, den Festspielen beizuwohnen, die für diese Zeit auf dem großen Platze vor der St. Franciskschule angesagt waren. Sowohl die schwarzen Knaben in Gesang, Fahnenspiel, Hochsprungübungen, theatralischen Aufführungen u. dgl., sowie die schwarzen Mädchen in ihren deklamatorischen Vorträgen, im Blumen-, im Tugendspiel usw. entledigten sich ihrer Aufgaben mit gewohnter Exaktheit und unterhielten die Zuschauer auf das Köstlichste.

Um fünf Uhr war das Programm zu Ende gebracht, die fremden Gäste reisten wieder zurück an den Ort ihrer Bestimmung; wir aber kehrten ebenfalls heim in dem Bewußtsein, einen Tag verlebt zu haben, der in unserem Gedächtnis und in der Chronik von Mariannhill eine der ersten Stellen einnimmt.

Dem Hochwürdigsten Herrn Jubilar aber rufen wir mit aufrichtigem Herzen zu:

Ad multos annos!

P. Viktor Cohnen.

P. S. Sollte einer der geehrten Freunde und Gönner Mariannhills den Wunsch haben, unserem allverehrten, Hochwürdigsten Vater Abt nachträglich zu seinem Ehrentage eine Missionsspende zukommen zu lassen, der lese gütigst nachstehenden, von ihm selbst geschriebenen

Aufruf.

Wer in der ganzen zivilisierten Welt ist nicht überzeugt von dem Werte, ja von der Notwendigkeit von Schulen jeder Art, hohen und niedern, für die Bildung und Kultur eines Volkes? Je besser für die Unterrichtsanstalten eines Volkes gesorgt ist, auf einer um so höheren Kulturstufe wird dasselbe im allgemeinen stehen.

Im Anfang unserer Zeitrechnung standen mit Ausnahme der Griechen und Römer alle heidnischen Völker Europas auf einer sehr niederen Kulturstufe, — sie hatten keine Schulen! Als daher die christlichen Glaubensboten von Rom auszogen zur Bekehrung der Heiden in Gallien, Britannien, Germanien usw., predigten sie nicht nur das Evangelium, sondern gründeten auch Klöster und errichteten in diesen Schulen, um durch Unterricht, sowie durch Handwerke und Künste, die ebenfalls in den Klöstern ausgeübt wurden, die Heiden nicht nur zu christianisieren, sondern auch zu zivilisieren. Was in diesen Klöstern und ihren Schulen im Laufe der Jahrhunderte gelehrt und gearbeitet wurde, bildet das Fundament, auf dem die heute so hoch entwickelte Zivilisation Europas aufgebaut ist.

Als im Jahre 1882 Abt Franz Pfanner Mariannhill gründete, um von da aus an der Bekehrung der Bantustämme (Kaffern usw.) Südafrikas zu arbeiten, fand er Verhältnisse vor, die denen in Deutschland am Anfange unserer Zeitrechnung in mancher Beziehung ganz ähnlich waren. Diese Bantuvölker waren nicht nur Heiden, sondern sie standen alle noch auf einer sehr niedern Kulturstufe. Von irgend einer Bildung und Zivilisation war da keine Rede. Es handelte sich also nicht nur darum, die verschiedenen Kaffernstämme zu christianisieren, sondern auch zu zivilisieren. Wie von selbst nahm sich Mariannhill bei seiner Missionsarbeit die Missionare zum Vorbild, die seinerzeit Europa christianisiert und zivilisiert hatten. Neben der Verkündigung des Evangeliums beschränkten wir uns nicht darauf, die schwarzen Eingeborenen zu mancherlei Arbeiten anzuleiten, sondern allüberall, wo eine Missionsschule gegründet wurde, nahm die Schule eine hervorragende Stelle ein.

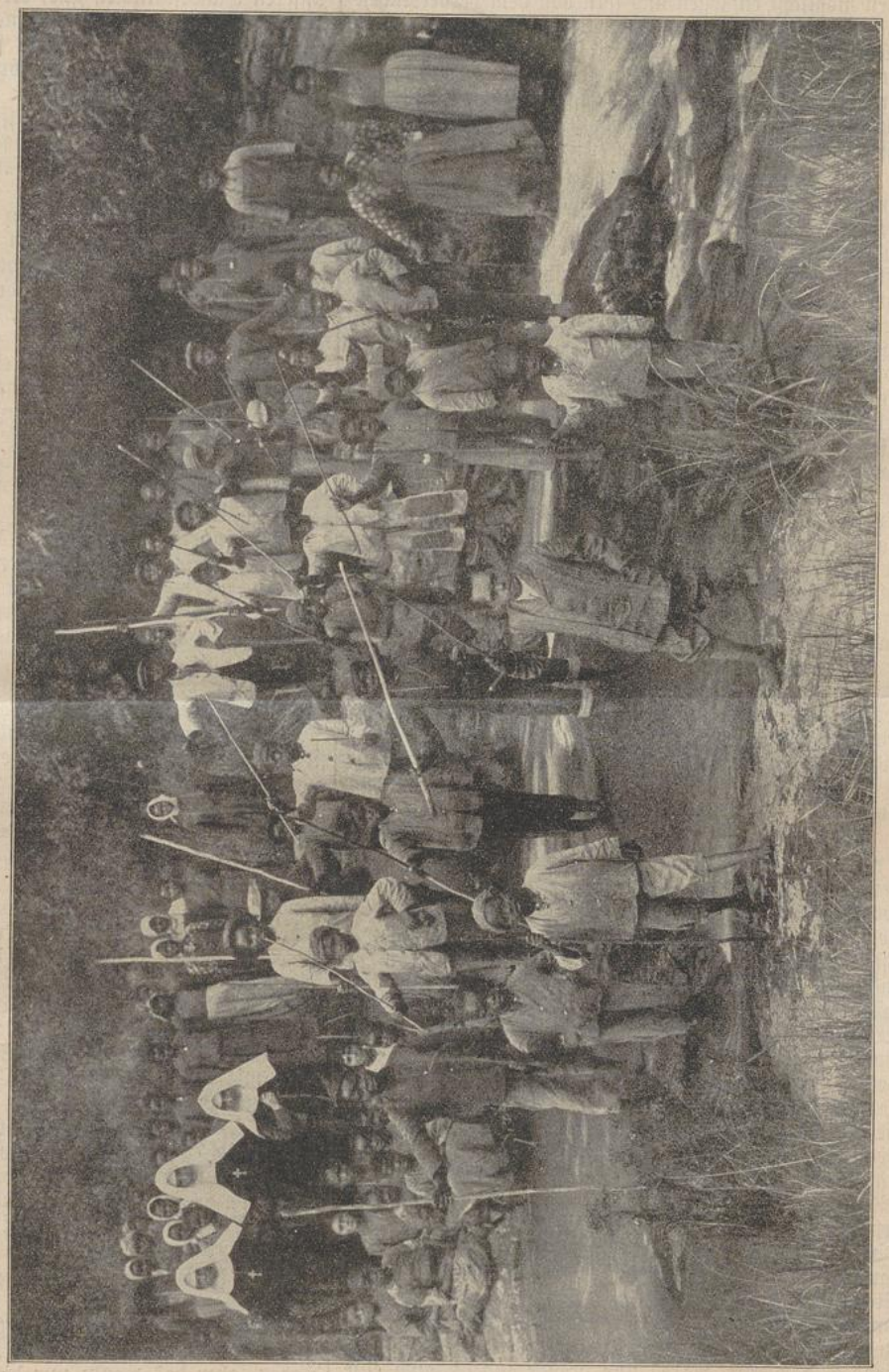
Die Notwendigkeit dieser Schulen im Missionsgebiet hat sich von Jahr zu Jahr deutlicher gezeigt, so daß man getrost sagen kann: „Die Schule ist das Fundament der Mission." Ohne Schule keine solide, dauernde Missionsarbeit, zumal hier in Südafrika. Man liest, daß in den ersten christlichen Zeiten nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Teilen der Welt Könige und Fürsten sich bekehrten, was in der Regel die Christianisierung der betreffenden Völker ungemein erleichterte. Dem ist aber nicht so bei den Bantuvölkern Südafrikas. Wenn auch die schwarzen Häuptlinge ihre Stämme beherrschen, so ist doch ihr ganzes Regierungssystem derart durch das Treiben der heidnischen Wahrsager und Zauberer beeinflußt und mit dem alteingewurzelten Aberglauben und den daraus entspringenden Sitten und Gebräuchen verbunden und durchflochten, daß ein Häuptling, der sich zum Christentum bekehren würde, sofort allen Einfluß auf seine heidnischen Untertanen verlöre; ja, er käme sogar in Gefahr, durch Gift aus der Welt geschafft zu werden.

Das große, allgemeine Hindernis aber, das sich nicht nur der Bekehrung der Häuptlinge, sondern aller erwachsenen Kaffern entgegenstellt, ist die herrschende Vielweiberei. Es ist das Bestreben eines jeden Kaffern, sich mehrere Weiber anzuschaffen. Je mehr er hat, desto höher steigt sein Ansehen, und desto höher wird sein Vermögen eingeschätzt, denn er mußte sich jedes Weib um den Preis von wenigstens zehn Stück Vieh erkaufen. Allerdings kann sich der nächstbeste Kaffer den Ankauf mehrerer Weiber nicht leisten, allein das Verlangen nach Vielweiberei bleibt doch bei jedem bestehen. Tritt nun das Christentum an einen Schwarzen heran, so verlangt es von ihm ein doppeltes Opfer: erstens soll er alle seine Weiber mit Ausnahme der rechtmäßigen entlassen und versorgen, und zweitens soll er für immer auf jedes Verlangen nach mehr als einer Frau verzichten. Das erste ist infolge der bestehenden heidnischen Gesetze und Gebräuche schwer durchführbar, das zweite ist für den Durchschnittskaffer, wie er nun einmal ist, nicht minder schwierig. Er ist Optimist, und wenn er auch heute nichts hat, um ein zweites oder drittes Weib einzutauschen, so hofft er doch immer auf

eine bessere Zukunft, und zum Heiraten wird er, wie es scheint, nie zu alt.

Zur Vielweiberei gesellt sich auch als weiteres Haupthindernis gegen die Annahme des Christentums der schon oben erwähnte Aberglaube. Letzterer ist so weit verzweigt und beeinflußt und regelt das ganze Leben, Denken und Handeln des Schwarzen vom Morgen bis zum Abend, vom Mutterschoße bis zum Grabe derart, daß es einem Kaffer, der in demselben alt geworden ist, unendlich schwer, ja fast unmöglich wird, sich in ein christliches Denken, Fühlen und Handeln hineinzufinden.

Die hier in kurzen Umrissen angeführten Gründe sind die Ursache, daß sich hierzulande nur verhältnismäßig wenig Erwachsene bekehren, zumal aus der Männerwelt, und daß wir uns vom Anfange an genötigt sahen, unser Hauptaugenmerk den Kindern und überhaupt dem heranwachsenden Geschlecht zuzuwenden. Sollte aber an dem jüngeren Geschlecht mit Erfolg gearbeitet werden, so mußte dasselbe dem heidnischen Leben im Heimatkraal und dem beständigen Einfluß der heidnischen Eltern und Verwandten soviel wie möglich entzogen werden. Blieben sie dauernd in der alten Umgebung, so konnte der Missionar nie den nötigen Einfluß auf die Kinder gewinnen, und das wenige, daß er bei ihnen erreichte, wurde durch die heidnische Umgebung wieder zum großen Teil oder ganz vernichtet. Der Missionär besucht allerdings die schwarzen Eingeborenen in ihren Kraals und hält daselbst Katechesen ab, allein da die hiesigen Stämme nicht in größeren Dörfern oder Städten zusammenwohnen — jeder baut vielmehr seine Hütte für sich und wohnt mit seiner Familie allein — so kann er sie nicht häufig genug besuchen, höchstens zwei- bis dreimal in der Woche; und kommt er dann gelegentlich der Katechese in die Kraals, oder versammeln sich die Leute zum Gottesdienst am Sonntag bei ihm auf der Station, so kann er sich mit den Kleinen nicht speziell befassen, weil bei diesen Anlässen groß und klein, Mann und Weib zusammenkommt, und er dann durch eine Menge sonstiger Arbeiten



Ausflug der Schulkinder in Kevelaer 1913.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Angelegenheiten vollständig in Anspruch genommen wird.

Kurz, die zum Vernunftgebrauch gelangten Kinder, sowie das halbwüchsige junge Volk mußten dem Kraalleben möglichst entzogen und fern von dem verderblichen heidnischen Einfluß an einer Stätte und unter Verhältnissen untergebracht werden, die es dem Missionar ermöglichten, einen möglichst großen und dauernden Einfluß auf sie zu gewinnen. Der einzige Ort hiefür war die Schule, und je mehr solcher Schulen, um so besser! —

Das Hoffnungsvollste dabei sind natürlich die Pensionate, wie wir sie auf fast allen unseren größeren Zentral-Stationen haben, d. h. Kostschulen, in den die Kinder und das junge Volk bei freier Verpflegung beständig bei uns sind, so daß sie mit ihren Angehörigen nur verhältnismäßig wenig Verkehr mehr haben. In dieser Art Schulen erhalten die Kinder nicht nur ihren täglichen Religionsunterricht, sondern auch den der gewöhnlichen Volksschulen und werden überdies, Knaben wie Mädchen, zu allerlei Arbeiten in Haus, Garten und Feld und den mannigfachen Werkstätten angeleitet. Allerdings war es auf einzelnen unserer Hauptstationen hauptsächlich wegen Mangel an Grund und Boden nicht möglich, solche Pensionate oder Kostschulen zu errichten; wir waren vielmehr gezwungen, uns mit sogenannten Tagesschulen zu begnügen, d. h. mit solchen, wo die Kinder aus der Nachbarschaft des Tags über für längere oder kürzere Zeit zum Unterricht zusammenkommen, die Nacht aber im Heimatkraale zubringen. Das sind also Schulen, ähnlich den Volksschulen, wie sie überall in der zivilisierten Welt eingeführt sind. Die Erfolge in Bezug auf Christianisierung und Zivilisierung sind natürlich in diesen Tagesschulen nicht so groß, wie in den Kostschulen oder Pensionaten, aber sie sind immerhin so groß, daß wir keinen Anstand nehmen, sie überall zu errichten, wo Kostschulen außer Betracht kommen.

Ich habe bisher nur von den Schulen auf unseren Hauptstationen gesprochen. Diese sind die großen Zentren. Wir haben ihrer gegenwärtig dreißig; leider noch viel zu wenig, denn sie gleichen Oasen in der Wüste. Selbst in unserm Hauptmissionsgebiet in Natal und Ost-Griqualand sind diese Stationen, vierzig, fünfzig und noch mehr Kilometer von einander entfernt, und dazwischen liegt die Wüste, d. h. die Heiden, die von der Zentralstation aus nicht direkt beeinflußt werden können. Um nun aber auf die vielen Tausende von Heiden, die mit den großen Missionsstationen in keiner direkten Verbindung stehen, für das Christentum und die Zivilisation zu gewinnen, war es von jeher unser Bestreben, in diesen Distrikten Filialen zu gründen. Katechesenstellen oder Außenstationen werden sie im „Vergißmeinnicht" und in unserm Kalender gewöhnlich genannt, und wo es nur immer geht, ist dort unter der Oberaufsicht des Missionars ein Katechet tätig oder auch dauernd stationiert. Nach Ausweis unserer letzten Statistik zählen gegenwärtig unsere Hauptstationen zusammen 313 solcher Filialen. Sollen aber diese ihren Zweck ganz und voll erreichen, so ist es absolut notwendig, daß dort, wo es nur immer angeht, auch eine Schule errichtet werde. Auf einzelnen derselben gibt es bereits solche, allein der Mangel an Lehrern und Lehrerinnen hat es uns bisher nur erlaubt, in dieser Beziehung einen kleinen Anfang zu machen.

Als vorzügliche Hilfskraft für das große Werk der Mission und zwar speziell für den Unterricht und die Erziehung des weiblichen Geschlechtes gründete der † Abt Franz Pfanner die Kongregation der Schwestern vom kostbaren Blut, früher auch Rote Schwestern oder Mariannhiller Schwestern genannt. Diese haben auf unseren Hauptstationen auch die Schulen übernommen; allein aus Mangel an geeigneten Kräften war diese Schwestern-Kongregation schon seit Jahren nicht mehr imstande, bei der raschen Ausbreitung unserer Mission genügend viele Lehrerinnen zu stellen, so daß wir genötigt waren, ihnen zur Aushilfe in den Schulen junge Christen und Christinnen beizugeben, und inzwischen ist die Zahl dieser schwarzen Hilfskräfte eine ganz bedeutende geworden. Aber selbst, wenn genügend weiße Lehrkräfte vorhanden wären, so könnten diese doch nur auf den Hauptstationen verwendet werden, wo sich zugleich eine Schwestern-Kommunität befindet. Für alle die Filialen außerhalb der Stationen sind diese Schwestern nicht zu verwenden, denn man kann sie doch nicht mitten unter Schwarzen allein auf einem exponierten Posten lassen, wo nicht einmal für die Sonntage ein ständiger Gottesdienst eingerichtet ist, geschweige denn, daß sie an Werktagen regelmäßig Zeit und Gelegenheit hätten, zur hl. Messe und zur Kommunion zu gehen. Demnach müssen für all diese Filialen wie bisher, so auch in Zukunft, Eingeborene als Lehrkräfte verwendet werden.

Ein anderer Punkt, der uns viel zu schaffen macht, ist der: Beim Beginn unserer Mission und auch geraume Zeit nachher waren die Anforderungen, welche die englische Regierung an die Eingeborenen-Schulen stellte, sehr geringe, so daß eine verständige Schwester, die in Deutschland eine gute Volksschule besucht hatte, ohne viele besondere Vorbildung fürs Lehrfach recht wohl als Lehrerin verwendet werden konnte, ohne daß sie eine staatliche Prüfung abgelegt hatte. Dementsprechend konnten auch schwarze Knaben und Mädchen, die talentiert waren und schon mehrere Jahre hindurch die Missionsschule besucht hatten, ohne Anstand seitens der Regierung und ohne vorausgegangene Prüfung als Hilfskräfte in den Schulen verwandt werden.

Dieser gemütliche Zustand dauerte aber nicht gar lange. In kurzen Zwischenräumen wurden die Anforderungen, welche die Regierung auch an die Eingeborenen-Schulen stellte, immer höher, besonders seitdem die englische Sprache auch hier als obligatorisch erklärt wurde, und gegenwärtig ist für sie ein Lehrplan aufgestellt, welcher dem für die Volksschule weißer Kinder geltenden in nichts nachsteht. Selbstverständlich wuchsen aber mit dem Umfange des Lehrstoffes auch die Anforderungen, die man fortan an die Lehrkräfte stellte. Bald wurden für dieselben staatliche Prüfungen angeordnet, zunächst nur für die schwarzen Lehrer, allein nach den jüngsten Bestimmungen, die im März 1913 erlassen wurden, ist es kaum mehr möglich, eine ungeprüfte Lehrkraft anzustellen, sei es nun eine europäische oder eingeborene.

Wir haben zwar in unserer Mariannhiller Mission durch Privatunterricht einige wenige Eingeborene im Laufe der letzten Jahre soweit gebracht, daß sie die erste und ein paar auch die zweite Lehrerprüfung bestanden haben, aber das waren nur die Bemühungen und Erfolge einzelner, es war nichts Organisches, nichts nach einem Maßstab Bemessenes, das für unsern Gesamtbedarf die nötigen Kräfte stellen konnte. — Ich muß hier bemerken, daß es in Südafrika keine Regierungsschulen für Eingeborene gibt, also auch kein staatliches Lehrerseminar für dieselben. Die Errichtung und

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht" 1913.

I. Gedichte.

	Seite
Neujahrslied	2
Klein Liesys Befürchtung — Beruhigung	20
Meßglöcklein	26
Ave Maria	46
Unterm Kreuze	50
Lied der seligen Kreszentia von Kaufbeuren	66
Ostern	74
Zum weißen Sonntag	83
Mein Kreuz	95
Was wohl das Bächlein rauschen mag	98
Der Blütenbaum	117
Sonntagsfeier im Walde	122
An den hl Schutzengel	139
Die Lourdesgrotte im Hain	146
Kinderkreuzzug	162
Edle Taten sterben nicht	170
Die vier Jahreszeiten	188
Die Blume im Tal	194
Das Lied von der Arbeit	218
Königin des Rosenkranzes	236
Vergißmeinnicht	239
Das einsame Grab	242
Der Hände der hl. Elisabeth	263
Zum Jahresschluß	266
Herr, wir haben Heimweh	284

II. Missionsnachrichten.

	Seite
Mariannhill: Ein gutes neues Jahr	2
Statistik	2
Ein neues Missionskirchlein	35, 57, 81
Ablegung der hl. Profeß	130
Tauffeier	180
P. Gerard Schweykart †	228
25 jähriges Priesterjubiläum des Abtes G. Wolpert	267
Aufruf zur Gründung eines Lehrerseminars	268
St. Anna (Loteni): Erste Kommunion	241
Taufe	104
Ausflug	277
St. Augustin: Babas Namenstag	280
St. Bernard: Opferwillige Kaffern	7
Verpflichtung zu Gartenanlagen	8
Wie ein Toter um eine Braut freite	113
Citeaux: Gott verläßt die Seinen nicht	6
Wie gelebt, so gestorben	39
Er nötigte sie in seinen Weinberg	64
Unsere Erstkommunikanten	135
Ausflug nach „St. Hugo"	230
Eröffnung einer Tagesschule	249
Ausflug nach „St. Anna"	277
Clairvaux: Unsere Missionsstation	152
Czenstochau: Branch-court	12
Kaffrische Toilette	46
Glockenweihe	60
Verehrung des Leidens Jesu	65
Maria zu den Engeln	83
Herzenseinfalt der Kaffern	90
Im Leben und Tode vereint	110
Lehrerprüfung	130
Kinemo	130
Ein gellender Hilferuf	202
Erste Kommunion, Schuleinweihung	232
Im Hafen der Ruhe	233
Vom Blitze getroffen	235
Einweihung eines Missionskirchleins	275
Unsere Lourdesgrotte	281
Einsiedeln: 25 jähriges Gründungsfest	105
Taufe	105
Weihnachten im Hochsommer	106
Massenübertritt zur katholischen Kirche	219
Emaus: Ein salomonisches Urteil	37
Meine Krankenbesuche	60, 185, 211
Missionsritt nach dem Ibistal	90
Ein treuer Hund	161
Jagd auf ein Stachelschwein	256
Weihnachten auf einer Missionsstation	276
Hardenberg: Freund, ich bin zufrieden	11
Lepus Hardenbergensis	59
Feldküche	87
Erstkommunikanten	110
Eine Glaubensquelle für die Heiden	248
Himmelberg: Macht des Aberglaubens	14
St. Joseph: Beschwerlicher Missionsritt	114
Keilands: Die Buschmänner	32, 53, 79, 98
Ein Stück heidnischen Aberglaubens	42
Hungersnot	87
Das Opfer einer Wahn-Idee	175, 198, 224
Wo die Not am größten	247
Kevelaer: Taufeier	12
Lourdes: Taufe und Erstkommunion	255
Maria-Hilf: Taufe und Erstkommunion	104
Maria-Tal: 25 jähriges Gründungsfest	76
Maria-Trost: Unsere Missionsstation	128
Maria-Zell, Far-View	108
Vom Blitze getroffen	151
Ährenlese auf dem Missionsacker	252
Maris-Stella: Erstkommunion und Taufe	9
An unsere Wohltäter	62
Der Tod ein Seelenarzt	88, 112
Den armen Seelen zulieb	116
Ein Schlangenabenteuer	134
Große Gnadentage	250
Danksagung	250
St. Michael: Die Erbarmungen des Herrn	14, 89, 154, 232, 251
Neue Missionsschulen	16
Aus dem schwarzen Heidentum	178
Memento mori	233
Monte-Cassino: Heiratsverhältnisse in Rhodesia	160
St. Padua	185
Besuch in „St. Peter"	207
Oetting: Neue Außenstation	66
25 jähriges Jubiläum	77
Selig die Toten etc.	138
St. Paul: Das Mariannhiller Missionshaus	218
Einkleidung und Profeß	273
Wer hat Lust, in unsere Mission einzutreten?	282
M. Ratschitz: Glockenweihe und Firmung	17
Bittprozessionen	17
Vielseitig in Anspruch genommen	40
Friedhofskreuz, Einweihung	65
Gerettet in letzter Stunde	159
Reichenau: Hagelschlag	152
Abenteuer im Missionsleben	210
Triashill: Missionsbilder aus dem Maschonaland	4, 33, 59 84
Schulferien, Aufrichtung eines Dachstuhles	66
Briefe schwarzer Kinder	86, 116, 133
St. Joachim	112
Weihnachten	131
Eine Nähschule	133
Bitte um einen Hochaltar	178
Bruder, wir haben nichts bekommen	180
Bilder aus dem Missionsleben	204
Vom Blitze getroffen	206
Pfingsten und Fronleichnam	252
Raubtiere in Rhodesia	279

III. Religiöses.

	Seite
Gehet zu Joseph	21, 43, 68, 91, 117, 140, 162, 189, 213, 236, 258, 285
Des Lebens Rätsel	23, 44, 70
Wert der hl. Messe	43
Für christliche Mütter	71
Leitsterne auf dem Wege des Heiles	83, 164
Aufschub der Bekehrung	95
Benütze die Zeit	96
Eine Parabel	118
Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament	139
Zum Feste des hl. Antonius	141
Liebenswürdigkeit	143
Andacht zum hl. Antonius und den armen Seelen	238
St. Antonius hat geholfen	260, 287
Eines nur ist notwendig	261
Religion und Ernst des Lebens	262

IV. Erzählungen.

	Seite
Meine Reise-Erinnerungen	18, 30, 55, 78, 101, 126
St. Josephsglöcklein	67
Eine Missionsreise in alter Zeit	28, 51, 74
David Livingstone	103, 124, 146, 172, 196
Missionsfest in Frankfurt a. M.	123
Gefährliche Seefahrt	130
Meine Reise ins Zululand	132, 148, 182, 200, 226
Furchtbarer Schlafgefährte	142
Jesuitenmission am Sambesi	150
Die Vorläuferin des Herrn im Zululand	157, 174, 208, 228, 245, 274
Eine wahre Spukgeschichte	165
Das Kaffernland in alter Zeit	170, 199, 222
Mein erster Reiskuchen	187
Kinder haben einen Schutzengel	238

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

V. Abhandlungen.

	Seite
Die Missionsfrage	3
Mariannhiller Metzbund	26
Gott will es!	50, 74
Der Gartenbau als Erzieher	95
Kath. Bischof und die Missionsfrage	98
Feld- und Gartenarbeiten der Kaffern	156
Ernteleben, Dreschen, Mahlen, Kochen	176
Kaffernbier und Trinkgelage	197
Salzgewinnung bei den Schwarzen D.-O.-A.	212
Die katholische Mission	242
Vom deutsch-österreich. Katholikentag	243
Wer will ein Patenkind haben?	256
Rede des Seminardirektors Hoeber auf dem Metzer Katholikentag	266
Raubtiere in Rhodesia	279

VI. Verschiedenes.

	Seite
Papst Pius X. und die Missionsschriften	20
Missionsvereine	21
Bau des Imperators	23
Amt für schuldbeladene Gewissen	46
Letzte Wegzehrung im Aeroplan	46
Lüge und Wahrheit	47
Was ist ein Tag?	47
Ueber das Thema: Die Schule	47
Der Hund als Zeitungshändler	70
Kaffrische Sprichwörter	93
Völkerschlacht-Denkmal	93, 239
Eine schöne Tat	94
Ein Muster christlicher Pietät	119
Flamingos am Nil	119
Regiments-Hundepauke	119
Bevölkerung der südafrikanischen Union	120
Ein deutscher Eiffelturm	139
Aus den Schatzkammern der Erde	142
Wie viel Mahlzeiten hattest du?	142
Salomonisches Urteil	143
Haus in 12 Stunden erbaut	165
Ein führerloser Eisenbahnzug	165
Fledermaus gegen Malaria	166
Inthronisation des Kölner Erzbischofes	167
Befreiungshalle bei Kelheim (Jubiläum)	191
Maria Antoinettes letzter Gruß	239
Statistisches zum verregneten Sommer 1913	287
Das Turbinen-Linienschiff „Kaiserin“	287

Illustrationen.

I. Personen.

	Seite
Unser Missionspersonal in Rhodesia	5
Erzbischof F. Hartmann von Köln	17, 160
Prinzregent Ludwig von Bayern	65
Beisetzung des Prinzregenten Luitpold	68
David Livingstone	103
Kaiser Wilhelm II.	137
Fürsterzbischof Piffl von Wien	186, 214
Dr. August Kilian, Bischof von Limburg	213
Joh. Poggenburg, Bischof von Münster	213
Maria Antoinette	234
P. Gerard Schweyhart †	245
Junge Novizen und Professen	273
Br. Hilarion bei der Arbeit	278
Studentengruppe in „St. Paul“	282

II. Bilder aus dem Missionsleben.

	Seite
Ein kleiner Held	1
Nähschule in Triashill	6
Kaffernmädchen Holz tragend	7
Missionsstation St. Bernard	9
Erstkommunikanten in Kevelaer	10, 75
Branch-court	11
Kaffernkraale bei St. Anna	13
Auszug am Morgen	25
Schulkinder von Marialinden	27
Missionsstation Mariazell	29
Knabenschule in Triashill	33
Missionsstation Triashill	34
Außenstation St. Barbara	35
Außenstation St. Michael	36
Neiba-Schule oder St. Albert	37
Bruder Krankenwärter in Czenstochau	38
Missionsbild aus Hardenberg	39
Taufe eines Heidenkindes	50
Heimatarbeit schwarzer Schulkinder	52
Br. Isidor in der Baumschule	53
Gesangverein in Czenstochau	54
In der Schmiede	55
Die Armensuppe	58
Außenstation St. Anton	60
Ein treuer Gärtnergehilfe	73
Frisch auf zum fröhlichen Spiel	77
Missionsstation Oetting	79
Zwischen Lilien	80
Missionskirchlein Maria zu den Engeln	83
Schulen in Skotsdale	84, 85
Fruchthütte am Gairezi	86
Mittägiges Frühstück	88
Jugend hat keine Tugend	89
Erstkommunikanten in Hardenberg	97
Profeß in Mariannhill	99
Kindergarten in Lourdes	105
Junger Tembu	106
Basuto-Christen in Far-View	108
Katechese in einem Basuto-Kraal	109
Ein beschwerlicher Missionsritt	114
Heute wird getüncht	122
Neuchristen in Keilands	123, 248
Häuptling mit Gemahlin	127
Basuto-Großvater vor seinem Heim	129
Heuernte in Mariazell	131
Unterm Apfelbaum	134
Steinhauerwerkstätte in Czenstochau	135
Erster Kunstversuch	146
Morgentoilette	147
Schreinerwerkstätte in Mariannhill	149
St. Anton in Keilands	151
Ein Kunstmaler	151
Eine schwarze Musikantin	154
Komm, greif zu!	155
Eine Vogelscheuche im Basutoland	156
Aus der afrikanischen Vogelwelt	157
Die kleine Strickerin	169
Vor Beginn der Katechese	171
Schulkinder von M. Telgte	173
P. Pius auf der Missionsreise	175
Aus dem Missionsleben in Keilands	177
Auf der Missionsreise	179
Gefunden oder gestohlen?	181
St. Padua in Rhodesia	183
Beim Ballspiel	193
In den Bergschluchten von Mariannhill	195
Kaffrische Wahrsagerin	199
Knabenschule in Mariazell	201
Umsimkulu-Trist	203
Umami, die glücklich Gerettete	203
Am Sonntag Nachmittag	205
Die Wohnung des Missionärs	206
Beim Frühstück	207, 223
Schreinerei in Mariannhill	209
Christliche Kaffernkraale	211
Ein Struwelköpfchen	217
Mariannhiller Missionshaus St. Paul	219
Südafrikanische Kartoffelernte	221
Südafrikanische Leitochsen	222
Marienmädchen bei der Feldarbeit	225
Ausflug schwarzer Schulkinder	227
Basuto-Häuptling	229
Basuto-Großvater mit Enkelin	229
Am Allerseelentag in St. Wendel	241
Schulmädchen von Czenstochau	246
Kindergarten in Lourdes	247
Großer Tauftag in Maris-Stella	251
Basutochristen in Far-View	253
Heidnische Kaffernkraale	254
Mariannhiller Erstkommunikanten	255
Wer will ein Christkindchen?	265
Ausflug schwarzer Schulkinder	269
Mädchenschule in Triashill	271
Schuhmacherei in Lourdes	272
Christengemeinde in St. Bernard (Hardenberg)	277

III. Religiöse Darstellungen.

	Seite
Anbetung der Weisen	15
Der zwölfjährige Knabe im Tempel	43
Kreuztragung Jesu	61
Das Osterlamm	62
Das Opfer Melchisedechs	62
Tod des hl. Joseph	63
Die hl. Familie	117
Auferstehung	118
St. Antonius von Padua	136
Petri Fischfang	159
Maria Krönung	185
Lasset die Kleinen zu mir kommen	230
Hl. Erzengel Michael	233
In banger Stunde	257
Warum hast du gezweifelt?	259

IV. Aus der Tierwelt.

	Seite
In bitterer Not	45
Ungezogene Gesellschaft	91
Junges Flußpferd	101
Flamingos	102
Kinder auf Lamas reitend	140
K. Hagenbeck mit „jungem Gemüse“	163
Straußenhahn am Wagen	184
Kamele beim Pflügen	237
Elefanten beim Pflügen	237
Jagd auf Nilpferde	284

V. Aus der Länder- und Völkerkunde.

	Seite
Straße in Beira	18
Straße in Laurenco-Marquez	19
Sultanspalast in Sansibar	31
Dar-es-Salaam	31
Eisenbahn in D.-O.-A.	32
Oase in Biskra	40
Eucharistischer Kongreß in Wien	41
Moschi in D.-O.-A.	56
Wandmalereien von Buschmännern	100
Somali-Kamelreiter	101
Längste afrik. Eisenbahnbrücke	111
Gibraltar	126
Dominikanerkloster in Ragusa	158
Gefährliche Passage	161
Befreiungshalle in Kelheim	187
Kaiser Wilhelm-Denkmal in Geldern	215
Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig	235
Dom in Linz nach seiner Vollendung	243
Pöstlingberg in Linz	244
Kolping-Denkmal in Köln	260

VI. Moderne Technik.

	Seite
Bau des Imperator	22
Elektrisches Melken	47
Ueberspannung der Spree in 11 Minuten	69
Deutscher Eiffel-Turm am Rhein	139
Turbinen-Kreuzer Seydlitz	191
Turbinen-Linienschiff „Kaiserin“	283

VII. Statistische Bilder.

	Seite
Telegraphen-Anschlüsse der Welt	21
Wert des Friedens	93
Jährlicher Fischfang	141
Deutsche Militär-Vorlage	165
Bücherproduktion der Welt	189
Jahresdurchschnittshöhe der Regenfälle auf der Erde	285

VIII. Verschiedenes.

	Seite
Ein gutes neues Jahr	2
Hund als Zeitungshändler	70
Afrikanische Schaukel	94
Die Regiments-Hundepauke	119
Modesüchtig	143
Sonntagsjäger	166
Der kleine Vogelhändler	190
Baum mit Livingstones Herz	197
Zum Konstantinischen Jubiläum	212
Gedenket der Armen	231
Maria Antoinettes letzter Gruß	234
Katholikentag zu Metz	242
Zerrissene Hosen	249
Vater und Mutter zugleich	261
Festzug beim Metzer Katholikentag	267

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Unterhalt solcher Schulen, sowie die Ausbildung und Bezahlung der Lehrer ist rein Sache der einzelnen Missionsgesellschaften. Was die Regierung tut, ist einfach das, daß sie eine verhältnismäßig sehr geringe Beisteuer zum Unterhalt der Schulen zahlt. Dafür beansprucht sie aber dann das Recht, den Lehrplan festzustellen, allgemeine Vorschriften über die äußere und innere Beschaffenheit der Schulen zu geben, sie zu inspizieren und die Lehrer zu prüfen. Somit bleibt es unsere eigene Aufgabe, für unsere vielen Schulen alle die geprüften Lehrkräfte zu erhalten, welche nach dem jüngsten Regierungserlaß vom März l. J. gefordert werden.

Gewiß, schon seit Jahren haben wir uns mit dem Gedanken getragen, für unsere Mission ein Lehrerseminar zu errichten, aber leider ist es immer bei den diesbezüglichen Plänen geblieben. Es gibt bei uns eben gar vieles zu tun. Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, für alle die vielen Missionsstationen auch nur die dringendsten Bauten an Wohnräumen für die Patres, Brüder und Schwestern, an Kirchen, Schulen und Kapellen, an Werkstätten und Einrichtungen für die Vieh- und Landwirtschaft usw. herzustellen, dazu die vielen und großen Auslagen für die Hunderte, ja Tausende von Kindern, die Tag für Tag von uns gekleidet und genährt sein wollen, abgesehen vom neuen Missionshaus „St. Paul" in Europa, das noch immer seines Ausbaues harrt. Kurz, wir mußten bei der verhältnismäßig raschen Ausdehnung unserer Mission immer zuerst für das Allernotwendigste sorgen, und somit fehlten immer wieder und wieder die nötigen Mittel zum Bau und zur Einrichtung eines Lehrerseminars.

In der ganzen südafrikanischen Union ist Mariannhill die einzige katholische Missionsgesellschaft, die sich die Christianisierung und Zivilisierung der schwarzen Eingeborenen zu ihrer besonderen Aufgabe gemacht hat. Neben der größeren Ehre Gottes und dem Heile der Seelen erfordert es daher schon die Ehre und das Ansehen der hl. katholischen Kirche, daß wir alles aufbieten, um dem Reiche Gottes und dem wahren Glauben, verbunden mit echtchristlicher Zivilisation unter den Heiden Südafrikas nicht nur die Wege zu bahnen, sondern auch zu möglichster Ausbreitung zu verhelfen. Die verschiedenartigsten protestantischen Sekten haben schon vierzig bis fünfzig Jahre vor uns unter den hiesigen Eingeborenen gearbeitet, und ihre Erziehungsanstalten sind uns im allgemeinen weit voraus. Noch aber gibt es Millionen von Heiden, und wenn die katholischen Missionare von ihren vermöglichen Glaubensgenossen nach Kräften unterstützt werden, ist es noch immer möglich, der katholischen Kirche und unserem heiligen Glauben eine Ansehen gebietende Stellung in Südafrika zu erringen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es aber nach den neuesten Regierungsbestimmungen über das Unterrichtswesen unter den schwarzen Eingeborenen absolut notwendig, daß Mariannhill in den Stand gesetzt werde, schnellstens ein Lehrerseminar zu errichten zur Ausbildung geprüfter schwarzer Lehrer und Lehrerinnen, und wende ich mich zur größeren Ehre Gottes, zum Heile der unsterblichen Seelen und zur Erhöhung unserer hl. katholischen Kirche durch diesen Aufruf an die Leser des „Vergißmeinnicht" mit der Bitte, es uns durch hochherzige Hilfe zu ermöglichen, sofort ein Lehrerseminar in Bau zu nehmen.



Mädchenschule in Triashill mit den beiden Lehrerinnen, Schw. Julia und Schw. [illegible].

Unsere geehrten Wohltäter haben es uns durch ihre Opferwilligkeit ermöglicht, schon so vieles zur größeren Ehre Gottes und zum leiblichen und geistigen Wohle der armen Heiden dahier zu wirken, und ich habe nebst einem großen Vertrauen auf Gott, der auch einen Trunk frischen Wassers, in Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt, ein starkes Vertrauen zu unseren lieben Wohltätern, daß sie uns in dieser schwierigen Lage nicht werden im

Stiche lassen. Das hier geforderte Opfer ist allerdings ein außerordentlich hohes, denn bei den hohen Baukosten hierzuland, da außer Steinen oder Ziegeln alles Baumaterial von Europa eingeführt werden muß, ist es uns nicht möglich, mit einer Summe unter 150 000 bis 200 000 Mark das Lehrerseminar so zu bauen und einzurichten, daß es den Vorschriften der Regierung entspricht. Ich wende mich deshalb mit meiner Bitte vorzüglich an die opferwillige Hochherzigkeit der vermöglichen Freunde und Wohltäter Mariannhills und Leser des „Vergißmeinnicht".

Ich weiß recht wohl, daß erst vor kurzem anläßlich der Kaiser-Jubiläumsspende die Katholiken Deutschlands eine große Summe durch freiwillige Gaben aufgebracht haben, die den katholischen Missionen in den deutschen Kolonien zugute kommen soll. Aber leider liegt unser Missionsgebiet nicht in einer deutschen Kolonie, und somit dürfen wir auch nicht hoffen, von diesem Gelde etwas zu erhalten. Ich bitte nun auch um eine „Kaiserspende"; der Kaiser aber, für den ich bitte, ist Gott, der Herr aller Kaiser und Könige, und die Kolonien, die er in fremdem Lande besitzt, sind die Seelen in einem großen Heidenlande. Sollte man nun dem allerhöchsten, himmlischen Kaiser gegenüber etwa weniger freigebig sein, als gegen einen irdischen Gebieter? Der göttliche Kaiser ist zwar nicht der Kaiser des großen, angesehenen und mächtigen Deutschen Reiches, wohl aber ist er der höchste Herr und Regent eines geistigen Reiches, nämlich der gläubigen Seelen aller Völker, Stämme und Nationen der ganzen Welt.

Eine Milliarde hat das Reich verlangt, und hat sie erhalten, um ein Heer aufzustellen, stark genug, irdischen Feinden siegreichen Widerstand zu leisten, ich aber bitte um einen bescheidenen Teil dieser Summe, um Soldaten ausbilden zu können, die unter der Leitung ihrer Offiziere (der katholischen Missionare) die geistigen Feinde Gottes bekämpfen und dem Reiche des ewigen Kaisers zu einer immer weiteren Ausbreitung verhelfen sollen.

Genug! — Jeder, der diesen Aufruf bis hieher gelesen hat, dürfte zur Ueberzeugung gekommen sein, daß es nicht eine gewöhnliche Bettelei ist, wegen welcher ich ihm geschrieben, sondern daß eine wirkliche, dringende Not mich dazu gezwungen hat; denn die Errichtung eines Lehrerseminars ist für unsere Mission geradezu zu einer Lebensfrage geworden. Es ist Gottes Werk, das wir hier tun, und ich vertraue auf ihn, daß er die Herzen wohltätiger Katholiken erweiche, um beizusteuern, daß sein Werk auf geeignete Weise weitergeführt werde. Möge der Segen Gottes in zeitlicher, wie ewiger Beziehung auf allen ruhen, die ihre milde Hand aufzutun imstande sind und uns in diesem wichtigen Anliegen helfend zur Seite stehen. All jene aber aus der Zahl unserer lieben Leser, die selbst arm sind, bitten wir, sich mit uns im Gebete zu vereinen für die Gründer unseres Lehrerseminars, aus dem hinwiederum die Dankgebete der künftigen Schüler aufsteigen werden zum himmlischen Throne.



Br. Gottfried und seine Schusterlehrlinge und Gesellen in Lourdes.

Sollte der eine oder andere hochherzige Geber einen besonderen Wunsch haben bezüglich der Art und Weise, wie unter den Schülern des Lehrerseminars die dankbare Erinnerung an die wohltätigen Herzen lebendig erhalten werden soll, die es ihnen ermöglicht haben, ihre Ausbildung zu erhalten, so wird es mich freuen, einen solchen Wunsch berücksichtigen zu können.

Mariannhill, am Feste des großen Kirchenlehrers St. Augustin 1913.

P. **Gerard Wolpert,**
Abt.

Einkleidung und Profeß in „St. Paul".

(Siehe untenstehendes Bild.)

Das Fest Maria-Geburt war für unser Missionshaus „St. Paul" wieder ein großer, schöner Gnadentag, denn an demselben legten die ersten dahier aufgenommenen Novizen ihre dreijährigen Gelübde ab. Es waren die Priesteramts-Kandidaten Fr. Leander Emhart und Fr. Frumentius Reiner. Die beiden hatten sich im August vorigen Jahres nach glücklich bestandenem Gymnasial-Absolutorium dahier als Postulanten gemeldet und waren am 8. September 1912 eingekleidet worden. Nach Vollendung ihres einjährigen Noviziates machten sie am Feste Maria-Geburt auf Grund unserer neuen Konstitutionen Profeß zunächst auf drei Jahre, mit der Hoffnung, nach weiteren drei Jahren ewige Gelübde ablegen zu dürfen. Mitte Oktober bezogen beide in Gesellschaft eines dritten, von Mariannhill eingetroffenen jungen Professen, Fr. Ludwig Tremel, die Universität Würzburg, um daselbst ihren philosophischen und theologischen Studien zu obliegen. Mögen sie sich daselbst recht gediegene Kenntnisse für ihren künftigen Missionsberuf aneignen! —

Am gleichen Tag war die Einkleidung von zwei Chor- und sechs Brüder-Novizen. Ihrem früheren Stande nach waren zwei Studenten, drei Landwirte, zwei Schreiner und ein Mechaniker; der Nationalität nach rekrutierten sie sich aus dem Rheinland, aus Bayern, Polen, Oesterreich und der Schweiz.

Die schöne Doppelfeier, welche in der neuen, reich mit Blumen dekorierten Hauskapelle stattfand, vollzog sich in gewohnter Weise: Nachdem die Kandidaten ihre Petition ums heilige Kleid, beziehungsweise um Zulassung zur Profeß gemacht hatten, sang der Chor den Hymnus Veni Creator Spiritus; es folgte die Ansprache des Hochw. P. Superiors, der ihnen in eindringlichen Worten die ernste Doppelpflicht der Selbstheiligung im stillen Ordensstande und des apostolischen Eifers im Werke der katholischen Mission nahelegte, die Benediktion der Kleider und der Akt der Einkleidung, beziehungsweise die Ablegung der Ordensgelübde. Am Schlusse der nun folgenden hl. Messe, wobei die Neueingekleideten und die beiden jungen Professen zur hl. Kommunion gingen, sangen alle Anwesenden voll Freude und Dank das „Großer Gott, wir loben dich."



Am Tage der Einkleidung und ersten Profeß.

Auch unsere Studenten mit ihren Lehrern und Professoren hatten sich zu der schönen Feier eingefunden, desgleichen unser Missionsprokurator P. Balduin Reiner aus Würzburg, Bruder Agathon Wimmer aus Köln und mehrere Verwandte der jungen Professen und Novizen. Vom einen war der Herr Onkel gekommen, vom andern der Bruder oder die Nichte; aus dem gemütlichen Schwabenland, der Heimat unserer beiden jungen Professen, kamen „Vetter und Bäs", und waren mit Rührung Zeuge der schönen Feier und der Freude und des reinen, ungetrübten Glückes ihrer lieben Verwandten und Angehörigen. Eines der Anwesenden, eine junge Lehrerin, begab sich sofort von „St. Paul" nach dem Missionshause „Heiligblut" bei Helmond in Holland, um dort bei den Missionsschwestern vom kostbaren Blut, von welchen über 300 in der Mariannhiller Mission tätig sind, um Aufnahme zu bitten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fühlt sich aus dem weiten, großen Kreise unserer Leser und Leserinnen keines von Gott berufen, sich ebenfalls dem hl. Ordensstande und der Mission zu weihen? Hier in „St. Paul", und zumal in unserer afrikanischen Mission gäbe es noch Platz und Arbeit für viele! Hl. Joseph, du großer Patron der Ordensleute, Priester und Missionare, schenke unserm Hause recht viele brave und seeleneifrige Postulanten!

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

In Emoyeni angekommen, warf sich Nomjiba dem Hochw. Missionar P. Rousset zu Füßen und bat unter Tränen um die hl. Taufe.

Verwundert schaut der Priester auf das fremde Zulumädchen, heißt es freundlich aufstehen und entgegnet ruhig: „Mein Kind, so schnell geht es mit dem Taufen nicht. Du kennst ja Gott noch gar nicht, kannst nicht beten, nicht lesen, nicht schreiben; vorerst mußt du also in die Schule gehen und fleißig lernen, dann erst kann von der hl. Taufe die Rede sein. Doch komm, du bist sicherlich müde von dem weiten Wege, iß und trink und ruhe gehörig aus!" —

„Nein, Baba, ich habe kein Verlangen nach Speis und Trank und geruht habe ich heute Nacht bei dieser guten Frau, nur um Eines bitte ich, daß du mich durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes machst und zwar bald! Siehe, ich bin eine Königstochter aus dem Zululand und bin heimlich von dort fortgegangen. Ich kenne Gott und liebe ihn schon lange, ich kann auch die christlichen Gebete auswendig und weiß alles, was im Katechismus steht. Vater, glaube mir doch und prüfe mich, aber zögere nicht lange mit der hl. Taufe, denn ich weiß, die Boten des Königs werden bald hieher kommen, um mich mit Gewalt zurückzuholen."

„Seltsames Kind", erwidert der höchlichst erstaunte Missionar, „wie, du kommst direkt mitten aus dem Zululand und kennst unsere Gebete und weißt alles, was im Katechismus steht? Sag mir, wer hat dich das gelehrt? Du kannst doch nicht lesen?"

„Vater, ich habe keinen Lehrer gehabt; ich habe alles selbst gelernt. Nur die Buchstaben deutete mir mein Bruder Sageni, Lesen lernte ich selbst, und alles übrige sagte mir der Katechismus. Ich fand denselben in einer unserer Hütten, wo ihn ein durchreisender junger Bursche, der eine Missionsschule besucht hatte, achtlos liegen ließ."

Jetzt rief P. Rousset mit Freuden aus: „O, du bist ja Nomjiba, die Schwester meines braven Johannes! Willkommen, meine Tochter, willkommen! Dein Bruder hat mir vieles von dir erzählt! Seltsames Kind, wer gab dir doch den Mut, so ganz allein die weite Reise mitten aus dem Zululand bis hieher zu machen? Doch, ich will nun deinen Bruder Johannes rufen; wird der sich freuen!"

Wenige Minuten darauf hielten sich Bruder und Schwester unter Freudentränen umschlungen. Johannes konnte nicht genug staunen über die Tat Nomjibas. „Schwester, Schwester," rief er aus, „wie konntest du so etwas wagen? Als wehrloses Mädchen ganz allein einen solch weiten Weg machen! Wie fandest du überhaupt hieher? Der Herr hat dich ja ganz auffallend beschützt, und gewiß war dein hl. Schutzengel selbst dein bester Führer und Reisegenosse. Und der Herr, der dich bisher so wunderbar geleitet und geführt, wird weiter helfen. Du wirst getauft werden und sollst Maria heißen. Was aber dann, Schwester, was dann? Sicherlich werden die Boten des Königs dich hier suchen; wohin sollen wir dann fliehen?"

Da richtet Nomjiba im edlen Stolz ihr Haupt in die Höhe und spricht: „Fliehen? Nein, Bruder, ich fliehe nicht! Ich bin hieher gekommen, um die hl. Taufe und den Namen Maria zu empfangen, und habe ich das erreicht, so ist mir Leben und Tod und alles gleich. Sie sollen nur kommen und mich töten; ich sterbe mit Freuden! Fliehe du allein, mein Bruder, denn man wird allgemein glauben, du habest mich hieher gelockt . . ." So sprachen die beiden Königskinder noch lange miteinander, und eines suchte das andere an Großmut und Edelsinn zu überbieten.

Als sich Johannes endlich entfernt hatte, erhielt Nomjiba neue Kleider und wurde sodann den übrigen Mädchen und Frauen beigesellt. Am nächsten Tag unterzog sie P. Rousset einem eingehenden Examen, und sein Erstaunen wuchs immer mehr, je eingehender er sie über die einzelnen Lehren und Wahrheiten befragte und prüfte. Sie blieb ihm kaum eine Antwort schuldig. Er hatte zwar schon von Johannes vom Leben und Treiben seiner Schwester gehört und von den Gottesdiensten, die sie jeden Sonntag abgehalten hatte, allein, daß sie, die nie einen Lehrer gehabt hatte, so eingehend und korrekt in allem unterrichtet sei, das hatte er wahrlich nicht gedacht; ja, er hatte es für rein unmöglich gehalten. Solcher Fleiß und solche Treue mußten belohnt werden. Wer war zum Empfange der hl. Taufe würdiger als Nomjiba? Wozu also noch lange warten, zumal, da die Umstände drängten und unversehens die Boten des Königs daherkommen und das Mädchen zurückfordern konnten? Ja, er wollte sie taufen. Schon am dritten Tag war alles dazu bereit; Nomjiba wurde ein Kind Gottes und erhielt natürlich den Namen Maria.

Auf dem Altar frische Sträuße;
Heiliger und reiner blühte
Ros' und Lilie in der Beter
Still-andächtigem Gemüte.

Elmar knieete vor den Staffeln
Im Gewand von weißem Linnen
Sanft gebückt, geschloss'nen Auges,
Wie versenkt in sel'ges Sinnen.

(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

Die edle Zulu-Prinzessin war getauft. Worte sind zu schwach, ihre Freude, ihre Wonne, ihre alles Maß übersteigende Seligkeit zu schildern. Wonach sie seit Jahren geseufzt und Tag und Nacht mit Schmerzen verlangt hatte, jetzt hatte sie es erreicht! Die Sehnsucht ihres Herzens war gestillt. — Ihr Lieblingsaufenthalt war fortan die schön geschmückte Missionskapelle. Hier wohnte der liebe Heiland im Tabernakel, und daneben befand sich auch ein Altärchen der lieben Muttergottes, deren Namen sie nun trug. Da ließ es sich gut beten! Stunde um Stunde weilte sie hier, dankte dem Herrn für die ihr gewordene Gnade und schöpfte Mut und Kraft für die kommenden Stunden der Prüfung. Daß diese nicht ausbleiben würden, wußte sie; doch das starkmütige Gotteskind kannte keine Furcht. Sie sah voraus, daß man sie von hier in den heidnischen Königskraal zurückholen würde, doch sie bangte nicht davor; im Gegenteil, in gewisser Beziehung wünschte sie es sogar, denn sie wollte ihr Glück auch anderen mitteilen, wollte im Heidenlande zur Missionarin werden oder wenigstens den kommenden Missionaren den Weg

bereiten und glaubte, nun dies viel besser tun zu können, als zur Zeit, da sie selbst noch nicht getauft war.

Tatsächlich trafen die erwarteten Boten des Königs schon in wenigen Tagen ein. Drohend und mit finsteren Mienen standen sie da und forderten die „Perle ihres Stammes" zurück. Maria trat ihnen furchtlos entgegen und erklärte sich sofort bereit, mitzugehen; auch der P. Missionar machte keinerlei Schwierigkeiten. Als die Männer sie binden wollten, wies sie dieselben stolz zurück. „Ich bin eine freie Prinzessin," erklärte sie, „wer hat das Recht, mich zu fesseln? Uebrigens gehe ich aus freien Stück zurück in meine Heimat, denn, was ich hier auf der Missionsstation suchte, habe ich erreicht. Als Heidin ging ich von der Heimat fort, und als Christin kehre ich zurück!" Sprach's und ging gelassen vor den Männern her, die ihr stumm und finster folgten.

Sie führten Maria auf einem näheren und viel bequemeren Weg der Heimat zu. Das Mädchen war so heiter und wohlgemut, flink und leicht wie eine Gazelle und schien keine Müdigkeit zu kennen, so daß die beiden Männer oftmals verwundert ihre Köpfe schüttelten. Stellenweise begann Maria laut zu singen. Sie hatte auf der Station neue, schöne Lieder gehört, deren Text sie allerdings in der kurzen Zeit nicht vollständig behalten konnte, doch die Melodie war ihr so ziemlich treu geblieben; und wenn ihr auch die streng formulierten Worte fehlten, so forderte sie doch in freier Weise mit den drei Jünglingen im Feuerofen die ganze Natur, Himmel und Erde, Berg und Wald auf, ihren Herrn und Schöpfer zu preisen.

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
All' ihr Werke seiner Hände,
Lobt den Herrn, denn er ist mächtig,
Gütig ist er ohne Ende!

Lobt den Herrn, ihr Geisterscharen,
Die am Thron ihr kniet zu beten;
Sonn und Mond, ihr Morgensterne,
Lobt den Herrn, ihr Abendröten!

Lobt den Herrn, ihr Wind und Wolken,
Donner, Blitz und Regengüsse;
Lobt den Herrn, ihr großen Meere,
All ihr Brunnen, all ihr Flüsse!

Lobt den Herrn, der Erde Festen,
Berg' und Hügel, hüpft vor Freude;
Lob' ihn, Ackerflur und Wiese,
Lob' ihn, Wald und grüne Haide!

F. W. Weber, Dreizehnlinden.

Trillernd wie eine Lerche sang Maria in den dunkeln Wald hinein. Die Männer blieben in scheuer Ehrfurcht hinter ihr zurück. „Welchen Geist hat doch dieses Mädchen", flüsterten sie einander zu. „Hört, wie sie singt und jubelt, und wie leicht und kräftig sie einherschreitet! Nur mit Mühe können wir ihr folgen." — Als nun aber Maria gar anfing, in einer ihnen durchaus fremden Sprache zu singen: „Magnificat anima mea Dominum und Te Deum laudamus", da kannte ihr Staunen keine Grenzen mehr. „Sie ist immer ein gar seltsames Kind gewesen", sagten sie, „und nun ist sie eine vollendete Zauberin und Wahrsagerin geworden. Sicher hat sie hier, bei den Weißen, noch viele große Künste und Geheimnisse gelernt! Da müssen wir uns wohl in acht nehmen; wer weiß, was sie im Schilde führt! —

Immer näher kamen inzwischen unsere Wanderer dem großen Königskraale im Zululand. Maria kannte noch immer keine Furcht. Ihre Hoffnung, ihr Schutz und ihr Schirm war der Herr! In seine Hände legte sie vertrauensvoll ihr zeitliches und ewiges Geschick; er hatte bisher so väterlich für sie gesorgt und würde, dessen war sie sicher, auch fernerhin ihr Helfer und Retter sein. — Spät in der Nacht kamen sie an; alles lag in tiefem Schlafe. Maria trat, als wäre nichts geschehen, ruhig in die Hütte, wo die übrigen Mädchen schliefen, breitete ihre Matte aus, verrichtete noch ein kurzes Gebet und überließ sich sodann der wohlverdienten Ruhe. —

(Fortsetzung folgt.)

Einweihung eines neuen Missionskirchleins.

Von Br. Adrian.

Czenstochau. — Bonifaz, ein eifriger schwarzer Christ, der vor etwa 20 Jahren von unserem Hochw. P. Hyacinth in Mariatal getauft worden war, hatte sich in der Dronkvlei, einer großen Ebene im Umsimkulu-Tal, ein neues Heim gegründet. Nur Eines fiel ihm schwer, daß er nämlich soweit von jeder Missionsstation entfernt war, daß er nicht einmal dem sonntäglichen Gottesdienst regelmäßig beiwohnen konnte. An den hohen Festtagen jedoch ließ er es sich nicht nehmen, getreulich nach Czenstochau zu wandern, das ihm noch am nächsten lag, aber immerhin noch 4—5 Wegstunden von seiner Heimat entfernt ist.

Nach und nach vermehrten sich in seiner Umgebung die Christen, meistens solche, die auf unseren Stationen die Schulen besucht hatten. Es tat dem guten Bonifaz wehe, daß diese zerstreut lebenden Gläubigen keine Führung und Anleitung hatten, und häufig ersuchte er die Missionäre um ihre Hilfe und bat, ihnen doch zum wenigsten einen Katecheten zu schicken, jedoch ohne Erfolg, weil überall Mangel war. Sein Seeleneifer läßt ihm keine Ruhe, er greift zur Selbsthilfe. Würdig seines Namenspatrons übernimmt er jetzt das Laienapostolat, und sein Kraal wird zur Kapelle, wo er allsonntäglich die Gläubigen versammelt. In Ermangelung einer Glocke wird die schwere Eisenplatte einer zerbrochenen Maschine an ein Gerüst gehängt, als Klöppel dient eine auf einer Stange befestigte Schraube und der Zweck ist erreicht. Selbst zum englischen Gruß ertönte seitdem die metallene Stimme in weiter Runde. Ein primitiver Altar ist auch bald hergeschafft, und ein Herz-Jesu-Bild aufgestellt. Als Kerzenleuchter werden ausgehöhlte Maisstengel benutzt, und die Blumen der Flur, in alte Conservenbüchsen gesteckt, dienen als Schmuck. An dieser armseligen Stätte beteten Bonifaz und seine Gemeinde in kindlicher Weise am Sonntag gemeinschaftlich den Rosenkranz und sangen geistliche Lieder. Er selbst hatte keine Schulbildung genossen und war des Lesens unkundig. In dieser Weise hat der gute Mann es zehn Jahre lang gehalten und dafür gesorgt, daß das Glaubenslichtlein in Enkonzo nicht erlosch.

Der liebe Gott wollte den guten Willen dieser getreuen Seele nicht länger auf die Probe stellen. Eines schönen Sonntags überraschte unser jetziger P. Superior diese abgelegene Herde beim Gottesdienst und fand etwa 60 Personen vor. Die Sache ging ihm so zu Herzen und erbaute ihn dermaßen, daß er ihnen versprach, so bald als möglich regelmäßig einen Katecheten zu senden, der sie an drei Sonntagen im Monate besuchen würde, und am Herz-Jesu-Sonntag sollten sie, wo möglich, den Gottesdienst in Czenstochau besuchen. Zur größten Freude des Bonifaz und seiner Christenschar erschien seitdem an den bestimmten Tagen ein Katechet in Enkonzo.

Die Gemeinde mehrte sich und das Bedürfnis, einen entsprechenden Versammlungsort zu haben, wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

immer dringender. Die Sache war schwierig; wo sollte ein Bauplatz gefunden werden, da weiße Farmer die Gegend besetzt haben? Bonifaz selbst wohnt auf der Farm eines Engländers, dessen Manager (Verwalter) er ist und dessen volles Vertrauen er sich erworben hat. Sein Herr „Gilbert Houston" residiert im Polela-Distrikt. Da nun Bonifaz in einem so guten Verhältnis zu seinem Herrn steht, ähnlich wie der ägyptische Josef zu Pharao, wagten wir es, diesen um einen Bauplatz auf seiner Farm zu ersuchen. Man tat keine Fehlbitte; um seines treuen Dieners willen gewährte er es. Als einst zwei der Unserigen diesbezüglich bei Mr. Houston vorsprachen (es war gerade an einem Samstage) fragte dieser, ob sie auch Fleisch essen würden. Auf die bejahende Antwort, meinte er: Das wundert mich, gestern war mein Manager hier, ein Christ von euch, der keines essen wollte und sagte, es sei ihm nicht erlaubt. Nachdem man ihn über den Sachverhalt aufgeklärt, fügte er bei: „Wenn ihr lauter solche Christen habt wie diesen, dann kann ich euch nur gratulieren."

Das Kirchlein wurde also gebaut, und am 31. Mai 1913 sollte die kirchliche Einweihung stattfinden. Ganz Czenstochau zog zu der seltenen Feier hinab in die Dronkvlei. Von den 15 Brüdern blieben nur drei daheim: zwei Kranke und Br. Eduard, ihr getreuer Wärter und Pfleger. Mehrere Schwestern waren mit dem nötigen Proviant auf einem Eselsgefährt vorausgeeilt, wir selbst kamen auf einem Leiterwagen, und obschon unsere Pferde mutig trabten, brauchten wir doch beinahe drei Stunden, bis wir am Ziele waren.

P. Superior eröffnete die Feier mit einer Festrede. So hörten denn die Engländer, die ebenfalls in großer Zahl herbeigekommen waren, auch eine katholische Predigt. Ja, der Redner betonte sogar ausdrücklich, daß nicht nur die Schwarzen, sondern auch die Weißen die Pflicht hätten, den lieben Gott zu erkennen und ihm zu dienen. Auch gedachte er in warmen Worten des Mr. Houston. Gleich darauf segnete R. P. Robert die Kapelle ein und weihte sie unserer lieben Frau von Loretto. Dann brachte R. P. Elegius das erste heilige Meßopfer an dieser Stätte dar und damit schloß die kirchliche Feier.

Außer zu gottesdienstlichen Zwecken wird das Kirchlein auch noch als Tagesschule benutzt werden müssen, wenigstens vorläufig; das wäre dann die vierte Tagesschule unserer Missionsstation Czenstochau.

Kein Festteilnehmer war glücklicher als Bonifaz, den wir schon kennen gelernt haben, jeder konnte es seinem freudestrahlenden Gesichte ansehen. Einem bekannten Bruder sagte er im Vertrauen: Jetzt ist in Erfüllung gegangen, um was ich zehn Jahre lang gebetet, nämlich, daß wir eine eigene Kirche haben! Er fügte noch naiv hinzu: Mein inhlizio (Herz) ist jetzt noch gerade so willig und eifrig wie an meinem Tauftage. Nicht minder freute sich unser eifriger Katechet Stefan, da ihm jetzt ein würdiges Versammlungslokal zur Verfügung steht. Er ist in Enkonzo sehr geachtet, die Leute daselbst nennen ihn ehrfurchtsvoll nur den um-Vangeli (Prediger).

Nach Beendigung des Gottesdienstes rückte Kapellmeister Benno mit seiner Gesellschaft hervor, alle in weißer Montur und die Musik entzückte das Enkonzo-Völkchen derart, daß ihnen das Herz im Leibe hüpfte, und sie ihrer Freude durch kräftiges Händeklatschen Ausdruck gaben.

Mittlerweile waren manche Hände tätig, die zahlreichen Festteilnehmer mit Speise und Trank zu erquicken. Ein befreundeter Farmer hatte uns ein Schaf und Bonifaz drei Hühner geschenkt.

Das ganze Fest verlief in der schönsten Weise, und wir danken Gott, daß Czenstochau wieder einen weiteren Vorposten gewonnen hat.

Gegen 3 Uhr ging's heimwärts. Auf Einladung mehrerer Herren gab unsere Musikkapelle unterwegs in Creighton auf der Bahnstation noch ein kleines Konzert, welches zur vollen Zufriedenheit der weißen Zuhörerschaft ausfiel, und den Bläsern ein hübsches Trinkgeld erwarb. Punkt 6 Uhr waren wir auf der Station und die Ave-Glocke begrüßte die Heimkehrenden.

Weihnachten auf einer Missionsstation.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 25. Dezember 1910. — Heute, am hochheiligen Weihnachtsfeste, geht es gar lebhaft zu auf unserer Missionsstation. Schon gestern kamen aus der ganzen weiten Umgegend ganze Scharen schwarzen Volkes hieher, nicht nur Christen, sondern auch Heiden, die alle Zeugen des mitternächlichen Gottesdienstes sein wollten.

Es war für uns keine geringe Mühe, sie alle während der Nacht glücklich unterzubringen. Allerdings der Schwarze ist genügsam, er braucht weder Bett noch Decke und ist zufrieden, wenn er nur irgendwo ein ruhiges Plätzchen findet, wo er sich in Frieden niederlegen kann. Dazu ist bei uns Weihnachten im Hochsommer; ein warmes Zimmer, eine schützende Decke usw. sind also doppelt überflüssig. Bei solchen Anlässen sieht man erst, wie viele Bedürfnisse der Weiße hat, und wie sehr der Schwarze ihm gegenüber im Vorteil ist.

Um ½12 Uhr wurde das Zeichen zur Mitternachtsmesse gegeben. Alles stand auf und eilte der Kirche zu. Unser Kirchlein wurde gedrängt voll und viele konnten kein Plätzchen mehr erobern. Alles war voll Staunen über die Schönheit unseres Gottesdienstes und viele bekannten laut, daß man so was nur bei den Ama-Romas (den Katholiken) sehen könne.

Nach der Mitternachtsmesse legten sich die Leute nochmals schlafen, doch um 5 Uhr früh waren schon alle wieder auf, um den übrigen heiligen Messen beizuwohnen. Von den Christen gingen die meisten zur Beichte und zur heiligen Kommunion. Um 10 Uhr war feierliches Hochamt; da kamen aus den angrenzenden Kaffernniederlassungen noch eine Menge Heiden herbeigeströmt. Welch' ein buntes Leben und Treiben! Dazu diese Verschiedenheit der Kostüme! Während unsere Christen und Katechumenen ganz ordentlich angezogen sind, kommen diese Heiden in ihren schmutzigbraunen Decken und mit den sonderbarsten Haarfrisuren daher. Wenn einer ein Hemd, eine Hose oder einen alten Soldatenrock hat, zählt er schon zu den „Vornehmen".

Jeder wollte auch ein Geschenk haben, denn in der Weihnachtszeit hält sich jeder Kaffer, auch der Heide, berechtigt, von den Weißen eine Gabe zu verlangen. Sie nennen das nach dem englischen Christmass-box „Kisimus-box". Ich kann nicht sagen, wie oft es heute schon an meiner Türe schellte, und wie viele Hände sich ausstreckten, die alle „Kisimus-box" haben wollten. Nun man gibt eben, solange man etwas hat, und die meisten sind mit einem Stück Brot, einer Frucht, etwas Zuckerwasser oder sonst einer Kleinigkeit zufrieden.

Nach dem Hochamt versammelte sich alles vor der Kirche, und die allgemeine Freude über das schöne Weihnachtsfest war so groß, daß sie unwillkürlich zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

singen und zu tanzen anfingen. Die Schwarzen sind und bleiben die reinsten Kinder, und deshalb ist ihnen kein Fest im ganzen Jahr so ins Herz gewachsen, als gerade das heilige Weihnachtsfest.

Emaus, 28. Dezember 1910. — Wir stehen noch immer im Banne des hl. Weihnachtsfestes. Gestern, am Johanni-Tag, kamen die Kinder unserer Nachbarstation „Mariahilf" hieher auf Besuch. Sie hatten einen Weg von gut sechs Stunden zu Fuß zurückzulegen, doch das war in ihren Augen nichts. Singend und jubelnd zogen sie hier ein, und nach kurzer Rast und einem bescheidenen Mittagessen ging schon wieder das Singen und Tanzen los! Die Schwarzen scheinen bei solchen Anlässen keine Ermüdung zu kennen. Uebrigens ist ihr Tanz durchaus wohlanständig und dezent; Knaben und Mädchen tanzen in getrennten Gruppen für sich und keines berührt das andere. Dabei wird gesungen, gestampft und geklatscht, daß man es auf weite Entfernung hört. Gönnen wir den Schwarzen dieses harmlose Vergnügen, denn solch' lebhafte Gefühlsäußerungen liegen nun einmal in ihrer Natur.



P. Chrysostomus und Christen in St. Bernard, dritte Filiale von Hardenberg.

Ausflug nach „St. Anna" in Loteni.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nach glücklich bestandener Schulprüfung erhielten unsere Kinder vom Herrn Inspektor einen Vakanztag zuerkannt. Wir benützten diese Gelegenheit zu einem Ausflug nach „St. Anna", woselbst unser hochwürdiger Superior, P. Beda, ebenfalls mit der eigentlichen Missionsarbeit betraut ist.

Gegen ½5 Uhr brachen wir von Citeaux auf. Zum Frühstück gab es eine Mischung von Bohnen und Maiskörnern, von den Schwarzen „inkobe" genannt, etwas weiteren Proviant nahmen wir in Taschen und Tüchern mit auf den Weg. Es hatte während der Nacht hier in den Bergen stark gereift, denn wir befanden uns mitten im afrikanischen Winter, obschon der Kalender erst auf den 14. Juni zeigte, und somit wählten wir statt der schmalen, durch hohes Gras führenden Fußpfade die etwas weitere Straße. Bald waren wir am Solokohlwa, einem Nebenfluß des Umkomaas. Jetzt bei dem niedrigen Wasserstand war er leicht zu überschreiten, im Hochsommer dagegen wälzt er oft ganz gewaltige Wassermassen daher und kann recht gefährlich werden. So sind letzten Sommer zwei Pferde darin umgekommen; die Strömung war so groß, daß es die Kadaver eine volle Stunde weit forttrug und erst an der Mündung des Solokohlwa in den Umkomaas, hart an der Grenze unserer Farm, ans Land warf.

Nach einem weiteren Marsche von etwa zwei Stunden waren wir am Umkomazana, einem zweiten Nebenfluß des Umkomaas, der aber noch bedeutend größer und gefährlicher ist als der Solokohlwa. Von einer Brücke ist da nirgends eine Rede, und so kann es bei Hochwasser vorkommen, daß man tagelang warten muß, bis ein Durchschreiten möglich ist. Diesmal ging, wie gesagt, alles gut. Als wir auch den Umkomaas glücklich hinter uns hatten, nahmen wir im Grase sitzend, unser Mittagsmahl ein. Nach kurzer Rast ging's munter weiter, immer bergauf und bergab. Das Panorama wurde immer schöner, die Aussicht beständig weiter und großartiger. Rechts hatten wir den imposanten Malungana-Berg mit seinen fast senkrecht zum Himmel aufsteigenden Zacken und Felswänden; zeitweilig glaubt man eine mittelalterliche Burgfeste mit uneinnehmbaren Wällen und Mauern und wunderlich ge-

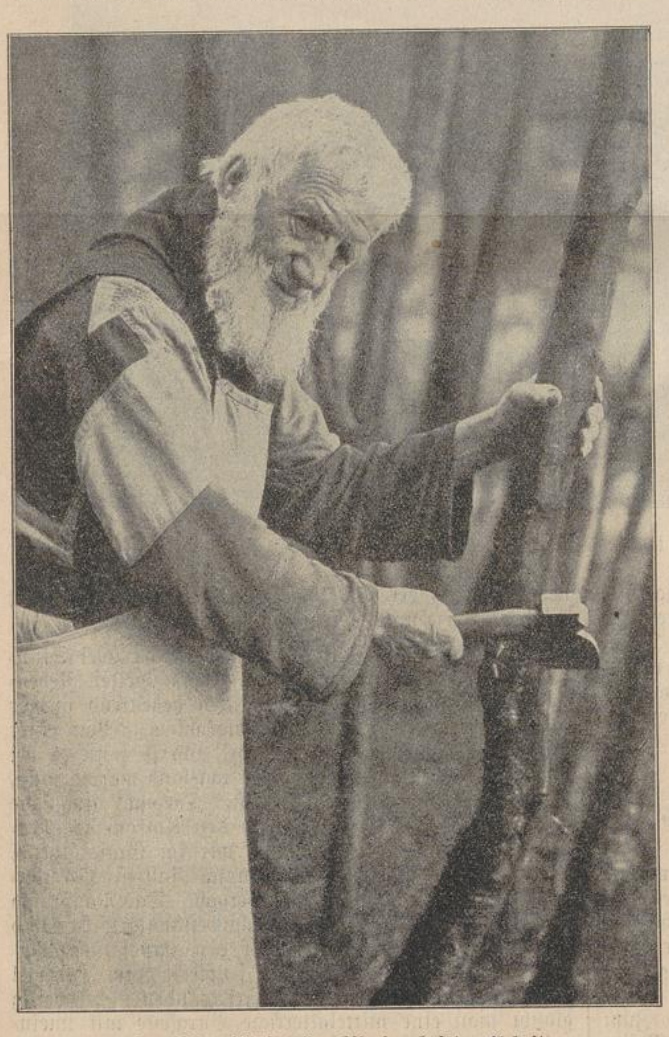
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

formten Türmen und Zinnen vor sich zu sehen. Oben auf der Bergkuppe lag Schnee, unten im Tale aber waren ein paar Farmer bei hellem, warmen Sonnenschein mit der Heuernte beschäftigt. Unser Weg führte nun dem Lotenifluß entlang, den wir bald zur Rechten, bald zur Linken hatten, denn wir mußten ihn im ganzen viermal überschreiten.

Etwa 1½ Stunden von „St. Anna" entfernt, hielten einige Christen für unsere Schulkinder, die allmählich müde zu werden anfingen, einen kleinen Imbiß nebst einem kühlenden Getränke bereit. Das gab wieder Kraft und frischen Mut! Endlich hatten wir den letzten Wasserlauf, Hlatimbe genannt, glücklich passiert, und aller Augen waren fortan nach „St. Anna" gerichtet. Es konnte nicht mehr ferne sein, den schon winkte von einer hohen Bergspitze aus das Zeichen des Heiles, das Kreuz. Siehe, da ist es! Auf einer sonnigen Anhöhe, rings von Hügeln umgeben, liegt es mit seinem Kirchlein, einer Schule und einem Blechhause daneben recht freundlich da. Im Hintergrunde erhebt sich die langgestreckte Kette der Drakensberge, zur Seite der vorhin erwähnte Malunga-Berg mit seinen vielen, großen Ausläufern. Der Platz ist gut gewählt. Allerdings fehlt es gegenwärtig noch an Brenn- und Nutzholz, doch unsere Brüder waren schon bemüht, ein Wattelwäldchen nebst einem kleinen Obstgarten anzulegen. Gegenwärtig ist nur ein Priester zum Messelesen und ein Bruder dort.

So waren wir also glücklich am Ziel! Die meisten waren ordentlich müde, waren wir doch von früh morgens bis zur späten Nachmittagsstunde auf dem Wege gewesen; denn, als wir in „St. Anna" einzogen, war schon die Sonne dem Untergange nahe. Die Station ist arm; da ist nichts da, um fünfzig neuangekommene Schulkinder zu bewirten. Doch wir hatten keine Not zu leiden, dafür sorgten schon die schwarzen Christen, die uns von allen Seiten her zu essen brachten und für die Kinder schnell einen kräftigen ipalitshi (Maisbrei) bereiteten. Ja, einer der braven Neuchristen führte sogar eine Ziege herbei und machte sie uns zum Geschenk. So gibt's überall brave Leute, bei den Schwarzen, wie unter den Weißen.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, eilten die Schwarzen schon in aller Frühe zum Empfange der hl. Sakramente und zum Gottesdienste herbei, denn sie hatten Tags zuvor mit Staunen unsern Zug gesehen. Bald vermochte das Kirchlein die Leute nicht mehr zu fassen. Möglich, daß manche auch aus bloßer Neugierde herbeieilten, denn es war heute das erste Mal, daß Schwestern nach „St. Anna" gekommen waren; macht nichts, schon oft ist einer anfangs aus bloßer Neugierde zu uns gekommen und später doch geblieben und ein guter Christ geworden. Nach der hl. Messe wurde eine Katechese gehalten, dann folgte eine Prozession, wobei der hl. Rosenkranz gebetet und einige Lieder gesungen wurden. Ein paar kleine Fähnchen, die man in der Eile an Blackwattel-Stangen befestigt hatte, standen auch zur Verfügung. Wie staunten darüber die umwohnenden Protestanten, die in der Nähe auch ihren Gottesdienst gehalten hatten! Sie wandten kein Auge von uns ab, bis die Prozession wieder in das Missionskirchlein zurückgekehrt war.



Der fast 88jährige Br. Hilarion bei der Arbeit.

Am Montag kamen die guten Christen nochmals in aller Frühe, noch bevor die Sonne aufgegangen war, zum Gottesdienste hieher. Die armen, schlecht gekleideten Leute zitterten vor Kälte, denn alle Wiesengründe ringsum waren stark bereift. Die Schwarzen fürchten sonst die Kälte sehr und pflegen daher zur Winterszeit ihren Kraal nicht zu verlassen, bevor die Sonne am Himmel steht, daher ist ihnen das hier gebrachte Opfer doppelt hoch anzurechnen.

Bald darauf mußten auch wir wieder Abschied vom lieben „St. Anna" nehmen. Bei der ersten Katechesenstelle war für die Kinder ein kräftiges Frühstück bereit nebst etwas Proviant auf den Weg. Im Laufe des Nachmittags kamen wir an einer protestantischen Schule vorbei. Die Knaben waren eben mit einem Neubau beschäftigt, die Mädchen hatten Nähunterricht. Doch wir durften uns nicht lange aufhalten, denn wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Tatsächlich rief schon das Glöcklein zum „Engel des Herrn", als wir am Abend wieder frohgemut in unser liebes Citeaux einzogen. Bald war alle

Müdigkeit vergessen, und unsere Kinder redeten noch viele Wochen lang von all den Herrlichkeiten, die sie beim Ausflug nach „St. Anna" gesehen! —

Raubtiere in Rhodesia.

Von Br. Flavian Magiera.

„St. Barbara". — Während Natal und weite Strecken der Kapkolonie wegen der schon weit vorgeschrittenen Kultur fast ganz frei von Raubtieren sind, hat Rhodesia noch ziemlich schwer darunter zu leiden. Kurz vor Weihnachten 1912 beehrten uns Leoparden mit ihrem Besuch. Sie nahten gleichsam schrittweise. Zuerst raubten sie nämlich im Haparari-Kraal, eineinhalb Stunden von hier entfernt, drei Stück Vieh, meist zweijährige Kälber; in der zweiten Nacht holten sie im Ngiazwambo-Kraal, der uns etwas näher liegt, ebenfalls drei Stück, und rückten dann gegen den nur eine halbe Stunde von „St. Barbara" entfernten Banhu-Kraal vor, wo sie sich mit zwei Ziegen und einem Schweine begnügten. Da hieß es also aufpassen! In der vierten Nacht, so rechnete ich, würden sie sicher zu uns kommen.

Wir hielten unsere Ställe gut verschlossen und glaubten, da könne uns nichts mehr passieren; nur eines übersahen wir: am oberen Mauerrand, hart unterm Dach, hatten wir zur besseren Ventilation der Stallungen mehrere ziemlich große Oeffnungen gelassen. Diese verstopften wir nicht, weil sie, wie gesagt, so hoch lagen. In der folgenden Nacht machte Fido, unser treuer Haushund, einen entsetzlichen Lärm. Wir ahnten sofort, was los sei und eilten dem Schweinstalle zu, wo ein paar junge Schweinchen mörderisch schrieen. Doch es war schon zu spät. Drei kleine, erst acht Wochen alte Schweinchen waren verschwunden, die übrigen befanden sich in höchster Aufregung. Offenbar waren die Leoparden durch die genannten Oeffnungen hereingekommen und hatten sich sodann samt ihrer Beute auf dem gleichen Wege hinausgeflüchtet. An eine Verfolgung war in dem hohen Gras und Gebüsch bei stockfinsterer Nacht nicht zu denken. Fido rannte ihnen allerdings eine gute Strecke nach, doch die Räuber waren ihrer Beute schon sicher. Am folgenden Tag sahen wir deutlich ihre Spuren. Später drangen sie in einem Kaffernkraale ein, der eine Stunde hinter „St. Barbara" liegt, und holten da um acht Uhr früh, also am hellen Tage, zwei Ziegen, die man soeben aus dem Stall herausgelassen hatte. Die Bestien müssen sehr hungrig gewesen sein, denn sonst lassen sie sich bei Tag nicht sehen. Seit zwei Monaten haben wir nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört; hoffentlich bleibt jetzt dauernd Friede.

Viel Trubel machen uns auch die vielen Wildschweine. Sie kommen namentlich nach starken Regengüssen und wenn der Mais anfängt, Kolben zu bilden. Gewöhnlich beginnen diese Borstentiere abends um acht Uhr ihre nächtlichen Wanderungen und Streifzüge durch eine Reihe von Maisfeldern. Da wird dann alles, was ihnen in den Weg kommt, umgeworfen und niedergetreten und die Erde aufgewühlt, so daß ein Feld, in dem ein paar solcher Wildschweine eine volle Nacht hindurch an der Arbeit waren, schrecklich aussieht. Was fleißige Menschenhände innerhalb vieler Wochen mit vieler Mühe und Beschwerde gepflanzt und gebaut haben, wird da in einer Nacht erbarmungslos ruiniert. Die Schwarzen suchen sich, so gut sie eben können, dieser Feinde zu erwehren; sie bauen mitten im Maisfeld eine Hütte und wohnen da bis nach Schluß der Ernte Tag und Nacht. Hie und da stellen sie auch Pfosten und Baumstämme auf, befestigen daran ein paar ausgehöhlte Kürbisse oder zerbrochene Töpfe und leiten von hier aus Schnüre und Stricke in ihre Wohnhütten, so daß durch Ziehen und Zerren dieser Schnüre immer Lärm und Spektakel gemacht werden kann. Andere machen sich Pfeifen und Trompeten aus Rohr und blasen darauf aus Leibeskräften, auch die Weiber lärmen und schreien dazwischen, so daß in der Nähe einer solchen Hütte kein Mensch in Frieden schlafen kann. Die Wildschweine selbst aber, die durch all dies Getue verscheucht werden sollen, kehren sich nur wenig daran und wühlen in der Regel ruhig weiter.

Manchmal machen auch etliche zehn oder fünfzehn Schwarze zusammen Jagd auf die Wildschweine. Sie bewaffnen sich zu diesem Behufe mit Speeren und nehmen auch ihre Hunde mit. Nicht selten ergreifen aber alle zusammen das Hasenpanier, denn sie haben vor einer Wildsau, die sich im Zorne furchtlos ihrem Gegner stellt, gewaltigen Respekt. So zogen eines Sonntags mehrere Männer und Burschen auf die Jagd. Nach einer halben Stunde etwa taucht ein riesengroßes Tier aus dem Grase auf und geht geraden Wegs auf die Jäger los. Diese kehren schleunigst um und fliehen nach allen Seiten davon. Doch einen erwischt das Schwein am Beine und beißt ihm ein so tiefes Loch hinein, daß der arme Mann viele Wochen lang mit verbundenem Fuß umherhinkte. — Ein anderesmal jagten die Kaffern mehrere Wildschweine zugleich auf. Das größte der Tiere wendet sich plötzlich um und fährt einem der Jäger zwischen die Beine. Dieser purzelt zwei- bis dreimal um, seine Genossen suchen das Heil in der Flucht, und die Wildschweine können in aller Ruhe einen neuen Schlupfwinkel aufsuchen. Wohl gelingt es den Schwarzen hie und da, eines dieser Tiere zu erlegen, Tatsache aber bleibt, daß die Bestien von Jahr zu Jahr zahlreicher auftreten.

Nun noch ein Wort über die Affen. Die sind zu vielen Hunderten immer da. Im Winter magern sie schrecklich ab, da müssen sie offenbar viel Hunger leiden, doch sobald der Mais die ersten Kolben ansetzt, kommen sie wieder zu Kräften. Leider begnügen sich die Schelme nicht damit, bloß zu nehmen, was sie brauchen, sondern sie treten und brechen soviel zusammen, daß man am Morgen glauben könnte, es seien etliche fünfzig Stück Ochsen im Maisfeld gewesen. Gewöhnlich ziehen sie schon beim ersten Morgengrauen, of dreißig bis vierzig zusammen, auf Raub aus. Die kleinsten Aefflein werden dabei von den größeren auf dem Rücken getragen. Diese Spitzbuben sind so schlau und so flink, daß man nur selten einen oder zwei davon erwischen kann; auch gibt es starke, mutige Kerle unter ihnen, die einen Hund in Stücke reißen. Sie fürchten eigentlich nur einen Mann, der mit einem Gewehre bewaffnet ihnen entgegentritt. Hat er keine moderne Waffe, so fragen sie wenig nach ihm, und Kinder, die zeitweilig zum Maishüten verwendet werden, fürchten sie schon gar nicht.

Ich selbst ritt eines Tages auf meinem „Bläck" (Maulesel) von „St. Barbara" nach Triashill. Da kommen mir auf offener Straße wohl etliche dreißig Affen entgegen. Ich schreie ihnen zu, nehme den Hut ab und fuchtle damit in der Luft herum, doch das geniert sie wenig. Sie kommen furchtlos auf mich zu, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht plötzlich mein tapferer „Bläck" Kehrt gemacht und einen Trab eingeschlagen, als wären ihm zwanzig Löwen auf der Ferse.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich habe damals sicherlich eine halbe Stunde Zeit verloren; von einer Affen-Attacke jedoch war ich glücklich gerettet. Drum Ehre, wem Ehre gebührt!

Baba's Namenstag.

(Siehe untenstehendes Bild.)

St. Augustin, 4. Mai. — War das heute ein Flüstern, ein Geheimtun, ein unter der Schürzeverbergen bei den Kindern in St. Augustin! Ja, morgen war St. Pius, des Babas Namenstag, und heut abend wollten alle Kinder den Baba mit ihren Gratulationen überraschen.

Nach des Tages Last und Hitze sitzt der Baba auf der Veranda. Da rückt plötzlich die Schulschwester heran, und hinter ihr ein ganzer Schwarm von schwarzen Kindern, kichernd, plappernd und zum Teil mit großen Tellern bewaffnet. Den Reigen eröffnet Frieda, die schwarze Hilfslehrerin, mit einem Blumenstrauß. Nach einem tadellosen Knix heißt es in der kurzen Rede: „Wir sind arm, Baba, sehr arm, was können wir dir viel geben? Aber unsere armen Eltern haben uns doch geholfen, dir etwas geben zu können, eine Kleinigkeit, aber voll Liebe und Dankbarkeit." — Der kleine, kräftig gebaute Ambros tritt nun vor und öffnet seine dralle Faust, damit der Baba sehe; es ist wahrhaftig ein dicker Kupferpenny darin. „Ngiyakufisela inhlanhla Baba; ich wünsche dir Glück, Baba", sagte er, und klatscht den großen Kupferpenny auf den Tisch, daß es knallt. Und so kommen der Reihe nach ein halb Dutzend dieser Knirpse, und genau in gleicher Weise knallt der Kupferpenny auf den Tisch. Als aber der Willie kommt, hält er die offene Hand dem Baba dicht unter die Nase: „Hast du gesehen Baba", so denkt er sicher, „hast du wirklich gesehen? Das ist kein Kupferpenny, das ist ein silbernes Dreipence-Stück! Dreimal so viel, als ein Kupferpenny;" und so machen es die nachfolgenden mit ihren Dreipence-Stücken, einige sogar mit Sixpence-Stücken. Nicht wahr, Baba, die dürfen sich sehen lassen!

Jetzt kommen die Kinder mit den großen Schüsseln. Es liegt auf den meisten eine Reihe dicker, gelber Maiskolben, damit der Baba im Winter was zu knabbern hat, denn „St. Augustin" ist eine der ärmsten Stationen mit ein paar Acres Land und siebzig Schulkindern. Ein strammer Bursche präsentiert einen fünfzig Pfund schweren Kürbis — eine Kapitalleistung, ein anderer ein Bündel Zuckerrohr. Hah, wie wird der Baba daran kauen! Der Jeremias gar — ein kleines landwirtschaftliches Genie — rückt mit einem großen Teller voll dicker Süßerdäpfel an — ja Baba, du brauchst noch nicht zu verhungern, und diesen Moment verewigt eines der Bilder in heutiger Nummer. So geht es weiter, bis sich der Tisch und seine nächste Umgebung in ein landwirtschaftliches Stilleben verwandelt hat.



Baba's Namenstag. (P. Pius, St. Augustin, 5. Mai 1913.)

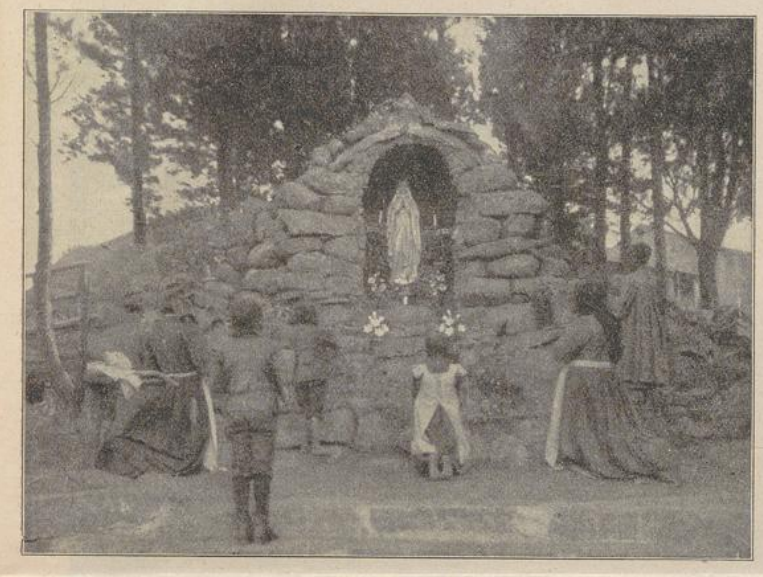
Inzwischen dirigiert Frieda den singenden Kinderchor, und die Kinder beginnen ihre lustigen Solotänze und Schwänke aufzuführen. Eine alte Zither macht das nötige musikalische Geräusch zum munteren Wechselgesang, Händeklatschen, kräftigem Stampfen der Füße. In der Luft wirbelt es von fliegenden Beinen und Armen. Frieda schlägt wütend nach allen Himmelsgegenden den Takt wie ein Kapellmeister der guten alten Zeit. Ein tolles Leben ist in die kleine schwarze Bande gekommen. Alles sprüht und glüht! Die Augen, die Zähne, die Herzen, der Gesang. Auch dem Baba geht da das Herz auf, denn so was hat er noch nicht erlebt; und als der schwarze Chor ihn bestürmt, nunmehr auch einen freien Tag zum Spazierengehen zu bewilligen, da kann er nicht widerstehen. Hatte doch er auch einen Freudentag erlebt, der ihn entschädigte für viele schwere Tage des Missionslebens.

Fr. Aegidius.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere Lourdes-Grotte in Czenstochau.

Wer kennt nicht Lourdes, den hochberühmten Wallfahrtsort im Süden Frankreichs, zu dem alljährlich viele Tausende frommer Pilger aus allen Ländern wallen, um daselbst in leiblicher und geistiger Not Hilfe und Trost zu suchen? Millionen anderer Christen aber müssen, so sehr sie auch ihr Herz zu diesem berühmten Gnadenorte der unbefleckt Empfangenen hinzieht, notgedrungen ferne bleiben. Selbst Leo XIII. äußerte ein-



Die neue Lourdesgrotte in Czenstochau.

mal sein Bedauern darüber, daß er nicht das Glück habe, jene Gnadenstätte besuchen zu können. Ein Bischof griff diesen Gedanken des hl. Vaters auf und ließ in den vatikanischen Gärten auf seine Kosten eine schöne Lourdes-Grotte errichten, welch' stilles Heiligtum auch unser gegenwärtiger hl. Vater Papst Pius X. häufig besucht.

Wie viele solcher Lourdesgrotten mag es gegenwärtig auf dem ganzen katholischen Erdkreise geben? Selbst hier in Afrika sind sie in großer Zahl zu finden. Unsere Missionsstation Czenstochau hat deren zwei. Die eine steht seit ein paar Jahren draußen im nahen Christendorfe in der Nähe der Tagesschule, die andere wurde im April l. J. auf der eigentlichen Missionsstation errichtet, hart neben dem bescheidenen Häuschen, das jahrelang dem gegenwärtigen Hochwürdigsten Herrn Abt von Mariannhill als Wohnung diente, und das er auch jetzt noch mit Vorliebe bezieht, so oft er hieher auf Besuch kommt. Baumeister des kleinen Heiligtums ist der Hochw. P. Eligius Müller, den es manchen heißen Schweißtropfen kostete, bis die ungefügen Steine in der rechten Form und Lage waren und eine solide Wölbung bildeten. Dazu die hübsche Umgebung: wildromantisches Gestein, überschattet von dunkelgrünen Pinienbäumen, afrikanische Blumen und Ziersträucher und so weiter. Gegenwärtig ist man daran, die Grotte durch ein zierliches Gitterwerk abzuschließen. Die Statue selbst ist Tiroler Schnitzarbeit, das Ganze wie geschaffen, fromme Seelen zum fleißigen Besuche einzuladen.

Am 1. Mai, dem Feste Christi-Himmelfahrt, fand die feierliche Benediktion der Grotte statt. Hierzulande pflegt zwar um diese Zeit schon bald der Winter seinen Einzug zu halten, doch fürsorgliche Hände fanden noch immer einen reichen Blumenflor für das seltene Fest. In weihevoller Abendstunde versammelte sich das ganze Stationspersonal vor der mit Fähnchen und buntfarbigen Lampions geschmückten Grotte. P. Superior hielt zunächst eine passende Ansprache, berichtete von der Entstehung der Wallfahrt in Lourdes und legte allen Anwesenden die Verehrung der lieben Gottesmutter dringend ans Herz. Es folgte die kirchliche Benediktion, dann beteten wir zusammen die lauretanische Litanei und sangen einige schöne Marienlieder. Freudig bewegt und tief erbaut begaben wir uns sodann zur nächtlichen Ruhe.

Seitdem ist das traute Heiligtum im schattigen Pinienwäldchen das Ziel vieler frommer Beter geworden. Unsere Marienhausmädchen, die nunmehrigen Zöglinge der Schwester Engelberta, legten sofort ihre Sparpfennige zusammen, um ein Oellämpchen an der neuen Lourdesgrotte zu unterhalten. Der Gedanke hiezu ging von der braven Viktoria, der Seniorin des Marienhauses aus, die für immer im jungfräulichen Stande bei uns bleiben will. Sie betet viel; in der freien Zeit trifft man sie fast immer vor dem Tabernakel in der Kirche, jetzt kniet sie auch noch Tag für Tag am Abend, wenn man das Gotteshaus geschlossen, vor der Lourdesgrotte im Gebete. Eines Abends geschah es, daß sie sich in ihrer Einsamkeit in sanften Schlummer betete,



Der Hochw. P. Eligius Müller, Erbauer der Lourdesgrotte in Czenstochau mit seinen schwarzen Lieblingen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so daß Schwester Engelberta ihre Freundin Emerentia schicken mußte, sie heimzuholen.

Recht erbaulich ist es auch zu sehen, wie die meisten der vorübergehenden schwarzen Christen vor der Grotte niederknien, um wenigstens ein paar Ave Maria zu beten. Besonders die Kinder aus der Tagesschule des nahen Christendorfes verweilen gerne zu den Füßen der lieben Himmelsmutter. Jüngst wurde ein kleiner, kaum achtjähriger Erstkommunikant, August mit Namen, bemerkt, wie er heimlich ein Blumensträußchen der lieben Gottesmutter zuwarf.

Zur Ehr' der Himmelsmutter
Ist's Grotten-Heiligtum erbaut,
Ein Ave sei ihr fromm gewidmet
So oft das Aug' ihr Bildnis schaut.

Blick huldvoll auf die schwarze Schar,
Du hehre Himmelskönigin,
Führ' milde sie zu Jesu Thron,
Erfleh' ihr echten Christensinn.

Erbitt' auch uns von deinem Sohn,
Der uns in seinen Weinberg lud,
Daß Seeleneifer uns verzehr',
Entflammt von seiner Liebe Glut.

Br. Adrian.



Am Sonntag Nachmittag: Eine Studenten-Gruppe in unserm Missionshause „St. Paul, P. Walbeck, Rhld.

Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Motto: Wir haben hienieden keine bleibende Stätte. Hebr. 13, 14.

Vor etwa zwei Jahren schrieb ich im „Vergißmeinnicht" von meinen Wanderungen in „St. Paul", wie ich da mit meiner Hobelbank von einem Winkel des Hauses in den anderen geschoben wurde, bis ich mich endlich im alten Kuhstall in Frieden niederlassen konnte. War ich dazumal fast der einzige, den das Schicksal zum Wandern zwang, so setzte im Laufe dieses Sommers in „St. Paul" eine Wanderung der gesamten Klostergemeinde ein. Wie ging das zu? Sehr einfach: der Neubau, an dem man volle dreiviertel Jahre gearbeitet hatte, war fertig geworden; was lag also näher, als daß unsere Ordensgemeinde, die sich im alten Klösterchen stark eingeengt fühlte, sich beeilte, in den genannten Neubau überzusiedeln? Doch das ging nicht auf einen Schlag, sondern Schritt für Schritt, je nachdem die einzelnen Räumlichkeiten fertiggestellt wurden, denn da und dort waren noch die Maurer, Schreiner und Anstreicher im Haus, und gab es noch eine Menge von Sachen und Sächelchen zu ordnen und einzurichten, bis endlich alles fix und fertig war.

Den Anfang mit dem Einzug machte Pater Superior selbst; er wollte auch hier mit dem guten Beispiel vorangehen, oder vielmehr, um ohne Scherz zu reden, im alten Klösterchen Platz für einen der Herren Professoren machen, die mit ihren Schülern und Zöglingen vorläufig dort zurückbleiben mußten. Nach dem Superior kamen die Schreiner; sie waren unter den Brüdern die ersten, die im neuen Haus ihren Einzug hielten. So bewährte sich auch hier der Satz der Schrift: Die Letzten werden die Ersten werden. Matth. 20, 16. Auch ihre neue Werkstätte kann sich sehen lassen. Das ist schon etwas anderes, als der alte Kuhstall, in dem ich zeitweilig noch immer mit der einen oder anderen Flickarbeit beschäftigt bin. Da gibt's Licht und Raum, da findet sich neben den Hobelbänken und der üblichen Ein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

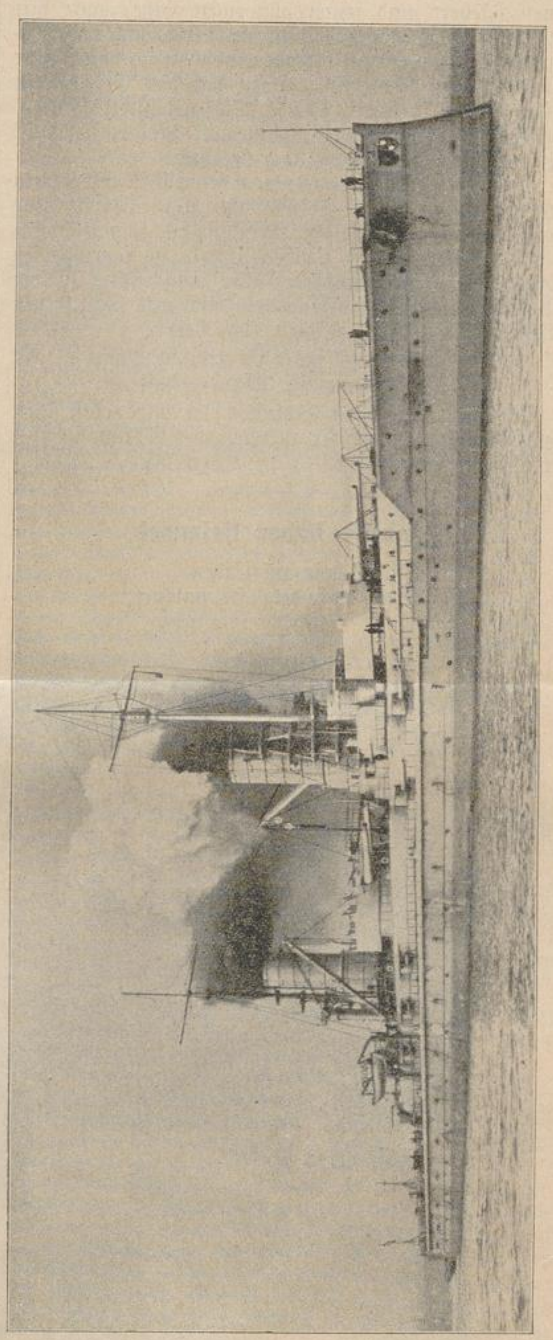
richtung eine Fraiser-, Band- und Zirkularsäge, alles mit elektrischem Betrieb. Nur eines fehlt noch: ein paar tüchtige Schreiner; denn wir Brüder reichen für all die viele Arbeit, welche der Neubau und die gesamte Inneneinrichtung mit sich bringt, bei weitem nicht aus, weshalb gegenwärtig drei fremde Arbeitskräfte eingestellt werden mußten. Ist nirgends ein braver Schreiner in der großen weiten Welt, der Lust und Beruf in sich fühlt, in die Heidenmission zu gehen? Er komme hieher nach „St. Paul" und mache hier seine Probezeit durch. An schöner, lohnender Arbeit soll es ihm fürwahr nicht fehlen!

Nach den Schreinern kamen die Schneider. Das sind feine, vornehme Leute; sie quartierten sich oben, im großen, luftigen Dachraume ein. Da zählen sie zu den Höchsten im ganzen Haus und erfreuen sich eines stillen, ungestörten Friedens. Nur etwas allzu stille und einsam scheint's ihnen manchmal werden zu wollen, drum wäre auch hier ein neuer Zuwachs in Gestalt von ein paar frischen, braven und wohlgesitteten Schneidergesellen hochwillkommen. Für einen Schneider gibt's immer Arbeit, schon hier in dem unter Gottes Segen sich immer mehr entwickelnden Probehaus „St. Paul", ganz besonders aber in der afrikanischen Mission; da sorgen schon die vielen Hunderte schwarzer Buben dafür, daß die Arbeit nicht ausgeht.

Zogen die Schneider nach oben, so blieb der Schuster mit seinem Gehilfen unten. Er schlug vorläufig in einer bescheidenen Ecke des Erdgeschoßes seine Werkstatt auf, könnte aber ebenfalls noch frische Arbeitskräfte brauchen, denn er muß nebenbei auch noch den Bäcker machen, während man seinen einzigen Gehilfen im Drange der Not auch noch mit dem Nebenamte eines Gastwartes betraut hat. So fehlt es überall, sowohl in Afrika in der Mission, wie hier im europäischen Probehaus, in erster Linie an Leuten. Wir könnten das doppelte und dreifache Missionspersonal brauchen.

Besonders groß ist der Mangel an Arbeitskräften namentlich auch in der Oekonomie, im Feld, im Garten und im Stall. Man dächte, daß hier am ehesten brave Postulanten und Missionskandidaten zu finden wären. Wie viele brave, sittenreine Jünglinge gibt es auf dem Lande, die sich von Gott für den hl. Ordensstand berufen fühlen! Sie sind an ein einfaches, arbeitsames Leben gewöhnt von Jugend auf und finden sich daher leicht in die Missionsverhältnisse hinein, wo ihrer ein ungemein schönes Arbeitsfeld wartet. Hier ist für jeden an Leib und Seele gesorgt, Gebet und Arbeit, religiöse Uebungen und zweckmäßige Beschäftigung wechseln in schönem Verein. Früh morgens ruft ihn die Glocke zur Kapelle; er beginnt sein Tagewerk als echter Ordensmann mit Gebet und Betrachtung, hört die hl. Messe, naht sich dem Tische des Herrn, und so, geistig gestärkt und seelisch gehoben, begibt er sich an die ihm vom Obern angewiesene Arbeit. Auch die Arbeit wird ihm durch die gute Meinung und durch öfteren Aufblick nach oben zum Gottesdienst, er arbeitet nicht um eines elenden Gewinnes wegen, sondern um Gotteslohn, unterstützt das große Werk der katholischen Mission, erbauet jedermann durch sein gutes Beispiel und hat überdies im Heidenlande vielfach Gelegenheit, auch die Schwarzen in die Segnungen einer christlichen, wohlgeordneten Arbeit einzuführen. Von den Sorgen dieser Welt weiß er nichts, ihren Gefahren und Lockungen ist er für immer entrückt, und die schönen, edlen Freuden, die er in der Mission und im Ordensstande findet, entschädigen ihn schon auf Erden hundertfach für das Opfer, das er beim Eintritt ins Kloster gebracht, des überschwenglichen, ewigen Lohnes, der seiner im Himmel wartet, gar nicht zu gedenken.

Gearbeitet wird auch im Kloster, doch mit Maß und Ziel. Mittags und abends folgt nach Tisch eine halbstündige Rekreation, es fehlt nicht an religiösem Unterricht, zumal für die Postulanten und Novizen, man hat bei Tisch und vor Tagesschluß die geistliche Lesung, kann sich in jedem Anliegen Rats erholen bei seinen geistlichen Obern, kurz, hat tausend Vorteile, die man in der Welt vergebens sucht. Manche schreckt das Wort „Trap-



Das deutsche Turbinen-Linienschiff „Kaiserin".

Phot. R. Renard, Kiel

Clichotek, Berlin 08.

pist" vom Eintritte ab, doch Mariannhill ist seit Jahren vom apostolischen Stuhl zu einer eigenen, selbständigen Missionsgenossenschaft erhoben worden und die alte, strenge Lebensweise hat mit päpstlicher Zustimmung bedeutende Erleichterungen erfahren. Wieder andere fürchten das afrikanische Klima mit seinen Fiebern und seiner abnormen Hitze; ganz mit Unrecht; ich selbst war 23 Jahre in Afrika und habe das dortige Klima recht gut ertragen, obschon ich von Natur keineswegs ein Riese bin. Dazu hat das Gebiet, wo unsere Missionen liegen, schon südlich-gemäßigtes Klima, und das sonst mit Recht so gefürchtete Malariafieber ist bei uns nur dem Namen nach bekannt.

Doch genug; ich sage nur: wem es ernst ist mit seinem Ordensberuf und wer Freude und Lustt hat für das große Werk der katholischen Mission, der komme hieher nach „St. Paul" und mache einmal einen ernstlichen Versuch. Mancher wandert Jahre lang unstet in der halben Welt umher und sucht das Glück und kann keinen Frieden finden. Der Dichter fügt bei:

„Und hat er vollendet die irdische Bahn,
So tritt er die ewige Wanderschaft an."

Ich aber frage zum Schluß: Wer wird einst diese letzte Wanderschaft leichter antreten, der Weltmann oder der Ordensmann? Br. Bartholomäus Schabl.

Herr, wir haben Heimweh.

Pilger irren wir auf Erden,
Wandernd nach dem Heimatsort;
Wie in Lust, so in Beschwerden
Ruft's im Herzen fort und fort:
„Herr, wir haben Heimweh!"

Heimweh, ob auch süße Lieder,
Es in Schlummer wiegen ein;
Leid und Not erweckt es wieder
Nach der Heimat Morgenschein:
„Herr, wir haben Heimweh!"

Heimweh, innig, tief und dauernd,
Dem nichts schön, nichts reich genug,
Heimweh, selig uns durchschauernd,
Treibend uns mit mächt'gem Zug:
„Herr, wir haben Heimweh!"

Und hat Heimweh dich gezogen
Zu uns Sündern erdenwärts,
Kommt im Heimweh auch geflogen
Unsre Seele himmelwärts:
„Herr, wir haben Heimweh!"

Ringsum will es Abend werden,
Schwarze Nacht in weiter Welt;
Lasse strahlen uns auf Erden
Hoffnungsreich das Himmelszelt:
„Herr, wir haben Heimweh!"

P. H. Dach, O. S. A.



Jagd auf Nilpferde in Deutsch-Ostafrika. Clichotek, Berlin 68

Gehet zu Joseph.

Eine junge Mutter schreibt: „Ich litt zwei Jahre lang an einem Lungen- und Kehlkopfleiden, und fühle mich nun nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph vollständig geheilt. Ich versprach die Veröffentlichung aus Dankbarkeit und zur Aufmunterung für alle, die sich in ähnlicher Lage befinden."

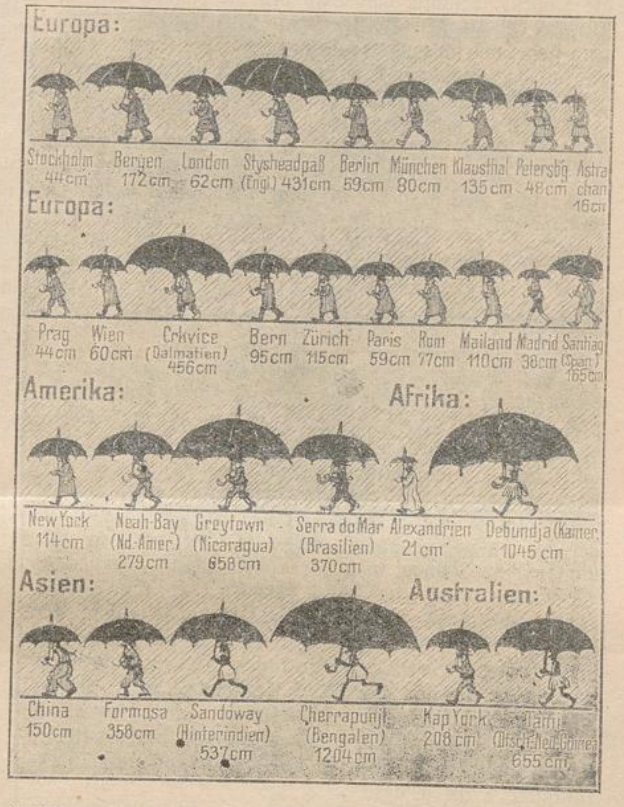
„Unsere Schwester, Mutter von drei Kindern, litt ein halbes Jahr an einem sehr schmerzlichen Magenleiden, so daß sie sich zuletzt einer gefährlichen Operation unterziehen mußte. In dieser Not wandten wir uns an den hl. Joseph und versprachen im Falle der Erhörung Veröffentlichung. Die Operation ist gut abgelaufen, und die Kranke hat sich so auffallend schnell wieder erholt, daß wir fest überzeugt sind, es habe hier eine höhere Macht gewaltet. Drum tausend Dank dem lieben hl. Joseph! Wir wollen einen kleinen Geldbetrag zu seiner Ehre als Missionsalmosen senden."

„Unser Kind litt an einem schweren Augenleiden. Nach vertrauensvoller Anrufung der allerseligsten Jungfrau und des hl. Joseph wurde es geheilt." — „Vor einiger Zeit erkrankte ich an argen Brustschmerzen. Ich betete zum hl. Joseph, doch die Schmerzen hielten ungemindert an. Da gelobte ich zu seiner Ehre eine Novene und Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", und wurde kurz darauf erhört. Als Antoniusbrot lege ich ein kleines Almosen bei für die armen Heidenkinder." — „Wir waren in großer Not, die Heimat zu verlieren, doch der hl. Joseph hat sich auch uns gegenüber als Retter und Beschützer glänzend bewiesen. Ihm sei öffentlich unser innigster Dank gesagt!"

„Angeregt durch die vielen Gebetserhörungen im Vergißmeinnicht," schreibt eine Lehrerin, „nahm auch ich in einem besonderen Anliegen meine Zuflucht zum hl. Joseph. Mit Freuden bestätige ich hiemit die Erhörung und lege aus Dankbarkeit abermals ein Missionsalmosen bei." — „Schon als Kind fühlte ich eine große Andacht und Verehrung zum hl. Joseph und nahm in all meinen großen und kleinen Anliegen zu ihm meine Zuflucht. Vor kurzem wurde ich von einem gefürchteten Nasenleiden und heftigen Kopfschmerzen befreit, was ich ebenfalls seiner mächtigen Fürbitte zuschreibe. Ich sage ihm heute öffentlich Dank und rufe allen Lesern des „Vergißmeinnicht" zu: Vertraut auf den hl. Joseph, denn er ist ein gar liebreicher Beschützer und ein mächtiger Helfer in jeder Not!"

Ein Student konnte nur mit Mühe den Anforderungen des Studiums genügen, doch nach wiederholter Anrufung der Fürbitte des hl. Joseph machte er recht befriedigende Fortschritte. — „Mein erster Blick ins „Vergißmeinnicht" gilt immer der Aufschrift: „Gehet zu Joseph"," schreibt ein langjähriger Abonnent. „Vorigen Winter wurde ich in der Fremde schwer krank. Bei einer Verwandten fand ich liebevolle Aufnahme; allein der Familienvater sah sich plötzlich ohne Arbeit und Verdienst, und ich war auch noch da, sehr krank und gänzlich hilflos, so daß wir eines Tages nicht einmal etwas zum essen hatten. In dieser Not beteten wir zusammen zum hl. Joseph, und siehe, schon am folgenden Tag, einem Mittwoch, kam die erwartete Hilfe, ja, mehr als diese! Meiner Verwandten wurde der rückständige Zins ausbezahlt, der Mann fand wieder lohnende Arbeit und ich selbst bekam von meinem lieben Mütterchen eine Sendung, so groß, wie ich sie mir gar nicht zu erbitten getraut hätte. Dafür sei dem lieben hl. Joseph herzinniger Dank gesagt! Auch sonst hat er mir schon oft geholfen."

Eine Familienmutter läßt sich also vernehmen: „Auch uns hat der hl. Joseph schon oft geholfen. Zuerst wurde eine Feindschaft mit einem Nachbar in Frieden geschlichtet, dann wurde mein Bruder wieder gesund, der in Gefahr war, ohne die hl. Sakramente schnell hinwegzusterben, endlich erhielt ein Neffe gegen alles Erwarten eine gute Stelle. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" nebst einem kleinen Missionsalmosen war versprochen." — „Ich litt seit Jahren an heftigen Kopfschmerzen," schreibt die Schülerin einer Mädchenschule, „ich war in einer Klinik, hatte drei Aerzte, konnte jedoch keine Linderung finden. Da riet mir eine fromme Katholikin das Gebet zum hl. Joseph und zum hl. Antonius an. Ich begann eine Novene, meine Mutter betete auch fleißig mit, worauf sich mein Leiden schon nach wenigen Tagen so besserte, daß ich seitdem meine Aufgaben recht gut lernen kann. Den genannten Heiligen sei daher für ihre Hilfe herzinniger Dank gesagt!" — Auch ein Doktor der Medizin bekennt dem hl. Joseph gegenüber öffentlich seine Dankesschuld; er schreibt: „Infolge beruflicher Ueberanstrengung bekam ich während des Monats April Asthma, und litt an Schlaflosigkeit und hochgradiger Beängstigung. Ich gelobte eine Novene zum hl. Joseph nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" im Falle der Erhörung. Gottlob, es ward mir geholfen! Genau mit dem Abschluß der Novene stellte sich die Heilung ein. Ich erfülle hiemit



Statistisches zum verregneten Sommer 1913: Jahresdurchschnittshöhe der Regenfälle auf der Erde. Clichotek, Berlin 68.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mein Versprechen und sage dem hl. Joseph öffentlich meinen innigsten Dank!"

Eine Wohltäterin aus Tirol schreibt: „Ich hatte vor zwei Monaten eine schwere Operation durchzumachen und versprach, zu Ehren des hl. Joseph ein Missionsalmosen von zweihundert Kronen geben zu wollen. Es ist alles gut vorübergegangen und ich erfülle heute voll Dank gegen den hl. Joseph mein damals gemachtes Versprechen."

„Ich hatte ein schweres Anliegen, ging zum heiligen Joseph und begann eine Novene. Am siebenten Tag erschien die Sache verzweifelter als je. Da ging ich in die Kapelle, besuchte das Bild des hl. Joseph und bestürmte den großen Heiligen mit Bitten und Tränen. Und siehe, als ich nach Hause kam, war die Sache gelöst, und all das, was mir Wochen hindurch so viel Kummer und Sorge gemacht hatte, hatte sich mit einem Schlag zum Bessern gewendet. Ich bin dem hl. Joseph zu großem Danke verpflichtet, desgleichen den armen Seelen, denen ich eine hl. Messe versprochen hatte." — „In letzter Zeit ging der Geschäftsgang etwas lauer, ich kam in Geldnot und konnte nicht mehr alle Rechnungen begleichen. Die erste Novene, die ich zu Ehren des hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung hielt, hat mir aus der Not geholfen. Sobald meine Verhältnisse es erlauben, will ich einen Beitrag zu einer Joseph-Statue senden."

„Ein Verwandter, der viele Jahre in der Fremde gelebt hatte, kam wieder heim. Leider hatte er Glauben und Religion vollständig verloren, von einem Kirchenbesuch oder gar dem Empfange der hl. Sakramente war keine Rede; nicht einmal an Ostern konnten wir ihn dazu bewegen. Da wandten wir uns an die liebe Muttergottes von Lourdes, an den hl. Joseph und an den hl. Judas Thaddäus, ließen hl. Messen lesen und hielten eine Novene nach der andern. Nun wurde der Verwandte krank, der Arzt fürchtete, es könnte sein Leben rasch ein Ende nehmen, und so wuchs unsere Besorgnis aufs höchste. Doch siehe, plötzlich erklärte er sich bereit, einen Priester rufen zu lassen, und empfing dann mit vieler Andacht die hl. Sakramente. Wir standen wie vor einem Wunder. Dem Kranken geht es seitdem besser und er fühlt sich auch geistig wie umgewandelt. Den genannten Heiligen sei daher öffentlich unser herzinnigster Dank gesagt."

„Mein ältester Bruder mußte zur Aushebung; wir waren in Sorge, denn wir hätten an ihm die kräftigste Stütze im Hause verloren. Da wandten wir uns an den hl. Joseph, und der Bruder wurde vorläufig auf ein Jahr zurückgestellt. Mein jüngster Bruder wollte studieren und Priester werden, doch es fehlten uns hiezu die nötigen Mittel. Auch hier hat uns die liebe Muttergottes und der hl. Joseph, an die wir uns mit einer Novene wandten, ganz auffallend geholfen. Ein ehrwürdiger Priester erklärte sich bereit, ihm Privatunterricht zu erteilen, und will ihm, wenn er fleißig und brav bleibt, auch fernerhin helfen. Unsere Freude ist groß! Möge der hl. Joseph, dem wir hiemit öffentlich danken, unserm jüngsten Bruder zu seinem hehren Ziele verhelfen, damit er einst als Priester dem Volke verkünden kann, welche Macht der hl. Joseph am Throne Gottes hat."

„Durch den Biß eines Hundes schwoll mir die rechte Hand so an, daß ich das Schlimmste befürchten mußte. Ich hielt eine Novene zur lieben Muttergottes, zu den Heiligen: St. Joseph, St. Antonius und Hubertus, und sah mich am Schlusse derselben zum nicht geringen Erstaunen des Arztes vollständig geheilt. Veröffentlichung war versprochen." — „Wir hatten im Stall ein krankes Stück Vieh, und die Hoffnung, es am Leben zu erhalten, war geschwunden. Da nahm ich meine Zuflucht zur mächtigen Fürsprache des hl. Joseph, versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" und zehn Mark für ein Heidenkind. Und der Erfolg? Schon Tags darauf trat eine Besserung ein, und heute gedeiht das Tierchen, daß ich meine helle Freude daran habe." — „Wegen eines peinlichen Fuß- und Kopfleidens mußte ich über ein Jahr lang fast beständig das Bett hüten. Zuletzt begann ich eine tägliche Andacht zum hl. Joseph, sowie zum hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen, sicher auf ihre Hilfe rechnend. Mein Vertrauen wurde herrlich belohnt, denn mein Zustand besserte sich derart, daß ich wieder ohne sonderliche Beschwerden meinen Berufspflichten nachgehen kann. Drum tausend Dank jenen, die mir so liebevoll geholfen!" —

„Ich litt seit längerer Zeit an großer Schwermut und beim Empfang der hl. Sakramente peinigten mich oft die schrecklichsten Gedanken. Ich hielt eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, doch anscheinend ohne Erfolg. Das entmutigte mich aber nicht, ich begann vielmehr nach Empfang der hl. Sakramente sofort eine zweite und empfahl mich zugleich der Fürbitte des hl. Antonius, und siehe, alsbald trat eine große Ruhe des Gewissens ein, und wenn auch zeitweilig eine Versuchung in mir aufsteigen will, so komme ich doch leicht über dieselbe hinweg. Beiliegend ein kleines Missionsopfer zu Ehren der beiden großen Patrone St. Joseph und St. Antonius."

„Ich war in großer Sorge," schreibt eine Abonnentin des „Vergißmeinnicht", „denn mein Sohn mußte eine schwere Prüfung machen, von deren Erfolg sein ganzes Lebensglück abhing. Ich betete viel zur lieben Muttergottes, hielt eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und versprach ein Geldgeschenk für die Mission, welches ich nun beilege. Es ging alles gut; drum Dank der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph! Veröffentlichung war versprochen."

„Mein Bruder war plötzlich stellungslos geworden. Ich wandte mich an die liebe Muttergottes und an den hl. Joseph, und schon am folgenden Tag war für meinen Bruder eine neue passende Stelle gefunden. Ich lege fünf Mark bei als Weihnachtsbescherung für die armen Heidenkinder."

Ein zwölfjähriger Knabe schreibt: „Vor einiger Zeit bekam ich heftige Leibschmerzen, man holte den Doktor und dieser sagte, ich habe Blinddarmentzündung und müsse operiert werden. Da betete ich in großer Angst zum hl. Joseph, und die Eltern versprachen, es im „Vergißmeinnicht" veröffentlichen zu lassen, wenn mir geholfen würde. Noch am gleichen Tage ließen die Schmerzen nach, und ich konnte schon nach acht Tagen das Bett wieder verlassen. Die Mutter sendet ein Almosen von fünf Mark; es ist für die Knaben in Citeaux bestimmt, die bei der letzten Verteilung von Gaben den Mädchen so nachgesetzt wurden."

„Mein Schwiegersohn war sehr dem Trunke ergeben und weigerte sich, als er plötzlich dem Tode nahekam, die hl. Sterbesakramente zu empfangen. Wir beteten in unserer Familie viel zum hl. Joseph um die Bekehrung des armen Unglücklichen, worauf plötzlich eine merkwürdige Sinnesänderung eintrat. Eines Morgens empfing er mit großer Andacht die hl. Sakramente, und am Abend war er schon eine Leiche." —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich wurde vor einem halben Jahre von einer schweren Krankheit befallen, die Aussicht auf Genesung war gering. Da betete ich zum hl. Joseph und versprach, ein Heidenkind auf seinen Namen taufen zu lassen. Bald war ich von meinem Leiden geheilt und erfülle nun mit Freuden das Versprechen der Veröffentlichung. Ein kleiner Rückfall in die Krankheit hat mich an dieses mein Versprechen erinnert."

„Ich hielt eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, um einen guten Dienstboten zu bekommen, und siehe, schon am fünften Tag war die Sache zu meiner Zufriedenheit geregelt."

Bei vielen andern ähnlichen Zuschriften müssen wir uns wegen Mangel an Platz mit der bloßen Ortsangabe begnügen. Die betreffenden Einsender, die vielfach Veröffentlichung versprochen hatten, mögen sich beruhigen; sie haben durch ihren Bericht ihr Versprechen erfüllt, und im Notfalle ist die bloße Ortsangabe genügend. Nur einen Brief wollen wir zum Schlusse noch kurz erwähnen, er ist von einem Studenten aus Steiermark geschrieben und lautet folgendermaßen:

„Meine lieben Eltern sind arm und kamen infolge der vielen Auslagen für mich und meinen Bruder, der ebenfalls studiert, in immer größere Geldnot. Da hielt ich eine Novene zum heiligen Joseph, unserm Landespatron, ging so oft als möglich zur heiligen Kommunion und betete täglich das Memorare zum heiligen Joseph nebst dem Hymnus, dessen erste Strophe lautet:

Wer gern gesund hienieden lebt
Und selig einst zu schließen strebt
Des Lebens rauhe Pilgerbahn,
Der ruf' St. Josephs Beistand an.

Kaum hatte ich die Novene beendet, da stellten sich ganz unerwartet einige Wohltäter ein, und damit war meiner Not und der meiner lieben Eltern abgeholfen. Dem guten heiligen Joseph sei dafür öffentlich mein innigster Dank gesagt!"

St. Antonius hat geholfen.

„Meine Freundin, eine Krankenschwester, war so schwer erkrankt, daß man allgemein an ihrem Aufkommen zweifelte. Da versprach ich, zu Ehren des hl. Antonius von Padua eine hl. Messe lesen zu lassen und ein Missionsalmosen als Antoniusbrot zu geben, und siehe, noch in derselben Nacht trat eine Besserung ein, nach einigen Tagen konnte die Kranke das Bett verlassen und jetzt pflegt sie ihre lieben Kranken wieder wie zuvor. Ich sage dem hl. Antonius, der mir schon oft in ganz auffallender Weise geholfen und mich nie unerhört gelassen hat, meinen herzlichsten Dank. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" war versprochen".

Eine langjährige Abonnentin unseres Blättchens sagt dem hl. Antonius und dem hl. Joseph herzinnigen Dank für ein glücklich bestandenes Examen ihres Sohnes und dessen Befreiung vom Militärdienst. — Eine andere Leserin schreibt: „Wir senden 24 Kronen mit der Bitte, ein Heidenkind auf den Namen „Joseph-Anton" taufen zu lassen, denn diese beiden Heiligen haben uns schon oft geholfen."

„Ich war beschuldigt, einen Gegenstand noch im Besitz zu haben, den ich doch schon längst dem Eigentümer mit Dank zurückerstattet hatte. Ich begann eine Novene zum hl. Antonius von Padua und zum hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Schon nach wenigen Tagen kam der vermißte Gegenstand zum Vorschein und es klärte sich alles auf. Den genannten beiden Heiligen sei für ihre Hilfe mein aufrichtigster Dank gesagt!"

„Ich hatte jüngst das Unglück, meine Geldbörse mit 85 Mark Inhalt zu verlieren. Ich ließ zu Ehren des hl. Antonius eine hl. Messe lesen und begann mit meinen Kindern eine neuntägige Andacht. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn am sechsten Tage der Novene kam die vermißte Geldbörse plötzlich wieder zum Vorschein. Ich spreche hiemit dem hl. Antonius, dem großen Wundertäter, öffentlich meinen Dank aus."

„Wer Zeichen sucht und Wunder will,
Bei St. Antony find't er viel." (Altes Volkslied.)

Statistisches zum verregneten Sommer 1913.

(Siehe Bild Seite 285.)

Der Regen, dieser Wohltäter der Menschheit, meinte es diesen Sommer mit den Bewohnern dieses Planeten sonderlich gut, und besonders Mitteleuropa war von den unaufhörlich herniederrieselnden Wassermengen sehr in Mitleidenschaft gezogen. Aus ganz Deutschland und besonders der Schweiz und den Gebirgsgegenden Oesterreich-Ungarns kamen Hiobsposten von Ueberschwemmungen und anderen Wasserschäden. Es dürfte gerade jetzt angebracht sein, sich in statistischer Form einen allgemeinen Ueberblick der durchschnittlichen Jahreshöhe der Regenfälle auf der Erde vor Augen zu halten. — Bekanntlich ist die Verteilung der Regenniederschläge auf der Erde eine durchaus verschiedene. Die geringsten Niederschläge hat Astrachan in Rußland zu verzeichnen, wo sie in einem Jahre 16 Zentimeter Gesamthöhe erreichten, die bedeutendsten Regenfälle weist Cherrapunji in der indischen Provinz Bengalen auf, wo die Gesamthöhe 1204 Zentimeter jährlich beträgt. Ganz regenlose Gebiete gibt es wohl kaum auf der Erde, wnn es auch in der Sahara und anderen Wüsten nicht in jedem Jahre regnet.

Das Turbinen-Linienschiff „Kaiserin"

(Siehe Bild Seite 283)

ist das dritte der neuen, gewaltigen Schiffe der Kaiserklasse; es besitzt eine Wasserverdrängung von 24 700 Tonnen (à 20 Zentner), ist 172 Meter lang, 29 Meter breit und hat einen Tiefgang von 8,3 Meter. Turbinen von 28 000 Pferdestärken geben dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 23,5 Seemeilen in der Stunde. Die schwere Armierung besteht aus 10 Geschützen zu 30,5 Zentimeter Kaliber (Rohrlänge 15,25 Meter), die zu je zweien in 5 Panzertürmen so aufgestellt sind, daß sie sämtlich nach beiden Seiten feuern können, während 6 über Bug und 8 über Heck zu feuern vermögen. Außerdem sind an Bord 14 Geschütze zu 15 Zentimeter und 12 zu 8,8 Zentimeter.

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelts Gott!" Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Katharim. — 21 Kr. zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Anton oder Antonia dankend erhalten.

Provinz Hannover, sowie aus Regensburg und Gmünd Betrag als Dank zu Ehren des hl. Joseph und Antonius von Padua erhalten. Herzl. Vergelt's Gott!

J. M. Schwenningen: Erhalten, besorgt.

Für die Veröffentlichung von Danksagungen usw. im Vergißmeinnicht pflegen wir nichts zu berechnen, doch wird eine fromme Spende zu Gunsten der armen Heidenkinder stets mit Dank entgegengenommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Danksagung.

Aufrichtigen Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott" der edlen Gönnerin und unsern sonstigen Wohltätern in Würzburg für die Bausteine, die sie zu unserem Missionskirchlein „St. Xaver" übersandten. Desgleichen danke ich der guten Frau aus Königshofen und den andern uns unbekannten Wohltätern und Wohltäterinnen für die Stoffe usw., die sie uns gütigst zukommen ließen. Aus Dettelbach lief in einem schweren Anliegen „Antoniusbrot" ein. — Sowohl wir Ordensleute wie unsere schwarzen Kinder und neubekehrten Christen werden fleißig nach der Meinung unserer lieben Wohltäter beten.

Missionsstation Maria-Trost in Südafrika.

P. Florian Rauch.

St. Joseph, August 1913. — Mit herzlichem Danke bescheinige ich hiermit den Empfang eines neuen Kelches, eines schönen weißen Meßgewandes, wie auch einer kleinen, hübschen Altardecke. Wir bitten den lieben Gott, daß er den guten Wohltätern ihre opferwillige Freigebigkeit in Zeit und Ewigkeit belohnen möge. Ebenso danken wir für die Geldspenden, die von Zeit zu Zeit einlaufen.

P. Manfuet Poll.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Mariannhill, M. Ratschitz (Südafrika), Geislingen, Rauenberg, Reistenhausen, Gries am Brenner, Steyr, Innsbruck, Hinterkotten, Chillicothe-Ohio, Carroll-Jowa, Fort Madison, Malters, Charpsburg-Pa., Astheim bei Mainz, Reichenkirchen, Königshofen, Unsleben, Sulgen, Ettenbeuren, Osterzhausen, München, Münstertal, Würzburg, Mellrichstadt, Bern, Rosenheim, Herbolzheim, Landau, Karlsruhe, Passau, Bodenwöhr, Sulzfeld a. M., Aesch, Osterhofen, Sufflenheim, Aschaffenburg, Groß-Bargen, St. Paul, Thal, Attinghausen-Uri, Einsiedeln, Brünn, Katharim, Lebeny-Ungarn, Meran, Schlanders, Feldbach, Wien, Niederndorf-Tirol, Aus Bulgarien, Krammel-Außig, Laibach, Wels, Teplitz, Ammerschwein, Buchen, Schrattenbach, Trudring, Bellplaine-Minn., Cresco-Jowa, Fair-Haven-Pa., Buffalo-N.-Y., Cincinnati-Ohio, Jegenheim, Wiesen, Rieden, Sattel bei Wangen, Felix, Halfing, Ettenheim, Emmerich a. Rh., Köln, Eilendorf, Aachen, Morbach, Oberzell, Essen-Ruhr, Teveren, Parsit, Dasburg, Koblenz, Fischeln, Dingelstädt, Düsseldorf, Werden-Ruhr, Telgte, Kevelaer, Bätzdorf, Breslau, Lieban, Zabrze, Bauerwitz, Kattowitz, Borsigwerk, Hildesheim, Zduny, Weiler, Ottersweier, Reistenhausen, Pforzheim, Ebringen, Kollbach, Günzach, Rohrbach, Türkheim, Oberkessach. Velburg, Zell a. H., Konerreuth, München, Obergimpern, Zimmern, Lauterbach, Rotachmühle, Lengkofen, Oberursel, Sand, Neustadt, Schetzlitz, Steinbach, Buchen, Wahn, Elbergen, Uedem, Oberzier, Steele, Schwege, Oberzier, Salzkotten, Hegensdorf, Rechingen, Kray, Echtz, Kaiserwerth, Köln, Godesberg, Pesch, Driburg, Weilerswist, Bredeney, Aachen, Rapen, Mariaweiler, Eschweiler, Eppenich, Marienhof, Kainbach bei Graz, Niederwaldkirchen, Kirchbach-Steiermark, Aspach-Altheim, St. Leonhard a. Hornwalde, Gleisdorf, Dittersbach bei Friedland, Gratkorn, Graz, Friedland, Wekelsdorf, Steyr, Suben, Linz, Zwettl, Fekewaros-Ungarn, Welsberg-Tirol, Hennersdorf-Schl., Pola, Kematen, Gallneukirchen, Linz, Söchau, Parschnitz, Wien, Abbazia, Weichstetten, Wien, Olmütz, Ligist, Graz, Csavoly-Ungarn.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Joh. Good, Unterlunkofen. Jos. Julen, Randa. Frau Ullmann, Appenzell. Barb. Varonier, Varen. Euphrosine Steidel, Ottersweier. Theres Reich, Weibolshofen, Maria Hörterer, Oberwössen. Theresia Braun, Neukirchen-Hl. Blut. Matthäus Igel, Mehrenberg. Maria Buchner, Theresia Kammerl, Landau a. J. Anna Alt, Haunersdorf. Ehrw. Sr. Casina, Oberin, Birnbach. Ludwig Schmitt, Tiengen. Max Ausserbauer, Forsting. Kolumban Fetz, Andelsbuch. Anton Schedler, Augsburg. Johannes Hüther, Fliensberg. Wilhelm Schmitt, Chicago, Nord-Amerika. Maximilian Martin, Freiburg. Anna Kotzbauer, Karl Krieger, Sulzbach. Laurent Ulrich, Straßburg. Herr Herck, Mainz. Johannes Weik, Lippach. Herr Hallmann, Gocherberg. Brigitta Stratmann, Wallen. Heinrich Hülsebusch, Heege. Anna Zeyen, Conz. Peter Zils, Anton Moskopp, Maria Moritz, Metternich. Barbara Stützgen, Heppingen. Johann und Anna Gerads, Dernbach. Anna Heiermann, Essen. Barbara Adolfs, Köln. Theodor Jansen, Kempen. Bernard Alberück, Sythen. Pfarrer Verhag, Kessel. Johann Sesterhenn, Molzig. Nikolaus Jänniches, Duisburg. August Heck, Koetgen. Berta Paasen, Veen. Timothea Juhr, Waldbreitbach. Maria Kath. Riehl, Köln-Nippes. Frau Weber, Vitis. Maria Zöhrer, St. Ruprecht a. Raab. Christian Köb, Dornbirn. Hochw. Aug. Skocir, Graz. Josefa Breuer, Johann Leibetzeder und Josefa Holzinger, Linz. Maria Jancar, Borst. Paul Schneeberger, Sarleinsbach. Margaretha Wölfel, Chilton, Wis. Theresia Schaer, Chicago, Ill. Mrs. Praest, Dodge, Nebr. Rev. J. P. Probst, North Washington, Jowa. Mrs. Jos. Jermann, Woodhaven, L. J., N.-Y.

„Die Himmelsleiter."

Wer möchte nicht eine Himmelsleiter haben, um in den Himmel hinaufsteigen zu können? Wir sind so glücklich, unsern geehrten Lesern und Leserinnen eine solche anbieten zu können und zwar in Gestalt eines schönen, von einem Mariannhiller Missionspriester geschriebenen Meß- und Gebetbüchleins.

Es enthält eine treffliche Belehrung über das hl. Meßopfer, seinen Wert und seine Wirksamkeit, sowie über die Art und Weise, ihm mit Andacht und Nutzen beizuwohnen. Es folgen zwei schöne Meßandachten, die Beichtgebete, ein kurzer Unterricht über den großen Kirchenschatz, die Ablässe, über den heldenmütigen Liebesakt und die wirkliche und geistliche Kommunion. Außer einer reichen Auswahl schöner Gebete, Litaneien und Andachtsübungen finden sich in dem 280 Seiten starken Büchlein die bekanntesten lateinischen Hymnen auch in deutscher Uebersetzung, wie das Veni Creator und Veni sancte Spiritus, Jesu dulcis memoria, Adoro te, Pange lingua, Ave maris stella, Stabat mater, Dies irae etc., und eine Menge schöner Ablaßgebete. Den einzelnen Andachtsübungen, wie z. B. der hl. Beichte und Kommunion, den täglichen Gebeten, der Andacht zum hl. Geiste, zum lieben Jesuskinde, zum allerheiligsten Altarssakrament und göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes, dem hl. Kreuzweg usw. sind regelmäßig kurze Belehrungen in populärer, leichtverständlicher Form vorausgeschickt, und an geeigneter Stelle steht unter dem Titel „Leitsterne auf dem Wege des Heiles" auf knapp zehn Seiten eine vollständige Anleitung zum Streben nach christlicher Vollkommenheit.

Eine besondere Zierde des lieben Büchleins bilden außer einem hübschen Farbenbild mehr als 20 sinnige Bildchen, hergestellt in der bekannten Firma des Herrn B. Kühlen in M.-Gladbach, alle im innigen Anschluß an den betreffenden Text. Wir nennen bloß: Christus als Keltertreter, das liebe Jesukind, der gute Hirt, der barmherzige Samaritan, Einladung zum hl. Kreuzweg, die Rosenkranzkönigin, der hl. Schutzengel, St. Joseph, Antonius von Padua, Aloysius von Gonzaga, die wunderbare Kommunion des hl. Stanislaus Kostka.

Kurz, ich kann nur sagen: Nimm und lies! Das Büchlein ist für Welt- und Ordensleute geschrieben, eignet sich aber besonders zur Massenverbreitung in Klöstern, Seminarien und religiösen Instituten. Es dürfte sich kaum ein passenderes Weihnachtsgeschenk finden als dieses goldene Büchlein.

Preis, gebunden in Leinwand mit Rotschnitt 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt 1.75 Mk. Zu beziehen durch die auf der Titelseite des Vergißmeinnicht angegebene Vertretung der Mariannhiller Mission. Der bescheidene Reingewinn ist für die armen Heidenkinder bestimmt.

Wer will das schöne, so trefflich ausgestattete Büchlein kaufen, wer behilflich sein, es auch in Freundeskreisen, in Schulen und religiösen Anstalten zu verbreiten? Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz, und man kann damit buchstäblich für sich und andere eine „Himmelsleiter" aufstellen.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionsschluß am 15. Oktober 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN